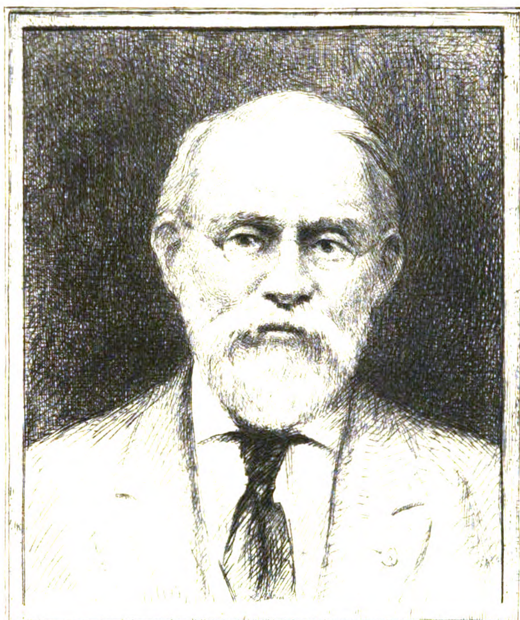
# Der Bücherwurm


SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

Printed in Germany.

# Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat“ und „Vorhof“

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 16. Jahrgang Heft 1

Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt, und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element. ja, ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns, oder an uns auf die eine oder andere Weise dargestellt haben.

Goethe / Wilhelm Meister

Nur der Kampf macht auf beiden Seiten alles bewußt; nur durch ihn, und zwar in allen Zeiten und Fragen der Weltgeschichte, erfährt der Mensch, was er eigentlich will und was er kann.

Jakob Burckhardt



**Drohend naht jetzt der lange Winter. Vorgestern schon schwebte der erste Adler über unsere Inseln. Was wird aus euch wohl werden, Gänsekinder, die wir in einem kurzen Sommer lieb gewannen?**
**Wie leicht könnten wir eure starken Schwungfedern beschneiden und euch, sicher vor allen Gefahren, hier bei uns behalten. Das kommt uns aber nicht in den Sinn. Denn euch und uns beseelt derselbe Glaube — lieber bluten und früher sterben, als nie die Flügel zu dem großen Abenteuer spannen.**
**Und seid ihr treu und kommt in einer Frühlingsnacht einmal zurück, so viele wie von euch am Leben bleiben, wir werden dort am Strande sein und euch erwarten mit dem alten Ruf: „Komm Goose, kleine Goose, komm!"**

*Bengt Berg / Die Liebesgeschichte einer Wildgans*
*Dietrich Reimer Verlag / Leinen 9.—.*

# DER ANMARSCH DES UNTERMENSCHEN

WALTER WEICHARDT

„Und weil sie arme Leute waren hatten sie viele Kinder“, sagt das Märchen von einer Holzhackerfamilie, damals als wir noch ein Volk von Familien waren, ein Volkskörper von gesunden Familienzellen. Aber das arme Volk wurde reich, die Zivilisation stieg und die Kultur sank und unter den Einflüssen des modernen Lebens nahm die Kinderzahl ab. Auf tausend Einwohner wurden 1871—1880 über 40 Kinder geboren, 1914 noch 27,6, 1921 noch 25,9, 1928 nur noch 18,9. Das Märchen hätte kurz vor dem Kriege sagen können: „Und weil sie reiche Leute waren hatten sie wenige Kinder.“ Seit dem Ende des Krieges ist das noch viel schlimmer geworden, denn nun sind wir nicht mehr reich, oder arm aber frei, sondern bettelarm und versklavt, und die Not, der äußere Feind und der Feind in uns diktieren uns die Gesetze unseres Niedergangs.

Die Torheit der Deutschen in Dingen der Politik und der Staatsnotwendigkeit läßt viele sagen: es ist gut, daß in diesen schlechten Zeiten wenige Kinder geboren werden, Deutschland ist so wie so schon übervölkert und es wird auch wieder anders werden. Aber diese Leute haben meist keine Ahnung, daß der Niedergang noch viel verhängnisvoller ist als es scheint, weil sie sich durch die geringe Zunahme der Bevölkerungszahl täuschen lassen; nur weil sich das durchschnittliche Lebensalter erhöht hat, wird der Rückgang verschleiert, nur weil wir jetzt mehr alte Leute haben, tritt es noch nicht so augenfällig in Erscheinung, daß die Zahl der Jungen immer mehr abnimmt; wenn erst einmal die älteren Volksgenossen aus geburtsreicheren Zeiten weggestorben sind, dann wird die Abnahme den Kurzsichtigsten sichtbar werden; denn, wie gesagt, während die Zahl der überalterten Deutschen zunimmt, hat die Zahl der Jungen seit 1923 um 15 % abgenommen: wir werden ein altes Volk. Während die Geburtenzahl, selbst auf dem Lande, seit 1913 pro 1000 der Bevölkerung von 32 auf 23 zurückgegangen ist, beträgt das Geburten defizit durchschnittlich im Reiche heute 1,5, in den Klein- und Mittelstädten schon 5,4, in den großen Städten 7,4, in Berlin sogar 9,8. Jedes Tausend der Bevölkerung Berlins verliert also heute schon jährlich 10 Menschen, was nur durch den Zuzug ausgeglichen wird. Wir haben aber schon heute Großstädte, in denen der Rückgang nicht durch genügenden Zuzug ausgeglichen wird, so daß dort schon eine tatsächliche Bevölkerungsabnahme vorliegt.

Noch erschreckender wird das Bild, wenn wir sehen, welche Volkskreise abnehmen und nach und nach verschwinden, nämlich die Wertvollsten und Be-

gabtesten; denn was wir an tüchtigen und beweglichen und schöpferisch veranlagten Menschen haben, wird mehr und mehr nach den Großstädten und vor allem nach Berlin gezogen, weil der Bedarf an solchen Menschen in den großen Städten größer ist als das Angebot; die wertvollsten und leistungsfähigen Menschen des ganzen Volkes werden von Berlin angezogen, aufgesogen, ausgesogen, aufgerieben und verbraucht. Das Tragische dabei ist, daß diese Ausgewählten, weit überdurchschnittlichen Menschen, nichts Großes aufbauen oder sinnvoll einem großen Zweck dienen, sondern im Fieber dieser Stadt wie die guten Kräfte eines Körpers verbrennen und sozusagen für den Tagesbedarf verbraucht werden; der Großstadtmensch stirbt oder entartet (soweit er überhaupt eine Art hatte) und die Auswahl der Besten, die in diese Mahlmühle kommen, stirbt mit ihm.

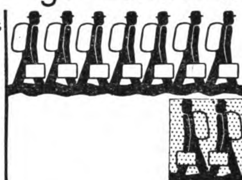
Menschenschaffend ist nur noch das Land, wenn auch in beständiger Abnahme, menschenmordend aber ist die Großstadt, vor allem Berlin. Die Untersuchungen haben ergeben, daß zur bloßen Erhaltung des Volkes die heutigen Familien wenigstens 3,6, also fast 4 Kinder haben müßten; nach den Forschungen Pater Muckermanns haben die Familien der deutschen Intelligenz aber nur 1,6 bis 2 Kinder, ja die Familien der hohen preußischen Beamten nur ein Kind; ähnlich ist es bei den freien Berufen; die wertvolle und unersetzliche geistige Oberschicht des Volkes stirbt rettungslos aus, und zwar um so rascher, je mehr sie nach den Großstädten gezogen werden. Alle diese Familien werden aussterben und mit ihnen die Träger eines großen, unersetzlichen Erbgutes an Begabung und geistigen und sittlichen Werten; ja man kann sagen: das ganze gebildete deutsche Bürgertum stirbt langsam aus; wir stehen vor der Auspowerung der Nation an Tüchtigkeit und einmaligen menschlichen Werten jeder Art, und was bleibt ist die Masse. Schuldirektoren, Universitätsprofessoren, Theaterleiter, ja jeder Buchhändler, der seine Kunden kennt, alle bestätigen, wie wenig an menschlichen Werten und Begabungen von unten heraufgestiegen ist; das allgemeine geistige Niveau ist bedenklich gesunken; und das ist um so beängstigender, als alles religiös und sittlich, menschlich und schöpferisch Große nie mit durchschnittlichen oder gar unterdurchschnittlichen Geisteskräften verbunden ist. Es ist ein Wahn, zu glauben, daß eine beliebige Menge von Veranlagung, Talent und Tüchtigkeit im Volke schlummere, die nur geweckt zu werden brauche. Wenn begabte Familien aussterben, so sind sie fort, endgültig; ausgestorbene Erbmasse kommt nicht wieder, ein Volk kann schöpferisch und geistig verbluten und nichts kann ihm die ausgestorbenen und vernichteten Werte zurückgeben; die Umwelt kann das Tüchtige fördern, die Sonne glücklicher Zeiten die Keime

# Wanderbewegung wichtiger Länder 1920-27

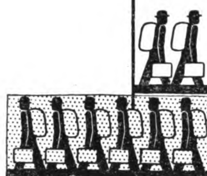
Europa

Einwanderungsüberschuss

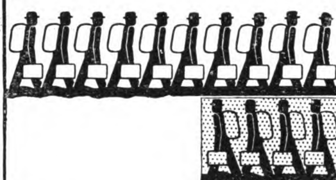
Grossbritannien und Irland



Frankreich



Italien



Deutsches Reich

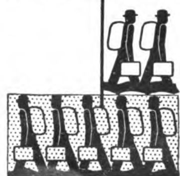


Amerika

U. S. A.



Argentinien



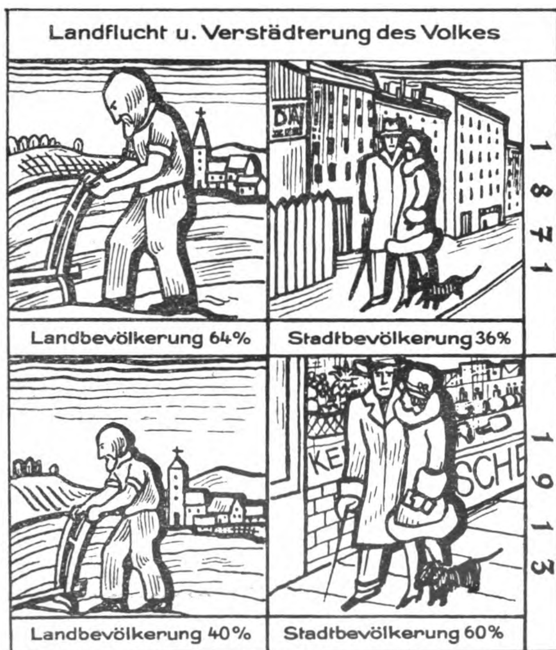
Jede Figur auf weissem Untergrund 250 000 Auswanderer — über Land
Jede Figur auf grauem Untergrund 250 000 Einwanderer — über See

Angefertigt für das Bibliographische Institut AG., Leipzig
Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien

Aus dem bildstatistischen Elementarwerk „Gesellschaft und Wirtschaft", herausgegeben vom Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien; Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

jeder wertvollen Veranlagung ausbrüten und ausreifen, schaffen kann sie nichts. — Denn, auch wenn die Zeit reif und erfüllt ist, so springt der große Mensch doch noch nicht wie Athene aus dem Haupt des Zeus, vollendet und gepanzert in die Arena der Zeit. Vielleicht ist die Stunde nicht fern, vielleicht schon da, da die Zeit vergeblich nach dem großen Mann ruft, weil der moderne Betrieb alle Keime des Großen vernichtet hat. Und was bleibt ist ein vermasstes Volk, nein, eben kein Volk, sondern eine große Masse, die nicht mehr handelt nach eingeborenen, tiefverwurzelten Instinkten, die nicht mehr geleitet wird von großen, beherrschenden, leitenden Ideen, sondern die bestimmt wird von Massentrieben und Massengesetzen, die dem tiefsten Durchschnitt entsprechen, es wälzt sich heran die drohende Masse des Untermenschen.

**Diese und ähnliche Gedanken bilden die Grundlage des neuen Buches von Paul Rohrbach „Deutschland! Tod oder Leben?" Verlag F. Bruckmann, München. Was diese biologischen und völkischen Niedergangserscheinungen noch viel bedenklicher macht, sind die Auflösungserscheinungen auf allen Gebieten, die Rohrbach im Verlauf seiner Darlegungen aufweist. Das Buch ist wert von jedem gelesen zu werden, den Deutschlands Zukunft etwas angeht — und wen geht sie nichts an?**




**Die deutsche Landflucht 1871/1913 (Abbildung aus dem „Geopolitischen Geschichtsatlas" von Fr. Braun und A. H. Ziegfeld, Verlag L. Ehlermann, Dresden)**

# ZWEI BRIEFE

## FRIEDRICH NIETZSCHE AN FREIHERRN VON GERSDORFF

Basel, 19. November 1871.

Verzeihe mir, mein lieber Freund, daß ich Dir nicht früher für Deine Briefe gedankt habe, von denen ein jeder mich an Dein kräftiges Kulturleben erinnert, als ob Du im Grunde noch Soldat seist und Deine militärische Gesinnung jetzt im Bereiche der Philosophie und Kunst zu erweisen trachtest. Und so ist es recht; nur noch als Kämpfer haben wir gerade in unserer Zeit ein Recht zu existieren, als Vorkämpfer für ein kommendes saeculum, dessen Formation wir an uns, an unseren besten Stunden nämlich, etwa ahnen können: da diese besten Stunden uns doch offenbar dem Geiste unserer Zeit entfremden, aber doch irgendwo eine Heimat haben müssen; weshalb ich glaube, wir haben in diesen Stunden so eine dumpfe Witterung des kommenden . . . also, — es bleibt dabei: „und im ganzen, vollen, schönen resolut zu leben!" Aber es gehört eine kräftige Resolution dazu und ist nichts für jedermann! . . .

## OTTO BRAUN AN SEINE ELTERN

9. April 1916 (im Felde).

Mir geht es, wie einem, dem sein Erbteil verpraßt wird, während er sich in der Fremde herumschlägt. Was mir das Höchste war, daß Geist und Kultur unseres Volkes wachsen, in reifen, schönen Werken sich offenbaren, zum mindesten aber, daß die Jugend sich, wenn auch nur verschleiert, als die erweist, solcher Zeit Vermächtnis in höchster Form für die Ewigkeit zu fühlen, all dieses wird mir von Tag zu Tag fraglicher, unwahrscheinlicher. Zeigt mir einen einzigen Sänger, einen einzigen Former, einen einzigen Bildner unter all diesen faselnden Buben, und das ganze Gomorra sei gerechtfertigt. Aber wohin man sieht, Flachheit und Ratlosigkeit. Wo etwas geleistet wird, wo gute Bücher, hohe Bücher geschrieben, große Dinge gesagt werden, es sind gewiß Dreißig-, Vierzig-, Fünfzig-, Sechzigjährige, aber wir brauchen nicht nur Zeit-, auch Altersgenossen. Gegenüber dem quälenden Gefühle des geistigen Tiefstandes meiner Generation hilft nur tätiges Teilnehmen an allem Nahen, Gegenwärtigen und ein kühn ins Zukünftige gespanntes Auge.

Beide Briefe sind entnommen aus dem wertvollen Geschenkband „Wir kämpfen. Das Ringen großer Menschen in ihren Briefen." Herausgegeben von Paul Schiller (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen, Lein. 7.50). Menschen und Führer, Frauen und Männer aus den verschiedensten Lebens- und Arbeitsgebieten, Persönlichkeiten, die ihr eigenes Ich hintansetzen, um dem Gedanken zu dienen und für seine Erfüllung heroisch zu kämpfen, der Leitstern ihres Lebens ist, sind darin mit entscheidenden Briefproben vereint. Das ist ein Buch der Kameradschaft, Werkzeug der eigenen Weiter- und Höherbildung am heldischen Menschen. Dieses Buch ist eine Zeitnotwendigkeit und bleibender Wert. K. R.

# NEUGESTALTUNG DER GESELLIGKEIT

ILSE SCHREIBER

Überall sucht man sich neu zu orientieren. Überall sucht man nach neuen Formen für alte Dinge, um sie der Zeit anzupassen, der Zeit gemäß zu gestalten. Der neuen Zeit, dem neuen Menschen (?), einer neuen Wirklichkeit, die uns überraschte. Neu — nicht anders —, denn anders kann man kaum sagen, weil alles schon einmal dagewesen ist.

Jetzt, zum Beginn des Winters, suchen viele in fast jeder deutschen Stadt nach einer neuen Form für die tönern gewordene der häuslichen Geselligkeit. Hier ein kleiner, dort ein großer Kreis. Alle irgendwie getrieben von dem Wunsche, trotz der wirtschaftlich schlechten Verhältnisse jedes Einzelnen, einen menschlichen und geistigen Zusammenhalt zu ermöglichen, ohne in die seelenlose Atmosphäre amerikanisierter Klubgeselligkeit hinabzugleiten. Man macht Versuche, schüchtern und tastend zuerst, und wird schließlich die gemäße Form finden. In Hamburg eine andere als in Düsseldorf, in München eine andere als in Frankfurt, in Berlin eine andere als in Königsberg und in Hannover schon eine andere als in Göttingen. Dafür sind wir Deutsche. Gott sei Dank. Dafür weht überall eine andere geistige Luft, züchtet jede Atmosphäre und Landschaft andere Individualitäten, hat andere Traditionen. Oder es liegt wohl auch einmal daran, daß vielleicht eine einzige starke Persönlichkeit mit ihrem ganz bestimmten und nur ihr eigenen Stil in überzeugender Weise formgehend wirkt. Um im Zeitgeschmack zu reden, sozusagen einen neuen Stil kreiert. Wieweit man dabei abhängig bleibt von Vorbildern, wie belastet der Wissende, der Gebildete da dem Unwissenden gegenüber ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls scheint es mir ganz amüsant, zu sehen, wie die geistige Luft einer Umgebung in einem Zwischenraum von etwa 150 Jahren bewußt oder unbewußt zu ähnlichen Ausdrucksmitteln drängt. Aus Hamburg kommt die Nachricht, daß ein großer Kreis der dortigen Gesellschaft, der Zeit entsprechend, keine Abendessen mehr veranstaltet, sondern jedesmal im Hause des Einladenden einen Vortrag halten läßt von Künstlern oder Gelehrten oder weitgereisten Leuten, und daß diese Form der neuen Geselligkeit dort bereits großen Anklang gefunden habe.

Alte Familienbriefwechsel sind oft eine Fundgrube kulturhistorischer Momente. So berichtet ein vor mir liegender Brief aus der beneidenswerten Zeit der Anna Amalia, der Rahel und Caroline, um die Wende des 18. Jahrhunderts von einer Gesellschaft in Hamburg bei dem Direktor der von ihm gegründeten Handelsakademie „Büsch“ interessante Einzelheiten. Büschs Haus war damals der

Sammelplatz der gebildeten Fremden, die dort in die Gesellschaft Hamburgs eingeführt wurden. In den Kreis gehörte neben Klopstock das berühmte Schauspielerehepaar Schröder (Schröder führte zuerst Skakespeare auf der deutschen Bühne auf), dann Helferich Peter Sturz, die beiden Brüder Nuzer (bekannt als Vergötterer italienischer Poesie) und viele andere bekannte Gestalten jener Zeit. Besonders gehörte eine sogenannte literarische Gesellschaft, deren Stifter Klopstock gewesen war, zu diesen Sozietäten. Männer und Frauen nahmen in gleicher Weise daran teil. Man versammelte sich gegen sechs Uhr abends. Die erste Stunde wurde dem Vortrag oder der Lektüre gewidmet. Unter dem „Gemäldethron", dem Ideal einer Leserin, das Tischbein nach einer Idee Klopstocks gemalt und der Gesellschaft geschenkt hatte, saß der Vortragende an einem etwas erhöhten Tisch. Nach einer Stunde trennte man sich zur Kartenpartie. Es spielten indes nicht alle. Von Klopstock wird berichtet, daß er sich lebhaft mit den Damen unterhielt, und: „Klopstock ist tändelnd mit Frauenzimmern."

So vor etwa 150 Jahren in Hamburg. Danach mußte man in Berlin den „Salon" neu erfinden. Was wird sich herauskristallisieren? Die Arrangements großer Vereins-, Klub- und Behördenfeste sind wohl immer eine rein männliche Angelegenheit gewesen. Es zeigt sich eigentlich auch hier, daß Männer viel konservativer und schwerfälliger sind als Frauen.

Wir wollen den Männern nicht hineinreden in ihre Festessen und Bälle und sogar zugeben, daß wir Seite an Seite und Schulter an Schulter mit ihnen gern mittanzen in dem großen Menschheitskarneval. Es ist menschlich und nur allzu verständlich. Vieles kann zum Tanzen zwingen. Oft ist es nur um ein wenig Freude. Und dann macht man auch mit aus Gleichgültigkeit, die so leicht aufkommt, wenn die Spannkraft im Sterben liegt. Ein wenig Konfetti auf der grauen Eintönigkeit der Lebensstraße beschwingt den leergelaufenen Geist zu neuer Hoffnung. Also überlassen wir den Männern ruhig die großen Feste. Sie sind gar nicht so tragisch zu nehmen, wie es viele Leute ansehen und deuten. Uns Frauen bleibt das viel verantwortungsvollere, viel intimere Ressort der häuslichen Geselligkeit. Eigentlich ist es ein schlechtes Zeichen für uns, daß erst die Not der Zeit uns Reformgedanken für diese Geselligkeit aufzwingen mußte. Sie hatte längst ein bedenkliches Niveau angenommen, nicht zuletzt durch die Indolenz jener, die das längst erkannt hatten, aber zu bequem waren, um mutig zu sein. Der uns von Voreltern und aus der Kulturgeschichte her überlieferte Sinn der häuslichen Abende hatte sich in grotesker Weise vermaterialisiert, nicht zugunsten der Geistigkeit, auch in Kreisen, die als typisch geistige Geltung beanspruchen.

Die „neue“ Frau, von der heute so gern gesprochen wird, steht hier vor neuen, sehr fraulichen Aufgaben. Ihre vielseitig schöpferische Phantasie kann auch hier gestalten, mehr als Kunst oder Kunstgewerbe gestalten, kann Geist wecken, an dem die neue Zeit so arm ist, daß sie wie um Brot danach hungert. Warum ist es vor 150 Jahren und auch später möglich und selbstverständlich gewesen, bedeutende Männer und Frauen um einen Teetisch, einen dampfenden Punsch oder eine Bowle zu versammeln? Nur wegen Geist? Oder Romantik? An romantischer Sehnsucht fehlt es uns auch nicht. Nicht trotz, sondern weil sie so extrem zu der Nüchternheit des heutigen Lebens läuft.

Ich glaube, man muß viel mehr oder viel weniger darüber nachdenken, wen man zusammen einladen kann. Je verschiedener die Wissens- und Interessengebiete des einzelnen sind, je anregender und fruchtbarer gestaltet sich die Unterhaltung. Was haben Spezialisten vom gleichen Fach einander noch zu sagen?

Ob wir nicht viel gebildeter, viel aufgeschlossener und seelisch weniger faul wären, wenn jeder dem anderen neues und anderes brächte? Und man sich dadurch gegenseitig zwingen würde, wieder übereinander nachzudenken, nicht nur über die Spiegel des menschlichen Geistes, sondern über den ganzen Menschen? Ob wir dadurch nicht wieder geistiger würden und vielleicht sogar menschlicher?

Die vorstehenden Ausführungen erschienen zuerst in der D. A. Z. Wir geben sie hier wieder mit dem besonderen Hinweis auf die „Stunde des Bücherwurm“, unter welcher Bezeichnung die Redaktion des „Bücherwurm“ gemeinsam mit einem weiteren Freundeskreis und mit Förderung großer Verlage in gesellschaftlicher Form in Berliner Privathäusern literarische Vorlesungen und Diskussionen veranstaltet. Diese Darbietungen erfreuen sich eines regen Zuspruchs. Ein Ende Oktober stattgehabter Abend, an dem Edwin Erich Dwinger aus seinen Büchern vorlas, war von reichlich hundert Hörern besucht, darunter Vertreter der wichtigen Presse und viele Buchhändler. — Ende November wird in ähnlichen Zusammenhängen Ernst Wiechert, Anfang Dezember Paul Zech lesen, im Januar leitet Guido K. Brand einen Diskussionsabend „Haben wir einen bürgerlichen Roman?“ —
Berliner Bezieher des „Bücherwurm“ und auswärtige, die sich gelegentlich in Berlin aufhalten, können jederzeit genaue Angaben über die nächste „Stunde des Bücherwurm“ erhalten durch die Redaktion (Bismarck 2654).

---

Ich leb’ und weiß nit, wie lang;
ich sterb’ und weiß nit, wann;
ich fahr’ und weiß nit, wohin;
mich wundert, daß ich fröhlich bin.

Magister Martinus in Biberach 1498

# LYRIK 1930 / VERSUCH EINER BILANZ

HERBERT FRITSCHE

Nirgends quillt und sprudelt es im Bereich der heutigen Lyrik — das wissen bereits die journalistischen Spatzen, die es von den Dächern pfeifen. Hier und da eine Fontäne, sehr viel Rinnsale und noch mehr trübe Tümpel, das ist alles. Vielleicht war es nie anders, das weiß ich nicht. Die blutleeren Epigonen und die kalten Macher waren schließlich immer vorneweg.

Was läßt sich schon Allgemeines über die Lyrik des letzten Jahres sagen? Man ist zufrieden, daß sie überhaupt da war. Große Vorgänge spielen sich, wie gesagt, in ihren Bereichen nirgends ab, Kämpfe der Titanen oder Zersplittern gewaltiger Persönlichkeiten. Die wahrhaft Großen bleiben einsam wie je — und die Kleinen schreien gemeinschaftlich, daß es gellt. Der „große Zug des Ganzen" ist entweder flötengegangen, oder er war überhaupt noch nie da.

Ich muß also eine „organisch aufgebaute Darstellung des Gesamtbildes" unter den Tisch fallen lassen und mir statt dessen die einzelnen Herrschaften, die heute noch Verse schreiben, einzeln betrachten. Fangen wir an:

„Die Anthologie", herausgegeben vom Kartell lyrischer Autoren, betreut von Alfred Richard Meyer. Ein sympathischer Versuch. Im einzelnen verschiedentlich vorbeigelungen. Flugblatt 1: George A. Goldschlag „Rot und Grün". Schade um die Druckkosten. Mittelmäßige angelesene Großstadtlyrik ohne Schwung und neue Gesichte. Flugblatt 2: Walther Petry „Das Ich. Gedichte in odischer Art". Blaß und epigonal. Sicher ein ehemaliger Klassen-Primus. Flugblatt 3: Robert Seitz „Tiere und eine Stadt". Das sieht schon anders aus. Eine lockende Welt — das wilde, schöne Reich der Tiere und die Versunkenheit Amsterdams. Ein Gedicht wie „Mond und Möwe" gehört zu den allerschönsten der jungen Lyrik überhaupt. Flugblatt 4: Gerda von Below „Der heilige Tierkreis". Echte Esotherik. Gedichte aus dem Geiste christlicher Astrosophie — wahrhaft gedichtet. Flugblatt 5: Bernhard Trinius „Die Passion. Schicksals-Gedichte". Das ist kein großes Schicksal, nur ein großer Poseur. Ein unerfreuliches Heft. Flugblatt 6: Hans Brandenburg „Weihe des Hauses". Schöne, erlebte Verse. Schwarze und weiße Magie. „Ein Hufschlag in der Nacht" bleibt unvergeßlich. Flugblatt 7: Nikolai Michelson „Schlafkrankheit". Kann man beim Lesen dieser unechten Machwerke auch bekommen. Siehe Notiz zu Flugblatt 1. Flugblatt 8: Johannes Urzidil „Die

Stimme". Gut gekonnt. Routine. Das Ganze läßt schaurig kalt. Zum Schluß als Draufgabe: Alfred Richard Meyer: „Die sinnlichen Hymnen". Neue Munkepunkiaden, die, dem Zuge der Zeit folgend, sich in scherzhaft-ernster Weise der „diätetischen Psychologie" widmen. —

An Lyrikbüchern des vergangenen Jahres wäre zu nennen:

Gottfried Benn „Gesammelte Gedichte". (Kiepenheuer.) Sicher das bedeutendste Werk der letzten Zeit. Eine wahrhafte Kosmogonie. Es ist mit nichts zu vergleichen. Einmalig und groß steht es schon heute neben Hölderlin.

Jakob Haringer „Abschied". (Zsolnay.) Ein unkritisch hingeschriebenes Buch voller Schlappheit und Manier. Aber dennoch von dem unerklärlichen Nimbus umgeben, der selbst die schlechtesten Verse Haringers noch adelt. Ein echter Dichter kann eben niemals gänzlich zum Teufel gehen.

Arno Nadel „Tänze und Beschwörungen des Weissagenden Dionysos". Echte Klänge, wirkliche Kunst! Ein liebenswertes Buch, geschaffen zum „Ruhn und Träumen von irdischen Himmeln".

Oskar Loerke „Atem der Erde". (S. Fischer.) Ein neues Gedichtbuch des ernsten schweren Poeten. Loerke bleibt immer der ganz Einsame. Er ist vielleicht der einzige Dichter unserer Zeit, bei dem man von „kosmischem Leid" reden kann, ohne eine Phrase zu gebrauchen.

Sonka „Der Bruder Sonka und die allgemeine Sache". (Zsolnay.) Vor allem anderen: Ein ehrliches Buch! Hier ist einmal wirklich ein Ringender, ein Dichter des aufgewühlten Herzens. Wie man immer zum Ausklang dieses Buches stehen mag — seine Lektüre bleibt Gewinn.

Clara Schünemann-Kruyskamp „Das Traurige Buch". (Sternbild-Verlag, Hamburg 13.) Eine unbekannte junge Dichterin, mindestens ebenso begabt wie die im „Bücherwurm" schon eingehend gewürdigte Erika Mitterer, veröffentlicht hier ein inniges und wertvolles Erstlingswerk. Wir erwarten noch sehr viel von ihr.

Karl Röttger „Die Lieder von Gott und dem Tod". (Horen-Verlag.) Viel zu viel Gedichte dieser Art auf einmal. Sicher ist alles ehrlich empfunden — aber Rilke hat solche Dinge doch besser gekonnt. Von dem Buch bleibt bestenfalls der Eindruck zurück, daß der Verfasser ein guter und vornehmer Mensch sein muß.

F. K. Benndorf „Die Jahreszeiten". (Ebendort.) Talmi! Ein Epigone, wie er im Buche steht. Ohne eigene Atmosphäre, gespreizt und erkünstelt „edel". Weiteres siehe oben bei Walther Petry. —

Das wären also die hauptsächlichsten Lyrikbücher der letzten zwölf Monate!

Geschmack- und Belanglosigkeiten, wie z. B. die Verse Erich Kästners, übergehe ich. Aber einigen Nachdichtungen will ich mich noch widmen. Da ist zunächst François Villon, der vor fünfhundert Jahren geboren wurde. In Deutschland ist der unsterbliche Franzose weiteren Kreisen bekanntgeworden durch Hans Reisers tollen Villon-Roman „Der geliebte Strolch", sowie auch vor allem durch Bert Brecht, der Villons Werke unter seinem eigenen Namen bei uns einführte. Daß er dieses edle Werk immerhin nicht so ganz schlecht getan hat, beweisen seine „Songs der Dreigroschenoper" (Kiepenheuer). Mittlerweile aber kann er einpacken. Villon ist persönlich gekommen und wird ihm ins Gesäß treten. — K. L. Ammer hat Villon schon vor Jahren verdeutscht. Seine Übersetzung wurde jetzt neu aufgelegt bei Kiepenheuer. Sie ist solide gemacht und bringt manchen guten Klang. Die Gefahr, daß sie einen umwirft, besteht nicht. Ganz anders sieht die Umdichtung der Balladen Villons durch Paul Zech (Erich Lichtenstein Verlag) aus. Hier ist, wie gesagt, Villon persönlich zugegen, strotzend lebendig und voller Dämonie. Er, Villon, selber geht mit seinem Übersetzer durch! So etwas hat die deutsche Literatur selten erlebt — vielleicht außer diesem nur noch ein einziges Mal: Als derselbe Paul Zech das Gesamtwerk Jean-Arthur Rimbauds (Wolfg. Jeß Verlag) verdeutschte. Durch diese Leistung angelockt, versuchte Alfred Wolfenstein (Verlag Internat. Bibliothek), es ihm nachzutun. Leider reichte es nicht ganz dazu, so daß die unlängst erschienene Rimbaud-Nach„dichtung" von Wolfenstein nur ein schlechter zweiter Aufguß der Zechschen geworden ist. Ob Wolfenstein nun auch Villon übersetzen wird, entzieht sich meiner Kenntnis. —

An billigen Neuerscheinungen zeitgenössischer Lyrik nenne ich vor allem die Schulausgabe der Gedichte von Stefan George bei Ferdinand Hirt — sowie die als Inselbändchen erschienenen „Sonette an Orpheus" von Rilke. Andere Verleger sollten sich daran ein Beispiel nehmen.

Zum Schluß nenne ich noch ein paar Zeitschriften, die sich der Lyrik noch annehmen: „Die Lebenden", die schon seit Jahren von Ludwig Kunz in Görlitz herausgegeben werden — „Die Kolonne", die bei Wolfgang Jeß in Dresden erscheint — und mein eigenes Blatt „Der Taugenichts", das ausschließlich Gedichte bringt. —

Noch einmal als Ausklang die trübselige Feststellung: Es ist sehr wenig los in der modernen Lyrik. Die Dichter haben das Format verloren, und die Leser erst recht. Die Besten bleiben ungedruckt oder ungelesen, die Allerbesten aber sind tot. Vielleicht jedoch kehren die Schatten einmal wieder.

# ERNST WIECHERT

## BEKENNTNIS ZU EINEM DICHTER

KARL RAUCH

Kürzlich saß ich mit einem unserer bekanntesten Literarkritiker zusammen. Wir fanden uns in der vollkommenen Ablehnung der zur Sintflut wachsenden „Gegenwartsdarstellung“ auf dem Gebiete des Romans. Wir waren uns einig darin, 99½ % dieser Nachkriegs-, Gegenwarts- und Zeitromane abzulehnen als überflüssig, unzulänglich, ungestaltet, kümmerlich und schädlich. Mit dieser Surrogatliteratur überschwemmen viele „führende“ Namen und unter deren Schutz mit schreiender Plakatempfehlung die arrivierten jungen Autoren den Büchermarkt. Nachgerade wird solcherart jener ernsthaften Leserschaft, die mehr verlangt als Oberfläche, Gestaltung sucht statt privaten Berichts, Dichtung statt Reportage, der Glaube an neuzeitliche Literatur zerschlagen. Ich berichtete von einer Äußerung des Leiters einer der größten Berliner Buchhandlungen, der allmählich nachdenklich wird, weil selbst aus Kreisen seiner Berlin-W-Kundschaft ihm Feuchtwangers salopp und plump hingehauener, verantwortungsloser Schmöker „Erfolg“ zurückgebracht und gegen Hamsuns „August Weltumsegler“ umgetauscht wurde, weil statt der privaten Jämmerlichkeiten des Modeklüngels um Ernst Glaeser und Heinz Liepmann lieber Edwin Erich Dwingers männliche Werke „Die Armee hinter Stacheldraht“ und „Zwischen Weiß und Rot“ (in denen die Hintergründe des Krieges wirklich mit dichterischer Kraft gestaltet und weit über die private Erlebnissphäre des Schreibenden hinaus ins bleibend Gültige gehoben sind) gekauft werden. Wir stellten einheitlich fest, daß das Gefühl für Dichtung und Wertung vielfältig stark im Wachsen begriffen ist, daß die Modezauberformel der Zeitreportage, mit der eine gewisse Kaste von Kritikern bereits glaubte, echte Dichtung als verstaubt und veraltet zu Grabe singen zu dürfen, sich inflationistisch selbst ad absurdum zu führen begonnen hat. Wir nannten einander Namen von Männern und Könnern, in denen wir Kraft, Fähigkeit und Zucht zu spüren glauben, der dichterischen Sendung würdiges Gefäß zu sein. Nach Carossa, nach Binding nannte ich den Namen des Ostpreußen Ernst Wiechert. Zu den ersten beiden hatte mein Gegenüber nur nachdrücklich genickt, nun aber schaute er erstaunt: „Wer?“ Und als ich den Namen wiederholte, deutlich: Ernst Wiechert, blieb sein Befremden stehen. Er kannte den Namen nicht — — —.

Dieses private Erlebnis als Einleitung und zur Charakteristik der gegenwärtigen Situation unserer Literaturkritik, die von Verlegergeschrei, Reklametamtam, Cliquenwirtschaft und Gegenseitigkeitsruhmrederei derart zersetzt ist, daß selbst die klugen und besten Köpfe am Schaffen eines Großen und Berufenen vorbeileben, dessen Name nicht alle Tage in den Spalten der Allerweltsblätter prangt, dessen Verleger keine Sensationspropaganda treibt, und der selber nicht irgendeinem Kreis der sich übers Kreuz Anpreisenden zugehört.

Mein Erlebnis steht nicht allein. Es hat sich inzwischen herumgeredet, daß der im Frühjahr 1930 erstmals verliehene Dichterpreis der Sektion für Dichtkunst von deren damaligem Präsidenten Walter von Molo (der inzwischen aus dem öffentlichen Betrieb in die Einsamkeit eigenen Schaffens sich zurückgerettet hat) Ernst Wiechert zugedacht war. Da sich bei der ersten Besprechung aber ergab, daß zwei Drittel der anwesenden Akademiker Wiechert nicht einmal dem Namen nach kannten, war es hoffnungslos, ihn vorzuschlagen. — — —

Wie können solche Dinge geschehen in einer Zeit, da unentwegt irgendein junger Hans Dampf auf das erste mit Mühe zum Druck gebrachte Buch hin von den „führenden“ Blättern als neuer Stern am literarischen Himmel gepriesen, auf Prospekten und Plakaten mit seiner Unschuldslarve einem schon kaum mehr aufnahmewilligen Publikum porträtiert vorgeführt, von den großen Sendern vors Mikrophon gezerrt und von schlecht beratenen Verlegern, die gern in von anderen vorgetretenen Pfaden wandeln, mit Aufträgen und Vorschüssen anständiger Arbeit entfremdet wird? Wie ist es möglich, daß in dieser Tag und Nacht laufenden Maschinerie Ernst Wiechert unbeachtet bleibt, obwohl er seit Jahren mit sieben Romanen, von denen einer einmal kurze Zeit beinahe eine Art Aufsehen erregte, bei einem großen und wohlangesehenen Berliner Verlag vertreten und bestens betreut ist?

Wer den Betrieb kennt, wundert sich nicht. Jene Schicht von Literaten und Kritikern, die seit Jahren ungehemmt die Kurse der zeitgenössischen Literatur in Deutschland bestimmt, notiert mit Bewußtsein und unnachgiebig jene Werte nicht, die sie als wesensfremd und ihrer Richtung nicht gemäß empfindet. Man weiß, welches Abseitsdasein Hans Grimm in den Spalten der Berliner Blätter fristet. Man erinnert sich, daß Kolbenheyer von der Frankfurter Zeitung ein Dilettant geheißen wurde. Man erlebte soeben, daß die Literarische Welt erst kürzlich auf Grund offenbar auch ihr spürbar gewordenen anhebenden Richtungswechsels im politischen Fahrwasser einen Paul Ernst „entdeckte“. Man kennt oder vielmehr „man“ kennt nicht das geradezu anonyme Dasein einer Begabung wie Paul Gurk, der mitten im lauten Berlin sein Einsiedlerdasein führt, weil er „er selbst“ ist und nicht Teil und Glied einer Gruppe oder Partei. — Man weiß das und rechnet damit.

Ernst Wiechert ist eigenwilliger Sonderling. Ostpreuße, bis vor kurzem in Königsberg ansässig und nur ungern, nur schwerem persönlichen Schicksalszwang folgend jetzt in Berlin wohnhaft und tätig — hat er je und stets bodenverbunden seiner Welt gelebt, eine Welt grundsätzlich anderer Art als die jener vermeintlichen Ordnungen, in denen die zeitgenössische Menschheitsepoche versteint und verstädtert, sich den natürlichen Gegebenheiten entfremdet und trotz aller Krisenschwankungen vom Fortschrittsglauben an den Bestand dieser „Ordnungen“ nicht lassen will. In dieser Zivilisation und ihrer Literatur hat sich Wiechert nie heimisch gefühlt. „Der Wald“ hieß eines seiner frühen Romanwerke, und Waldverbundenheit ist einer der stärksten Wesenszüge der Gestalten seiner Bücher. Alle seine Menschen sind Außenseiter dessen, was sich „moderne menschliche Gesellschaft“ nennt. Wald, Wiese, Tier und Erde sind jedem von ihnen näher als der Mensch. Oft brennt ein tief wesentlicher Haß gegen den Menschen normaler Ordnung ihnen auf Herz und Zunge. („Du siehst doch, was sie sind. Ein Wrukenfeld, nichts weiter. Klopsfresser, sagt mein Onkel, und der weiß Bescheid in der Welt. Sie haben die Macht. Schön. Aber wie weit reicht sie? Bis an deine Fußsohlen!“ sagt der junge Holger — Haß auf das Plattfußvolk mit Stolz auf den Freund und sein eigen Blut paarend zu Percy in der „Geschichte eines Knaben“; — in „Der Wald“ spricht Henner, der Hauptmann, dem todwunden alten Onkel den „Katechismus“: „Gott? — Im Walde! — Seligkeit? — Im Walde! — Treu? — Der Hund! — Sicher? — Die Büchse! — Ewig? — Der Haß!“; — und im „Totenwolf“ ist dies des scheidenden Kämpen letzter Gruß an die Mutter: „Die Welt ist der Liebe nicht reif . . . einmal . . . der deutsche Mensch . . . vielleicht wird er in Liebe leben können. Aber durch den Haß muß er gehen, gepanzert, gegürtet,

eisenklirrend . . . nun bleiben diese drei . . . aber der Haß . . . ist das Größte . . .“.) Rückverbindung zu Verlorenem ist zumeist der Sehnsuchtskern dieser Menschen. „Krank“ macht diese Sehnsucht nach üblicher Auffassung. Für den Tiefersehenden liegt aber gerade in diesem „Kranksein“ die Fähigkeit zum außergewöhnlichen Tun, zum großen Leben. Viele der Gestalten Wiecherts sterben einen frühen, jähen Tod — aber es ist dabei nicht so, daß sie am Leben zerbrechen, weil sie es nicht zu tragen vermöchten. Wiecherts Menschen sind stark, dämonisch, zuweilen unheimlich stark. Auch wo er ein Leben zeitlich zusammendrängt, einen Jüngling in der Frühe enden läßt, sind diese kurzen Lebenstage voller, tiefer, spürbar reicher, als es uns oft in der Erscheinung eines hohe Jahrzehnte erreichenden Menschen begegnet. Wiecherts Naturen sind von ungewohnter Lebensstärke, das irdische Dasein, der sie umgebende menschliche Durchschnitt ihnen zu eng, als daß sie es lang darin aushielten. Wie aus einem fremden Lande adelsstrenger Lebensweise kommend und königlich in der Haltung schreiten schon die Knabengestalten seiner Bücher. In ihrem Abscheiden ist gar nichts vom Sterben. Wie Tiere zurücksinken in den ewig fruchtbaren Schoß der Natur, so scheinen sie einzugehen in weitere größere Zusammenhänge, in ein Dasein vitalerer Stärke, des die Menge nicht fähig ist, in die verlorene Heimat, die ihre Edlen ruft, weil dieser irdischen Welt die Reife fehlt, sie aufzunehmen, sich ihnen zu öffnen. Heroisch, Natur und Menschsein zu einer Einheit schmiedend, das Sterben des Alten in „D e r  W a l d“:

> Die Wälder brannten. Über den Osthimmel floß es wie glühender Stahl, mit blauen, flimmernden Bändern. Tausende von Kerzen leuchteten über der Schonung. Hart und düster schritt Gott über den Wald. Dann brach eine Spalte auf im schwarzen Geäst, und wie durch zerreißende, zähe Schlacke schoß ein glühender, flammender Strahl hoch und weit in den Himmel hinaus. Die Vögel schwiegen. Ein zweiter Strahl brach lautlos und großartig in die verblichenen Sterne hinein. Dann schien es, als breche die Wand der Wipfel entzwei, zerrissen von glühendem Erz, und flammenschleudernd stieg die Sonne über die erschauernde Welt. „Der Wald!“ flüsterte der Sterbende. Zwei Schwäne stiegen aus der Sonne empor. Ihre Leiber flammten in Weiß und glühendem Rot. Brausend und klingend pflügte sich ihre Bahn in den Himmel hinein. ... Aufgereckt, riesig, stolz stand der Alte, die Hände geballt, die Augen starr und weit in die Ferne gerichtet. „Der Wald!“ . . .

Unerträglich mutet den Bürger diese Szene an. Allem bürgerlichen Denken entgegen ist der Weg des „H a u p t m a n n s  v o n  K a p e r n a u m“, der auf dem Wege, dem Schicksal in die Zügel zu fallen und einen als würdig Erkannten von der Urteilsvollstreckung zum Leben zu erretten, durch den unerwarteten Lauf des Geschicks zur letzten Erkenntnis geführt, vom suchenden Leben zum wissenden Tod erhöht wird. Ganz hart deckt der Dichter den Unterschied auf zwischen s e i n e n Menschen und d e n Menschen in der Novellenkostbarkeit „P a n  i m  D o r f e“, in deren melodischen Wortreihen der ergriffene Leser des Dichters Herzblut tropfen hört. Wie die Masse aus der Unerträglichkeit des anders gearteten Menschen sich letztlich nur die eine Rettung weiß, den anderen umzubringen, diese ewige Tragödie des Genius, wird hier im Leben und Sterben eines Hirtenknaben aus Zigeunerblut wie eine uralte Sage erzählt. Als die Menge ausgetobt hat und die von blinder Wut geschleuderten Steine sich zum Hügel türmen überm Leib des Erschlagenen, wächst aus der stummen Natur das aussöhnende Verstehen, dazu der Mensch keinen Zugang hat: „Tiere standen auf dem Hügel am Rande des Waldes und

blickten unbeweglich zum Dorf hinunter, mit der stummen Klage eines Volkes, dem man den letzten König erschlagen habe."

Unzeitgemäß wie den Königsbegriff mag mancher Wiecherts Dichten empfinden. Unzeitgemäß, ja, wenn der Urteilende in der Oberfläche der Zeit befangen ist. Lauschen wir aber tiefer, suchen wir die Gefühle des edlen Blutes jüngeren, heranwachsenden Geschlechts zu ergründen, darin die werdenden Gestaltungen der Zeit sich bereiten, da wird, wo die Worte „Haltung" und „Würde" und „Adel" wieder beginnen, lebendiger Begriff und erstrebtes Bild zu werden, wo das Wort „Mensch" mit härterem Klang wieder ausgesprochen wird als in der abscheidenden „Menschheitsdämmerung" und ihren elenden Verirrungen, wo man Pflichten in der ganzen Unnachgiebigkeit wieder als solche empfindet und weniger nach Rechten fragt, da wird in einer neuen Jugend das Dichtwerk Ernst Wiecherts von stärkster Zeitnotwendigkeit. Ein großer Dichter lebt unter uns. Seine Botschaft sucht euer Herz. Wie lange laßt ihr ihn warten?

Von Ernst Wiechert erschienen: Die Flucht. Roman. 4.—. — Die blauen Schwingen. Roman. 4.—. — Der Totenwolf. Roman. 4.—. — Der Wald. Roman. 5.—. — Der Knecht Gottes. Roman. 7.—. — Der silberne Wagen. Novellen. 5.50. — Die kleine Passion. Geschichte eines Kindes. 7.—. — Die Flöte des Pan. Novellen. 6.—. Sämtlich G. Grote, Berlin. — Einzeln: Geschichte eines Knaben. 3.50 (Rainer Wunderlich).

# KAMERAD BAUM

## KINDHEITSERINNERUNGEN VON HEINRICH LERSCH

Es war an einem schönen Herbsttag, ich hatte die Schürze voll Roßkastanien gesammelt, sie in Mutters Küche getragen und war dann wieder hinunter zum Spielen gegangen.

Die sonnenbeschienene Straße war in der Mitte weiß von Staub, an den Rändern grün und dunkel von den Chausseebäumen und in der Mitte zogen Karren und Wagen. Ab und zu kam auch die Pferdebahn.

An diesem Tag aber mußten die Fuhrwerke ganz auf die Seite fahren, denn eine große Schar Arbeiter hatte die Straße, von unserer Hausseite an, aufgeschlagen. Wenn die Pferdebahn kam, hielten die andern Wagen. Oft saßen die Räder in der Gosse fest, da gingen manchmal alle Arbeiter an die Räder, schrien und hoben den Wagen wieder auf die Straße. Der Kutscher schlug mit der Peitsche und die Pferde sprangen wild im Geschirr.

Um die Bäume herum wurden Rinnen gehackt, unter den grauen Steinen kam gelber Lehm heraus, der auf eine Schiebkarre geladen und weggefahren wurde. Zuerst haben wir in dem gelben Lehm gespielt, dann sahen wir, wie die Männer ein dünnes, breites Messer nahmen und an dem Baum vorbeizogen. Ein anderer Mann stellte eine Leiter an den Stamm und machte ein Seil in den Ästen fest. Als ich sagte: „Jetzt kriegt der Baum eine Schleife in die Haare!" lachten die Männer über mich.

Der Heinrichs Heini nannte das Messer Säge, sein Vater war Schreiner und

hatte viele solcher Sägen. Ich sah diese merkwürdige Arbeit, die gar nicht voranging, neugierig an.

Da kam ein Mann mit einem großen Hammer und einem blanken Stück Eisen. Dieses Eisen setzte er in den Schnitt und hob den großen Hammer hoch. Ein anderer Mann klopfte ihm plötzlich auf die Schulter. Da ließ er den Hammer sinken, er wartete, bis wir Kinder von den andern Männern fortgetrieben waren. Nun standen wir in der Haustür, viele andere Leute standen im großen Kreis um den Baum, einige hielten das Seil fest, sie drohten uns mit der Faust, wenn wir nur den Kopf aus der Haustür steckten.

Als der Mann am Baum den großen Hammer nahm und ihn aufhob, da dachte ich gleich an den Mann, der das Pferd vor den Kopf schlug, daß es umfiel, ich sprang aus der Haustür und lief auf den Mann zu, ich ließ mich von hinten auf seine Schultern ins Loch fallen und hielt seinen Arm fest. „Du sollst den Baum nicht totschlagen, du darfst den Baum nicht totmachen, es ist mein Baum, der gibt mir seine Kastanien, das ist mein guter Baum!"

Ich biß dem Mann in die nackten Arme, ich kratzte ihm ins Gesicht, der Mann lachte und drehte sich nach mir um, ein anderer kam und packte mich an, da trat ich und spuckte, bis die Hände mich so fest um den Leib packten, daß ich nicht mehr schreien konnte. Ich wurde aus dem Loch getragen, da stand die Mutter da und packte mich mit dem Gesicht unter die Schürze. Ich roch es, daß es Mutter war, sie trug mich die Treppe hinauf, ich wollte ans Fenster, schrie so lange, bis die Mutter mich hinsetzte. Da hob der Mann den Hammer und schlug zu, schlug immerzu, die andern Männer rissen an den Seilen, nun schrien die Leute auf, rannten weg und der Baum sank um. Es fing an zu krachen, die Zweige flogen am Fenster vorbei und wollten sich an dem Haus festhalten, es nützte nichts, die Männer rissen immer mehr, da lag der Baum auf der Erde.

Mir tat der Leib vom Schreien weh, ich hatte die Arme immer ausgestreckt gehalten, nun fielen sie mir ab, ich war müde und schlief bei Mutter ein. Am andern Tag sah ich um Fenster hinaus, die Straße war nackt und zerrissen, keine Karren durften mehr fahren, in langen Reihen schlugen die Arbeiter die spitzen Picken in die Erde, die Schaufeln steckten ihre platten Hände heraus, streuten den Lehm auf den langen gelben Haufen, die Männer verschwanden in der Erde. Nun wurden weiße Röhren gerollt und in die Gruben hineingelassen. Auf einmal war ein Schienenweg gelegt, neue kleine Wagen kamen, darauf lagen große Eisenbahnschienen. Da bin ich wieder hinuntergelaufen. Wenn ich an den Eisenschienen leckte, schmeckte mir das viel leckerer, als wenn ich an den Kastanien biß. Nachher waren die Schienen überall rostig.

# „JAGT IHN — EIN MENSCH!"

## HINWEIS AUF E. G. KOLBENHEYER

GERHARD REYHER

„Alle Hilfe liegt im Erkennen!"

In diesen Tagen erschien bei Georg Müller, München, das neue tragisch gestimmte Schauspiel Kolbenheyers: „Jagt ihn — ein Mensch!" (geb. 2.50). — Dramatische Wucht, gedankliche Größe und menschliche Blutwärme vereinen sich in diesem Schauspiel zu einem fugenlosen Kunstwerk, schaffen erschütternde Tragik, der man schon bei nur stiller Lesung wie einem Bann verfällt. — Als im Jahre 1929 bald nacheinander die beiden dramatischen Dichtungen Kolbenheyers: „Heroische Leidenschaften. — Die Tragödie des Giordano Bruno" und „Die Brücke" ausgegeben wurden, war man ihnen gegenüber vielfach in einer Zurückhaltung befangen, die sich merkwürdigerweise auch unter den Freunden Kolbenheyerscher Kunst oft bis zum Vorurteil steigern konnte: Kolbenheyer sei aus dem Wesen seiner künstlerischen Sendung heraus Epiker. — Nun, dieses neue Drama wird jenes Mißverstehen für alle Zeiten berichtigen! Goethes Forderung eines „gegenständlichen Denkens" im Gegensatz zur abstrakten Spekulation ist in Kolbenheyers Schaffen erfüllt, erfüllt in einem Maße, daß die Dynamik inneren Geschehens, die Spannung zwischen Gebundenheit und Freiheit, der Aufeinanderprall geistiger Welten und ihrer menschlichen Vertreter dramatische Auseinandersetzung und Gestaltung geradezu erheischt.

Wie Kolbenheyer schon in seinem früheren Schauspiel „Die Brücke" ein Zeitproblem, das Generationsproblem, behandelt, so gestaltet er hier gleichnishaft und seherisch die Tragödie des „Menschen" in unserer Zeit, seinen Kampf um menschliche Selbstbehauptung im Strudel selbstsüchtiger Interessenmächte, sein Verhaftetsein dem schöpferischen Werk in lastender Verantwortung, seinen Widerstand gegen gedankenlose Bequemlichkeit und engstirnigen „Bruderkampf um der Notdurft willen". — „Man muß wieder versuchen, in großen, und wenn es nötig ist, größten Lebenszusammenhängen sehen zu lernen", fordert der Dichter einmal, er fordert es auch in der gewaltigen Problemstellung seines neuen Werkes von neuem. Fernab von aller Sensation des „aktuellen Zeittheaters", aller journalistischen Bühnenakrobatik und „Reportage neuer Sachlichkeit", ist hier ein Werk entstanden, das allerstärkste Gegenwartswirklichkeit ausstrahlt. Ein Werk, dessen geistige, ethische, volkliche, menschliche und künstlerische Substanz lebendig wirkende Kräfte entbindet, und somit berufen ist, die Revolution des Geistes und der Gesinnung vorwärtszutreiben und zu vertiefen.

„Der einzelne ist nur soweit Mensch, als er dem Leben der Menschheit weiterhilft. Für die Natur ist das Individuum gleichgültig außerhalb dieser Funktion. Wir haben uns zu Schutz und Recht eine faule Philosophie des Individuellen erfunden, damit drücken wir uns am bequemsten um unsere Lebensverpflichtung." Kolbenheyers biologisches Weltbild ist in dieser Erkenntnis wesentlich begründet, und: „Alle Hilfe liegt im Erkennen." — In einer chaotischen Zeit, in der destruktive Kräfte überall am Werke sind, Gesundungskrisen zu Katastrophen umzuwandeln, in der man organisches, volksbiologisches Denken und „erkennendes Fühlen" verlernt hat, in der man den geheimnisvollen Fluß des lebendigen Lebens durch dialektische Konstruktionen zu korrigieren versucht, ist Kolbenheyers Werk eine im stillen wirkende Großmacht, die sich unbeirrt

vom lärmenden Geschrei des Jahrmarkts und seiner schwitzenden Geschäftigkeit und ohne Propagierung aufgeblähter Weltanschauungspatentlösungen mit risikolosem Garantieschein um die Wiedergewinnung wahren, lebendigen, naturverbundenen, verantwortlichen und von innen heraus begründeten Menschentums bemüht.

Nichts anderes und geringeres ist der hohe und weite Sinn, die ungeheure Aufgabe — man erschrecke nicht vor diesem Wort, denn es gibt kein Leben ohne Tendenz und Gerichtetsein, ohne Wille zum Leben und Wille zur Tat! — auch des neuen Schauspiels: „Jagt ihn — ein Mensch!“, dessen innere Ausdeutung jedem einzelnen vorbehalten bleiben muß.

Die äußere Handlung gliedert sich in fünf verschieden umfangreiche Akte: Einem Chemiker der Astag-Werke ist es gelungen, einen neuen Betriebsstoff darzustellen und ihn in einer geheimnisvoll konstruierten Verbrennungsmaschine durch Explosionsvorgänge ganz besonderer Art in Kraft zu verwandeln. Diese neue, unerhört billige und leistungsfähige Kraft wird in Zukunft die gesamte Weltwirtschaft in einem Grade umformen und entlasten, daß nach einer naturnotwendigen Anpassungskrise und Übergangsnot die Lebensbedingungen der Völker und des einzelnen sich grundlegend verändern werden zum Segen eines neuen wahren Menschentums. „Die neue Kraft bringt uns das Geschenk der Natur wieder und befreit unser Menschentum, denn sie soll den Neid ersticken. Darum darf sie niemand allein gehören, keiner darf sie für sich besitzen. Nicht das Kapital, nicht der Arbeiter! Allen muß sie gehören! Es geht um die Menschheit, die an ihrer Masse erstickt, wenn sie nicht das Geschenk der Natur wiedergewinnt . . . Nur das gesteigerte, veredelte Leben wird leben, kein anderes und keinesfalls das sattere.“

Diese Worte des Erfinders, der im Mittelpunkt des Geschehens steht, weisen auf die tiefen Konflikte hin, die zur Auseinandersetzung, zur Katastrophe führen müssen. Selbstsucht und Brotneid der Mitarbeiter, Intrigen, Verlockungen, Drohungen der Vorgesetzten, Gewaltmaßnahmen des spekulativen Kapitals, Prozeßkampf des Aufsichtsrates der Astag, offener Aufruhr der Arbeiterbelegschaft: alles umbrandet interessenbefangen und profitlüstern, verantwortungslos und machtberauscht die neue Kraft und ihren Schöpfer. Er aber bleibt fest und unbeirrt, vorbehaltlos setzt er sein ganzes Leben und Sein für gläubige Zukunftshoffnungen ein, er „denkt und handelt aus einer anderen Welt“, er weiß: „Ehe ein Sieg wird, muß erst die Möglichkeit sein, für ihn kämpfen zu können. Der Sieg kann so groß werden, daß mein Leben nichts ist vor ihm.“ —

Und so nimmt der Erfinder den schicksalhaften Kampf auf, ein Mensch gegen eine Welt, gegen eine Welt, in der nur scheinbar zweierlei noch gilt; hier in maiorem capitalis gloriam! und dort: „Nieder mit der neuen Kraft!“ — Das Geschick erfüllt sich nun unerbittlich schnell: während noch die Vertreter der Astag mit ihrem Justizrat wegen der beabsichtigten Beschlagnahme der neuen Erfindung verhandeln, ereifern sich die Arbeiter in einer Protestversammlung gegen die neue Kraft. — Der Erfinder spricht zu ihnen, man kann und will ihn nicht verstehen: „Ich bin gekommen, um zur Ruhe, Geduld und Entschlossenheit für den Anpassungskampf aufzurufen, den die neue Kraft fordert . . . Ich sage euch: die Natur läßt sich durch eure hinkende Vernunft nicht zwingen, wenn sie schenken will!“ — Es ist alles vergeblich, die Treibjagd auf den Menschen nimmt weiter verhängnisvollen Lauf, die Meute rechnerischer, lebensfeindlicher Interessenwärter ist entfesselt, es kommt zum äußersten:

die aufgehetzten Arbeiter dringen gewaltsam in die Wohnung des Erfinders ein: „Nieder mit der Maschine!" Schützend stellt er sich vor sein Werk, seine Frau tritt an seine Seite, die Aufrührer drängen weiter, schlagen auf die geheimnisvolle Maschine ein, eine Explosion erschüttert jäh das ganze Haus, tödlich getroffen bricht die Frau zusammen, — da sinkt der Erfinder neben der Toten in die Knie, zweifelnd, verzweifelnd: „Menschen! ... Menschen!"

# NEUENTDECKUNG EINER ALTEN HOCHKULTUR IN AFRIKA

KARL HEIDKAMP

„Afrika muß mehr in das Gesichtsfeld der beglaubigten Geschichte und Kulturgeschichte gerückt werden." Diesen Satz schrieb Leo Frobenius vor 25 Jahren. In 25jähriger Forscherarbeit ist es ihm gelungen, seine eigene Forderung zu erfüllen und das bisherige Lebenswerk mit einer Entdeckung zu krönen, die die beglaubigte Kulturgeschichte Europas und Asiens mit Afrika verbindet. Durch Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten sind wir daran gewöhnt, unsere Kenntnis der alten Kulturen zu erweitern und größere Zusammenhänge in der Kulturgeschichte zu finden, so daß es uns fast selbstverständlich erscheint, wenn von Zeit zu Zeit Berichte veröffentlicht werden über wichtige neue Funde in Turkestan, China, auf dem Balkan oder in Peru. Als die Kunde von den Ausgrabungen Woolleys in Ur in Chaldäa in der Zeitschrift Atlantis kam (Bücher: Woolley, „Vor 5000 Jahren" und „Ur und die Sintflut"), nahm man sie dankbar auf, ließ sich aber keineswegs so dafür interessieren, wie s. Z. für die Ausgrabung der Mumie Tut-Ench-Amons (Carter und Mace, „Tut-Ench-Amun"), die bei weitem für die Kulturgeschichte nicht so wichtig war wie die Entdeckung der altsumerischen Kultur in Ur durch Woolley. Und nun kommt Frobenius mit einer fundamentalen Entdeckung und Ausgrabung auf afrikanischem Boden in Südrhodesien, die ganz neue Zusammenhänge in der alten Kulturgeschichte eröffnet, und die die ganze Welt aufhorchen lassen wird. Ein Bericht über diese Expedition von 1928 bis 1930 erscheint soeben in einem stattlichen Band mit 60 zum Teil farbigen Tafeln mit Abbildungen zu einem relativ mäßigen Preis im Atlantis-Verlag unter dem Titel „Erythrea, Länder und Zeiten des heiligen Königsmordes". Und wunderbar, trotz äußerster Vorsicht Frobenius' in der Schlußfolgerung an Hand seiner Funde drängt sich dem Leser der offenbare Zusammenhang zwischen der Kultur Alt-Erythreas und der von Ur in Mesopotamien und Südindien auf. Unsere beglaubigte Kulturgeschichte ist um einen großen Zeit- und Lebensraum erweitert.

„Die höhere Kultur hinterläßt ihre Ruinen nicht nur als Bauwerke und Gräber, sondern auch in der Denkweise der Menschen"; das ist ein wichtiger Satz von Frobenius, der ihm stets als Leitsatz in seiner Forschung gedient hat. Das soll heißen, daß — besonders in Afrika, dem Land der horizontalen Gliederung der Kulturen — man nicht nur aus den materiellen Resten alter Kulturen, wie Bauten, Scherben, Waffen, Gerät und Gräbern die Kulturgeschichte ablesen muß, sondern hierzu vor allem auch Volkserzählungen, Mythen, Zeremonien und Lebensweise, sogar Kleidung lebender Völker zur unmittelbaren Ergänzung heranziehen soll. Hermann Wirth (in „Der Aufgang der Menschheit") hat in ähnlicher Weise erfolgreich gearbeitet. Das Schicksal ist Frobenius und seinen Mitarbeitern günstig gewesen, und sein außerordentlicher Fleiß

und seine hervorragenden Kenntnisse haben ihn so geleitet, daß er uns in seinem „vorläufigen Bericht“ — mit einer großartigen Fülle von Bildern belegt — eine so lebendige Darstellung der vorgeschichtlichen süderythreischen Kultur geben kann, daß man wie im Fieber nicht von der Lektüre loskommt. Wir hören von der Denkweise dieses alten Kulturvolks, in dem gewaltige Könige regierten (die nach 4—5jähriger Regierungszeit geopfert wurden), hören von dem strengen Ritus der Bestattung und dem Weiterleben der Geister, von mächtigen Priestern, von dem heiligen Feuer, das von Priesterinnen gehütet wird und von den Liebespflichten der Königstöchter (letzteres wie bei den Sumerern). Durch die Mythen erfahren wir Deutungen der vieltausendfach existierenden kunstvollen Felsbilder, von denen typische Stücke abgebildet sind. Frobenius schildert uns in Volkserzählungen lebender Eingeborener von wunderbarer dichterischer Schönheit die Sitten des alten Volkes, die zum Teil noch heute fortleben, berichtet von dem Fruchtbarkeitszauber und den Festen, die eine wichtige Rolle im Leben des Volkes spielen. Wir erfahren von den prächtigen Steinbauten, die vor vielen tausend Jahren entstanden sind, und von gewaltigen Gold-, Kupfer-, Zinn- und Eisen-Minen, — die existierten, lange bevor Europa Metalle kannte — kurz wir bekommen ein vollständiges Bild eines alten Kulturreichs, das bereits innerlich verfallen war, als im ausgehenden Mittelalter die Portugiesen ins Land kamen und die letzten großen Herrscher Erythreas nach Norden vertrieben.

Der kulturgeschichtlichen Spekulation ist durch diese Forschungsergebnisse wieder viel Material geliefert worden, und es mögen wohl auch manche fruchtbaren Kombinationen darauf aufgebaut werden; es sei aber ausdrücklich betont, daß Frobenius jegliche unwissenschaftliche Hypothese vermieden hat, er hat lediglich am Schluß einige Fragen aufgeworfen und schließt mit dem verheißungsvollen Satz: „Wir ahnen die Bedeutung dessen, was sich hier bis zur Greifbarkeit nähert. Daß nämlich hier die Kulturbrücke zwischen den althistorischen Kulturen Ägypten-Babylonien, der Schlüssel zur Erschließung der Verbindung zwischen Archäologie, Ethnographie und Prähistorie zu finden ist. Dem Gestade dieser Hoffnungen wollen wir, in unbekannter See treibend, nicht allzu hastig zusteuern. Wie leicht könnte auch unser Schiff auf ein Riff auffahren und an theoretischen Illusionen scheitern. Deshalb wollen wir uns genügen mit dem Rufe: „Land in Sicht!“

(Demnächst erscheint noch im Verlag Reimar Hobbing das „Indische Tagebuch“ von Leo Fro enius.)

# EIN VERLAG WIRD 150 JAHRE ALT

Der Verlag Johann Ambrosius Barth, den Lesern des „Bücherwurms“ mindestens durch die Werke von Ludwig Klages bekannt, darüber hinaus in der gesamten medizinischen und naturwissenschaftlichen Welt ein Name von höchstem Klang, legt anläßlich seines am 1. Juli 1930 begangenen 150jährigen Jubiläums von seinem Werden und Sein das schönste Zeugnis in Form einer umfangreichen, umsichtig und liebevoll verfaßten Verlagsgeschichte ab. Die Zeit von 1780—1890, in der die Familie Barth Inhaber des Verlages war, ist von Dr. Annemarie Meiner verfaßt, über die Jahre von 1890—1930 berichtet der gegenwärtige Inhaber des Verlages, Dr. h. c. Arthur Meiner selbst. „So glaubt die Firma, durch Geschichte und Bericht ihren Beitrag zu jener umfassenden Geschichte des wissenschaftlichen Verlages zu leisten, die noch der Darstellung harrt.“

Aus allen nur irgendwie erreichbaren Unterlagen ist das Material für die Geschichte der Barths zusammengetragen, aus Bürgerbüchern, Grundstücksverzeichnissen, Verlassenschaftsakten, Erb- und Eheverträgen, Kaufbüchern, Schul- und Universitäts-



**Felsbild aus Südrhodesien**

**Msami / Kat.-Nr. 100 / Vgl. Text S. 21/22 / 1/6 nat. Gr. / Kopiert von J. Lutz**

matrikeln und Polizeiakten und nicht zuletzt aus den noch verhandenen Verlagsverträgen, Autorenbriefen und zwei handgeschriebenen Kopierbüchern von 846 und 888 Folioseiten (!). Auf 22 Seiten kleingedruckter Anmerkungen sind die Quellen verzeichnet. Das lebendige Bild, das auf diesem Grunde ersteht, ist der Ablauf von vier Generationen eines Bürgergeschlechts aus dem 19. Jahrhundert, kulturgeschichtlich und allgemein-menschlich gleich reizvoll. Man kennt andere Firmengeschichten: brav und trocken, wertvoll als Stoffsammlung, oft ungenießbar als Lektüre. Hier aber sehen wir nicht das Skelett, sondern den lebendigen Organismus, von einem hingebungsvollen, ganz in seiner Sache aufgehenden Biographen beschrieben. Wo Lücken sind — und wie oft fehlt es an den notwendigsten Unterlagen! — wird behutsam versucht, sie zu schließen, die Mittel moderner Psychologie und Graphologie werden angewandt, um die Charaktere der vier Verlagsinhaber stärker zu enträtseln und Vermutungen zu erhärten, alles mit größter Vorsicht und in den Grenzen unbedingter Zuverlässigkeit. Die Geschichte dieses Buchhändlergeschlechts fällt zusammen mit dem ungeheueren Aufschwung des deutschen Buchhandels im 19. Jahrhundert. Da der zweite der Barths, Wilhelm Ambrosius, in die Organisationsfragen des Buchhandels vielfach entscheidend eingriff, und da außerdem alle Zweige der Wissenschaft in der Barth'schen Verlagsproduktion vertreten waren, sind die Beziehungen buchhandels- wie allgemein kulturgeschichtlicher Art gleich vielfältig. Ihre unaufhörliche Wechselwirkung gibt einer solchen Monographie erst recht eigentlich Farbe und Berechtigung.
Aufs willkommenste ergänzt wird dieser Bericht durch die Selbstschilderung von Arthur Meiner, der humorvoll und bescheiden von seinem in seltener Weise erfolgreichen Leben erzählt. Tatkraft, Umsicht und Lebensklugheit, deren schönste Frucht die erstaunlich reiche Produktion dieser 40jährigen Verlegertätigkeit ist, sprechen in lebendiger Weise aus den letzten 50 Seiten zu uns.
Das äußere Gewand, in das diese Verlagsgeschichte gekleidet ist, entspricht vollkommen den Leistungen, denen hier ein Denkmal gesetzt wird. Das warme Interesse, mit dem man diese 150 Jahre ununterbrochener Tradition eines Verlages verfolgt, wird durch die glückliche Wahl von Schrift, Papier und Einband noch gesteigert und belebt. Dr. Fratzscher

# WILLE UND WERK DEUTSCHER VERLEGER

KARL RAUCH

## RAINER WUNDERLICH VERLAG IN TÜBINGEN

Hermann Leins und Elisabeth Witzel übernahmen Anfang März 1926 die seit 1913 bestehende, wegen jahrelanger Krankheit des vorherigen Inhabers längere Zeit kaum noch tätig gewesene Firma Rainer Wunderlich Verlag mit der Absicht eines völligen Neuaufbaus. Von den früheren Beständen des alten Verlages wurden nur eine bibliophile Ausgabe von Heines Harzreise und ein Märchenbuch übernommen. Das Anfangskapital der Inhaber bestand im Anfang aus nicht viel mehr als ihrer Arbeitskraft, aber sie besaßen einen klaren Willen, sahen ein fest umrissenes Ziel und erwarben sich rasch und stetig vielfältige Sympathien beim Buchhandel, bei der verantwortungsbewußten Presse und beim ernsthaften Bücherfreund.
Als ihr Hauptziel sprechen die jetzigen Inhaber des Verlages Rainer Wunderlich selbst aus, daß es ihnen im Gegensatz zum breitwuchernden Konjunkturverlag darauf ankomme: wirkliche Lebensbücher in schöner Ausstattung zu bringen, Bücher, die nicht nur ein vorübergehendes Unterhaltungsbedürfnis befriedigen, sondern über den Tag hinaus Wert und Dauer behalten. Erinnerungsbücher, Brief- und Essaysammlungen, wirklich dichterische erzählende Literatur und Biographien fügten sich eines ans andere. Begeisterte Aufnahme wurde gleich im ersten Verlagsjahr dem auf Anregung des Verlags entstandenen Bändchen „Meine Mutter“ von Isolde Kurz

zuteil. Von der gleichen Autorin erschienen späterhin: ein Erzählungsband „Der Ruf des Pan“; Neuauflage des Aphorismenbandes „Im Zeichen des Steinbocks“; Volksausgabe der Hermann Kurz-Biographie; zuletzt (jetzt bereits in 7. Auflage) der Erinnerungsband an Ernst von Mohl: „Ein Genie der Liebe.“ — „Weisheit im Staube“ ist der Titel eines Sammelwerkes, das in die geistige Welt der „Schwabenväter“ einführt, jener tiefreligiösen, genialen Männer, deren Wirken in der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts noch bis in unsere Tage strahlt.

Bildnisse von Dichtern unserer Zeit vereinigt in schmalen, mit viel Liebe und Sorgfalt hergestellten Bänden eine schmucke, weitverbreitete Reihe. Zuerst erschien Stefan Zweigs Rede zum Gedächtnis Rainer Maria Rilkes. Es folgten Otto Ernst Hesses Studie über Hans Carossa, Otto Heuschelns Aufsatz über Hugo von Hofmannsthal.

Klara Hofer behandelt in zwei umfangreichen biographischen Romanen Strindberg und Tolstoi. — Daneben bestehen (aus persönlichen Beziehungen des Verlags zum Verfasser herrührend) zwei Reisewerke des Anfang 1930 in Kanada tragisch ums Leben gekommenen Kurt Faber („Mit dem Rucksack nach Indien“, „1001 Abenteuer“). Unter der diesjährigen Produktion steht obenan das heroische Bekenntnisbuch „Wir kämpfen“ mit beispielhaften Selbstzeugnissen führender Männer und Frauen aus den verschiedensten Lebensgebieten. Dieses vortreffliche Geschenkwerk wird an anderer Stelle des vorliegenden Heftes besprochen und durch den Abdruck zweier Briefproben charakterisiert. Zur Ablösung der noch immer vielfach verstaubten und verstockten Konfirmations- und sonstigen Festgaben für junge Menschen ein außergewöhnlich vitaler, anregungsvoller Band starker Zeitnotwendigkeit. — Viel Freunde wird das liebenswerte Bändchen gewinnen, das gemeinsam mit seiner Schwester Adele der Dichter Hermann Hesse „zum Gedächtnis unseres Vaters“ schrieb. Ernst Wiecherts „Geschichte eines Knaben“ — sehnsuchtswund und heimwehtrunken — liegt in einer geschmackvollen Einzelausgabe vor. Von Franz Dülberg übersetzt erschien der große holländische Dorfroman „Die steigende Flut“ von Herman de Man.

Es verdient besondere Hochachtung, daß die beiden Inhaber des Verlages im abgelegenen, kleinen Tübingen zielbewußte und opferbereite Pionierarbeit für eine das tägliche Leben, die Persönlichkeit des Gegenwartsmenschen befruchtende Geistigkeit pflegen und auf ihrem von gewachsener Bildung her vorbedachten Wege sich weder durch Sensationen und Tagesmoden, noch durch äußerliche Geschäftsrücksichten abbiegen lassen.

Daß solches Wirken wieder und noch möglich wird — und daß es (wie eine Umschau in den Fensterauslagen der großen Berliner Buchhandlungen zeigt) Teilnahme und Förderung findet, stärkt das Vertrauen auf die Zukunft deutscher Geistigkeit im Verlagsbuchhandel.

# 10 JAHRE LUDWIG VOGGENREITER VERLAG IN POTSDAM

Mit einem umfangreichen, vielgestaltigen Arbeitsbericht gibt der Ludwig Voggenreiter Verlag Kunde und Rechenschaft einer zielbewußten Verlagsarbeit im Dienst am Lebenswillen der jungen deutschen Generation. Dieser Arbeitsbericht gibt in bunter Fülle zugleich einen Einblick in die Entwicklung der entscheidenden Teile der deutschen Jugendbewegung von Kriegsende bis heute. Es zeigt sich als besondere verlegerische Leistung eine ganz enge und sehr fruchtbare Verbindung mit dem wachsenden Leben der Jugend selber. Ich werde im nächsten Heft über die beispielhaften Verdienste dieses Unternehmens ausführlich berichten. K. R.

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

## PREIS-SKALA

Sigmund Freud erhielt den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt (sicherlich dafür, daß sein psychoanalytisches Werk das strikte Gegenteil dessen ist, was Goethe als ein Leben in Synthese in allen Teilen seines Werkes anstrebte!). Friedrich Gundolf bekam den Lessing-Preis der Stadt Hamburg (zweifellos für die stümperhaft miserablen, blassen Verse, die soeben der Verlag Bondi als einzige „dichterische" Leistung des auf anderen Gebieten verdienstvollen Dozenten herausbrachte!). Reinhard Goering wurde der Kleistpreis durch Ernst Heilborn zugesprochen (offenbar deshalb, weil von der „Seeschlacht" nicht eine Zeile mehr lebendig ist und die in ausgetretenen „Sturm"-Bahnen spülenden lyrischen Ergüsse dieses wirren Geistes kein Mensch mehr ernst nimmt!). Sinclair Lewis wurde mit dem Nobelpreis gekrönt (fraglos deshalb, weil diesmal U. S. A. am „dransten" waren im internationalen Ringelreihen, wie vor etlichen Jahren Italien [holdselige Deledda!] und 1929 old Germany [Thomas Mann!]!). — Immerhin, Sinclair Lewis hatte den Schneid, die 120 000 Schwedenkronen anzunehmen und geradenwegs einem jungen unbekannten Schriftsteller weiterzugehen, der's brauchen kann. So bleibt die Zuversicht, daß auf diesem Umwege wenigstens dieser eine der großen Dichterpreise einem Geeigneten zugefallen ist.

Reuchlin

## ABSCHNITT AUS EINEM NEUEN ROMAN

„Gert lag auf den breiten Polstern vor den beiden Heiligen und sprach in sein Diktafon. Ein Fleck Sonnenlicht fiel vor ihm auf den Boden, durch Fenster und Vorhang hindurchgeseiht, weiß wie entrahmte Milch. Er genügte, um ihm die Weiterarbeit unmöglich zu machen. Er atmete rasch und flach wie alle Schwachbrüstigen; der März war sein böser Monat. Auch in ihm stiegen und klopften die draußen und überall in Aufruhr geratenen Säfte, nur waren seine Lungenverästelungen zu brüchig und zu dünn, um sich noch lange gegen solchen Drang zu halten.

Er stellte den Diktierapparat um und ließ sich das Gesprochene noch einmal wiederholen. Ihn überliefs: die Sätze fielen durcheinander wie junge Jagdhunde, keine Fährte, keine Spannung, kein Ausgleich im Gefüge. Er nahm die wächserne Rolle heraus und schleuderte sie in weitem Schwung auf die Bäume des Tiergartens. In seiner Frühjahrslaune fing sie ein Zweig auf, steckte sich durch die fallende Zylinderöffnung hindurch, als sei er der gewandteste Degen beim Reifenspiel, und schwang sie dann höhnend im Winde.

Wie kriege ich die wieder herunter? Soll ich sie mir einen ganzen Sommer vor der Nase schaukeln lassen? Bartholomäus würde sie kurzerhand herunterschießen. Aber er kann ja nicht herkommen. Wozu macht man sich das Leben so schwer?

Seine Augen suchten die Richtung, in der nach seinem Gefühl Frankfurt lag. Er hob den Blick über die Wipfel der Bäume weg, als gäbe es eine ballistische Kurve, auf der man in die Ferne schauen könne. Undeutliche Figuren wischten über die blanke Glocke, Tränen eilten der gefährdeten Netzhaut zu Hilfe; er mußte geblendet die Augen schließen.

Der Diener Franz trat ein. Das Diktat war abgebrochen, er glaubte nicht mehr zu stören. Der Herr tat gerade nichts. Gert zuckte zusammen, als ob ihn jemand mit einem glühenden Stahl durchbohre. Es ging dem Diener Franz durch Mark und Bein. Aber Helmut Höhnberg wartete schon seit einer Stunde.

‚Ich lasse bitten!' " — — —

— — —

Preisfrage: Stammen diese Sätze aus einem Filmmanuskript der Frau Thea von Harbou? oder aus einem neuen Roman der dem Herzen des Volkes so nahen Frau Courths-Mahler? —

Nein! Wahllos griff ich sie aus einer Überfülle gleichen Schwulstes schaurigster Kinowelt des Romans „Zwiemann“ von Carl Haensel, den der Verlag Eugen Diederichs im Sommer 1930 mit seinem 10000-Mark-Preis ausgezeichnet hat.
Man sollte die Preisrichter dazu verurteilen, Tag und Nacht Manuskripte gleichen Jammerniveaus zu lesen, damit sie begreifen, was sie angerichtet haben . . .

Reuchlin

## WIE ER DIE REVOLUTION ERLEBTE

In seinem ersten Buch „Jahrgang 1902“ trübseligen Angedenkens hatte uns Ernst Glaeser belehrt, daß am Kriege die Eltern schuld gewesen sind. Über diese primitivste aller primitiven Versuche zur Lösung der Kriegsschuldfrage haben wir seither des öfteren gelächelt. Wir müssen dieser geist- und erkenntnisreichen Belehrung uns erinnern, wenn wir in Glaesers neuem Roman („Frieden“ heißt er, erschien selbstredend wieder bei Kiepenheuer und erreichte — o Publikum, o Publikum . . . ! — binnen drei Wochen inmitten einer Zeit buchgeschäftlichen Tiefstandes 25 000 Auflage!), wenn wir also in diesem Erfolgsbuch dieser Wochen die moral- und ethiktriefenden Worte lesen, die seiten- und abschnittlang der Autor seiner Mutter in den Mund legt. Bei einigen Stellen dieser Papierschleifen und Aphorismen billiger Leitartikelstruktur könnte man zu der Meinung kommen, daß die alte Dame des überlegen weisen jungen Autors, der — Kunststück! — 1929/30 schreibend so sehr genau weiß, was alles die Verantwortlichen 1914, 1918 und 1920 hätten anders und besser tun müssen, daß also die alte Dame, wie er sie in seinem „Frieden“-sbuch vorführt, weit eher an der Gründung des Völkerbunds als am Kriegsausbruch mitverantwortlich schuldig zu sprechen wäre. Doch kann Leserschaft und Kritik diesen Streit den Autor im eigenen Familienkreis austragen lassen. Interessanter, aufschlußreicher und aufklärend in mehrerer Hinsicht sind andere Absätze des Buches. Da beschließt der junge Mann an einem Herbsttag 1918, die häusliche Ordnung nicht zu stören. „Wie barbarisch ist unsere Zeit!“ hat die Frau Mama eben gesagt und sich an ihren kleinen Nähtisch gesetzt, „um bis zum Mittag Wäsche auszubessern oder für mich Anzüge weiter zu machen. Dabei aß sie einen Apfel, den sie sich auf dem Ofen gedünstet hatte . . . So würde es langsam Mittag, bis meine Mutter aufstände, um den Hühnern im Hof Sonnenblumenkerne zu streuen.“ Ja, ergriffen staunender Leser! solcher wichtigen Geschehnisse aus der Chronik der Familie Glaeser werden dir zu Dutzenden enthüllt in dem Buch, das (laut Ankündigung des Verlages Kiepenheuer) „das Schicksal der deutschen Jugend“ dokumentiert. Der Autor also „beschloß nicht zu stören und ging in die Stadt“. Er erlebt dann (das Schicksal der deutschen Jugend!) die Revolution so:

„Auf der Straße lag Pferdekot. Trotz der Revolution hockten zwei alte Arbeiterinnen davor und kehrten ihn auf. Über zwei Räder, die sie von einem ausgedienten Kinderwagen genommen hatten, war eine Margarinekiste montiert. In diese Kiste schaufelten sie den Kot, auch als der Hund, der aus der verstümmelten Hand des Revolutionärs Zwieback fraß, ein fast kunstgewerblich geformtes Häufchen drehte, lief eine hin und kehrte es auf.

‚Scheiße bleibt alles‘, sagte die ältere, als ich vorüberging. Sie hatte eine blau unterlaufene Warze links neben dem Mund und das fahrige Stirnhaar jener Weiber, die bei einer Beerdigung über die Astern weinen und über den Bauch des Pfarrers lachen.

‚Ach‘, sagte sie, als ich vorüberging, ‚so ein junges Biest.‘ ‚Ein Söhnchen‘, antwortete ihre Kameradin und schob eine gelbe Wolke Kot auf eine rostige Schippe, ‚ein Söhnchen, das genau so kackt wie wir, aber wenn es ausgekackt hat, ist es wieder ein Söhnchen.‘

Sie lachte, als seien ihre Zähne Nadeln und ihr Mund eine pfeifende Höhle. Die ältere ging auf mich zu. Sie trug eine volle Ladung Pferdekot auf der Schippe. Ihr Brust-

tuch flog um den Hals, trotzdem war von einer Brust nichts zu sehen. Aber ihr Gesicht. Dort flackerten alle Farben, die auf der Straße denkbar waren. Das Grau der Häuserfassaden, der braune Streif der Anlagen, das Mattblau des Himmels und das hysterische Gelb des Pferdekots.
‚Du', ihre Hand hob sich und berührte meine Schulter, ‚laß dir von uns was sagen, Söhnchen, wir kennen den Dreck . . . Und als ich auswich, faßte sie mich an, schüttelte mich und stieß mich nach der Margarinekiste, die über den ehemaligen Kinderwagen hing: ‚Hier liegen die Haufen der ganzen Natur!' schrie sie und preßte mich wider den Wagen. ‚Söhnchen, was willst du, selbst der Dreck ist verkäuflich!' Ich schüttelte sie ab, sie flog wider ein Drahtgitter. Sie hielt sich aber aufrecht, und während ihre Hand den Wagen hielt, pfiff ihre Stimme: „Alles stinkt, ob Tier, Genosse oder Söhnchen.' Ich riß mich los und lief in den Kern der Stadt . . ."
Genug, ich verschone dich von weiterem Zitieren, bemitleidenswerter Leser! Genug! Ja, es genügt diese kurze Probe, um aufzuzeigen, aus welchem Blick- und Haltungswinkel dieser Modeautor schreibt und lebt. Wären die Kehrweiber doch etwas handgreiflich revolutionärer gewesen! Aus tief humaner Seele steigt dieser Wunsch in mir auf. Heute noch würden wir ihnen dankbar sein, wenn sie radikal genug Vorsorge getroffen hätten, daß dieses Söhnchen nicht jetzt nach zwölf Jahren noch uns die Luft verpestet . . .
Wie lange aber lassen wir diese Versauung des deutschen Büchermarkts und Geisteslebens inmitten einer Zeit, da Millionen ohne Arbeit und ohne Brot einem trostlosen Winter entgegenbangen und Hunderttausende täglich den Zusammenbruch ihrer Existenz befürchten müssen, wie lange noch lassen wir uns das bieten? Wie lange noch geben wir unter bewußter oder stillschweigender Förderung einer Kritik, die sich verantwortlich gibt und abhängig oder verklickt ist, wertvolle Teile des Volksvermögens aus für die Verbreitung dieses Hundedrecks in 25 000 Exemplaren?
Wie lange noch Gustav Kiepenheuer? **Reuchlin**

# FRAGE AN THOMAS MANN

Er kam und sprach zu seinem Volke, zur versammelten Gemeinde des Kurfürstendamms am 17. Oktober 1930 im Beethovensaal zu Berlin, bekannte sich mit Nachdruck zu seiner bürgerlichen Herkunft, konnte aber auch „sich nicht entbrechen", in diesen bewegt politischen Tagen, da er sich „fragte, ob es sich lohne, ob es auch nur anständig und irgendwie vertretbar sei, unter den heutigen Umständen nach Berlin zu kommen, um ein Romankapitel vorzulesen und, etwas Lob und Kritik in der Tasche, die beide, wie alles steht, doch nur das Produkt einer recht geteilten Aufmerksamkeit sein können, wieder nach Hause zu fahren", konnte „sich nicht entbrechen", bei allem Bekenntnis zur bürgerlichen Herkunft die in den „Buddenbrooks" von einstmals 17 Mark bis herab zu 2.85 aufgezeigten bürgerlichen Verfallserscheinungen zur letzten Vollendung zu führen und sich „auf der Basis des Geistes" der Sozialdemokratie zu verbünden. — Sein Publikum klatschte und tobte Beifall. Der protestierende Bronnen wurde fast gelyncht. Mann aber sprach das große Wort: „Freilich, die Sozialdemokratie wußte damals, als es einen rechten Weg für Deutschland überhaupt nicht gab, wenigstens doch einen gangbaren . . ." Bitte, bitte, lieber, guter Lehrer deutscher Sprache und deutscher Logik von Fischers und Nobels Gnaden, bitte, bitte, lehre uns unmündig unwissende Kinder erkennen und verstehen, welch tiefere Weisheit hinter deinem Satz sich birgt! Wie, bitte erkläre es uns, wie ist, wo es einen rechten Weg überhaupt nicht gibt, doch einer gangbar? **Reuchlin**

---

Vom nächsten Heft des Bücherwurm ab, das Mitte Januar 1931 erscheint, wird jedes Heft einen Abschnitt „Kultur- und Zeitkritik" und einen „Berliner Theaterbrief" bringen, so daß mehr und mehr unsere kleinen Hefte die Gesamtheit lebendiger deutscher Bildung erfassen.

# NEUE BÜCHER ÜBER DAS THEATER

**Julius Bab. Das Theater im Lichte der Soziologie. (Heft 1 der Reihe „Beiträge zur Soziologie der Kunst".) C. L. Hirschfeld, Leipzig.**
Mit diesem Buche wird zum erstenmal der Versuch unternommen, alle Beziehungen und Zusammenhänge des Theaters mit der menschlichen Gesellschaft aufzuzeigen. An Hand reichen Materials wird dargestellt, wie die Theaterkunst entstanden ist, wie sie sich in der Gemeinschaft und mit ihr entfaltete und wie sie in ihr und auf sie wirkte. Der Wert dieses Werkes besteht in erster Linie in der Erstmaligkeit der Betrachtungsweise einer Zusammenschau all der einzelnen Faktoren, die sich um das Theater-Erlebnis herum scharen: Neben der geschichtlichen Entwicklung des Theaters die Beziehungen des Dramas zum lebendigen Dasein, die Probleme der Schauspielerpersönlichkeit, der tiefgehende Einfluß des Publikums auf das Theater, die Bühnenformen, die Art und Weise der Verwaltung, die Besucherorganisationen, die soziologischen Zusammenhänge des Theaters in Italien, Frankreich, England, Rußland und Amerika, Betrachtungen über Theater und Politik und über die Zensur. Im einzelnen müssen jedoch die Kapitel mit kritischen Augen betrachtet werden, besonders was über soziologische und ästhetische Grundbegriffe, über Kunst und Spiele gesagt wird. Julius Bab spricht nämlich beim „Spiel" u. a. vom „Fußballspiel", während er das eigentliche Spiel, das Spiel des Kindes, das in enger Beziehung zum Theater steht, nicht zu seinem Recht kommen läßt. — Aber auf diesem vorgezeichneten Wege kann die Forschung weiterbauen, die Einzelheiten unter dem soziologischen Gesichtspunkt kritisch beleuchten und ergänzend darstellen.
**Maria Piper. Die Schauspielkunst der Japaner. Walter de Gruyter & Co., Bln. Lein. 12.—.**
Die Verfasserin, die zehn Jahre in Japan gelebt hat, gibt uns einen tiefen und umfassenden Einblick in das Theater Japans. Zudem bietet sich hier für den Fernstehenden die Möglichkeit, in die Seele dieses selbstbewußten, nationalstolzen und schwer zugänglichen Volkes zu schauen, dessen Schaubühne in weit höherem Maße ein kulturgebundenes Theater ist als das abendländische. Wir haben hier den Gegenpol zur russischen Theaterkunst: im guten Sinne konservativ, d. h. lebendige Überlieferung des alten japanischen Volkstheaters. Beigegeben sind sehr interessante Proben aus dem japanischen Spielplan. Eine große Anzahl von Rollen- und Szenenbildern macht das Werk zu einer wertvollen und aufschlußreichen Darstellung japanischer Kultur. Ein persönliches, aus dem Erlebnis heraus geschriebenes Buch. Friedr. Ege

# FÜNF MINUTEN PÄDAGOGIK

**Pädagogischer Handkatalog 1930/31. Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwieck. RM. 1.50.**
Ein außerordentlich geschickt und übersichtlich angeordneter Katalog für das gesamte Unterrichtswesen. Ein Griff genügt, um jedes beliebige Werk allgemeineren Inhalts — Erziehungsgeschichte, Psychologie, Anschauungsunterricht, Versuchsschulen, Schulfeiern u. s. f. — oder fachwissenschaftlicher Art — Leibesübungen, Kunsterziehung, Musik, Deutsch usw. — mühelos zu finden. Die Fremdsprachen sind leider nicht berücksichtigt, wohl wegen der überaus umfangreichen linguistischen Literatur, die einen eigenen Katalog beanspruchen würde. Um so mehr kommt der Arbeitsunterricht einschließlich der letzten Neuerscheinungen zu seinem Recht.
**Louis Rivière, Französisch lernen — ein Genuß! R. Piper & Co., München.**
Das französische Gegenstück zu Mac Cellums „Englisch lernen — ein Vergnügen!" Ein Sprachlehrbuch, das nichts voraussetzt als Offenheit für tollen Humor und köstliche Frische. Ein Buch für jeden, dem die üblichen Methoden zu nüchtern, zu einseitig-grammatisch sind. Wer an den grauen, aussichtlosen Schinken, in denen das „Wissen um die Tiefen der Sprache" in raffinierte Regeln gezwängt wird, keine rechte Freude hat, der lasse sich einmal überschütten von diesen launigen Anekdoten und Skizzen, diesen prachtvollen Zeichnungen, mit denen die „Grammatik" gewürzt wird! Eine seltsam eindringliche Methode. Hans Pech

# WAS SOLL ICH LESEN? — WAS VERSCHENKEN?



*„Jeder Mist will heutzutage Schneider werden!" sagte der Meister zur Waldbäuerin, ehe er den Rosegger Peter in die Lehre nahm. (Zeichnung von Fritz Eggers aus „Als Schneiderlehrling und Student" von Peter Rosegger, Verlag L. Staackmann)*

**Heinrichs Lerschs** autobiographischer Roman **„Hammerschläge"** (Sponholtz) ist ein Ereignis. Ein ganzer Mensch mit großem Herzen lebt darin und löst die Fragen der Zeit nicht mit Gerede, sondern in täglichem Tun. Seite 17/18 dieses Heftes zeigen eine Probe aus dem Buch, dessen unbekümmert vitale Frische köstlich wohltut zwischen so vieler blasser Ästhetik. — **„Dor und der September"**: Erstlingswerk von **Karl Friedr. Boree** (Rütten & L.). Ein Sommerroman der Freude und des Nachdenkens. Gut gekonnt und frisch erzählt. Das Buch ist reifer als alles, was sonst an Erstlingsware neuerdings geboten wird. Es kennt bei aller jasagenden Lebensnähe auch die Nachtseiten des Daseins, aber es bietet der wohlfeilen Resignation keinen Raum. — Weiter tobt Krieg und Kriegsgeschrei: **General Crozier,** britischer Frontgeneral im Weltkrieg, der seine Pflicht erfüllte, zeigt jetzt **„Im Sturm ums Niemandsland"** (Zsolnay) die „Unmoral jeglicher Kriegführung" — während der deutsche **Thor Goote** mit seinem mannhaften Roman einer Munitionskolonne **„Wir fahren den Tod"** (Tradition) dem Gelebten und Gelittenen ohne Verbiegung treu bleibt. Hervorzuheben ist die schlichte Anständigkeit des Buches, verbunden mit frischem Erzähltempo. — **Ernest Hemingways** neuer Roman **„In einem anderen Lande"** (Rowohlt) kommt auch vom Kriege her, führt aber mit überragender dichterischer Kraft in befreitere Gefilde. Sehr beglückende, männliche Lektüre! — **„Erhebung"** nennt **Henri Barbusse** seinen Roman eines Fliegers (Zsolnay). Versuch, aus neuer Weltschau eine Ordnung des Lebens nach neuen Gesetzen darzulegen. — Parade der großen Begnadeten aus Skandinavien: **Hamsuns „Weltumsegler"** erfuhr schon im vorigen Heft besondere Hervorhebung. **Olav Duun** ist leider noch viel zu wenig bekannt. Bruno Cassirer verlegt das Jugendwerk **„Die Olsöyburschen"**, bester Nord-Tradition würdig. Daneben: ein neuer **Johan Bojer „Volk am Meer"** (Beck), **Gunnar Gunnarsons** unerbittliche Islandssaga **„Schwarze Schwingen"** (A. Langen), von **Mikkjel Fönhus „Jaampa, der Silberfuchs"** (Beck), das Epos der großen wilden Natur selbst — und die erschütternde Tragödie des an der Industrialisierung zugrundegehenden Bauerntums der Fjorde: **„Flut und Ebbe"** von **Andr. Haukland** (Sponholtz). — **„Wie ein Mensch geboren ward"** erzählt **Maxim Gorki,** mit anderen Novellen russischer Volksseele vereint (Malik). — **Friedrich Grieses „Der ewige Acker"** (Schünemann) gestaltet in gerundet epischer Breite das Geschick eines norddeutschen Dorfes im Kriege. — **Herbert Brandt „Achtung! Das neue Jahrtausend!"** (Horen-Verlag) ist bisher eine der ganz wenigen Leistungen innerhalb der meist kläglichen Versuche, das Leben der Nachkriegsjahre zu gestalten. Dies Buch steht dichterisch höher als **Bruno Nelissen Haken „Der Fall Bundhund"** (Diederichs), aber Hakens Bändchen eignet der Wert eines Dokuments. Die Verbeamtung des Lebens, die Entrechtung des Menschen zur Nummer, die Seelenlosigkeit der Zeit ist hier gebrandmarkt mit einer unnachgiebigen Konsequenz Kleistscher Struktur. Die Herausgabe des Buches ist ein sehr großes Verdienst. — **Peter Mendelssohns** behaglich plätscherndes **„Fertig mit Berlin?"** (Reclam) erscheint gegenüber dieser brutalen Lebenswirklichkeit zum Jammern kindlich. Das gewaltige Problem der wachsenden Weltstadt ist nur an der äußersten Peripherie erfaßt. — Bieder im guten Sinne einer gesunden Zeit ist **Karl Wilkes „Das Haus des Dr. Prade"** (Koehler & Am.). Krieg und Nachkrieg spiegeln sich im vielzweigigen Schicksal der acht Parteien eines Mietshauses. — Kühnen Griffs eigenwillig sagt der Dichterphilosoph **Paul Gurk** den Verrottungen der Zeit auf dem Umwege des Romans **„Palang"** (Union) deutliche Wahrheiten, während **Fred Hildenbrandt** in **„Der Sand läuft falsch im Stundenglas"** (Union) in ausgetretenen Pfaden des großen Utopisten Wells plätschert. — **Michael Arlen** gibt einen Dekamerone der oberen Zehntausend Londons mit **„Mayfair"** (Piper), **Adam Kuckhoff** recht diffizil, klug und spannend unterhaltsam einen Roman um Grock, den Clown der Clowne, in **„Scherry"** (Rütt & L.). Lustige Historie schenken **„Die Reisen des Herrn Hofraths"** (Schlieffen). **Rosseggers** schönste Geschichten, mit köstlichen Bildern von Fritz Eggers, vereint Staackmann in dem schmucken Bändchen **„Als Schneiderlehrling und Student"**. Ein prächtiges Geschenk für junge Menschen! — Vielfalt der Abenteuer: **Kurt Fabers** letztes, nachgelassenes Werk **„Weltwanderers letzte Abenteuer"** (Lutz); aller Jungenherzen jeglichen Alters Labsal: der neue **Kipling „Fischerjungs"** (List): Jagden in allen Erdteilen und lebendige, verständnisvolle Freundschaft mit dem Tier: **„20 Jahre Großtier-Fang"** von **Jos. Delmont** (Schlieffen); Sirdar, der Elefant, erzählt selbst seine Geschichte und die der Herde, die er führt, in **Mukerdschis „Der Herr der Herde"** (Rütt & L.), die große Bruderschaft alles Lebendigen ist in diesem Buche wach. — Historische Gestaltungen von Qualität in buntem Reigen: **Robert Walter, Löffler,** Roman eines Mannes (Reclam), Volksbuch bester Art; **Georg Schmückle,**

„**Engel Hiltensperger**“ (Strecker & Schröd.): Schicksal eines Aufrührers im Bauernkrieg, durch erschütternde zeitgeschichtliche Parallelen ausgezeichnet; eine der edelsten Frauen im 15. Jahrhundert „**Isabella von Lothringen**“, Roman von **Gertr. v. Wenckstern** (Schlieffen); **Ina Seidels** wuchtiger und reifer Band „**Das Wunschkind**“ (Dtsch. Verl.-Anst.), innigste Verbundenheit von Mutter und Sohn im Taumel der Freiheitskriege. **Hans Reisiger** erzählt Richard Wagners Jugend in dem von viel gestaltender Liebe getragenen Roman „**Unruhiges Gestirn**“ (List). — Biographien von Bedeutung: **Kronprinzessin Cecilie, Erinnerungen** (K. F. Koehler), das Hausbuch der deutschen Frau, die verbundenes Wissen der gewesenen Epoche noch besitzt; **Antonia Vallentin** erzählt sehr eindringlich und ergreifend den Lebens- und Ideenkampf des verstorbenen „**Stresemann**“ (List); in Hans Reisigers Übertragung bringt der Inselverlag **Gandhis** Selbstdarstellung „**Mein Leben**“; die großen menschlichen Eigenschaften und das geniale technische Können von „**Hugo Junkers**“ schildert **Carl Hanns Pollog** (Reißner); **Wilhelm Raupp** beschwört das maßlose, glühende Künstlerdasein „**Eugen d'Albert**“ (Koehler & Am.). — Eine fruchtbare (notwendige) Ergänzung zu **Bülows Memoiren** (Ullstein) vermittelt **Spectator „Fürst Bülow und der Kaiser“** (Reißner). — Die Gestaltung Paneuropas, wie französische Staatskunst sie sieht, umreißt **Ed. Herriot „Vereinigte Staaten von Europa“** (List), zur fließenden Debatte ein wuchtiger Beitrag. — Frauen, die für den im Wirtschafts- und Existenzringen stehenden Gatten ein **praktisch** wertvolles Geschenk suchen, empfehle ich in erster Linie: **Ludwig Reiners, Die wirkliche Wirtschaft** (Beck) und **Henry Fords** neues Werk, Medizin gegen den grassierenden Pessimismus: „**Und trotzdem vorwärts!**“ (List). — Wer große Dinge schenken kann, greife zu dem inhaltsschweren Mappenwerk „**Gesellschaft und Wirtschaft**“, 100 farbige Tafeln (Bibl. Inst.), stark verkleinerte Probetafel auf S. 5 unseres Heftes; „**Das Bild der Erde**“, Velhagen & Klasings neuem großen Atlas mit wichtigen statistischen Übersichten und 100 Kartenseiten; **Marianne Raschigs** grundlegendem Werk „**Hand und Persönlichkeit**“ (2 Bände, Enoch) oder einem der bilderprächtigen Bände des Atlantis-Verlages: „**Der dunkle Erdteil**“, „**Japan**“. Eine Weltschau des Katholizismus im Bild bietet mit über 200 hervorragenden Bildwiedergaben das grandiose Werk „**Orbis Catholicus**“ (Atlantis). Sehr preiswert bei Fülle und vorbildlicher Qualität des Gebotenen ist der neue Jahresband „**Das deutsche Lichtbild 1931**“ (R. & B. Schultz).

Wo man für wenige Pfennige ein Mitbringsel geben will, das Gehalt und persönliche Kultur besitzt, greife man zu einem Heftchen des „**Eisernen Hammer**“. Neu erschienen: „Deutsche Alpen“, „Deutsche Meeresküsten“. — Auch ein Jahresbezug des „**Bücherwurm**“ als Weihnachtsgabe wird Freude bereiten. Karl Rauch

**Empfehlenswerte Kinderbücher**

**Karin Michaelis, Bibi und Ole.** Bilder v. Hedvig Collin. (Stuffer.) — **Das große Buch für kleine Leute.** Fülle farbiger Bilder, Texte in Blockschrift. (Anton & Co.) — **Das Wunderbuch der Kinderspiele.** Ein Geschichten-, Spiel- u. Bastel-Buch v. Hedw. Loß. (Perthes.) — **Ursula Scherz, Familie Tüchtig.** Kinder basteln sich selber lebendige Puppen. (Perthes.) — **Frohes Schaffen.** Neuer Band des gehaltvollen Jahrbuchs. (Deutscher Verl. f. Jugend u. Volk.)

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile.**

### Romane und Novellen

J. Bojer, Volk am Meer. Beck. 7.—. Neuer Lofotfischer-Roman.

Gerhart Hauptmann, Die Spitzhacke. Ein phantastisches Erlebnis. Illustr. v. Hans Meid. Fischer. 4.50.

Georg Kaiser, Die Arbeitslosen. Transmare. 6.—. Sozialer Zeitroman.

Martin Raschke, Fieber der Zeit. Der Roman einer Jugend nach dem Kriege. Jeß. 5.—.

Hans Sterneder, Sommer im Dorf. Tagebuch eines Besinnlichen. Staackmann. 8.50.

### Biographien, Memoiren, Briefe

Die Brautbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck. Deutsche Verlags-Anst. 8.—. Wertvolle Ergänzung zu: Bismarcks Briefe.

E. F. Hanussen, Meine Lebenslinie. Universitas. 6.—. Der Hellseher erzählt sein Leben.

Oskar Freiherr von der Lancken, Meine dreißig Dienstjahre. Potsdam, Paris, Brüssel. Verlag f. Kulturpol. 12.—. Aufzeichnungen eines unserer ersten Diplomaten aus dunkler Zeit.

Karl Tschuppik, Ludendorff. Die Tragödie des Fachmanns. Epstein. 11.—

Fritz Wartenweiler, Fridtjof Nansen. Mit fünf Bildnissen. Rotapfel-Verlag. 6.—.

Wilson, Die Tagebücher des Feldmarschalls Sir Henry Wilson. Union. 14.50. Der gefährliche Gegner Deutschlands im Weltkrieg.

### Natur, Reisen und Abenteuer

M. Fönhus, Jaampa der Silberfuchs. Beck. 5.80.

Peter Freuchen, Der Nordkaper. Roman eines Walfischfängers. Safari. 6.50.

Felix Salten, Gute Gesellschaft. Erlebnisse mit Tieren. Zsolnay. Lein. 5.80.

Grupe — Leon — Schmidt, Naturkundliches Bilderbuch. Heft 1: Am Waldrand. 20 S. Text u. 83 Abb. — Heft 2: Haus, Hof, Garten. 24 S. Text u. 74 Abb. — Heft 3: Das Feld im Winter. 13 S. Text u. 64 Abb. Diesterweg, Frankfurt. Geh. je 2.90.

### Weltanschauung und Kulturgeschichte

John Dewey, Die menschliche Natur. Ihr Wesen und ihr Verhalten. Aus dem Amerik. v. P. Sakmann. 350 S. Deutsche Verlagsanst. 10.00. — Der repräsentivste Denker Amerikas.

Ricarda Huch, Alte und neue Götter. Die Revolution des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Deutsch-Schweiz. Verlagsanst. Lein 10.00. — Der Kern dieser Revolution liegt im Erwachen eines bisher durch Uneinigkeit gehemmten Staates.

Valeriu Marcu, Die Geburt der Nationen. Von der Einheit des Glaubens zur Demokratie des Geldes. Mit 12 Abb. Fischer. 9.00. — Valeriu Marcus große Kunst: Vergangenheit als Gegenwart zu begreifen und historische Ereignisse und Persönlichkeiten psycholisch zu deuten.

Helene Nostitz, Potsdam. Mit 20 Tafeln. Jeß. 7.50. — Eine lebendige Persönlichkeit verwandelt und vertieft den Begriff Potsdam in intuitiv erfaßte historische Schilderungen.

A. Winnig, Vom Proletariat zum Arbeitertum. Hanseatische Verlagsanst. 6.00.

Karl Wolfskehl, Bild und Gesetz. Abhandl. Deutsch-Schweiz. Verlagsanst. 18.00.

### Kunst

Elfried Bock, Geschichte der graphischen Kunst von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 180 S., 600 Abb. Propyläen. Halblein. 50.00, Halbldr. 55.00.

Gropius, Bauhausbauten in Dessau. (Bauhausbuch Bd. 12.) Langen. Lein. 18.00. — Gropius gibt Bericht über seine Arbeit als Architekt und Bauorganisator während seiner Dessauer Jahre.

Die neue Raumkunst in Europa und Amerika. Hrsg. v. Herbert Hoffmann. J. Hoffmann. 38.00. — 179 führende Künstler aus 16 verschiedenen Ländern steuerten zu den 292 großen Abbildungen ihre neuesten Arbeiten bei.

Die schöne Wohnung. Beispiele neuzeitlicher deutscher Wohnräume. Einleit. Text v. H. Eckstein. F. Bruckmann. Kart. 5.50.

# Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat" und „Vorhof"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 16. Jahrgang Heft 2

## DER DICHTER IN UNSERER ZEIT

Den ewigen Bildern treu, standhaft im Schauen,
Stehst du zu Dienst und Opfer wohl bereit,
Doch fehlt in dieser ehrfurchtlosen Zeit
Dir Amt und Kanzel, Würde und Vertrauen.

Dir muß genügen, auf verlorenem Posten,
Der Welt zum Spott, nur deines Rufs bewußt,
Auf Glanz verzichtend und auf Tageslust,
Zu hüten jene Schätze, die nicht rosten.

Der Spott der Märkte mag dich kaum gefährden,
Solang dir nur die heilige Stimme tönt.
Wenn sie in Zweifeln stirbt, stehst du verhöhnt
Vom eigenen Herzen als ein Narr auf Erden.

Doch ist es edler, künftiger Vollendung
Leidvoll zu dienen, Opfer ohne Tat,
Als groß und König werden durch Verrat
Am Sinne deines Leids: an deiner Sendung.

Hermann Hesse

# EDWIN ERICH DWINGERS WEG UND WIRKUNG

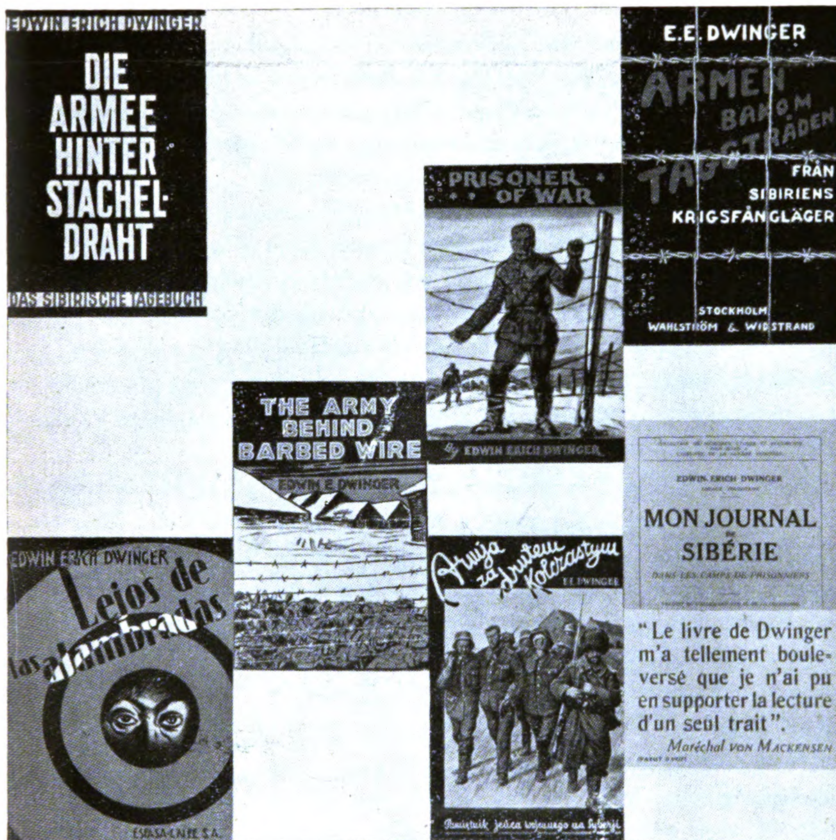
## EINLEITENDE WORTE ZU EINEM VORTRAGSABEND DES JUNGEN DICHTERS IN BERLIN

WALTER VON MOLO

Der Dichter, der heute zu Ihnen sprechen wird, Edwin Erich Dwinger, ist Holsteiner, seine Mutter war russischen Blutes. Dwinger ging 1914 als sechzehnjähriger deutscher Kriegsfreiwilliger ins Feld. Anfang 1915 geriet er mehrfach verwundet in russische Gefangenschaft. Von den Lazaretten in Riga und Moskau führte sein Weg in die Hölle der russischen Gefangenenlager, in Erdbaracken, wo in 4 Monaten von 24 000 Mann 17 000 an Flecktyphus starben — und dann weiter bis an die mongolische Grenze. Hier wehrte er sich mit einer kleinen Schar Kameraden in grauenvollster Öde, ausgeliefert der Qual engsten Zusammengepferchtseins, gegen die Vernichtung des inneren Menschen. Das wurde entscheidend für ihn. Nach vier Jahren gelang ihm die Flucht nach Westen durch das unvorstellbare Durcheinander Sibiriens und Rußlands. So wurde Dwinger Zeuge und Miterlebender des gewaltigsten revolutionären Kampfes, der je auf der Erde war.

Nunmehr ist Dwinger Bauer im Allgäu. Nach sechsjähriger Sammlung und Zurückgezogenheit, als er körperlich wieder gesundet war, schrieb er sein erstes Buch „Korsakoff", die Geschichte eines Heimatlosen. Ein zweites folgte: „Das letzte Oopfer": — Bekenntnisbücher eines Dichters, der die Menschen schuldlos in Schuld verstrickt sieht — wie sie sich selbst überwinden, den Glauben an das Leben wieder finden. Bereits damals ein Dichter, der nicht anklagt, der aus entsetzlichem Erleben, das über ihn in so großer Jugend verhängt wurde, das nach Hause brachte, was der Krieg uns allen und unserer Dichtung geben sollte: abwägende, unbeirrbare Menschlichkeit und Männlichkeit. Zehn Jahre nach seiner Heimkehr ging Dwinger daran, die grauenvollen Zeiten in Sibirien zu gestalten; sie sind festgehalten in seinem dritten Buche „Die Armee hinter Stacheldraht", ein Dokument des Krieges und des menschlichen Leidens, hoffentlich ein Appell, auch für das Ausland. Dieses Werk wurde in acht Sprachen übersetzt. Es ist nicht geschrieben aus Mitleid mit sich selbst, keine persönliche Bitterkeit findet sich darinnen, das ist seine Größe, gab ihm seinen Stil. Nie hat dieser junge Dichter in tausendfacher Nähe des Todes den Glauben verloren, daß der menschliche Geist unbesiegbar ist.

Vor wenigen Wochen kam nun Dwingers zweites Sibirien-Buch „Zwischen Weiß und Rot", aus dem er Ihnen heute vorlesen wird. Was ist der Inhalt dieses Buches? Zur gleichen Zeit, als wir uns in unserer Verwirrung in Deutschland gegenseitig ermordeten, in dieser Nacht, die hoffentlich bald hinter uns liegt, unternahm man in Rußland den letzten gewaltigen Versuch, das bolschewistische




*Die Buchumschläge der wichtigen Auslandsausgaben von Dwingers „Armee hinter Stacheldraht." Das Buch erschien in englischer, amerikanischer, französischer, schwedischer, spanischer, polnischer, russischer und hebräischer Übersetzung*

System zu brechen. Bis heute weiß die deutsche Öffentlichkeit sehr wenig von jener von Koltschak geführten Riesenarmee, in dem das andere Rußland gemeinsam mit japanischen, amerikanischen, englischen und französischen Truppen die Bolschewisten fast bis Moskau zurückwarf. Dann kam der Verrat der tschechischen Legionen, der furchtbare Rückzug durch das halbe Asien, der völlige Untergang der weißen Armee im Eis Sibiriens. Nunmehr war das Schicksal Rußlands besiegelt, 1920 erst hat der Bolschewismus in Rußland gesiegt. Dwinger hat diesen Stoff, neben dem Napoleons Niederlage, der Übergang seiner Armee über die Beresina, verblassen, unter Zugrundelegung seiner

Tagebücher und ergänzender Aufzeichnungen seiner Gefährten, zu einem Werke geformt, das nahezu ohne Vergleich ist. Die Gründe der Entente, die sie damals noch einmal im Osten kämpfen ließen? „Man gab vor, dem Menschenrecht und der Demokratie helfen zu wollen, während man an Konzessionen und Gewinn von Petroleum, Silber, Gold, Platin und Erz dachte.“

Ein Stück Weltgeschichte, von dem mit solcher Deutlichkeit noch niemand zu uns sprach. Die objektive Darstellung der Gegenmächte, die weiterhin auf der Erde miteinander ringen. Der Bolschewismus wurde in Rußland erst zum Siege geführt durch Geschäftemacherei, Egoismus und kleinlichste Rivalität derer, die ihn bekämpfen wollten. Es siegte damals ein Häuflein für eine Idee fanatisierter Roter, über eine Riesenarmee, die uneinig war, innerlich angefault. Kommen nicht auch in unseren Tagen viele ähnliche Gedanken, wie sie ein russischer Kamerad Dwingers in sein Tagebuch schrieb?

„Nur dieses quält mich, dies widerstrebt mir: daß ich in jene Linie trete, in der Europas und Amerikas Kapitalisten stehen — all jene mächtigen Magnaten, deren Wirken ich hier kennen lernte! Daß ich Hand in Hand mit jenen Mächten kämpfe, die mich bekämpfen, immer bekämpft haben, immer bekämpfen werden. Wo ist der Weg? Neben mir steht der Kapitalismus, den ich wie den Kollektivismus hasse, weil uns Geistigen zuletzt von ihm die gleiche Gefahr droht wie vom Kommunismus: Knechtschaft! Wo ist das Herz? Bei den Kapitalisten ist es nicht. Die Bolschewisten wollen es nicht. Es ist kein Platz mehr für die Menschen auf dieser Welt.“

Wir alle spüren, die Welt ist anders geworden, kann nicht still stehen, ob wir's mit Schmerz oder Jubel empfinden, die Erkenntnis wächst: so geht es nicht weiter.

Konferenzen im In- und Auslande, die dem ausweichen, die allgemeine Not mildern wollen. Viel wird weiter verhandelt, vom Menschenrecht geredet, und jeder will seinen persönlichen Vorteil wahren. — Geht das so weiter, dann wird auch hier die Not Sieger werden.

Der Dichter hat nicht zu raten, man solle in diese oder jene Partei eintreten, aus ihr austreten; kann keine Partei ganz ablehnen, er hat weiter und tiefer zu sehen: in jeder unserer Parteien sind Deutsche, ganz ohne menschlichen Geist ist keine Partei. Der Dichter muß wissen, daß keine Gruppe Zufall ist, daß jede vom Urgrund des Lebens gehoben und genährt wird von Kräften, die Vernünftelei niemals zu erfassen vermag — wenn sie auch noch so klug spricht. Der Geistige ist Angehöriger der Partei der Gerechtigkeit und des Menschentums, er ist Volk! Für diese seine Partei hat er in allen politischen Parteien zu wirken. Diese seine Partei hat er in allen politischen Parteien zu

wecken, damit sie sich als das erkennen, bewußt werden, was sie sind: verschiedene, aber doch gemeinsame Willen, um Deutschland zu retten.
So ist auch Dwinger, darum muß er uns willkommen sein, er ist eine der Blüten besserer Zukunft, die aus Blut, Blut und wieder Blut aufwuchs.
Die große französische Revolution im Westen hat ein Jahrhundert und länger nachgewirkt auf die Welt, die größere russische Revolution im Osten wird Jahrhunderte hindurch auf die Welt einwirken, das müssen wir erkennen, zugeben, sonst gehen wir fehl. Dafür hat die Jugend aller Parteien ein viel feineres Verständnis, als die, die sie ablehnen, weil sie laut und bewegt ist, oft zu laut, wer wollte das leugnen? Aber diese Stimme ist immerhin ein menschlicher Schrei!
„Soll es denn so bleiben? Alles um Geld, alles um Geschäfte, alles aus Egoismus? Und niemand hilft — und nirgends ein Herz?"

# DAS VORRECHT DER JUGEND OSCAR A. H. SCHMITZ

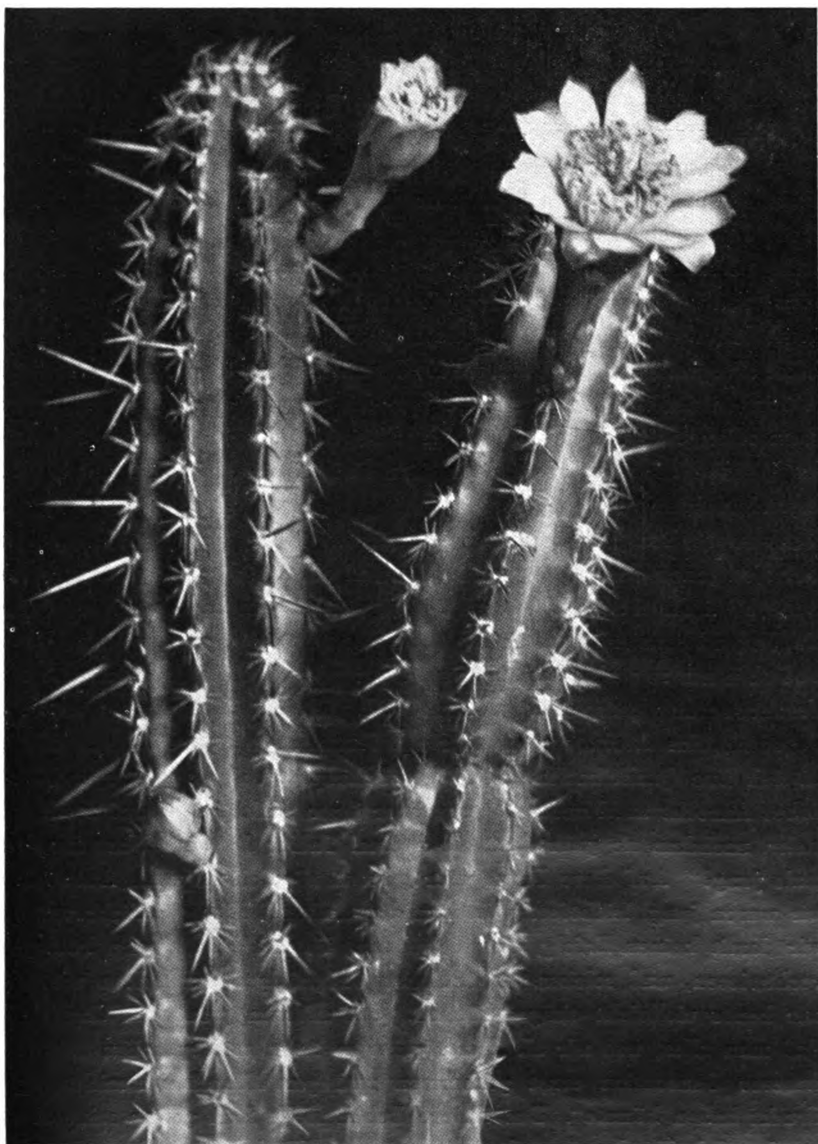
Die Jugendbewegung hat, ebenso wie die Frauenemanzipation, mit jeder Revolution den Widerspruch in sich selbst gemeinsam. Es müssen schon viele Fehler gehäuft haben oder zur Gewohnheit geworden sein, ehe eine größere Gruppe revolutionär durchsäuert wird. Einzelne Mißgriffe, ja Ungerechtigkeiten vermögen das nicht zu bewirken, denn im Grund ist der Mensch so anlehnungsbedürftig, so sehr auf Autorität angewiesen, daß er deren Berechtigung als solche nicht leicht bezweifelt. Ist es aber erst einmal so weit gekommen, dann vermag eine revolutionäre Gruppe unmöglich das rechte Maß einzuhalten. Gruppen können begeistert werden, Gerechtigkeit und Weisheit aber sind individuelle, nicht kollektive Tugenden. Darum geht es in Revolutionen sehr bald nicht mehr gegen eine bestimmte Autorität, sondern gegen die Autorität überhaupt, darum verlangt die Frauenemanzipation längst nicht mehr nur die der Frau gebührenden natürlichen Rechte, sondern Entrechtung des Mannes, darum hat die moderne Jugend vielfach das Gefühl dafür verloren, daß sie ohne die Führung der Erfahreneren auf die schlimmsten Abwege geraten muß. Weil tatsächlich Eltern sehr oft unzulänglich sind, erschienen Eltern eine Zeitlang überhaupt als überflüssige Institution. Der Verfasser hat von einer Jugendversammlung gehört, wo ernstlich erwogen wurde, ob es nicht auch zwischen Eltern und Kindern eine Art Scheidungsrecht geben sollte, natürlich mit der Unterhaltspflicht des schon durch die Tatsache seiner bloßen Existenz schuldigen Teils der Eltern. Gewiß sind das Auswüchse, nach denen niemand die gesamte Jugendbewegung mit ihren sehr berechtigten Gründen beurteilen wird, aber Auswüchse zeigen, in welche

Richtung das bisher unterdrückte, nun plötzlich ungehemmte natürliche Wachstum geht.

Im Zusammenhang der Geschichte gesehen, ist überhaupt jede Revolution, so auch die der Jugend, ein Auswuchs, der jedoch verrät, daß unwiderstehliche Kräfte, die man zu sehr einengen wollte, eines Tages hemmungslos zu wuchern beginnen. Solange der Kampf gegen die Autorität noch dauert, wirken daher Revolutionen faszinierend auf alle, die mehr Freiheit brauchen. Hat aber die Revolution gesiegt, so heißt es, eine bessere Autorität schaffen, und das hat noch niemals ein Revolutionsheld vermocht. Entweder muß er ein „Verräter der Revolution", d. h. selbst ein Führer werden, oder er muß einem solchen den Platz räumen. Dieser wird nun nicht das Alte, wie es war, wieder herstellen, sondern eine Synthese zwischen ihm und dem Neuen finden müssen. Kommt der Führer schon im Augenblick, wo die Revolution erst droht, so kann es sogar gelingen, daß er die Synthese vorwegnimmt und so die Revolution überflüssig macht. Das klassische Beispiel war in England Disraeli, den man darum vielleicht den größten Staatsmann seit der Antike nennen darf. (Vgl. Schmitz, Benjamin Disraeli, Englands Vermächtnis an Deutschland. Verlag Gg. Müller.)

Revolutionen sind naturgemäß Angelegenheiten der Jungen, darum ist die Revolution der Jugend gegen das Alter eigentlich die Revolution par excellence. Sie führt sich darum auch am schnellsten ad absurdum, da schon im Verlauf einiger Jahre die Jungen ganz von selbst zu den Älteren gehören, über die sie einst das Todesurteil sprachen. Falls das Alter wirklich keine Berechtigung hat, muß jedes Mitglied der Jugendbewegung, zum mindesten jeder Jugendführer nach einigen Jahren Selbstmord begehen. Darum verzweifeln so viele frühere Jugendführer, wenn die Dreißig nahen, oder aber sie vollziehen im eigenen Inneren die Synthese, die draußen der Staatsmann vollzieht. Sie unterscheiden falsche Autorität von rechter und suchen nun diese zu verkörpern gegenüber den nachwachsenden Jungen. Das tun heute schon viele jüngere Lehrer.

Die Jugend ist selbstverständlich fortschrittlich, aber was ist der wahre Inhalt dieses Fortschritts: das natürliche Älterwerden, d. h. das Wachsen in das Lebensalter hinein, das Jugend eo ipso als rückschrittlich empfindet, und das es auch ist, wenn sein größeres Beharren starr und leer wird, nicht ein schützendes Gefäß schafft für einen reichen, nun zu verarbeitenden Schatz von Erfahrungen. Macht nun die Jugend aus dieser ihrer natürlichen Fortschrittlichkeit ein Programm, so ist das Ergebnis, daß sie selber viel schneller in einen Beharrungszustand gerät, als biologisch normal ist, und zwar nicht mit einem reichen Lebensinhalt, sondern abgesperrt gegen einen solchen. Der Wert des



## Der sehr seltene Pilocereus Smithianus blüht auf

**Die starren K kteen wer-'en lebendig in dem abenteuerlichen, schönen und mit prächtigen Aufnahmen geschmückt n Bändchen „Kakteenjagd zwischen Texas und Patagonien" von Curt Backeberg (Brehm-Verlag, 9.—)**

Jungseins liegt im Werden, im Übergang, im Provisorischen, noch nicht Festgelegten, in den vielfältigen Möglichkeiten, nicht im Endgültigen, Entschiedenen, Tatsächlichen. Die Rebellion gegen die natürliche Auffassung, daß Jugend vor allem die Vorbereitung für Späteres ist, die Behauptung, Jugend sei ein Sein für sich, tötet gerade die wahre Jugendlichkeit. Wer einmal wirklich jung war, nicht aus Prinzip, wer sich einmal unbefangen als Jüngling oder Mädchen, nicht aber als „Vertreter der Jugend" gefühlt hat, der fragt sich heute leicht, ob diese programmatische Jugend überhaupt wirklich jung ist, nicht vielmehr eine in Grundsätzen erstarrte Partei wie jede andere, ebenso banal und lebendige Entwicklung hemmend. Auf seinem Sein zu stehen, geziemt dem Greis, der Jugend ziemt im Fluß der Dinge zu treiben ohne verbindliches Programm und einengende Organisation. An Sein ist Jugend notgedrungen noch arm. Nimmt sie nun das Sein in einer Zeit vorweg, wo sie allem offen, nirgends festgelegt sein sollte, dann schließt sich die Offenheit und das Innere bleibt leer und später kann sich kein rechtes Sein aus stürmischen Jugenderfahrungen gestalten.

Was nun die Aufgabe betrifft, die die heutige junge Generation zu lösen hat, so ist es genau dieselbe, die jeder Jugend obliegt: zu reifen. Dazu aber muß man ihr nicht das Vorrecht der Anonymität nehmen, das bisher die Jugend immer gehabt hat, das Vorrecht zu irren, Dummheiten zu machen, Unsinn zu reden, ohne dafür allzu streng zur Verantwortung gezogen zu werden. Was aber heute verlangt wird, ist das Gegenteil, das Recht, unreif an die Öffentlichkeit zu treten, als sei Jungsein an sich eine Qualifikation. Wird dies behauptet, so gibt die Jugend ihr natürliches Anrecht auf Nachsicht gegenüber ihrer Unfertigkeit auf und darf nicht mehr, nachdem sie geirrt hat, die älteren Tadler fragen: „Wart ihr denn niemals jung?" Auf diese Frage aber gibt es nämlich folgende Antwort: „Auch wir waren jung, leichtfertig, keck und anmaßend, aber glücklicherweise hatten wir damit keinen Erfolg, es gab Reifere, die uns bald streng, bald gütig zurechtwiesen, und solchen jugendlichen Mißerfolgen verdanken wir es, wenn wir heute vielleicht einiges können. Uns Älteren graut vor dem Gedanken, daß man alles, was wir als Zwanzigjährige taten und sprachen „als Ausdruck unserer Generation ernst genommen und gar öffentlich berichtet oder gedruckt haben könnte". Das äußere Leben stellt früh genug seine Ansprüche an den Schaffenden; es gibt kein größeres Glück, als das anonyme Entwicklungsalter möglichst lange ausdehnen zu können. Nicht von dem ganzen Leben, aber von den frühen Entwicklungsjahren gilt gewiß das alte Wort: „Bene qui latuit, bene vixit" *).

*) „Gut gelebt hat, wer gut verborgen blieb."

# WER IST HUGH WALPOLE?

SINCLAIR LEWIS

Der neue Träger des Nobelpreises für Literatur plaudert hier in sehr charakteristischer Weise über seinen „Kollegen" Hugh Walpole, der bekanntlich im Sommer dieses Jahres, von Universitäten und literarischen Gesellschaften eingeladen, in verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz gesprochen hat. Von seinen „Ausgewählten Werken in Einzelausgaben" erschienen bisher bei Engelhorn in Stuttgart die Romane „Der Reiter auf dem Löwen", „Jeremy", „Jeremy und sein Hund" und „Jeremy auf der Schule".

Will man erklären, worin für alle diejenigen, die gerne Geschichten lesen oder sich Gedanken über das Leben machen, der Reiz von Hugh Walpole liegt, will man diesen Zauber definieren und feststellen, wie es kommt, daß dieser junge Engländer schon mit 30 Jahren zu den wirklichen literarischen Größen gezählt werden konnte und sich rasch als Romanzier einen Platz neben Wells und Bennett und Galsworthy eroberte, so kommt man mit hübschen kleinen, allgemeinen Redensarten — die man sonst gewöhnlich bei neuen Schriftstellern verwenden kann — nicht durch. Wäre es möglich, ihn in einen der literarischen Taubenschläge einzuordnen, dann hätte die Kritik leichte Arbeit. Wäre er nur „zart" oder nur „zwingend" oder nur „aufrichtig" — oder wie die anderen unschätzbaren alten Eigenschaften heißen —, dann könnte man ihn leicht unterbringen. Nun ist er aber das alles und noch viel mehr. Wäre er ein Nachahmer von Locke oder Wells, Kipling oder Dickens, oder würde er sich ausschließlich der Behandlung eines bestimmten Themas widmen, dann würden ein oder zwei gewandte Sätze über seinen Stil und seine Botschaft genügen, um ein Bild von ihm zu geben, und die Kritik könnte nach Hause gehen.

Aber wie jeder wirklich große Mann ahmt er niemanden nach als sich selbst, und seine einzige Botschaft ist die, daß das Leben groß und wundervoll interessant ist.

Auch sein Lebensgang gibt keine genügende Antwort auf die Frage: Wer und was ist Walpole? Im großen und ganzen hat er das Leben ziemlich ruhig beobachtet und sehr scharf gearbeitet. Er ist weder theatralisch, noch ist er eine jener großen Kanonen, die, nachdem sie berühmt geworden sind, sich gnädig herablassen, uns ein wenig Literatur zu schenken. Er ist ein Sohn des Bischofs von Edinburgh, wurde in Auckland (Neu-Seeland) geboren und in Cambridge erzogen, war vier Jahre lang in einer Zeitungsredaktion in London und begann dann Romane zu schreiben. Heute lebt er teils in einem Landhäuschen in seinem geliebten Cornwall, dem Land der grauen See und der noch graueren Fischer, teils in London, Geselligkeit pflegend, teils auf dem Kontinent, Musik genießend. Aber nicht die Betrachtung seines Lebens, son-

dern nur sein Werk bringt uns Walpole näher und entschleiert die Größe und den Zauber seiner Persönlichkeit.

Was die Verehrer Walpoles so bewundern, ist sein Stil voll ruhiger Würde und natürlicher Anmut, seine wahrhaft wunderbare Fähigkeit, das Meer und den Himmel und die Großstadtstraßen in einer ganz neuen Schau ihrer unermeßlichen Schönheit darzustellen, eine glühende und unauslöschliche jugendliche Begeisterung für die Probleme des Lebens, ein weites und tiefes Bewußtsein, daß große Bewegungen — nicht nur gerade diese oder jene Frage, sondern sehr viele — wie starker Wind durch die menschliche Gesellschaft wehen, eine Vision von Moorland und Meer und dumpfen Stuben, die kein Seewind erreicht, eine haarscharfe und erschreckend wahrheitsgetreue Vision davon, wie Moorland und Meer und Stubenluft auf Menschenseelen wirken.

Denn die „großen Bewegungen" stellen sich für ihn immer dar als etwas, das sich in dem Leben wirklicher Menschen — seiner Charaktere — abspielt; nicht als verstaubte und abstrakte kleine Begriffe. Seine Charaktere sind Menschen, die er kennt und mit denen er spricht, sei es auf einsamen Gängen längs der Cornischen Felsküste oder mitten im Gewühl des rauchigen, menschenerfüllten London. Und weil er seine Gestalten so liebt, weil er so warmes Interesse hat für alles, was er selbst über ihre allmähliche Entwicklung erzählt, bringt er sie auch seinen Lesern so nahe. Dabei vergißt er aber nie seine Würde; er verfällt nicht in Weinkrämpfe über die Schicksale seiner Helden. Er geht freundlich mit ihnen um und ist bereit, sich bis zum letzten geistigen Graben mit ihnen zu verbrüdern, aber er ist auch ein außerordentlich wohlerzogener Gentleman.

Wie Balzac bringt Walpole die Hauptpersonen des einen Buches als Nebenpersonen in einem anderen. Sie sterben also nicht und werden nicht hübsch in Papier bestattet, sobald der Roman zu Ende ist. Sie leben weiter — natürlich, gerade so wie der Junge, mit dem wir zur Schule gegangen sind, an seinem Ort weiterlebt, auch wenn wir nach einer entfernten Stadt verzogen sind und die Verbindung mit ihm verloren haben. Walpoles Bücher geben so manche Antwort auf die alte Frage: Was wird aus den Leuten nach dem letzten Kapitel? Das ist einer der Gründe, warum der Leser, der so glücklich ist, seinen zweiten Walpole-Roman zu beginnen, doppelte Freude empfindet; denn in diesem begegnen ihm oft dieselben Männer und Frauen wieder, mit denen er im anderen Roman so gute Bekanntschaft geschlossen hat.

Dem Literaturkenner beweist dieses Weiterleben der Walpoleschen Personen, daß sie keinen einzigen Augenblick erdichtete Puppen sind, sondern eine Gesellschaft lebendiger Persönlichkeiten, die einem Freunde werden können.



**Auto in der Landschaft, phot. Dr. Paul Wolff**

**Aus „Das Werk", Technik im Bild (neuer Band der Blauen Bücher, kart. 2.20)**

# BEITRÄGE ZUR KULTUR- UND ZEITKRITIK

**Über bloße Buchberichterstattung hinaus will „Der Bücherwurm“ künftig mit grundsätzlichen Beiträgen positiv an der Klärung wichtiger Zeitfragen und Kulturprobleme mitwirken und zur Entwirrung der deutschen Geistessituation beitragen. Ohne Parteischeuklappen und verkalkte Scheidungen zwischen Rechts und Links, denen die zukunftswilligen Kräfte sich längst nicht mehr einordnen, will die Schriftleitung die Spalten dieser neuen Abteilung jedem Beitrag offen halten, der — woher immer er komme — Brauchbares und Gewichtiges zur wirklichen Neuordnung der Gesellschaft zu sagen hat. — Der nachstehende Aufsatz über die Fragwürdigkeit, Hilflosigkeit und Unzulänglichkeit der sogenannten nationalen Presse greift zugleich auch die Zusammenhänge der Judenfrage und andere für das Werden einer Nation, die wir jetztzeitig in keiner Hinsicht sind, entscheidende Probleme auf. Wir stellen die Ausführungen unserer Mitarbeiterin ausdrücklich zur Diskussion und sind gern bereit, aufschlußreiche Äußerungen dazu, die uns zugestellt werden, in künftigen Heften zu veröffentlichen.**

# DEUTSCHE RECHTSPARTEIEN UND DEUTSCHE GEISTESNOT

MARGARETE KURLBAUM-SIEBERT

Die Nationalsozialisten haben am kühnsten die deutsche Not verkündet und Hilfe verheißen. Hilfe gegen die deutsche Not im Materiellen. Gegen die Not an Macht und Ehre. Gegen die Not am deutschen Geist.

Keines ihrer Schlagworte fand leichteren Eingang als ihre Anklage: Die jüdische Presse, das deutsche Judentum, liefert Berlin, ganz Deutschland, den deutschen Geist an wurzellosen Internationalismus, und, in der Auflösung aller deutschen Gemütswerte, an geistigen Nihilismus aus.

Unzweifelhaft besteht eine schwere deutsche Geistesnot.

Unzweifelhaft breiten sich heute in Deutschland, besonders in Berlin, undeutsche, internationale Einflüsse wie ein Geflecht über alles deutsche Leben.

Unzweifelhaft kann kein Volk der Welt wünschen oder ertragen, von einer so kleinen Minderheit, wie es überall seine Juden sind, auf die Dauer überragend beeinflußt zu werden. Deutschland mit seinem ungeheuren Druck fremder Völker auf allen seinen Grenzen zu allerletzt.

Dennoch ist die erhobene Anklage falsch gestellt.

Jüdischer Einfluß in geistigen Dingen hat nur deshalb überhand nehmen können, weil er mit seinem Nachdringen allein dem Gesetz des luftleeren Raumes folgte, den die Natur nun einmal nicht duldet.

Diesen luftleeren Raum im Geistigen aber schufen die nationalen Kreise Deutschlands. In jahrzehntelanger vollkommner Vernachlässigung.

Heute gehören die geistig führenden deutschen Zeitungen, die noch erfolgreichen, großen deutschen Verlagsanstalten allerdings fast ausschließlich den deutschen Juden. Auch die Vertretung der deutschen freien Geistigkeit im Ausland fiel fast ganz an sie.

Das deutsche Judentum aber stellt sich heute ganz anders international als früher ein. Wie ihm kaum anders übrig bleibt. Früher war das Ideal des klugen und feinen deutschen Juden, deutsch zu sein, über alles Vergnügen an internationaler Geistigkeit hinaus. Heute kann der jüdische Jüngling von Ehrgefühl kaum noch deutsch empfinden. Beleidigender und dennoch un-

fruchtbarer Schimpfwiderstand hat eine gegnerische Organisation mitten im Herzen der deutschen Begebenheiten geschaffen, die auch auf das Ausland aufs kräftigste Einfluß übt.

Es gibt nur eine einzige berechtigte, auch nur eine einzige wirklich wirksame Form von Antisemitismus: Bessermachen.

Sie ward versäumt. Wird vollkommen noch versäumt.

In Berlin wird die Vorherrschaft jüdischer Geistigkeit ungefähr als gottverhängt hingenommen. Auch von weiten Rechtskreisen. Gerade von ihnen. Der Verzicht entbindet jeder eignen Pflicht.

Der Fehler liegt nicht in unsern Tagen begründet. Nicht einmal in den Tagen seit dem Umsturz überhaupt. Er wurzelt schon im alten Reich. So lange das Reich besteht, auch unter dem alten Kaiser und Bismarck, haben die Rechtsparteien, die nationalen Parteien, die Pflege freier deutscher Geistigkeit schmachvoll und zum Verhängnis vollständig versäumt.

Noch zu Goethes und Schillers Zeiten waren die sozial führenden Schichten, der deutsche Adel und das herausgehobene Bürgertum, auch die Hüter und Weiterleiter der deutschen Geistigkeit. Weimar war Hof. Juden spielten damals als Hüter und Mittler für deutsche Geistigkeit gar keine Rolle.

In aller Zeit danach bis zum Weltkrieg standen der Weltanschauung der national führenden Schichten für den geistigen Kampf die großen staatlichen Mittel von Schule und Universität zur fast unumschränkten Verfügung. Hier ist auch sehr Großartiges geleistet worden. Heute? Nun dieses Einflußgebiet fortfällt? Was bleibt nun?

Deutsche Verleger haben längst jede Scheu verloren, einzugestehen, daß sie, um ihrer geradezu gefährlich gewordnen Lage willen, überhaupt nicht mehr wagen können, ein nicht sensationelles Buch eines nicht schon von früher her weit und breit bekannten Verfassers herauszubringen.

Der Bedarf an wertvollen, tiefen Büchern wird bei uns im erschütternden Ausmaß durch das ausländische Buch gedeckt. Durch das skandinavische, das französische, das englische, das amerikanische Buch. Diese Bücher, so entschuldigt sich der deutsche Verleger, der sie auf Kosten des deutschen Buches bringt, seien wenigstens schon durch das Sieb des Heimaterfolges gelaufen.

Diese ausländischen Bücher werden, auch wenn sie von den eignen vaterländischen Werten künden, von der deutschen, links gerichteten, der demokratischen Presse aufs wärmste aufgenommen. Von derselben Presse, die eine deutsche nationale Einstellung als borniert und chauvinistisch ablehnt.

Die deutschen Rechtsparteien?

Deutschland hat eine Anzahl rechts gerichteter Zeitungen, sowohl in der Provinz als auch in Berlin, die nationale deutsche Geistespolitik treiben wollen. Aber bei fast allen diesen oft sehr tapferen und geistvollen Förderern und Bekennern zur deutschen Geistigkeit, — es sind nicht sehr viele, — fehlen die ganz großen Mittel. Die Mittel, die den demokratischen Blättern und in jedem Ausmaß auch der national parteipolitisch betonten Presse zu Gebote stehen.

Diese national parteipolitisch betonte Presse hat entweder reine Kampfblätter oder sie enthält sich aber auch jeden Anspruchs auf geistige deutsche Führerschaft. Sie stellt sich absichtlich, ganz bewußt nur auf die Bedürfnisse der breiten Masse ein.

Auch die demokratische Presse will Geld verdienen. Auch sie wahrhaftig dient in jedem Ausmaß der Masse. Aber sie weiß, daß gerade jeder Massen-

erfolg doch immer irgendwie von einer geistigen Führerschicht abhängt. Vor allem erzieht sie sich bewußt und folgestreng ihre Wortführer, die Präger ihres Gedankengutes in den begabtesten, in den geistigen deutschen Schriftstellern.

So wissen denn auch die Schriftsteller dieser Weltanschauung, daß sie in der linksdemokratischen Presse, in ihrer Presse, auf Plattform und Ehre, auf Ruhm, Wärme und Brot rechnen können. So muß diese Presse zwangsläufig Anziehungskraft auf den geistig Begabten ausüben, der sich frei schriftstellerisch betätigen will.

Der rechts eingestellte, wirklich geistige Schriftsteller ist in Deutschland jetzt so gut wie ohne Plattform. Das heißt, daß er kaum Brot findet. Daß er an seinen eignen Werten ersticken mag, gerade wenn sein Werk von feiner Geistigkeit ist. Die nationale Presse erzieht sich überhaupt keine Wortführer, auf die ihr ganzes Volk, auf die auch die Welt horchen könnte. Wohl wird das Buch vom Kriege aufgenommen. Auch das Buch von Scholle und Ruch. Auch der deutsche Abenteuerroman, der an sich gewiß notwendig und berechtigt ist, der aber in der parteipolitisch national betonten Presse niemals über die Unterhaltungssensation hinausragen darf.

So ist es in Deutschland und nur in Deutschland von allen Ländern der Welt dahin gekommen, daß Nationalgefühl so gut wie keine Anziehungskraft auf den einheimischen Künstler ausübt. Ein Künstler wird, ohne charakterlos zu sein, sehr oft, gerade um seiner künstlerischen Reizbarkeit willen, nach der einen oder andern weltpolitischen Anschauung gewonnen werden können. In Deutschland kann der geistige Künstler verhungern, der sich nach rechts einstellen will oder, seiner Gemütskraft nach, nach rechts einstellen muß.

So stehen die Dinge heute. Der Unterschied gegen früher liegt nur darin, daß jetzt, bei der Aufsplitterung aller Lebensinteressen nach Parteianschauung, der rechts gerichtete Schriftsteller die Plattform des national gleichgültigen Verlegers oder der national gleichgültigen Zeitung verloren hat, die früher, über alle Parteiunterschiede hinweg, doch in der Hauptsache nach künstlerischen Gesichtspunkten urteilten, also auch gern dem hervorragenden Werk einer andern Anschauung die Stätte bereiteten.

Die rechts gerichteten Kreise bekümmern sich heute wie vordem keinen Deut um freie künstlerische Geistigkeit.

Im alten Reich: Fontane, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer fanden ihre Stätten: Fontane bei der Voß, Keller und Meyer bei der Deutschen Rundschau Rodenbergs, der mit dem bürgerlichen Namen Lewi hieß. Gerhart Hauptmann und Thomas Mann sind von Samuel Fischer herausgebracht worden. Sie haben sich den Anschauungen der Kreise gemäß, auf die ihr Verleger rechnet, entwickelt, entwickeln müssen. Die Theaterleiter Brahm, der Gerhart Hauptmann, Ibsen und Tolstoi aufführte, Reinhardt, der Strindberg, Wedekind auf die Bühne brachte, waren oder sind deutsche Juden.

Der Nationalist erwidert: Also, die internationale Einstellung ist bewiesen.

Nur, wo sind die geistigen Entdeckertaten der nationalen Seite? Die nationalen Theater arbeiteten mit allergrößten Staatsbeihilfen. Sie haben eine sehr beachtliche Tradition gepflegt. Weiter brachten sie es nicht. Brahm und Reinhardt haben dem deutschen Theater unzweifelhaft Weltgeltung erworben. Auf keinem Gebiet kann sich Deutschland abkapseln. Auf dem geistigen, dem künstlerischen zu allerletzt. Nur Versteinerung, Verdorrung könnten die Folge sein. Aber immer wieder ward vordem und wird jetzt noch in verhängnisvollster Weise die Pflege des deutschen

nationalen Menschen vernachlässigt, der sein Deutschtum im vollen Bewußtsein seiner nationalen Gemütszwangslage dennoch an der Geistigkeit der ganzen Welt bilden und in sie einstellen will.
Selbstverständlich gibt es solche Deutsche. Die wenigen Versuche national eingestellter, geistiger deutscher Führer, wie z. B. die des Herzogs von Meiningen, auch, im kleinen, die der Geraer Fürsten, ergaben sofort Bedeutendes, zum Beweise, was deutsche Energien auch an der geistigen Aufgabe zu leisten vermögen.
Schließlich sind ja doch wohl Lessing und Schiller, Kleist, die beiden Schlegel, — nur sie seien genannt, als Schriftsteller auch für den Tagesbedarf, — Deutsche gewesen.
Es gibt nur einen einzigen Weg, um ein Volk zu einigen: Es muß gemeinsam schwere, aber erfolgreiche Unternehmungen bestehen. Einen andern Weg gibt es nicht.
Unsere Feinde haben diese Erkenntnis. Deshalb wollen sie uns die Möglichkeit jeder Erfolgspolitik nach außen nehmen. Deshalb belasten sie uns wirtschaftlich bis zum Erliegen. Aber die deutsche Kulturkraft können sie nicht antasten.
Deutschland hat auf allen Gebieten außerordentliche Begabungen. Seine künstlerischen müssen in dieser schwersten Zeit für Deutschland ihr inneres Erlebnis aus der vaterländischen Not ziehen, denn Künstler sind leidenschaftliche Menschen.
Aber die nationalen Gewalten, die Führer der nationalen Volksschichten, stehen heute vor der ganz unabweisbaren, auf Leben und Tod dringend gewordnen Pflicht, der deutschen freien und feinen Geistigkeit endlich auch die nationale Stätte zu schaffen. Die nationale Presse muß sich endlich auch die stärksten und feinsten deutschen Geister zu ihren Wortführern heranbilden. Nicht auszudenken ist, es ist ganz unmöglich, da eine Wirkung zu überschätzen, was eine großartige nationale Presse für Deutschland bedeuten würde. Die äußern Mittel sind vorhanden. Aber sie werden in unverständlicher, in tödlich verhängnisvoller Weise nicht eingesetzt. Dabei ist die Aufgabe jetzt nicht schwer. Sie ist auch sehr verlockend. Internationaler Nihilismus hat ausgewirtschaftet. So gilt es, den vorhandnen starken, national gerichteten Geisteskräften in Deutschland Atemraum und Entwicklungsboden zu verschaffen.
Haben wir endlich eine geistig führende, nationale Presse, so haben wir ein neues Deutschland mit neuem Geist, mit ganz anderm Mut, voll ganz andern, heiligen, notwendigen Feuers, ganz andern nationalen Kräften nach außen und innen.
„Wenn es einen Glauben gibt, der Berge versetzen kann, so ist es der Glaube an die eigne Kraft.“ Er kann den nationalen Geistesarbeitern nur von ihrer nationalen Presse gegeben werden. — Aber dann wird er Berge versetzen.

# EX TEMPORE

In dichtverwachsenem Laub verborgen,
Sang eine Nachtigall einst einen Frühlingsmorgen;
Bald tönten Lieder überall,
Sie sangen ihm aus vollem Halse Lieder,
Und Tal und Hügel hallten wider; —
Da schwieg die Nachtigall.

Matthias Claudius

# GOTTFRIED BENNS NEUES BUCH

HERBERT FRITSCHE

„Der Acheron hat den Olymp überflutet", dieses Wort Benns könnte als Motto über seinem neuen Buch „Fazit der Perspektiven" (Kiepenheuer) stehen, das sieben seiner letzten Essays enthält. Sieben Essays, die. obwohl sie sich den verschiedensten Fragestellungen widmen, immer wieder zu dem einen gemeinsamen Erlebnis- und Erkenntnisinhalt zurückkehren: Zum Archaischen, Stygischen und Chthonischen — zum „Urgesicht". Versunkenes steigt auf, das Sphingoide lauert hinter jedem Satz dieses dämonischen Buches. „Ja, das Ich ist dunkler, als das Jahrhundert dachte" — und Benn wagt sich tief hinab in diese Dunkelheiten und Schluchten, die anderen gnädig mit Nacht und Grauen verhüllt sind. Trotz des Widerhalls, den Benn, seit er „prominent" geworden ist, in der intellektuellen Presse findet, bleibt er unverstanden. Auch er ist, wie es in seinem Essay „Das Genieproblem" heißt, „ein Opfer, das unter seinen eigenen Räuschen fällt", „eine nutzlose Blüte, machtlose Flamme, und dahinter das Undurchdringliche mit seinem grenzenlosen Nein". Man muß wirklich den Sprung zu Heraklit wagen, um Vergleiche zu finden für die Weltschau dieses alle überragenden Geistes, den ein engliches Magazin unlängst mit Recht als den größten metaphysischen Dichter der Epoche bezeichnete. Er ist ein konservativer Kopf, aber das Wort „Konservativismus" umfaßt hier weitere Zeitspannen als die historische. Er blickt beständig in die Urferne — der Traum vom infantilen Cerebrum, die thalassale Regression, die Schöpfungswunde, die sich still eröffnet, alles ein großes Zurück. Angesichts solcher Dinge handelt es sich nicht mehr um „Wahrheit" („Wahrheit dauert fünf Jahre", sagte Benn einmal gesprächsweise zu mir), hier geht es um Perspektiven. Alle „Wahrheit" wird eines Tages widerlegt und geht zum Teufel, Perspektiven aber bleiben. Hier liegt das Fazit der Perspektiven eines der tiefsten Dichter und Denker vor — warum sollen wir es erst entdecken, wenn er tot ist?!

Der Aufsatz „Zur Problematik des Dichterischen" beginnt als Auseinandersetzung mit Thomas Mann, erhebt sich aber bald so unendlich hoch über das Niveau dieses gefeierten Schwätzers, daß man am Schluß der Ausführungen lächeln muß ob des skurrilen Anlasses dieser Gedanken und Gesichte, die in unserer Literatur einzig dastehen. Zum Schluß heißt es, daß er immer wieder kommen wird, der Dichter, der Einsame und seine Bilder, „für den alles Leben nur ein Rufen aus der Tiefe ist, einer alten und frühen Tiefe, und alles Vergängliche nur ein Gleichnis eines unbekannten Urerlebnisses, das sich in ihm Erinnerungen sucht". Ja, er wird und soll wiederkommen, bis er einst entbehrlich geworden ist: Wenn unsere Zeit, unser „blasenspülendes Säkulum", zusammengefallen ist, wenn unsere Zivilisation zu Mulm und Malm zerstampft am Boden liegt und wieder „gelackte Doppelhorden ihre Lippenpflöcke salben und unter Hakenschnabelmasken das Opfer bringen im Schrei des Totemtiers"!

# HINWEIS AUF FRIEDRICH EISENLOHR

HANNS ARENS

Friedrich Eisenlohr gehört zu den Dichtern im neueren deutschen Schrifttum, deren Wesen und Werk noch im heftigen Feuer der Meinungen und Urteile stehen. Da er bewußt die revolutionäre Haltung und seine spezifisch antibürgerliche Eigenart als Mensch und Künstler unterstreicht, findet er selbstverständlich nur schwer Zugang in das Denk- und Fühlsystem des heute nach Klischee und Schema lesenden und urteilenden Menschen. Eisenlohr ist sich seiner Stellung durchaus bewußt, viel zu sehr überzeugter Individualist, als daß er auch nur um Haaresbreite seine einmal eingeschlagene Linie zugunsten eines Erfolges oder des Publikums verlassen würde. Er ist ein Dichter innerhalb unserer glorreichen gegenwärtigen, voll Gesinnungslosigkeit strotzenden

Literatur, dessen Haltung und Charakter denjenigen der allzu vielen, die sich heute der deutschen Sprache bedienen, konträr gegenübersteht. Nur so ist es zu erklären, daß sein „Roman aus dem Anfang des XX. Jahrhunderts“ „Das gläserne Netz“, Ausdruck einer starken und eigenwilligen Persönlichkeit, bisher nur recht wenigen bekannt wurde. Selbstverständlich lag gewissen Leuten daran, dieses Buch zu unterdrücken! Und doch sollte man glauben, daß gerade dieser Roman eine spontane Aufnahme hätte erfahren müssen. Er ist, was aus der ganzen Anlage des Werkes sich erklärt, so farbig und handlungsreich, so eminent leidenschaftlich und erotisch fiebernd, daß, so könnte man annehmen, ein Erfolg schon dieser, doch sonst und anderswo geschätzten Eigenschaften wegen nicht ausbleiben würde. Außerdem haben einige der besten Köpfe das Buch an sichtbarer Stelle angezeigt.

Eisenlohr hat in seinem sehr umfangreichen Werk versucht, eine Chronik des letzten Jahrzehnts der bürgerlich-wilhelmischen Epoche — 1910—1920 — in den wesentlichen Zügen im Rahmen der Entwicklungsgeschichte eines jungen Deutschen aufzuzeichnen. Dieser junge Deutsche, Artur Altstedt, ist bei allem betonten Individualismus durchaus kein Einzelner; keine Ausnahme mit besonderem, außergewöhnlichem Schicksal, sondern der typische, geistig eingestellte, zu Erkenntnissen und kollektivem Verantwortungsbewußtsein vorstoßende junge Europäer, ausbrechend aus den engen Gehegen einer bürgerlichen Provinz, reifend in der klaren und starken Atmosphäre der Pariser Boulevards und unterworfen, wie wohl jeder damals 25jährige, den furchtbaren und stählenden Prüfungen des Weltkrieges mit allen seinen wahnsinnigen und chaotischen Folgen.

Die erfrischende Konsequenz dieses Dichters und das weltanschaulich-dichterische Niveau seines Buches lassen dem ernsthaften Betrachter den Glauben auf eine Hoffnung zu, daß Eisenlohr mit seinem Werk in nicht allzu ferner Zeit doch eine breitere Basis erreicht, womit seinem Wort eine größere Wirksamkeit offen steht; eine Wortwirksamkeit, die heute wichtiger wäre, als das angespannte Hinhorchen auf die Entwicklung der Jüngsten und Allerjüngsten, die jetzt die größere Aufmerksamkeit in einer, — ihren Leistungen entsprechend, — nicht ganz einzusehenden Vielfältigkeit beanspruchen. Nicht unterhalten, um mondänen Lesern die Zeit angenehm zu vertreiben — wie wir es bei unseren „beliebten und erfolgreichen“ Zeitgenossen zum großen Teile beobachten können —, sondern aufzurütteln und in jeder Form den Menschen in seinem Zentralgefühl zu treffen; ihn aus jeglicher Passivität herauszureißen, das ist, in großen Umrissen gesagt, Eisenlohrs unerbittliches Bemühen, wobei seine Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit seine getreuesten Wegbereiter sind. —

Eisenlohr gehört mit diesem Werk in die Reihe der jungen Dichter, die gegenwärtig bemüht sind, das Schicksal der um die Jahrhundertwende geborenen Generation zu gestalten. Er hat sein eigenes Bild mit den folgenden, bisher unveröffentlichten Zeilen gezeichnet:

„Ich habe aus meinem Blut (— meine Vorfahren mütterlicherseits waren Elsässer —) eine wesentliche Verbundenheit mit der französischen Geisteskultur, die durch langjährigen Jugendaufenthalt im Vorkriegs-Paris reifte. Daraus leite ich die Klarheit und Schärfe meines Stiles und meine Vorliebe für straffste, bis ins kleinste Detail gegliederte äußere Form her, sowohl in meinen Dramen wie in meinen Romanen und Gedichten, und meine bis zum physischen Ekel gehende Abneigung gegen jede romantische Paraphrase, gegen jedes

malende, schmückende, poetische Adjektivum, das nicht unmittelbar der Erkenntnis, der absoluten Wahrheit des Dargestellten dient.
Auch später zog es mich jedes Jahr wieder in Frankreichs Hauptstadt, die meine zweite Heimat ist. Mit französischen Künstlern, Malern und Dichtern verbinden mich dauernde Freundschaften. Die südfranzösischen Provinzen sind meine liebsten Landschaften, in denen meine besten Arbeiten entstanden sind. Südlicher Himmel, Mistral, die Farbigkeit und Fruchtbarkeit der Küste, die natürliche Einfachheit und das stolze Selbstgefühl des südfranzösischen Volkes wirken stets von neuem auf mich wie ein erfrischendes Bad im Mittelmeer.
Lange abenteuerliche Jahre war ich persönlich als Autor und Dramaturg mit dem Theater verknüpft, auch jetzt noch stehe ich in unmittelbarer Berührung mit der bunten Welt der Kulissen durch meine Frau, die Schauspielerin Lili Ferrat, die manche meiner Gestalten kreiert hat und noch manche kreieren wird, als nächste die Gladys Montor aus meinem „Quintett". Meine bevorzugten Schriftsteller sind Stendhal, Balzac, Flaubert, Heine, Nietzsche, Wedekind, Sternheim, Theodore Dreiser, Shaw, deren künstlerisches Wesen einen Generalnenner für mich aufzuweisen scheint: unerbittliche Kritik, bis in die letzten Abgründe der Menschennatur vorstoßende Aufklärungsarbeit und Kampf gegen jede Art Lüge, Aberglaube und Vorurteil." —
Das bisher publizierte Werk Eisenlohrs ist nicht sehr umfangreich und — außer seinem „Gläsernen Netz" — auch nicht sehr bedeutungsvoll. — Es erschienen die Dramen: „Die Legende der Marquise de Groisset", „Abenteurer", „Masken" und „Skandal"; Bühnenwerke, die schon vor dem Kriege an verschiedenen Bühnen gespielt wurden, ohne jedoch eine größere Wirkung zu hinterlassen. Unveröffentlicht, aber teilweise gespielt, liegen wohl an 10 Stücke bei Verlegern, ohne daß man sich ernsthaft um sie bemüht; in Eisenlohrs Interesse! Einen guten Erfolg hatte seine „Romantische Reise"; dichterisch scheint mir auch dieses Stück den guten Durchschnitt nicht zu überflügeln. Immerhin, ein sehr sauber und gut gearbeitetes Schauspiel, dessen Eisenlohr sich nicht zu schämen braucht. Nur: seine eigentliche Aufgabe liegt wo anders; ich glaube, er weiß und fühlt es wohl selber.
Sein letzter Roman — der leider enttäuschte — ist „Quintett 1928".
Wer den Entwicklungsgang Eisenlohrs kennt, weiß, daß er verzweifelt lange gezögert hat, bis er den Mut fand, sein „Gläsernes Netz" herauszugeben. Wer von den vielen gleichgültigen Lesern ahnt etwas von den zucht- und qualvollen Jahren, die jeder solcher Veröffentlichung vorangehen? Wer weiß um die marternden Zweifel eines echten Künstlers, der immer wieder von neuem feilt, verwirft, verbrennt was er geschrieben, nur weil es seiner Unruhe, dem Dämon des Dichter-Menschen, nicht standhielt. Doch, diese Fragen an ein gleichgültig-stumpfes Lesepublikum gerichtet, werden wohl immer ohne Resonanz bleiben, und doch wäre es ratsam, der Leser wüßte etwas mehr von der „Arbeit" des Dichters, bevor er mit seiner abfälligen „Kritik" bei der Hand ist! — In Eisenlohr prägt sich klares Zeitbewußtsein aus; er weiß um die Situation des Heute, womit gesagt sein soll, daß er zu jenen zeitgenössischen Dichtern zählt, die mit aller verlogenen Romantik und Ästhetik nichts mehr zu tun haben wollen! Das „Gläserne Netz" ist ein wahrhaftiges, ehrliches, aber auch (Gott sei Dank!) ein gefährliches Buch. Sie sind ja so selten geworden, diese Bücher. Eisenlohr hat das Leben aus allen Perspektiven gesehen und wirklich gelebt; er weiß es heute mit der erprobten Kraft jener zu gestalten, die durch es gelitten haben und — erhöht worden sind.



**Stadt im Grün**

**Soest i. W.: Großer Teich mit Blick auf die Wiesenkirche**

**Probebild aus Robert Nissen, Soest (Deutscher Kunstverlag, gebd. 5.—)**

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

## BRIEFE UM REUCHLIN

**Die kämpferischen Glossen unseres Mitarbeiters „Reuchlin" haben eine Fülle von Zuschriften zustimmender und ablehnender Art zur Folge gehabt. Die Schriftleitung freut sich über beides, da es ihr gerade im „Panoptikum" darauf ankommt, weniger zu belehren, als lebendig zu wirken, aufzulockern, Diskussion anzuregen. Im „Panoptikum" sollen die Krebsschäden, die Verkalkungen der Alten und die Anmaßungen der Jungen, unbekümmert um Parteilager und Richtungszugehörigkeit, aufgezeigt, angegriffen, abgewehrt werden. Wir wollen da jeden zerzausen, der die weite, überlegene und unendlich vielfältige, allgewaltige Macht des Lebens beschränktem Maß und eigener Enge einzuzwängen sich vermißt, wobei wir es als gleichgültig empfinden, in welchem geistigen Lager er steht, und uns nicht scheuen wollen und dürfen etwa vor den empfindsamen Jüngern Georges oder abgestempelten Würden. — Unser geschätzter Mitarbeiter Karl Heidkamp hat offenbar die durchdachten und kecken Hiebe, die Reuchlin in Heft 1 nach verschiedenen Seiten austeilte, falsch verstanden und in die unrechte Kehle bekommen. Er verdächtigt in einer Zuschrift Reuchlin der nationalsozialistischen Dienstschaft, wobei doch unsere wirkliche Unabhängigkeit in Parteidingen für den Leser des Bücherwurm und des Panoptikum fraglos sein dürfte. Wir geben die Heidkampsche Zuschrift an Reuchlin nachstehend auszugsweise wieder:**

„Wir wollen und wir brauchen Kritik, und jeder einsichtige Mensch ist dankbar, wenn in unserer durch Phrasentum und wirtschaftliche Abhängigkeit so undurchsichtigen Zeit offene und auch harte Worte gegen literarischen Rummel, Modeerzeugnisse und Anmaßung in einer unabhängigen Bücherzeitschrift gesagt werden. Wenn aber Kastans Wachspuppen-Panoptikum im wahren Sinne des Wortes aufgewärmt und auf Literatur frisiert wird, und wenn dabei nur mit Geschmacklosigkeiten Bluff getrieben werden soll, ist es notwendig, sich dagegen ernstlich zu verwahren.

Es geht doch nicht an, Leistungen von Verlegern wie Eugen Diederichs, Kiepenheuer und S. Fischer mit einer Handbewegung abzutun. Bitte begründen Sie, wenn Sie es können, warum das zitierte Stück aus Haensel's „Zwiemann" „Schwulst schaurigster Kinowelt" ist. So billig kann man keine Literaturkritik üben, wenn man ernst genommen werden will. Haensel's Buch ist gut, auch wenn es bessere gibt!

Und nun zu Glaeser's „Frieden": Ich will und kann keine Lanze für das Buch brechen, weil es mir nicht „gestaltet" erscheint, weil die Gestalten des Buches nicht lebendig sind; aber es ist eine gute Chronik der Zeit. Will man kritisch dem Buch gerecht werden, dann beschäftige man sich damit und greife nicht wahllos Stellen heraus, an deren isoliertem Schmutz man eine diebische Freude empfindet. Aber Sie wollen ja gar nicht einem anderen Menschen und seinem Werk gerecht werden, sondern Sie wollen nur verächtlich machen, und das ist billig und richtet sich selber. Achtung und Ehrfurcht vor jedem Mitmenschen vorweg, und dann Kritik — wenn es nötig ist —, das ist deutsche Haltung, die wir von Goethe hätten lernen sollen. — Sie bilden sich ein, über Thomas Mann und seine „deutsche Sprache" urteilen zu können! Welche Anmaßung und welcher Hochmut! Und Sie glauben, das Recht zu haben, über Preisrichterkollegien die Nase rümpfen zu dürfen? Schaffen Sie selber etwas, damit man Ihnen das Recht zuerkennen möge, über andere zu urteilen. Sie zerpflücken Thomas Manns Rede und fragen zum Schluß, wie ein Weg gangbar ist, wenn es einen rechten nicht gibt. Denken Sie darüber nach, dann werden Sie einen Weg finden, denn „wo ein Wille ist, ist ein Weg", und denken Sie an die historische Situation von der Th. Mann sprach, dann werden Sie auf den Weg stoßen, der gegangen wurde, obwohl der „rechte Weg" tatsächlich nicht gangbar war, denn der war durch den überstürzten Gang der Ereignisse leider zerstört. Lesen Sie Volkmanns „Revolution über Deutschland". Aber das wollen Sie vermutlich nicht, denn Sie wollen nur negieren, denn das ist leichter und verfängt leichter bei der Masse."

**Reuchlin antwortet hierauf, daß es ihm unmöglich erscheine, solcherart zu streiten, und führt u. a. aus:**

„Aus Haensels Buch gab ich einen für sich selbst sprechenden Abschnitt zur Probe. Einer Stilanalyse bedarf es dazu in dieser Form der Veröffentlichung nicht. Wer das Kitschige gerade dieser von mir herausgegriffenen Szene, die Kinohaftigkeit der auf den Tiergartenbaumwipfel geschleuderten Wachsrolle und der „Augen, die die Richtung suchten, in der nach seinem Gefühl Frankfurt lag", nicht ursprünglich zu empfinden mag, den kann auch eine tiefgründige Stilanalyse schwerlich erstarrtes Sprachgefühl lockern. Die von mir zitierte Stelle ist Beweis genug. Beweist Karl Heidkamp

etwas dagegen? Er begnügt sich mit der Antwort: „Haensels Buch ist gut, auch wenn es bessere gibt!" — Also nichts als Behauptung. Diskutieren ließe sich, wenn Karl Heidkamp ausspräche, wo er das Gute dieses Werkes zu sehen meint. Aber doch nicht so. . . . — Und Glaeser? Ich begnüge mich damit, Karl Heidkamp das Lesen der in den beiden führenden Zeitschriften „Die Literatur" und „Die neue Literatur" in deren Januarheften erschienenen, teilweise in den Zitaten mit den von mir gewählten Sätzen sich deckenden Anprangerungen dieses üblen Schmarrens zu empfehlen. — Mit Karl Heidkamps Forderung nach Ehrfurcht stimme ich grundsätzlich überein. Die heutige Kulturzersetzung wurzelt großenteils in der Ehrfurchtslosigkeit, und gerade Glaesers beide Bücher strotzen von infantiler Selbstherrlichkeit und mangeln jeglicher Ehrfurcht. Will Heidkamp nun neue Ehrfurcht ausgerechnet vorm Ehrfurchtslosen predigen? Welche Verkennung! Welche Verwirrung! Es gehört zu den geistigen Aufgaben der Klärung und Bereinigung, daß die Kritik den Schmutzfinken kräftig auf die Finger klopfe — und im Falle Glaeser ist eine derbe Abfuhr in Panoptikums Art zweckdienlicher als eine ernstbeflissene, sachliche Kritik, die ihm beinahe zuviel Ehre tut. . . . Mir will scheinen, daß Karl Heidkamp die humorige Kraft des Panoptikum mißversteht. Weil ich geistige Aufräumungs- und Säuberungsarbeit leisten will, die dem lebendigen und auch dem unliterarischen Leser Sicht öffnet, deswegen pflege ich eine grobe Sprache und ein derb zugreifendes Deutsch. Wahrlich nicht „aus diebischer Freude", sondern aus Zwangsnotwendigkeit. Einen Saustall reinigt man nicht mit dem Dessertlöffel. Das ist doch selbstverständlich. Und wie sagt Luther in seinem kernigen Deutsch, dessen unsere Asphaltliteratur nicht mehr fähig ist? „Aus einem traurigen Arsch kommt kein fröhlicher Furz!" — Das ist deutlich, verständlich und herzhaft recht. Und zur Vermeidung von Mißverständnissen sollte man dieses klassische Wort als Motto übers Panoptikum setzen."

## VON DEN „WEBERN" ZU DEN „WERBERN"

**„Die musikalischen Eindrücke durch Electrola übertreffen alles . . . Die Weichheit und Vornehmheit des Klanges ist unübertrefflich. Das Wunderinstrument vermittelt den edelsten Kunstgenuß . . ." Dieser Superlativ-Propagandatext wurde laut Wiedergabe in der „Berliner Illustrirten" am 31. 10. 1930 eigenhändig von Gerhart Hauptmann geschrieben. Kennt der Dichter der „Weber" nicht Andersens unsterbliches Märchen von der künstlichen Nachtigall des chinesischen Kaisers? Und weiß er einen mittelbaren Kunstgenuß vom unmittelbaren nicht mehr zu unterscheiden? In welche Tiefen werden uns die geistigen Propagandafürsten noch führen? — Womit ich nichts gegen Electrola sage! Jedoch: „edelster Kunstgenuß"? Aber, Herr Doktor!**

**Reuchlin**

## DER VERSCHOLLENE GOETHE

**Im Jahre 1880 wurde im Reiche bekannt, daß in Sesenheim eine Greisin lebe, die in holder Jugendzeit den Studenten Goethe persönlich gekannt habe. Ein beflissener Literarhistoriker der Scherer-Schule machte sich auf den Weg, fuhr nach Sesenheim und besuchte die Alte. Oh ja! Sie erinnerte sich sehr wohl an den jungen Goethe. Sie hatte ihn oft mit Friederike zusammen gesehen. „Alle meinten wir", so kam es erinnerungtastend aus dem welken, zahnlosen Mund, „der Goethe würde die Friederike ehelichen. Aber denken Sie: eines Tages erschien er nicht, wurde nie mehr gesehen — und keiner hat je wieder von ihm gehört!" —**

---

**Friedrich Nietzsche in Reclams Universal-Bibliothek**

Ab Januar 1931 erscheinen die Werke Friedrich Nietzsches in billigen Einzelausgaben in Reclams Universal-Bibliothek. Gleichzeitig wird eine Sammlung in 2 Bänden veröffentlicht: „Nietzsches Philosophie in Selbstzeugnissen", ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Baeumler.

**Preisausschreiben**

Anläßlich des Buchtages 1931 erläßt der Börsenverein für den Deutschen Buchhandel gemeinsam mit dem Reichsverband des deutschen Schrifttums ein Preisausschreiben.

Eine Umfrage

Was wir vom Buch erwarten

wendet sich an die 15- bis 20jährigen Mädchen. Es sind Bücherpreise im Werte von 3000 RM. ausgesetzt. Die näheren Bedingungen für dieses Preisausschreiben sind von den Buchhandlungen anzufordern.

# NOTIZEN ÜBER BÜCHER HERMANN HESSE

**Dominik Müller / Felix Grollimund's russisches Abenteuer, Roman. Grethlein & Co.** Ein junger Mensch, dem dieses Buch in die Hand fiele, würde es vielleicht altmodisch finden: eine versponnene, bürgerliche Welt, eine gefühlvolle Liebesgeschichte, eine umständlich gewobene, gesprächige Erzählungsart, ein leicht alemannisch gefärbtes Deutsch — das könnte ein verspätetes Schülerwerk aus den Zeiten Gottfried Kellers sein, und auch das seelische Klima des Buches, diese bürgerlich-nüchtern gekleidete Romantik, dieser Hang des Bürgersohnes zum Revolutionären und noch mehr zum Abenteuer, auch das steht der Kellerschen Welt sehr nahe. Nur steht hinter dem bekannten Gewand ein neuer, eigener, merkwürdiger Mensch, und überall durchbricht ein Duft von Erlebthaben, von echter Seelensubstanz die saubere und etwas philiströse Form. Kein Zweifel, hier erzählt ein verschwiegener, still gewordener, scheu gewordener, nicht mehr junger Mensch das Beste und Glühendste aus seinem Leben. Und während er den Staub von den Bildern vergangener Jahrzehnte wischt, wird ihm auch bewußt, wie sehr vergangen dies alles ist, wie sehr die Welt inzwischen anders geworden ist, und er singt nicht mehr nur das Lied seiner eigenen Jugend, er singt auch das Lied eines Rußland und eines russischen Lebens, welche von der Erde verschwunden sind.

**Lion Feuchtwanger / Erfolg.** Roman in 2 Bänden. G. Kiepenheuer. 14.50.
Eigentlich ist dies umfangreiche Buch keine Dichtung in meinem Sinne, es ist nicht reich an Dichterischem, ist ein Werk des Verstandes, des Willens, einer konstruktiven Technik von hohem Range. Aber trotzdem, und obwohl einzelne Äußerlichkeiten der Machart mir gegen den Strich gehen (z. B. die bilderbogenhafte Starrheit in den Bezeichnungen und Kennzeichnungen der Personen, die immer und immer wiederkehren), kann ich von ihm nur mit dankbarer Anerkennung und mit Liebe sprechen. Denn es ist erlebt, und es hat Recht, es ist von einem echten und großen Willen zur Gerechtigkeit inspiriert, nicht nur zur Gerechtigkeit in Rechtsprechung, Politik und Wirtschaft, sondern auch zur menschlich-dichterischen Gerechtigkeit des Verstehens. Es wird ohne Zweifel sehr viel von sich reden machen, und mit Recht, ich wünsche ihm Glück auf den Weg.

**Anbetung Mir.** Indische Offenbarungsworte, aus dem Sanskrit von Prof. Heinr. Zimmer. R. Oldenbourg Verlag.
Im alten Indien scheint ein einziges Mal eine Herrschaft des Geistes bestanden zu haben, wie die Menschheit sie sich seither nicht wieder hat gefallen lassen, trotz Plato und trotz der Scholastik des Mittelalters, und wer einmal die wunderbare Höhenluft der Upanishaden, der großen Gitas, der buddhistischen Lehren geatmet hat, dem duftet es nach Heimat und Glück, sobald er in diese schwebende, schwerelose Geisteswelt zurückkehren darf. Ich hätte nicht gedacht es noch zu erleben, daß aus dieser Welt ein noch unbekanntes Kleinod von ganz hohem Range den Weg zu mir finden werde. Nun ist es geschehen, diese von Zimmer aus dem Sanskrit einer ziemlich späten Zeit übersetzte und prachtvoll ausgelegte „Gita", von der ich vorher nie gehört hatte, ist eine späte, außerordentliche Blüte indischen Geistes, sie zu lesen ist ein reines Glück.

**Über alles die Liebe.** Bilder von George Grosz. Verlag Bruno Cassirer. 8.—.
Sechzig neue, ausgewählte Zeichnungen von George Grosz, das muß man sich ansehen. Dieser Zeichner hat etwas von einem Zeitchronisten, seine Ehrlichkeit wirkt stets überzeugend. Und es lohnt sich, auch diese neue Chronik von ihm aufmerksam anzusehen. Er zeichnet die Menschen von Berlin, besonders die Dirnen und ihre Kunden. Es sind keine schönen Menschen, die er auf seinen Gängen durch diese Stadt sieht, es sind Menschen ohne Schönheit, ohne Zucht, ohne Geist, ohne Glauben, ohne Güte. Aber es sind dennoch Menschen, sind unschuldig zu diesem scheußlichen Leben Verurteilte, vielen von ihnen blickt die Not eines verzweifelten Daseins aus den Augen, aus den Gebärden. Sie sind unerbittlich, aber nicht ohne Liebe gesehen und gezeichnet, und wir lieben den Künstler dafür, daß er gerade dieses Stück Welt gewählt hat — vielmehr von ihm gewählt worden ist. Tendenziöse Sitten- und Elendsbilder lassen uns kalt, während diese uns, oft wider Willen, stark in Anspruch nehmen.

**Richard Huelsenbeck / China frißt Menschen.** Orell Füßli, Zürich. 6.40.
Auch in diesem erregenden und eindrücklichen Buch steht die anklagende Frage nach Gerechtigkeit hinter jeder Zeile. Das China der Nachkriegszeit ist der Schauplatz der Geschichte, mit deutschen Waffenschmuggelkapitänen, ausgehungerten Seeleuten, englischen Geschäftsleuten und Richtern, trägen Chinesen, eine Hölle voll greller Figuren und Situationen. Huelsenbeck begnügt sich mit einem grimmigen Aufzeigen, er deutet mit unerbittlichem Finger auf lauter Pestbeulen, ohne viel darüber zu philosophieren. Dies Amt ist ein einseitiges, aber er betreut es mit Sorgfalt und Hingabe, auch mit Gefahr, seine Schilderungen sind Zeitdokumente. Möchte dies Buch bald auch ins Englische übersetzt werden und viel von sich reden machen!

**Hans Carossa / Die Schicksale Doktor Bürgers.** Insel-Bücherei. —.90.
Die wenigen Bücher, die Hans Carossa geschrieben hat, gehören zu den schönsten deutschen Büchern unsrer Zeit. Jetzt ist sein Doktor Bürger als kleines Inselbüchlein erschienen, ich nehme es froh und andächtig in Besitz. Es geht bei Carossa immer um einfache Dinge: es geht um Sonne, Fluß, Garten, Brot und Wein, um den Glauben einer Seele, um die Lauterkeit eines Herzens. Im heutigen Schrifttum gibt es nichts Reineres, Vornehmeres und Vorbildlicheres, und nichts Deutscher~~es als~~ die Dichtung des Katholiken Carossa und des Protestanten Emil Strauß.

**Bela Balazs / Unmögliche Menschen.** Roman. Rütten & Löning. 8.50.
Angeblich handelt dieser ausgezeichnete Roman von einem Menschentypus, der seit dem Kriege ausgestorben sei. Das stimmt nicht, der Typus lebt weiter, und wird immer da sein. Die Künstlernaturen, die zu sensibel sind, um die Roheit des Lebens zu ertragen, und doch nicht stark oder nicht hingebend genug, um in schöpferischer Leistung ihr Leben zu adeln, sterben nicht aus. Sie werden auch nicht so leicht, wie der Roman es glauben machen möchte, durch das Allheilmittel einer sozialrevolutionären Dogmatik geheilt. Aber wenn Bela Balazs hier ein klein wenig eng und tendenziös ist — zu neun Zehntel ist sein Werk rein, und auch seine gesamte Kritik am Bürgertum sei gebilligt und gelobt. Wenn auch, wie mir scheint, sein Musiker eher durch ein größeres Ernstnehmen seiner Kunst hätte geheilt werden können, die Herkunft, die Leiden und Sensationen seines Lebens sind dennoch mit echter Kunst und tiefer Liebe dargestellt.

**André Gide's Werke in deutscher Ausgabe.** Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.
In dieser musterhaften Ausgabe, die sich durch gewissenhafteste Übersetzungen, teilweise Mitarbeit des Autors selbst, ferner durch sorgfältigen schönen Druck auszeichnet, sind die wichtigsten Werke Gides bereits erschienen. Unter den neueren Bänden seien zwei besonders erwähnt, das von Prinzhorn schön übersetzte „Uns nährt die Erde", und die „Verließe des Vatikan", deutsch von Hardekopf. „Uns nährt die Erde" ist nahezu das wichtigste Buch Gides, es zeigt am stärksten und positivsten den Durchbruch des selbstquälerischen Gewissensmenschen zum Befreiten, der sich selbst bejaht. Ohne das Nachklingen und lebenslange Gären jener protestantisch-rigorosen Herkünfte freilich wäre der ganze Gide seines Zaubers beraubt. Lebensbejahung ist eine hübsche Sache, wenn sie geistig und differenziert ist, und Differenzierung ohne pessimistische Fermente gibt es nicht. — Der „Vatikan" war Gides erster eigentlicher „Roman", und ist eins seiner amüsantesten Bücher geblieben, manchmal erinnert es an die besten Seiten des einst so geistreichen Chesterton, und ist doch immer um eine Note aristokratischer. Die ganze deutsche Gide-Ausgabe sei nochmals empfohlen.

# ANMERKUNGEN ZU NEUEN BÜCHERN

**Alfred Brust / Festliche Ehe. Aufzeichnungen eines Gewandelten.** Horen-Verlag, 6.50.
Wie immer bei Brust ist auch dieses Buch als ein mythisches zu bezeichnen. In ihm leben die geheimen Naturkräfte seiner Heimat weiter, die Sagen aus Ostpreußens Urzeit, die in der Dichtung Brusts zur lebendigsten Wirklichkeit werden. Aus Mythos, Natur und Mensch erklingt ein Hochgesang auf die Ehe, die in ihrer reinsten Gestalt das Hochziel der kommenden Menschheit sein wird. Nur äußerlich einem Roman verwandt, ist das Buch eigentlich eine mythische Unterweisung zur Erreichung der Voll-

kommenheit in der Zweiheit, von einer Eindringlichkeit, die nur aus dem Erleben stammen kann. Brust zeichnet eine Idylle in der Waldeinsamkeit, wo eine fremde Frau märchenhaft zu einem einsiedelnden Mann stößt, die beide aneinander reifen, bis sie sich seelisch wert halten, die Hoch-Zeit ihres Lebens festlich zu begehen. Das ist unsäglich duftig und zart geschildert, und dennoch reicht der Sinn dieser Idylle bis tief in die Wurzeln des Seins. — Ein besinnliches Buch, das ich in die Hände junger Brautpaare legen möchte. Franz Spunda




*Frans Masereels Bilderromane in Volksausgaben (3.50) erschienen im Transmare-Verlag: Geschichte ohne Worte — Mein Stundenbuch — Die Sonne — Die Idee — Das Werk — Landschaften — Passion eines Menschen — Herr und Knecht*

**Friedrich Gundolf / Gedichte. Georg Bondi.**

Es wäre billig, einen Professor für Literaturgeschichte mit jener Gattung dichtender Universitätsbeamten zu vergleichen, wie sie das 18. Jahrhundert zu Haufen hervorbrachte und wie sie in die Historie der deutschen Schriftstellerei eingezogen sind. Der Fall Gundolf wiegt aber schwerer. Er, der uns die Zusammenhänge zwischen Shakespeare und dem deutschen Geist fundamental aufdeckte, der uns George und seinen Kreis jüngerhaft verkündete und dem Verständnis der rationalistischen Zeit näher zu bringen versuchte, der eine nicht ohne Widerspruch hinzunehmende Biographie von Goethe und Kleist schrieb, Gundolf also, der mit klarer, eindeutiger, sorgfältig durchdachter Grammatik die begrifflichen Wege zu den Heroen des Geistes ebnete, ist unter die Lyriker gegangen. Wir nehmen nicht an, daß das Wort „Gedankenlyrik“ noch einen Sinn heute hat. Lyrik ist ein grundsätzlicher Ausdruck eines Menschen. Und ob er Gefühle, Gedanken, Grüße, Lehren, Zwiegespräche, Rufe hineinzwängt, ist gleichgültig. Die lyrische Haltung ist von der lyrischen Wesenheit des Dichters abhängig und diese fehlt Gundolf. Eine dichterische Sprache berechtigt noch nicht zu dichterischer Form und die frappante Knechtschaft im Dienste Georges hätte um ein doppeltes

gebieten müssen, daß diese Gedichte ungedruckt geblieben oder als Privatangelegenheit höchstens veröffentlicht worden wären.

Freunden von früh oder weit —
Freunden vielleicht überm grabe
Sei meine heimliche habe
Mühlos im worte bereit.

Da haben wir es ja! Und so „wesen" sich nun seine Gefühle, seine Gedanken (siehe oben) in eine höchst banale, sehr verständliche, gar nicht mystische, äußerlich-georgesche Gestalt. „Sich wesen" ist ein Spezialausdruck des ganzen Kreises. In Gedichtform gebracht, hat es nur einer verwirklicht: George. Es ist schön, sich zu ihm zu bekennen, dem Meister zu dienen, aber als ausgewachsener Literarhistoriker von Weltruf, das äußerliche Gewand, die Form um ein dünnes Gerüst zu hängen und so deutlich zu machen, wie weit der Abstand ist zwischen der Geistesfülle eines Forschers und der lyrischen Armut eines Sprachbeherrschers, ist das notwendig gewesen? Wer nicht in die Georgesche Form die Tiefe eines Meisters zu versenken hat, dem flattert die Oberfläche um die Ohren wie ein verlogener Wimpel. Und das Ganze wird ein Stolzieren auf Kothurn, ein Ungetüm an Wurzellosigkeit des inneren Ausdrucks, eine kunstvoll geschraubte Wortdrechslerei, der, bei Gott, das „Wesen" fehlt.

Guido K. Brand

**Bronislaw Malinowski / Das Geschlechtsleben der Wilden.** Grethlein.
Ethnologische Studien über primitive Völker finden mit Recht einen immer größeren Kreis von Interessenten. Kein Wunder, da sie sowohl Tatsachenbericht, Erlebnis und zugleich wirklich gewordene Romantik sind. So ist auch das vorliegende Buch durch seine Darstellung soziologischer, religiöser und sexueller Zustände interessanter als jeder Roman. Wir lernen auf den Trobriandinseln ein Gesellschaftsleben kennen, das rein mutterrechtlich aufgebaut ist, woraus sich die herrschende Stellung der Frau als Geliebte und Gattin ergibt. Erotik ist nichts anderes als angewandte Magie, die von Malinowski als geheime Triebfeder aller wichtigen Ereignisse dieser Insulaner aufgezeigt wird. So ergibt sich eine Südseekultur von einer Sinnenfreudigkeit und Lebensheiterkeit, daß wir es verständlich finden, wie die Südsee das geheime Eldorado aller europäischen Romantiker werden konnte. Malinowski ist aber kein Schwärmer einer vorgefaßten Idee, er schildert auch manche Abscheulichkeiten, die es natürlich nur für unser Gefühl sind, die Brutalität mancher Lebensformen, aber auch wieder vieles, das weder schön noch häßlich ist, weil uns die Begriffe dafür vollständig fehlen. Gerade diese Offenheit und Ehrlichkeit stempelt das Buch zu einem menschlichen Dokument, dessen Lektüre einen ganz einzigartigen Genuß bereitet. Franz Spunda

**Paul Madsack / Tamotua, die Stadt der Zukunft.** Roman. Georg Müller.
Wie in Madsacks entzückender Groteske „Die metaphysische Wachsfigur" bildet auch hier die gütige Überlegenheit eines Weisen die ethische Rechtfertigung seiner Satire. Der Dichter denkt unsere Zivilisation zu Ende und gelangt zu einem Zustand, wo alles soweit automatisiert ist, daß die Automaten selbständig werden und den Menschen wegrationalisieren. Es bleiben nur leere Attrappen von menschenähnlichen Bewegungen übrig, Geist und Gefühl sind schon längst als unökonomisch abgeschafft worden. Madsack führt uns durch alle Labyrinthe der gläsernen Stadt, die uns nicht unbekannt ist, in der sich das technische Können unserer Zeit hemmungslos austobt. Eine Fülle geistreicher Bemerkungen sprudelt uns entgegen, bald gallig, bald anmutig, aber immer überraschend treffend. Alles lebt, versprüht Funken, flimmert blitzartig auf in Erkenntnissen, die tief in die Hintergründigkeit der Welt hinableuchten. Die Schlußkapitel fassen alles rhapsodisch zusammen, die Phantasmagorie steigert sich zu einer Dichtung hohen Stils und führt den Leser aus dem Inferno der Automatik in das Paradiso wahrer Menschenwürde. Daß die Zeichnungen Alfred Kubins zu diesem überaus lesenswerten Buch wahre Kabinettstücke seiner Kunst sind, braucht nicht eigens erwähnt zu werden. Franz Spunda

**Andreas Thom / Vorlenz und Brigitte.** Roman. Paul Zsolnay. Wien. 7.—.
Ein Proletarierschicksal aus Österreichs Nachkriegszeit, etwas zu grau in grau gezeichnet. Vorlenz hat im Krieg das Nichtstun gründlich gelernt, ist feig und schlapp

geworden und sinkt von Stufe zu Stufe, kennt nur Fressen und Saufen und endet an einer sentimentalen Anwandlung im Gefängnis. Thom hat sich mit dichterischer Besessenheit in diesen widerwärtigen Kerl verliebt, mit dem der Leser nicht viel anfangen kann. Hingegen entzückt die Gestalt des Sohns, Thomas, der sich aus der gequälten Atmosphäre des Elternhauses losringt und sein Leben mutig auf eigene Füße stellt. In diesem Thomas ist ein Menschenschicksal von wunderbarer Feinheit und dichterischer Durchhellung gestaltet, das von einem der größten Meister geschaffen sein könnte, lebensecht bis in die kleinsten Regungen, anschaulich, mit einem Wort, ein Mensch unseresgleichen, den wir lieben, mit dem wir freudig alles miterleben. Um dieses Thomas willen muß man das Buch lesen. Franz Spunda

# FÜNF MINUTEN PÄDAGOGIK

**Hans Strohmeyer / Zeugnisse, Versetzungen, Prüfungen und Berechtigungswesen an den höheren Lehranstalten. Verlag Georg Westermann, Braunschweig. 4.—**

Betrachtungen über die Prüfungs- und Versetzungsordnung der höheren Schulen und Vorschläge zu ihrer grundsätzlichen Neugestaltung aus dem Geiste anständiger Gesinnung, größtmöglicher Gerechtigkeit und hingebender Einfühlung in die Gesamtpersönlichkeit des Schülers. Die neue Regelung, die der Verfasser auf Grund seiner langen Praxis als Muster hinstellt, ist keineswegs aus einseitigem, weichherzigem Entgegenkommen an die Schüler entstanden. Strohmeyer will nur die offensichtlichen Härten, Mängel und Lücken der Verordnungen beseitigen, und es ist zu wünschen, daß bald überall im Reich dieser wahrhaft edle pädagogische Geist herrscht, den die vorliegende Schrift offenbart.

**Ernst Müller / Schule auf Marsch. Ein Wanderbuch im Dienste der Neuen Deutschen Schulen. Verlag Georg Grandpierre, Idstein im Taunus. 3.20.**

Die Jugend hat es heute besser als noch vor zwei Jahrzehnten. In jedem Monat eine Schulwanderung, in den Ferien längere Fahrten — worin kann man wohl dem inneren Drang des Kindes mehr entgegenkommen, als wenn man seine Sehnsucht nach fernen Ländern, nach unbekannter Weite und neuem Geschehen stillt! Des Deutschen Wandertrieb ist uralt. „Wer heute die Jugend nicht durch das deutsche Land führt, versagt ihr unwiederbringliche Lebenswerte, die am Wege liegen, und beraubt sich selbst eines Dankes, der für vieles entschuldigt und übers Grab hinaus andauert."

Nun gibt es aber zahllose Lehrer, denen bei allem guten Willen die nötige Erfahrung, Wanderungen zu leiten, fehlt. Für diese ist das vorliegende Buch geschrieben und mit lustigen Aufnahmen versehen. Es muß — wenn es auch mehr hinweisend als normgebend ist — in seiner praktischen Verwendbarkeit für die Fahrtvorbereitungen, die Wanderungen selbst und die spätere Auswertung auch den ängstlichsten Zweifler bekehren und begeistern. —

**Bernhard Fehr / Die englische Literatur der Gegenwart und die Kulturfragen unserer Zeit. Verlag Bernhard Tauchnitz. 2.50.**

Der Verfasser dieses im Rahmen der „Hefte zur Englandkunde" erschienenen Bandes hat nicht den Ehrgeiz, hier auf achtzig Seiten einen lückenlosen Überblick über die gesamte zeitgenössische Literatur Englands zu geben. Er sucht vielmehr die Beziehungen aufzuzeigen, die in England lebensnahe und tatsachenbestimmt Literatur und Kultur in wechselseitiger Durchdringung und Befruchtung miteinander verbinden. — Es ist nicht leicht, sich in die Fehr eigene, überaus gedrängte, fast bis zur Anglomanie konzentrierte Diktion einzufühlen. Will man dies unscheinbare Heft seiner ganzen Spannung und Weite nach erfassen, so muß man mehr Denkarbeit daran wenden als an manchen dicken Wälzer, der das eigene Denken erspart.

Der Englische Sprachkalender (herausgegeben von Walther Wriggers, Verlag William Wilkens, Hamburg, 3.—) erscheint wieder in seiner alten Qualität, seinem reichhaltigen, vielgestaltigen Inhalt, mit vielen Federzeichnungen, die einen Einblick in die englische Landschaft geben. Dem Englisch Lernenden wird er als Anregung willkommen und unentbehrlich sein, vor allem aber das fremdsprachliche Anschauungsmaterial in den Schulen erfreulich bereichern. Hans Pech

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.

### Romane

Marano Azuela, Die Rotte. Roman. Kindt & Bucher. 6.50.

Wladimir Jabotinsky, Philister über dir, Simson! Roman. Lichtenstein. 6.—.

Hanns Johst, Die Torheit einer Liebe. Roman. Velhagen & Klasing. 5.—.

Karl Friedrich Kurz, Zijas Perlen, Reclam. 6.—. Ausgezeichnet von der Schweizerischen Schiller-Stiftung.

David Herbert Lawrence, Der Hengst St. Mawr. Roman. Insel. 7.—.

Wilh. Speyer, Die goldene Horde. Rowohlt. 6.—. In sich abgeschlossener Fortsetzungsband zum „Kampf der Tertia". Neue Abenteuer der Tertianer, neue Kämpfe, in denen der kleine Borst sich wieder bewährt.

### Dichtung

Richard Billinger, Rosse. Rauhnacht. Zwei Dramen. Insel. Pappe 3.50.

Erwin Redslob, Vermächtnis, Dichtungen, letzte Aussprüche und Briefe der Toten des Weltkrieges. W. Limpert. 5.—

### Weltgeschichte, Biographien

William Bolitho, Zwölf gegen das Schicksal. Die Geschichte des Abenteuers. Müller & Kiepenheuer. 12.—.

Mahatma Ghandi, Mein Leben. Übertr. von Hans Reisiger. Insel. 7.50.

Carl Grimberg, Weltgeschichte. Leben u. Kultur der Völker. Für Deutschland bearbeitet von Dr. Fritz Eberhardt. Bd. 3: Altertum III. Die Römer. R. Voigtländer. 8.80; Bd. 1—3 zus. 25.—.

Werner Heegemann, Das Jugendbuch vom großen König oder Kronprinz Friedrichs Kampf um die Freiheit. J. Hegner. 8.50.

Hannah Szasz, Christine v. Schweden, Regentin und Renegatin. Urban-Verlag. 12.—, Hldr. 16.—.

Veit Valentin, Geschichte der deutschen Revolution von 1848—49. Bd. 1. Ullstein. 21.—.

### Zeitgeschichte und Politik

Angelika Balabanoff, Wesen und Werdegang des ital. Fascismus. Heß & Co. 8.—.

Erich Czech-Jochberg, Hitler. Eine deutsche Bewegung. G. Stalling. 3.90.

Eduard Heimann, Kapitalismus und Sozialismus. Reden u. Aufsätze z. Wirtschafts- u. Geisteslage. A. Protte. 10.—.

Eugen Lennhof, Politische Geheimbünde. Bd. I. Amalthea Verlag. 22.—.

Weigand v. Miltenberg, Adolf Hitler, Wilhelm III. E. Rowohlt. 2.50.

F. Francesco Nitti, Flucht. Die persönlichen Erlebnisse eines politischen Gefangenen, der von der faschistischen Teufelsinsel Lipari befreit wurde. Müller & Kiepenheuer. 4.80.

Walter Oehme u. Kurt Caro, Kommt das dritte Reich? E. Rowohlt. 3.80.

Edgar v. Schmidt-Pauli, Fürst Bülows Denk-Unwürdigkeiten, ein Protest. Schlieffen-Verlag. 6.50.

Gottfried Zarnow, Gefesselte Justiz. Politische Bilder aus deutscher Gegenwart. Bd. I. J. F. Lehmann. 5.—.

### Reisen und Forschungen

Saloman Andrée, Dem Pol entgegen. Auf Grund der während Andrées Polarexpedition 1897 geführten und 1930 auf Vito gefundenen Tagebücher S. A. Andrées, N. Strindbergs und Fraenkels. F. A. Brockhaus. 13.—.

Dr. Arthur Berger, Der Kampf um den Nordpol. Velhagen & Klasing. 6.—.

Leo Frobenius, Indische Reise. Ein unphilos. Reisetagebuch aus Südindien u. Ceylon. Reimar Hobbing. 12.—.

Cläre With, Amerika. Länder und Völker. Ein Bilderatlas in Einzelheften. Müller & Kiepenheuer.

| | |
|---|---|
| Ägypten | 1.50 |
| Australien | 1.50 |
| Mittel- und Südamerika | 2.— |
| Nordamerika | 2.80 |

**Kunst**

Roland Anheisser, Malerisches Rheinland. 30 Städtebilder und Landschaften nach Orig.-Radierungen und Zeichnungen. Breitkopf & Härtel. 6.—.

Franz Lederer, Schönes altes Berlin. Ein Führer. Germania AG. 3.—.

**Sport**

Henry Hoeck, Schußfahrt und Schwung. Ein Brevier alpiner Abfahrten. Gebr. Enoch. 4.80.

Kinematographische Bilderbücher. Hrsg. von Dr. Fanck. Bd. I. Das Bilderbuch des Skiläufers. Enoch.

**Literaturgeschichte**

Wilhelm Knevels, Das moderne Drama. Hellm. Wollermann. 7.—.

# NEUE BÜCHER UNSERER MITARBEITER

**und Hinweise auf Werke der in diesem Heft behandelten Autoren**

**Hermann Hesses** reifes Prosawerk „Narziß und Goldmund" gehört zu den bestverkauften Weihnachtsbüchern des Jahres. Dem Publikum gebührt für diese bevorzugte Wahl ein hohes Lob! Das Buch erschien bei S. Fischer. Ganzleinen 8.50.

*

**Walter von Molo** arbeitet an einem großen Roman, der den Lebens- und Leidensweg des Deutschen Friedrich List behandelt. Das Buch wird im Sommer bei Paul Zsolnay erscheinen.

*

**Edwin Erich Dwingers** wichtige Bücher sind „Die Armee hinter Stacheldraht" (6.80), „Zwischen Weiß und Rot" (7.80). Beide bei Eugen Diederichs, der jetzt auch Dwingers frühe Romane „Korsakoff" und „Das letzte Opfer" vertreibt.

Vom Nobelpreisträger **Sinclair Lewis** verdienen besondere Beachtung die Bände: Sam Dodsworth (Rowohlt, 10.—), Elmer Gantry (ds., 12.—), Die Benzinstation (Zsolnay, 3.60).

*

Von **Hugh Walpole** liegen bei Engelhorn vor: „Der Reiter auf dem Löwen" (16.—); „Jeremy" (7.50); „Jeremy und sein Hund" (7.—); „Jeremy auf der Schule" (7.50).

*

Die Romane von **Friedrich Eisenlohr** „Das gläserne Netz" (8.50) und „Quintett 1928" (6.—) sind im Horenverlag erschienen.

*

**Paul Zech** wird am 19. Februar 1931 dreißig Jahre alt. Soeben erscheint sein Lyrikband „Neue Tierballaden" bei Wolfgang Jeß in Dresden (5.—).

---

**Zweckmäßiges Wohnen**

ist eines der heute meist erörterten Probleme aller Kreise. Praktische, wirklich nützende Ratschläge und anregende Beratung derart, daß sie jedem (unabhängig von der Höhe des Einkommens) etwas bedeuten, vermittelt Werner Gräff in der ausgezeichneten Broschüre „Zweckmäßiges Wohnen" (Müller & Kiepenheuer Verlag), der sofort verwendbare Werkzeichnungen für den Tischler beigefügt sind. Es wird viel zuviel kluge Theorie über die Lebensfrage des Wohnens geschrieben. Hier ist ein Buch der ehrlichen Praxis und des vitalen Geschmacks. Ein zweiter Band mit Abbildungen, Preisen und Bezugsquellen soll nächstens folgen. K. R.

# Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat“ und „Vorhof“

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 16. Jahrgang Heft 3

## HINWEIS AUF HEINRICH HAUSER

A. ARTUR KUHNERT

In einer Zeit, in der ein Ernst Gläser meint, es sei eine unumstößliche These, daß es heute nicht mehr die Herzen, sondern den Verstand zu rühren heiße, in einer Zeit, in der man sagt, daß das, was geschrieben wird, nur eine politische Tendenz haben soll und keine Seele, keinen Tiefsinn, sondern nur Nutzwert, und in der man immer wieder Sachlichkeit fordert, so daß nur Funktionen bleiben, wo Leben ist, in dieser Zeit geht einer der jungen Dichter, Heinrich Hauser, unbekümmert einen eigenen Weg. Er geht wirklich. Man glaubt ihn zu begleiten, wenn er, ohne an seine Handlung zu denken, immer wieder stehen bleibt, um von irgend etwas, das er gerade sieht, zu erzählen. Dann ist es wie das Wandern mit einem Kameraden, der aus seiner Freude an dem Erleben der Dinge heraus, die ihm begegnen, erzählt und erzählt, gleichgültig wohin es führt.

So geht er durch die Landschaften, und es begegnen ihm Steine, überregnet wie er, gewachsen und alternd und gezeichnet von der Schrift des Regens und des Windes wie sein Gesicht, und es kommen Bäume, es kommen Tiere, das Meer, der Sand, der Wind und die Dinge, und er macht ihre schweigende Sprache beredt, sie sprechen zu ihm und zu uns, und greifbar wird so ihr Leben, das er aus ihnen heraus und in sie versenkt und mit ihnen verflochten beschreibt. Da ist ein Schaf, das er findet. Nicht, daß es auf dem Weg der Handlung des Romanes liege, nur im Vorübergehen sieht er es, und er hält an und erzählt wie es stirbt. Es sieht ihn an, es steht auf, es fällt, und unter seinen Händen wird es kälter und kälter, wenn er es auch mit aller Kraft seines Lebens und mit aller Angst vor diesem Sterben zu wärmen versucht, so sehr, daß es ihm selbst kalt wird, als es dennoch stirbt und er seine Hilflosigkeit vor diesem Sterben und die Weite der Einsamkeit mit den Tieren spürt. Auch Rilke fühlt

das, wenn ein Hund, eine Katze, wenn ein Mensch stirbt, aber wo für Rilke der Tod beginnt, dieser große, eigene Tod, von dem er mit einer so weiten Müdigkeit erzählt, da bricht Heinrich Hauser ab, und aus seiner Angst, aus seiner ungeheuren Lebendigkeit heraus ersticht er mit der Roheit des vitalen Mannes das Schaf, wischt noch das Messer an dem Fell ab und rennt dann doch schnell weg.

Ein Dichter also, ein ganz naturhafter, lebendiger, gesunder Mensch, dem Sonne, Regen und Wind wichtiger sind als alles andere, was ihn umgibt, der aus der Wirklichkeit der Städte, aus der Wirklichkeit der technischen Erfindungen in eine andere, ungefährlichere Wirklichkeit, auf das Land und in die Natur flüchtet? — Nein. —

Denn da sind Maschinen, Flugzeuge, Autos und Motore um ihn, eine ganze Welt, die in all ihren ölglänzenden Teilen lebendig ist, auch sie von innen her betrachtet, wie die Tiere, wie die Pflanzen, wie die Steine, so, daß sie ebenso zu wachsen und zu altern scheint und mit einer erschreckenden Deutlichkeit nahe rückt. Fast meint man die Urformen der Technik, Pflanzen, Zellen und Gewebe wieder zu erkennen und es wird zu einer Selbstverständlichkeit, daß der Stahl, das Eisen und die Funktionen der Maschinen mit Erscheinungen und Abläufen der Natur verglichen werden, Bilder auch hier aus dem lebendigen Geschehen, wie Hauser sie immer gebraucht, erklärend das Künstliche aus der Natur. — Und die Städte? Ja, auch die Städte sind in ihrer Seele begriffen. Mit einem Geruch kommen sie auf ihn zu, mit dem Lied einer alten Frau und mit einer kleinen Katze, die hungrig an den beklebten, bröckelnden Mauern entlangstreicht, elend, zu müde zum Sterben, und die Städte gehen durch ihn hindurch, und wir schmecken sie und spüren ihren Atem, und wir hören ihren verborgenen Klang so wie den des Meeres, wie den der Motoren, der Landschaften, der Bäume, Tiere und Dinge und leben in ihnen wie auf dem irischen Land in dem Roman „Donner überm Meer", wie an den schweren Wassern hinter den Dünen in dem Roman „Brackwasser" und wie auf jenen letzten Segelschiffen, mit denen er noch das Meer befuhr.

Ein Dichter also, der, so nahe er auch allem ist und so schöpferisch er auch seine Welt eben um dieser Welt willen gestaltet, fern von allen Tagesfragen steht? — Nein. —

Denn auf seinem Weg durch die südlichen und nördlichen Städte, während seines Ganges durch das schwarze Revier an der Ruhr, durch die trostlose Öde der Halden und Zäune, durch die niedrigen Stollen der Bergwerke und die glatten Korridore der Krankenhäuser, und bei seinem Gehen auf den Straßen der Landschaften, wenn er die Wege der Tiere und Dinge und Menschen, jener kleinen, zerbrechlichen Mädchen, die er liebt, kreuzt: überall steht die Verpflichtung gegenüber den Aufgaben des Tages hinter ihm, nur daß er

sie nicht wieder und wieder betont, nur daß sie nur da ist und und neben ihr, mit ihr zusammen, gleich daseinberechtigt seine Kunst.
Ein Dichter also, der — — — Nein, nur ein Dichter ist Heinrich Hauser.

Man spricht von einem Jahrhundert des Tieres, von einem Jahrhundert der Maschinen, von einem Jahrhundert auch, in dem sich Himmel und Erde für uns vergrößern, Gegensätze, scheint es, denn wo Maschinen sind, was sollen da Tiere, und wo der Raum um uns stetig noch wächst, was ist da das kleine Leben des Dinges? Aber vielleicht scheint es nur so und ist in Wirklichkeit innig verknüpft, nur daß man nicht sehen will wie Sachlichkeit mit dem Wunder verschmilzt und nicht fühlen will, daß man den Verstand nur rühren kann, wenn man wie Hauser die Seele der Dinge, der Tiere und Pflanzen begreift und dem Kleinen ganz nahe ist, denn dann ist das Große nicht fern. —

Von Heinrich Hauser sind erschienen: Brackwasser, Roman (Reclam), Schwarzes Revier (S. Fischer), Donner überm Meer (ebenda), Die letzten Segelschiffe (ebenda).

# DER ARZT UND DIE SEELE HASSO BECKER

Dem aufmerksamen Beobachter muß es längst merkwürdig erschienen sein, daß das sogenannte Kurpfuschertum einen so fassungslosen Aufschwung in unseren aufgeklärten Zeiten nehmen konnte. Es ist daher auch für den Laien sehr wertvoll zu lesen, was der in den weitesten Kreisen bekannte Danziger Arzt und Chirurg Dr. Liek in seinem neuen Buche „Das Wunder in der Heilkunde“ hierzu als Ergebnis einiger Studienreisen zu den bedeutenderen Außenseitern der Heilkunde, wie Zeileis, Steinmeyer und anderen, zu sagen hat.

Die erstaunlichen und oft erschütternden Heilerfolge, die diese „Kurpfuscher“ trotz der vollkommenen Unwissenschaftlichkeit wenn nicht geradezu Nichtigkeit ihrer Methoden zu verzeichnen haben, wies auf ein Geheimnis hin, dessen Entdeckung für die offizielle Medizin und ihre Abwehr gegen das Kurpfuschertum von größter Bedeutung sein mußte.

Dr. Liek führt nun diese Erfolge lediglich auf die suggestive Wirkung dieser Persönlichkeiten auf die Heilungsuchenden zurück. Auch die mehr oder weniger mystische Heil-Methodik, die dort zur Anwendung gelangt, habe meist keinen anderen praktischen Wert als den einer suggestiven Beeinflussung der Patienten.

„Der Arzt kann nur Helfer sein,“ „der innere Schöpfer“ (d. h. die Summe aller Kräfte, die dem menschlichen Organismus zur Verfügung stehen) „verfügt über viele und mannigfache und noch gar nicht bekannte Mittel der Anpassung, des Ausgleichs, der Heilung“. „Alles Lebendige“, heißt es dann weiter, „ist beseelt, ist lebendig durch Beseelung“. Also, muß die Folgerung

lauten, hat der Arzt, um wirkliche Heilerfolge zu erzielen, in der Krankenbehandlung die menschliche Seele zu berücksichtigen.

Wir wissen ja von der Psychoanalyse her, in wie weitgehendem Maße organische Erkrankungen durch seelische Störungen hervorgerufen werden können. Nun, dies ist nur die eine Seite des ganzen Problems. Viel tiefergehend ist jene andere Tatsache, die heute immer noch allzu oft übersehen wird: das furchtbare geistige und (also) weltanschauliche Chaos, das Europa beherrscht und jene Ratlosigkeit und Hilflosigkeit hervorruft, die ein Mißtrauen gegen die wissenschaftlichen Methoden der Medizin herbeiführt. Im Taumel einer scheinbar alle Geheimnisse des Lebens offenbarenden Wissenschaft wurde der Mensch zum Tier degradiert —: eine Hypothese, die nie hat Wurzel fassen können. Erreicht wurde die Zerstörung religiöser Bindungen, aber im geheimen wirkte die unbestimmte Ahnung um das Geheimnis der menschlichen Wesenheit und ihren göttlichen Ursprung weiter. Daß diese Ahnung mit aller Macht hervorbricht, wenn Leben und Gesundheit auf dem Spiele stehen, ist leicht einzusehen. „In unserer entgötterten Zeit, da die Tempel des Asklepios zu Stätten nüchterner Forschung oder gar zu Märkten geworden sind, die Priester der Heilkunst zu Kassenärzten, da die heiligen Männer und Frauen ihre Heilkraft verloren haben, bleibt den Geschlagenen und durch Krankheit Gebeugten nur zu oft nichts anderes übrig, als der menschliche Wundertäter (Kurpfuscher)". Dies sind die Worte Lieks. Die Folgerung, die er daraus zieht, prägt er in den Ausruf an die Ärzte: „Studieren Sie bei den verdammten Kurpfuschern, wie man Menschen behandelt!" Und „spannen wir alle Kräfte an, daß aus einer entseelten Heilkunde wieder eine beseelte werde."

„Hinter aller Materie steckt der Geist und dieses Irrationale, Metaphysische ist das, was wir „Leben" nennen." Der Sinn dieser Worte zieht sich als Leitgedanke durch das ganze Werk, aber die Denkkonsequenzen hieraus vermißt man um so bitterer, als der Titel des Buches auf einen tiefer greifenden Umschwung innerhalb der Medizin hinzuweisen schien. Immerhin ist es schon begrüßenswert, wenn überhaupt einmal ein Bekenntnis von zünftiger Seite zu der Notwendigkeit der praktischen Berücksichtigung der menschlichen Seele bei der ärztlichen Behandlung auftaucht.

Dr. Liek bemüht sich — das kann keinesfalls bestritten werden — um Erkenntnis der Geheimnisse des Daseins. In dem Kapitel „Das Wunder des Lebens" nimmt er eine sehr eindeutige Stellung gegen Haeckel ein, dessen Forschungen ja einmal bestimmend in die geistige Haltung der Wissenschaft eingegriffen haben. Aber eine wirkliche Wandlung hat sich bisher nicht vollzogen. Denn die bloße Anerkenntnis der Existenz der Seele genügt nicht, um ihrer Stellung in der menschlichen Wesenheit im Sinne einer Geistlehre, die von christlichen Impulsen getragen werden sollte, gerecht zu werden. Das Wort Lieks „wir brauchen Gott, am meisten braucht ihn der Arzt" ist gewiß ein Bekenntnis,



**WALDEMAR TITZENTHALER,** Photo aus dem Jahresband 1931 „Das deutsche Lichtbild"
Verlag Robert und Bruno Schultz, Berlin W 9 (Die schönste Jahresschau der deutschen Lichtbildkunst)

das Hoffnungen erwecken könnte. Aber es ist immer so gewesen und bis in die entferntesten Zeiten zurückzuverfolgen, daß die Wirksamkeit Gottes nur dann in Erscheinung tritt, wenn man sich um echte Erkenntnis bemühte. „Die Seele oder Psyche des Menschen ist, objektiv verglichen, im Wesen gleich derjenigen aller anderen Wirbeltiere; sie ist die physiologische Arbeit oder Funktion seines Gehirns.“ Das sind die Worte Haeckels im „Lebenswunder“ und sie entsprechen durchaus den Ausführungen Dr. Lieks zu diesem Problem. Denn die relativ geringe Erweiterung dieses Satzes, die er vornimmt, wenn er sagt, daß hinter der Materie Geist stecke, langt nicht aus, seinen gegen Haeckel gerichteten Worten Gewicht verleihen zu können.

Mit solchen kleinen Verbeugungen vor plötzlich wieder undeutlich gewordenen Fragen ist gar nichts getan. Nichts weiter wird damit vollzogen, als eine Umdeutung der geistigen Realität der Seele in eine rein physiologische Wirksamkeit und Erscheinung, die sich von anderen nur durch ihre Unsichtbarkeit unterscheidet. Dies wird ja besonders deutlich in der Freudschen Psychoanalyse, die in ausgesprochenstem Maße mit dem Begriff „Seele“ arbeitet, aber mit ihrer Definition noch tiefer als Haeckel in einen flachen Materialismus zurücksinkt.

Es ist eine seltsame Beobachtung, in wie ungeheurer Weise dieser Materialismus heute noch wirkt; der Unterschied gegen früher liegt nur darin, daß er sich in immer neuen Maskierungen verhüllt, deren wirklicher Kern schwerer und schwerer zu erkennen ist.

Nun, es konnte natürlich nicht Dr. Lieks Aufgabe sein, eingehende Untersuchungen über das Seelenproblem vorzunehmen. Aber da er nun einmal bei seinen Studien auf die Notwendigkeit gestoßen war, eine Beseelung des menschlichen Organismus bis in die kleinsten Zellen anzuerkennen, verwundert es eigentlich, wie dürftig das Gedankengut ist, das er aus diesen Studien herausholt. Freilich ist zu einem so ernstlichen Unterfangen ein völliges Umdenken notwendig, mißtrauisches Durchprüfen überkommener Begriffsinhalte, nicht endende geistige Unruhe: Dinge, die sich heute größter Unbeliebtheit erfreuen, die aber einmal sich erheben werden und wirken für eine kommende Zeit, die schöpferischer sein wird, weil sie ehrfürchtiger, also geistiger ist.

Das im vorstehenden Aufsatz behandelte aufschlußreiche Werk „Das Wunder in der Heilkunde“ von Dr. med. E. Liek (Danzig) erschien im J. F. Lehmann Verlag, München (geh. 3.60, Lein. 5.—).

---

**Ich glaube an ein höheres Wesen, das sich in mir selbst bewußt wird. — — Wer Schmerz und Angst besiegen wird, der wird selbst Gott sein.**

**Dostojewski**

# BILDSTATISTIK UND VOLKSBILDUNG

GERHARD KIESSLING

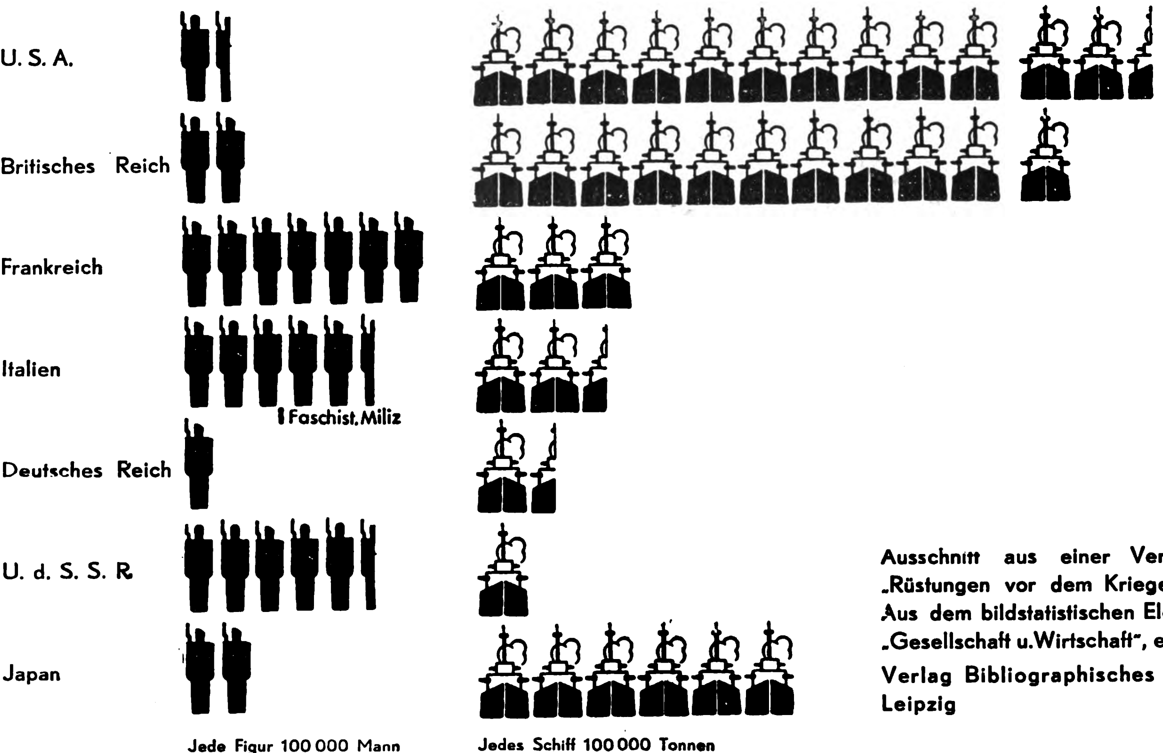
Ein leises Grauen packt den Laien, wenn ihm zufällig ein wissenschaftliches Werk mit Tabellen und Zahlenreihen in die Hand fällt. Wirtschaftsstatistik, Bevölkerungsstatistik, Probleme des Staatshaushaltes und der internationalen Verschuldung — sie sind uns leider meist Bücher mit sieben Siegeln. Und doch wäre gerade in unserm Zeitalter der Parteidogmen und der Leitartikelschlagworte einige Kenntnis von der weltwirtschaftlichen und soziologischen Wirklichkeit für die Allgemeinheit sehr nützlich. Die Statistiker bemühen sich seit Jahren, ihre Erkenntnisse durch Kurven und geometrische Zeichnungen anschaulich zu machen. Auch Figuren hat man zu Hilfe genommen, was ja z. B. bei Bevölkerungszahlen sehr nahe liegt, entfernte sich aber dabei oft in bedenklicher Weise von der Wirklichkeit. Man denke nur an die vor dem Kriege so häufig wiederkehrende Nebeneinanderstellung eines riesenhaften Deutschen und eines winzigen Franzosen, womit das „Aussterben" Frankreichs bildstatistisch dokumentiert werden sollte. In neuerer Zeit haben sich sowohl die Pädagogik als auch die um Volksaufklärung bemühten Behörden und Verbände lebhaft mit dem Problem der bildlichen Veranschaulichung von Zahlenbegriffen beschäftigt. Auf den großen Ausstellungen der letzten Jahre — der Gesolei, der Pressa, der Dresdner Hygiene-Ausstellung usw. — wurden prachtvolle, einprägsame „Zahlenbilder" gezeigt. Wohl das Eindrucksvollste, was es dort zu sehen gab, waren die Tafeln des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums in Wien. Dieses Institut hat nun ein kleines Sondermuseum von farbigen Bildtafeln zusammengestellt und sie in einer stattlichen Mappe im Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig, erscheinen lassen. Schon der Titel weicht vom üblichen Schema ab und deutet auf Besonderes: „G e s e l l s c h a f t u n d W i r t s c h a f t. Bildstatistisches Elementarwerk. Das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien zeigt in 100 farbigen Bildtafeln Produktionsformen, Gesellschaftsordnungen, Kulturstufen, Lebenshaltungen." (Mit 30 erläuternden Texttafeln in Leinenmappe 65 RM.). Wir sehen farbige Kartogramme der Länder und Erdteile, in diese hineinprojiziert schematische Figürchen. Wie klein wird die Erde vor unseren Augen! Mit einem Blick erfassen wir den Wohnraum der Menschheit und seine Verteilung, das Werden der Kulturen vom alten Babylon bis zur Neuen Welt, das Wachsen der Städte und den Bereich staatlicher Machtzonen. Es wird hier weder mit Kurven und Säulen noch mit Riesen und Zwergen gearbeitet. Die Klarheit und Anschaulichkeit beruht darauf, daß alle Zahlensymbole der einzelnen Tafeln g l e i c h - g r o ß sind. Jedes Zeichen bedeutet nach der „Wiener Methode" eine bestimmte Menge. Größere Mengen werden durch entsprechende Wiederholung des Zeichens verbildlicht. So sind auf dem hier wiedergegebenen kleinen Aus-

schnitt, der das heute so aktuelle Rüstungsproblem behandelt, die Heeresstärken durch vergleichbare Reihen kleiner Figuren, die Kriegsflotten durch reihenmäßig angeordnete gleichgroße Schiffssymbole dargestellt. Gewiß erfährt man auf diese Weise keine genauen Zahlen, aber darauf kommt es ja auch gar nicht an, wenn man sich über große Zusammenhänge und entscheidende Entwicklungstendenzen klar werden will.

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung die Vielseitigkeit und Fülle des Inhalts dieser Mappe wiederzugeben. Neben Bevölkerungszahlen, Heeresstärken, Regierungsformen stehen die Vegetationszonen der Erde, die lebenswichtigen Produktionen wie Brotgetreide, Reis, Kartoffeln, Baumwolle, Kohle, Eisen usw., Ausfuhr und Einfuhr der Länder, Kapitalsanlagen und Staatsschulden, gewerkschaftliche Organisationen und Reallöhne, Wirtschaftsformen und Religionen. Ein besonderer Vorzug des Werkes besteht darin, daß man die Tafeln nebeneinanderlegen und aufeinander beziehen kann, daß die Einheitlichkeit der Darstellung immer wieder zu Vergleichen anreizt. So sieht man die Bevölkerung, die Städte und die Produktion des Römerreichs auf drei verschiedenen Tafeln nebeneinander, die Heeresstärken des Altertums neben denen der Neuzeit, die Handelsmonopole der Vereinigten Staaten neben den europäischen. Man erlebt ganz überraschende Aufschlüsse bei dieser — fast möchte ich sagen: spielerischen Bildbetrachtung. Wer hätte z. B. gewußt, daß die Wohndichte in Berlin und Hamburg wesentlich größer ist als in New York und Chicago, daß die Kriegsverluste im Bauernkrieg prozentual höher waren als im Weltkrieg? Es ließe sich noch viel über den farbenreichen Inhalt dieses „Orbis pictus" sagen, den man wohl bald neben dem Atlas und dem Lexikon nicht mehr entbehren kann. Nicht unerwähnt sei schließlich der ästhetische Genuß, den diese z. T. achtfarbigen Blätter gewähren. Das Wiener Kunstgewerbe hat hier im Verein mit einer führenden deutschen Verlagsanstalt eine Glanzleistung vollbracht. Man kann die Tafeln getrost als Wandschmuck in sein Zimmer hängen; vor allen Dingen sollten die Behörden und Schulen ihre öden Korridore damit ausschmücken (was in Wien und Berlin z. T. auch schon geschehen ist). Jedenfalls wird hier ein einzigartiges Mittel zur Volks- und Jugendbildung geboten, dessen Preis, auch wenn er auf den ersten Blick für die heutigen Verhältnisse hoch erscheinen mag, in keinem Verhältnis zu dem Reichtum von Inhalt und Ausstattung steht.

Auf der nebenstehenden Seite zeigen wir die Verkleinerung einer Probetafel des imposanten Werkes „Gesellschaft und Wirtschaft". Die Verkleinerung einer anderen Tafel des gleichen Werkes zeigten wir im Januarheft.

# Rüstungen 1928–29




Ausschnitt aus einer Vergleichs-Tafel „Rüstungen vor dem Kriege und jetzt". Aus dem bildstatistischen Elementarwerk „Gesellschaft u. Wirtschaft", erschienen im Verlag Bibliographisches Institut AG. Leipzig

# MÄNNLICHES BEKENNTNIS ZU KARL MAY

KARL RAUCH

Aller Knabentage tiefstes Streben und Sehnen verdichtet sich in dem einen Wunsch: Mann zu werden, kühn, selbständig, verwegen und selbstverantwortlich, keinem als sich selbst Rechenschaft schuldig, auf Jagd zu ziehen gegen die Dinge der Welt, und seinen Anteil Welt sich selber mit Herz, Haupt und Hand zu erringen und zu bewahren. Die von Vater und Lehrer verbotene Tabakspfeife war solcher ersehnten, selbstverantwortlichen Männlichkeit brennendes Symbol. Und die aus Nachbarsgarten im nächtlichen Dunkel gestohlenen Pflaumen, für die man bewußt und mit voller Verantwortung sein Leben und das Tuch der neuen Hose aufs Spiel setzte, schmeckten darum so unvergleichlich trefflich, weil sie auf Männerart selbst erstritten und weder auf die kindliche Weise des Geschenktbekommens, noch auch durch die läppische Übung des Kaufens gegen nichtssagende sinnlose Münze erworben waren. Saß man aber dreizehn-, vierzehnjährig im Flammenkreis der Freundesschar, der Bande, schmausend, schmauchend, rauchend, dieweil die bergenden Häusermauern starr in den Abendhimmel ragten, die Mauern, dahinter die Väter, die Mütter, die Schwestern und die verächtlich kleinen Sextanerbrüder den ereignislos dürftigen Traumschlaf verbrachten, saß man da im Kreise der Verschworenen, der Blutsbrüder: dann war's Karl Mays Tatengeist, der anspornend, auffeuernd unterm Flattern des schwarzen Banners in uns lebte. Winnetou, Band I—III, ging zerfetzt, zerlesen, abgegriffen und zerfleddert aus einer schmutzigen, verbeulten Knabenhand zur andern; aber das Leuchten der Augen war überm Blättern der Seiten das gleiche bei jedem Jungen. Old Shatterhands Kühnheit, seine heroische Todesverachtung wurden in jede Sommer- und Herbstnacht hinein gepriesen und mit im Stimmbruch knickenden Stimmen besungen. Amerika, Indiana — die Stämme der Sioux, der Apachen und der Kommantschen lebten in jedem wackeren Burschen als einer wachen Sehnsucht fernes Ziel. In Winnetou, dem Helden der roten Rasse, wurde alles, was an Männertugenden von Siegfried, Hermann, Barbarossa, Fridericus, Blücher und Moltke her je an Zeugnissen und Berichten zu uns drang, geeint und verdichtet. Wie strebten wir uns gegenseitig antreibend danach, es seinem stolzen überlegenen Schweigen gleich zu tun, nicht mit der Wimper zu zucken, Meister zu werden der männlich großen Gleichmut bei allem, was in Schule und Haus dem einen oder dem anderen schief geriet.

Das also war Karl May. Und das ist jetzt gut fünfzehn Jahre her, und dazwischen liegt der Krieg, der das Ergebnis knabenhaft erstrebter Zucht auf harte und härteste Probe stellte, der Krieg, in dem so vieles erhöht und gesteigert wurde, sich zu bewähren lernte, und ebenso vieles auch jämmerlich zerbarst — und dann kam der Frieden, die graue, neue und aufdringlich alte Bürgerlichkeit des Tagestrotts im unveränderlichen Gleichmaß. Nun läuft auch das alles schon wieder zehn Jahre und hat im malmenden Gang der Tagesmühle wohl gar schon mehr zerbrochen und geglättet als des Krieges barbarisch Regiment . . . Eingeordnet im Gleichlauf der Dinge, tun die Knaben von einst als Männer den Dienst, als Männer und als Maschinen des Werks. Da ruft am Morgen der Wecker heute wie alle Tage zum gleichen Frühstück, das mit der unveränderlichen Hast eingenommen wird, damit beim Glockenschlag das Tagespensum in Bureau, Werk, Fabrik oder Laden beginne und abrolle in die kalendermäßig

vorbestimmte Folge der Abende zur lösenden Geselligkeit, zum sumpfenden Gelage oder zur geruhig einsamen Sammlung. Wie immer es sei und weiterhin werde: uns hat die Welt, und von allen Knabensüchten und Schwüren ist wenig erfüllt. Wie uns dereinst das Mannestum als ein herrliches Königreich erschien, so dünkt uns heute — rückschauend — die Knabenzeit ein unrettbar verlorenes Paradies. Dünkt es uns wirklich? Ach, die meisten zögern wohl, es sich einzugestehen. Kindskram von einst! wehren sie spöttisch ab. Dummheiten unerfahrener Jungen, die sich an Räuberromantik berauschen — heute gilt strenge sachliche Arbeit . . . Wirklich? Hand aufs Herz, liebe Altersgenossen, Freunde und wackere Männer! Irgendwo lebt doch noch Karl May im ausgetrockneten Herzen des Männerbusens, irgendwo im liebegesättigten Herzen blakt ein Flämmchen dem Gedächtnis Winnetous! Wozu verstecken, warum verleugnen? Ich kenne diesen und jenen, der hat im breiten Eichenbücherschrank hinter Lexika, Fachwissenschaften, breiten und oft gebrauchten Leder- und Leinenbänden sorglich versteckt die abgegriffenen Bände Old Surehand, Durch die Wüste, Von Bagdad nach Stambul, Reich des Inka verwahrt. Er holt sie mit schamhaft zitternder Hand hervor, schließt wohl gar erst die Tür, nachdem er der Gattin gute Nacht gewünscht, und liest dann mit zerwühltem Haar fieberheiß — bis in den frühen Morgen in die gewesene Wirklichkeit Karl Mays, in seines eigenen Wesens Verwirklichung sich hinein. Ich kenne sie, die Braven, Glatten, die Untadeligen, die Karrieremacher, die Gesicherten und Arrivierten: irgendwo im letzten Seelenzipfel, bei aller hausbackenen und selbstsichern Zufriedenheit, die sie zur Schau tragen, irgendwo — vielleicht vor sich selber nicht eingestanden —, frißt sie euch allen, ihr Kampf-, Kriegs-, Lebens- und Alterskameraden, am Herzen. Ihr verbergt sie, werft euch mit verdoppeltem Eifer in die Arbeit oder ins befreiende Geplauder mit eurer Frau oder den Kindern, wenn ihr spürt, daß sie wieder heraufsteigt! Vielleicht habt ihr recht, die ewig fließende Sehnsucht zu verbergen . . . Wir lernten es ja von dem rothäutigen Edelmann, daß es dem Manne ziemt, seiner Gefühle beste und lauterste unsichtbar zu verhalten im tiefsten Bronnen seines Seins. Aber vor euch selber solltet ihr sie getrost eingestehen, denn — ich übertreibe nicht! — glaubt mir, in dieser an Karl May entzündeten Sehnsucht, die nie verlischt und nie, niemals zum Ziele kommt, ist eurer Männlichkeit heiligste Kraft am Werke. Verdrängt sie nicht, öffnet euch ihrem Fließen, laßt durch sie euer tägliches Tun, euer Werk befruchten. Es braucht nicht alles im gleichen Trott zu gehen, auch dem Tagesdienst tut es förderlich gut, wenn einmal frische, belebende, vorwärtstreibende Kraft ihm zufließt. Und habt den Mut, einmal einen ganzen oder einen halben Tag lang den Herrgott oder den Teufel eurer Seele, der seit dem Ende der Knabentage, seit dem letzten bestandenen Examenstag in Fesseln liegt, aller Ketten ledig tanzen und toben zu lassen.

Ich glaube, es würde dem öffentlichen Leben in allen Instanzen und Gliederungen mächtig vitale Schwungkraft und Beweglichkeit verleihen, wenn einmal oder zweimal im Jahre Mann für Mann, vom Reichspräsidenten bis zum Zeitungsausfräger, vom Dichterakademiker bis zum Schuhbandhändler, vom Boxmeister bis zum Gerichtsschreiber, es offen und kühn wagten, aus der Lektüre des vergessenen, des verachteten, des verspotteten, des insgeheim unverlierbar geliebten Karl May ihrem Leib, ihrem Geist, ihrer verdammten und geknechteten Seele ein zu neuem Abenteuerdrang entfachendes Feuer zu gewinnen . . .

So verworren in ihren sozialen, wirtschaftlichen, politischen, geistigen Beziehungen die Dinge der Mannsgeschäfte dieser Welt auch sind, heute mehr denn vorher, so vergeblich jeder an seinem Platz sich müht, beizutragen zur Ordnung und Vervollkommnung: in aller Verworrenheit ist der Lauf der Dinge im Bereich männlichen Wirkens doch unrettbar erstarrt und eingefroren. Die Buntheit, die Beweglichkeit, die unbekümmerte Robustheit, die um nichts verlegene, ewig zu neuer Keckheit bereite, draufgängerische Struktur der Fabelwirklichkeit Karl Mays kann, wie sie den Pennälern galt und in faszinierender Versunkenheit über alle Kümmernisse der Examens- und Klausurnöte hinweghalf, auch der Mannesmühseligkeit mehr sein, als ein im verborgenen Dunkel heimlich genossener Trost. Bekennen wir uns zu Karl May, ohne Vorbehalt, ohne Versteckspiel, frei, offen, klar, betont, männlich, unentweichbar, retten wir einen Teil seiner unbürgerlich frechen, geistparaten Sprungsicherheit, die immer wieder in neuem Satz dem Verhängnis hundertmal entrinnt und auch zum hundertsten Male ein Schnippchen schlägt, in die graue Plattheit des Tages! Haben wir einmal und immer wieder, haben wir allemal den absoluten Mut zu uns selber . . .! Muß, was seit Jahr und Tag in gleicher Wiederkehr unverdrossen getan wird, ohne Nachdenken, automatisch, maschinell, auch morgen getan werden? Wagen wir doch es heute schon anders zu tun, wenn wir einen guten und besseren Einfall haben. Nehmen wir die Außenwelt nicht als das Bestimmende! Setzen wir durch unser Tun, durch unsere Haltung der Außenwelt unser Maß!

Das ist heldisch, das ist männlich, das allein ist richtig und entscheidet darüber, ob wir Menschen und Männer sind oder Puppen! Hier liegt die unvergleichlich lebendige, die ewige Lehre Karl Mays, die ihn zu den Klassikern der Menschheit erhebt, daß er zu allen Zeiten, in allen Ländern, auf allen Reisen, gegenüber allen Gegnern und Situationen, daß er auf jeder Seite seiner Bücher immer und stets ganz und gar er selber war.

Was aber das heißt: man selbst zu sein, das ist Mann zu sein, das wußten wir wohl mit dreizehn und vierzehn Jahren, bartlos und mit fürwitzig in den Himmel gereckter Nase, haben's nachher aber zumeist vergessen und schämen uns wohl gar, es einzugestehen, weil das dichte Maschengewebe des Weltgetriebes uns einfing und festhält wie die Heringe, die aufs Fischerboot geschleift werden. Old Shatterhand ließ sich gewiß nicht zappelnd an Land ziehen, um irgendwo simpel und trocken dem hungernden Magen eines Irgendwem als Speise zu dienen, Old Shatterhand so wenig wie Winnetou erlaubte den Dingen des Berufs, der Gesellschaft, ihn zu tyrannisieren.

Die Welt ist kultivierter geworden und die Wildnis eingeengt auf dem Erdball, seit Karl May die sprühenden Augen schloß. Wo einst rote Stämme auf den Kriegspfad zogen, ragen heute nüchterne Millionenstädte, Zwingburgen der Zivilisation. Wollt ihr euch ganz und gar und zu jeder Stunde zwingen lassen? Irgendwo lebt, trotz Amerika und Europa, noch Wildnis unberührt, und wenn ihr sie nicht zu finden vermögt, dann r e i ß t d i e K l ü f t e d e r W i l d n i s a u f i n e u r e m H e r z e n a l l e i n o d e r i n K a m e r a d s c h a f t m i t e u r e s g l e i c h e n. Nur in der Wildnis lernt der Mann, was Manneshandwerk ist. Und weil kein anderer so köstliche Wege kennt, in die Wildnis vorzudringen, und kein anderer versteht, die Wildnis zu meistern und zu zwingen mit eigener Hand wie er, der Gott aller Knabenträume, Karl May, der Unsterbliche, darum wird sein Gedächtnis in uns leben, solange wir Männer sind, und darum schreibe ich ihm dieses Bekenntnis, das dich und dich und dich wecken

**und rufen soll zu ihm, dich, Freund wildtrunken romantischer Knabennächte vor vierzehn, fünfzehn Jahren . . . .**
**Hugh, ich habe gesprochen!**
**Sämtliche Werke Karl Mays im Karl-May-Verlag, Dresden-Radebeul.**



**Fridtjof Nansen (1861—1930)**
**Aus: Fridtjof Nansen, Durch den Kaukasus zur Wolga. (10.—)**
**Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig**

## 3. LITERARHISTORISCHE STREIFE GUIDO K. BRAND

Die Fülle der Probleme in der deutschen Literaturgeschichte ist unerschöpflich. Spürsinn findet seit Jahrhunderten immer wieder in den entlegensten Winkeln noch Stoff für eine Dissertation oder eine Bücherreihe. Die Mühlen der Universitätsseminare klappern nur so; nur scheint mir das Brot ein wenig zu trocken gebacken. Und wenn wir im Vorwort oder in der Nachschrift die „benutzte" Literatur aufmerksam lesen (die wir ja in den meisten Fällen kennen), so kann man nur konstatieren, daß häufig aus zwölf ein unglückliches dreizehntes Buch gemacht wurde. Es ist kaum besser geworden gegenüber früheren Bemühungen, es sind immer noch dieselben Methoden, nach denen etwas „abgehandelt" wird, mit immer gleichen Mitteln wird konstatiert, verglichen, gezaubert und auf eine Formel gebracht. Der Staub der Seminare liegt muffig auf dem jungen Geist, dem vom Professor anbefohlen wird, zu vergleichen, ob zwei Buchstaben gleich lang oder gleich kurz sind. Es ist immer noch derselbe Jammer um die tödliche Langeweile in den literarhistorischen Schriften. Es nutzt alles nichts. Ein Ausweg könnte nur von den Universitäten selbst kommen, wenn einmal unter den Professoren junge Kräfte wirksam sind. Aber bis ein begeisterter Privatdozent Ordinarius geworden ist, hat ihm meistens der Staub der Bibliotheken etwas von seiner Kühnheit genommen und es ist wie vorher.

Da gibt Walter Muschg z. B. eine kurze Übersicht über die bisherige Zusammenarbeit von „Psychoanalyse und Literaturwissenschaft" (Junker und Dünnhaupt, Berlin 1930) und kommt zu dem längst bekannten Resultat, daß beide einander notwendig haben. Darüber sind wir uns alle klar, daß es an der Zeit ist, die psychoanalytischen Hilfsmittel in ihrer Anwendung auf die Literaturwissenschaft exakt zu begrenzen und dem Unfug der geistreichen Wühlarbeit in der Beziehungshaftigkeit zwischen Leben und Werk ein Ende zu machen. Die Schrift — eine Antrittsvorlesung — ist ein wenig dünn an positiven Gedanken und hinkt umfangreicheren und begründeteren Darlegungen nach.

Adolf v. Grolmann weiß in seinen Literarischen Betrachtungen (Neue Forschungen, Junker und Dünnhaupt, Berlin 1930) über das von Muschg angeschnittene Problem schon Gewichtigeres zu sagen, indem er die Anmaßungen der Psychoanalyse in ihre notwendigen Grenzen zurückweist. Es sind außerordentlich gute, kluge Aufsätze, indem er die Zeitanschauung aus Person und Werk erfaßt und die „Anschauung von Schicksalen" in Beispielen darstellt. Weniger scharfe Formulierungen verwischen in manchen Aufsätzen den hellsichtigen Stil, die besonders in der Arbeit über Kleist zum Ausdruck kommt. — Hierzu im Gegensatz ist Friedrich Altvater, Wesen und Form der deutschen Dorfgeschichte im 19. Jahrhundert (Berlin, Verlag E. Ebering, 1930) voll von gelehrtenhaftem Getue, das gerade diesem Problem abträglich ist. Kein Zweifel besteht darüber, daß der Verfasser viel Material herbeigetragen hat, daß er auch die Erlebnisquellen der Dorfgeschichte richtig erfaßt hat und sorgfältig die echten Volksschriftsteller von den städtischen Literaten, die einmal zur Sommerfrische nach Bayern gegangen sind, unterscheidet. Aber das Ganze ist überladen, nicht konsequent genug in der Formulierung und Herausarbeitung des Grundstoffs. — Das Generationsproblem, das in den literarhistorischen Auslassungen der letzten Zeit eine so große Rolle spielt, wird von Hedwig Koch, Das Generationsproblem in der deutschen Dichtung der Gegenwart (Langensalza, H. Beyer u. Söhne, 1930) von einer anderen Seite her in Angriff genommen, nämlich vom Verhältnis des jungen Menschen zum Erwachsenen aus. Nach dem, was man allgemein unter Generationsproblem versteht, wäre dieser Titel irreführend. Im großen und ganzen ist der Anlauf, den Hedwig Koch nimmt, ganz verdienstlich, aber störend wirken die vielen Zitate, die den Mangel an eigenen Gedanken überdecken.

Mit der Romantik, dem unausschöpfbaren Gebiet, beschäftigen sich immer wieder Berufene und Unberufene. In Erna Callmanns Buch „Die Frankfurter Romantik" ist insofern brauchbar, als eine Reihe von Zusammenhängen geklärt, Verstreutes gesammelt wird. Doch fehlt die tiefere Deutung des Begriffs Romantik. Leider ist in

vielen Schriften dieser Art nicht einmal der Versuch gemacht, die Pseudoromantik auszuschalten, womit ein ganz anderer Raum gewonnen würde. — Ein lehrhafter Mann ist Erich Gülzow, der in der Kgl. (!) Regierungsbuchdruckerei Stralsund Beiträge zur Lebensgeschichte Wackenroders erscheinen läßt. In Wahrheit handelt es sich um Familienzusammenhänge der Wackenroder mit dem pommerschen Adel und um den Nürnberger Reisebericht. Neue Wesenszüge werden kaum sichtbar. — Mit Maß und Zoll, Seiten- und Silbenzahl erfahren wir, was andere vorsichtig schon angedeutet haben, daß Novalis' Hymnen an die Nacht keine Klagegesänge auf die frühverstorbene Geliebte sind. Heinz Ritter unternimmt eine Deutung nach Inhalt und Aufbau auf textkritischer Unterlage (Heidelberg, C. Winter, Universitätsbuchhandlung) mit dem echten Rüstzeug des vergleichenden Geometers und kommt zu dem Schluß, daß die Athenäumfassung der Hymnen nicht mehr als das ursprüngliche Kunstwerk angesehen werden könne. In einer durchaus klugen und verständlichen Ausdeutung sieht Ritter in den Hymnen einen Mythos der Erlösung, des Weges eines Menschen über das Leben hinaus zu Gott. Im Aufbau und in der Durchführung wird ihm das Werk Novalis' eine Menschen- und Weltentwicklung, ein religiöses Bekenntnis. — Mit Kleist beschäftigen sich zwei Bücher. Gustav Fricke schürft in seiner Schrift Gefühl und Schicksal bei Heinrich von Kleist ungemein tief in der Struktur des Menschen und Dichters. Über die psychologische Methode hinaus deutet Fricke mit bewundernswerter Kenntnis des Materials die geistige und seelische Haltung des Menschen, der das Recht in unerhörter Klarheit sieht, erkennt und dichtet. Mit tiefem Verständnis, klarer Gliederung und Tatsachen erwächst ein Buch, das zwar schwer geschrieben ist, das man aber nicht übersehen kann. Es dürfte interessant sein, diese Schrift mit einem Werk zu vergleichen, das Adolf von Grolmann noch über Kleist und das Recht schreiben will. — Das Buch von Fricke hätte Meta Corssen einmal lesen müssen, ehe sie Kleist und Shakespeare (Weimar, Alexander Duncker, 1930) schrieb. Diese Zusammenhänge sind ja nicht ganz unbekannt und die Verfasserin sollte nicht soviel über ihn schreiben als sich vielmehr die Mühe genommen haben, Kleist den Giganten neben dem ewigen Werk Skakespeares zu erkennen. Es ist eine typische Schrift aus einem Seminar (München, Professor Brecht). Mit Shakespeares Zeitgenossen in der deutschen Literatur (Berlin, Junker und Dünnhaupt, 1930) befaßt sich Fritz Wölcken. Eine Zusammenstellung, die ein Anfang ist, worüber wir manches wissen und uns kaum aufregen. Vorgestern berühmt gewesen zu sein und heute ruhmlos, ist manches Dichters Schicksal und manchmal soll man etwas begraben sein lassen, was nicht mehr zu erwecken ist. Auch für Literaturhistoriker gilt das. — Priebatsch's Buchhandlung in Breslau ist um ihren Mut zu bewundern. Gewiß kommen Mißgriffe überall vor und andere Verlage hätten auch nicht gezögert, Hildegard Reiters Schrift William Hogarth und die Literatur seiner Zeit herauszubringen. Das ist eine Kärrnerarbeit in typischem Sinne, ohne Sinn und Größe für Hogarths Genialität. Bei allem Nachweis von Zusammenhängen, Verbindungen, malerischer und dichterischer Gestaltung verschwindet der arme Hogarth unter einem Haufen Buchstaben. Die Schrift gehört in die anglistische Reihe und bildet den Band V. — Die Nummer I in derselben Reihe nimmt Hans-Oskar Wilde ein mit seinem Buch Der Gottesgedanke in der englischen Literatur. Man merkt es ihm wie Hildegard Reiter an, wie mühevoll-stolz sie das Material zusammengetragen haben und welche Mühe sie aufwandten zur Sicherung und Einteilung des Stoffes. Da wird zitiert, was man nur so gefunden hat, streut ein paar Sentenzen und falsche Definitionen (Mythologie) dazwischen, gibt sich schülerhaft gelehrig und hat ein Buch in der Hand. (Damit aber, meine Herren Professoren, ist es nicht getan. Lassen Sie das alles als Seminarübung gelten, aber machen Sie doch nicht die jungen Menschen eitel, weil sie mit Ihrer und der Bibliotheken Hilfe ein paar Seiten vollgeschrieben haben.)

Ähnliches läßt sich von drei Schriften sagen, die über französische Themen gehen. Wenn zwar Erwin Rohrmann, Grundlagen und Charakterzüge der französischen Rokokolyrik (Priebatsch's Buchhandlung, Breslau) ganz gründlich und übersichtlich belegt, so läßt sein Stil und seine Anlage doch einen neuen

Geist vermissen, der sich so günstig in manchen literarhistorischen Werken auswirkt. Es ist vieles schülerhaft vorgetragen — als ob der Geist irgendeines Professors für romanische Sprachen zentnerschwer darauf lastet —, es ist alles so ohne Begeisterung, trocken und träge, obwohl ich mir vorstellen kann, daß gerade die französische Rokokolyrik einen leichten, beschwingten und freien Geist vertrüge. — Über Gertrud Streit, Die Doppelmotive in Baudelaires Fleurs du Mal (Heitz u. Co., Straßburg 1930) ist zu sagen, daß es mehr Verwirrung anstiftet als Klärung bringt. Wie man schreiben kann, daß Baudelaire ein Kind seiner Zeit war und „diese Zeit hieß fin de siècle“, ist jedem unverständlich, da Baudelaire immerhin um die Mitte des 19. Jahrhunderts dichtete. Eine fin de siècle-Stimmung kam erst in den neunziger Jahren auf. Aber auch sonst ist das Buch trotz aller Zitate von Gedichten und Briefen hilflos, unklar und ohne Begreifen des großen Dichters. Wenn man nur etwas gefunden hat, was an Motiven gleichweise hier und dort vorkommt. Es ist etwas Heroisches um diese Spürhunde. — Mit einem schlechten Deutsch, einer blassen Struktur, einem Überblick ohne Tiefe, einer Zusammenfassung ohne weitergreifende Gedanken wartet Karl Müller: Das naturalistische Theater in Frankreich (Max Huber Verlag, München 1930) auf. In gedankenloser, altherkömmlicher Weise wird eine Definition der naturalistischen Kunst gebracht, ohne daß sich der Verfasser die Mühe macht, das Material aus den französischen Theoretikern einer grundlegenden Deutung zu unterziehen. Es geht nicht an, auf ein paar Zitate einen Schlußvers zu schreiben und zu glauben, man habe etwas Kluges gemacht. Denn das haben andere vor ihm schon hundertmal getan. Es wäre Karl Müllers Pflicht gewesen, ohne Firlefanz und dilettantenhafte Zwischenbemerkungen und Urteile den französischen Naturalismus festzulegen und in der Sinngebung einer tieferen Fundierung der Schöpfungen dieser Richtung aufzuzeigen. Aber lediglich Namen zu geben, ein paar Stücke zu analysieren ist keine literarhistorische Arbeit.
Bleibt — nachdem man nach all dem literaturmüde werden könnte — ein ganz interessantes Problem, Walter Imhoof: Der Europamüde in der deutschen Erzählungsliteratur (Verlag der Münster-Presse, Horgen-Zürich 1930). Interessant, weil es über die Grenzen nationalen Halts hinausgeht und den Dichter und Menschen hätte zeigen können, den es aus irgendeinem Grund in die Welt zieht. Kürnbergers Wort vom „reisenden Poeten“ in seiner Wandlung von Paul Fleming, den es an das Kaspische Meer trieb, über Lenau, der in Amerika sein Heil suchte, bis zu dem Weltreise-Dichter auf Luxusdampfern und Kohlenschiffen hätte Sinn erhalten müssen. Aber es ist leider nicht geschehen. Das Ganze ist mehr eine Aufzählung — und diese nicht gründlich — als eine Ergänzung. Aus dem gut basierten Material hätten mehr Gedanken lebendig werden müssen, um nachzuweisen, wie Dichter wirklich europamüde aus verschiedenen Anlässen in irgendeinem anderen Weltteil neue Kultur, neue Stoffe, neues Leben, neues Sein erhoffen, gesucht und nicht gefunden haben. Imhoof hätte sorgfältiger in der Durchdenkung dieses interessanten Problems sein müssen. Es blieb ein schöner Titel haften.
Grundsätzlich muß nach all dem gefragt werden: ist es gut um unsere Literaturwissenschaft bestellt? Grundsätzlich kann man mit gutem Gewissen antworten: Nein, wenn man auf diese Kärrnerleistungen angewiesen wäre.

# CARL ROTHE / POLITICA

O. Koellreuter / Der englische Staat der Gegenwart und das britische Weltreich. Verlag Ferd. Hirt, Breslau 1930. S. 136. RM 3.50.
Die Jedermannsbücherei bringt mit diesem Englandbändchen des Jenenser Verwaltungsrechtlers einen weiteren willkommenen Beitrag ihrer auslandkundlichen Reihe. In klarer instruktiver Form wird ein Grundriß vom englischen Staat gezeichnet, sein Werden und seine Gegenwartslage, und bis zu den neuesten Entwicklungen und mannigfachen Konfliktsstoffen geführt, vor die sich in wachsender Zahl die Weltinteressen des britischen Imperiums in der Zeitwende der Nachkriegsepoche gestellt sehen.

**E. W. Eschmann / Der Faschismus in Europa.** Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1930. S. 93. Brosch. RM 4.00.
Der Verfasser, der in der Hirtschen Jedermannsbücherei über den faschistischen Staat geschrieben hat, gibt in dieser Broschüre einen Abriß über die Außenpolitik eines „größeren Italiens“ und das faschistische Drängen nach Expansion, zum erheblichen Teil begründet aus den geopolitischen und ökonomischen Bedingungen, unter denen die Halbinsel steht. In einer Schlußbetrachtung wird mit Recht in das Reich der Psychose verwiesen, als ob es so etwas gäbe wie einen internationalen Faschismus in Europa, der vom römischen mit Überlegung inspiriert und gefördert werde.

**A. Reichwein / Mexiko erwacht.** Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig 1930. S. 286 mit 48 Abbildungen und 15 Karten. Lein. RM 8.50.
Dieses Mexikobuch ist eine Ergänzung zu der großen, noch nicht abgeschlossenen Publikation des Verlags „Provinzen der Weltwirtschaft“. Wir erhalten einen Querschnitt vom Werden und Dasein dieses Landes, eines der seltsamsten volklichen Gebilde unsrer Erde, und bekommen eine höchst eindrucksvolle Schilderung von dem, was zwei offene Augen gesehen, von dem Kampf um eine eigenstaatliche Gestaltung, der gipfelt in einem erbitterten Ringen um die Freiheit des Bodens und die Freiheit des Gewissens — gegen die Expansion des Dollarkapitals und die Machtansprüche der katholischen Kirche. Wirklich d a s deutsche Mexikobuch.

**G. Schacher / Der Balkan und seine wirtschaftlichen Kräfte.** Verlag Ferd. Enke, Stuttgart 1930. S. 266.
Die einzelnen Balkanstaaten sind in einer ausgezeichneten Darstellung auf ihre wirtschaftlichen Potenzen und ihre weltwirtschaftliche Verflechtung erschöpfend untersucht. Besondere Kapitel über Auslandskapital, Tabak, die mazedonische Frage und — ein sehr aktuelles deutsches Thema — Deutschlands Balkanhandel. Hinsichtlich der Notwendigkeit einer nach dem südosteuropäischen Raum orientierten deutschen Handelspolitik faßt Schacher sein Urteil zusammen: „Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß Deutschlands Stellung im Balkanhandel sehr stark ist. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß wir in der Lage sein werden, bei dem jetzt immer schärfer werdenden Kampf um den südosteuropäischen Absatzmarkt, in den sich neuerdings auch die Vereinigten Staaten fühlbar einmischen, diese unsere führende Stellung zu behaupten.“

**Die Anschlußfrage.** In ihrer kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Bedeutung. Herausgeg. v. Fried. F. G. Kleinwaechter & Heinz von Paller. Verlag Wilh. Braumüller, Wien/Leipzig 1930. S. 656. Brosch. RM 20.00, Lein. RM 23.50.
Mit diesem Sammelwerk, an dem 45 Bearbeiter, zumeist Persönlichkeiten aus der österreichischen Öffentlichkeit, beteiligt sind, ist das umfassende und unentbehrliche Kompendium über die Anschlußfrage geschaffen worden, aufgeteilt in die Problemgebiete der internationalen Politik und Rechtsverhältnisse, wie sie durch das Versailler Diktat aufgeworfen sind, bis zu Spezialuntersuchungen über Verwaltung und Wirtschaft. Die Bedeutung der kulturellen Zusammenhänge ist in mehreren Beiträgen nicht vergessen worden.

**M. J. Bonn / Der Neue Plan als Grundlage der deutschen Wirtschaftspolitik.** Verlag Duncker & Humblot, München 1930. S. 266. Geh. RM 11.00, geb. 14.00.
Eine sehr fundierte Einführung in den Youngplan und seine Technik von dem international bekannten Berliner Nationalökonomen. Nur der Untertitel ist zu kurz gekommen, wenn auch in dem Kapitel „Finanzpolitische Führung“ Wesentliches über die Gründe der bisherigen Unzulänglichkeit einer deutschen Wirtschaftspolitik gesagt ist, deren Versagen letztlich ein verworrenes System trifft.

**J. W. Angell / Der Wiederaufbau Deutschlands.** Von Versailles bis zum Youngplan. Übers. aus dem Englischen. Verlag Duncker & Humblot, München 1930. S. 323. Geh. RM 14.00, geb. RM 17.00.
Von einem amerikanischen Volkswirtschaftler für seine Landsleute geschrieben. Auch für deutsche Leser sehr anschaulich, aber reichlich optimistisch, wie M. J. Bonn im Vorwort der Übersetzung vorwegnimmt. Das Reparationsproblem wie die Zahlungspläne sind lediglich in ihren formalen Funktionen gesehen. Angell hat die wirtschaft-

lichen Einrichtungen Deutschlands besichtigt, ohne den keuchenden Atem seiner Menschen zu vernehmen.

**Valeriu Marcu / Die Geburt der Nationen.** Von der Einheit des Glaubens zur Demokratie des Geldes. Verlag S. Fischer, Berlin 1931. S. 346.
Marcu bringt eine sehr geistvolle Studie, ohne mit dem gewagten Versuch fertig geworden zu sein, das Thema in den Zeitraum des Dreißigjährigen Krieges zu pressen. Die Beweisführung ist wenig überzeugend, zum Teil auch durch die Art einer gedanklich nicht gerade konzentrierten Darstellung. Die zünftige Forschung hat über das Thema Vortreffliches gebracht. Dagegen eine Fülle von Anregungen, trefflichen Details und neuen Perspektiven, unter denen die Zeichnung Wallensteins besonders hervorragt.

**E. O. Volkmann / Revolution über Deutschland.** Verlag G. Stalling, Oldenburg i. O. 1930. S. 392. Brosch. RM 5.00, Lein. RM 6.50.
Das Buch ist und will nicht die letzte Deutung des November 1918 und der nachfolgenden innerpolitischen Ereignisse, die es bis zum Kapp-Putsch führt. Es ist ein Tatsachenbericht ohne jede Parteifärbung und Schlagwortverwendung, sehr knapp und von äußerst prägnantem Stil. Dem Verfasser waren als Archivrat am Reichsarchiv reichliche Quellen zugänglich. Mit eigenem Urteil höchst sparsam, gelingt es ihm doch, durch Wort- und Satzstellungen die Kontraste zu präzisieren und notwendige Wertungen auszusprechen. Sie bestätigen allerdings, sieht man die Spieler vorüberziehen, diese Revolution war eine kleine, vielleicht gar keine. Sie war verloren, als sie in Versailles unterschrieb.

**E. Czech-Jochberg / Hitler.** Eine deutsche Bewegung. Vlg. G. Stalling, Oldenburg i. O. 1930. S. 215. Brosch. RM 2.85, Lein. RM 3.90.
Ein äußerlich gesehener, zu tieferer Deutung nicht vordringender, aber spritzig geschriebener Lebenslauf Hitlers und Abriß seines Aufstiegs.

**R. Martel / Deutschlands blutende Grenzen.** Aus dem Franz. übers. v. W. Scheuermann. Vlg. G. Stalling, Oldenburg 1930. Kart. 2.85.
Ein Franzose, Professor an der Sorbonne, hat hier mit großer Gewissenhaftigkeit die deutsch-polnischen Grenzen einer Prüfung unterzogen und das umfangreiche Aktenmaterial gesichtet, „sine ira et studio", wie er versichert und man ihm glauben muß, zunächst für seine Landsleute bestimmt, die er im Vorwort eindringlich anspricht: „Dürfen wir fortfahren, nichts zu sehen, nichts zu hören, uns als freiwillige Einsiedler in eine glückliche und geruhsame Untätigkeit zu verbannen?" Insbesondere verrät die Darstellung, mit welcher Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit das Thema in den Versailler Verhandlungen behandelt worden ist, sie hält sich seitenweise an aktenkundliche Unterlagen, die bisher noch keine Übertragung ins Deutsche gefunden haben, z. B. Mermeix, le combat des Trois, und ist für uns deswegen besonders wertvoll. Martel macht sich die deutsche These zu eigen, es genüge schon, die ganze Grenzziehung als einen Fehlspruch hinzustellen, allein durch die unleugbare Tatsache, daß das umkämpfte Gebiet in Jahrhunderten durch ungeheure kulturelle Leistungen Deutschlands erschlossen worden sei. Aber auch in ihrer Struktur hält er die Grenzen im Osten für unhaltbar und die schwersten Gefahren für einen dauernden Frieden bergend, ähnlich wie ein italienischer Publizist, der seiner kürzlich erschienenen Broschüre den Titel „Balcani di Nord-Est" gab. Da es dem Verfasser darauf ankommt, seine Kritik ins Positive hinauszuführen, bringt er Vorschläge zur Änderung, die er als Franzose mit Recht zum mindesten als eine Verhandlungsbasis ansehen kann. Die deutsche Frage hat ein europäisches Gesicht bekommen, niemand ahnte es vor einem Dezennium, aber unerbittlich ist die Geschichte auch gegen Sieger. Allerdings: „Will man ernsthaft den Frieden? Wenn ja, dann schalte man aus ihm die Gefahr aus, die ihn bedroht, noch ist es Zeit. Morgen vielleicht wird es zu spät sein."

**Graf C. Sforza / Gestalten und Gestalter des heutigen Europa.** Verlag S. Fischer. 1931. Lein. RM 14.—.
Diese Memoiren sind die rückwärts gerichteten Betrachtungen des bekannten italienischen Aristokraten und Diplomaten. Eine beschauliche Plauderei ohne große Ansprüche oder gar Aktenwert besitzende Enthüllungen, mit manchen geistvollen Aperçus

und Bonmots, wie sie in solcher Gelassenheit von der alten Schule besonders gekonnt wurden.

**Fr. Nitti / Flucht.** Verlag Müller & I. Kiepenheuer, Potsdam 1930. Aus dem Italienischen. S. 256 mit 8 Bildtafeln. Brosch. ℛℳ 3.80, Lein. ℛℳ 4.80.

Der Tatsachenbericht der abenteuerlichen Flucht dreier politischer Verbannter von den Liparischen Inseln nach Frankreich, der Verfasser ist der Neffe des ehemaligen Ministerpräsidenten Nitti. Diese andere Seite des faschistischen Italiens, soweit sie die Deutschen angeht, ist uns in erschütternder Weise vorgehalten in Reut-Nicolussis „Tirol unterm Beil".

**Spectator / Fürst Bülow und der Kaiser.** Verlag Carl Reißner, Dresden 1930. S. 262. Das Buch enthält zu zwei Drittel die wichtigsten Briefe der beiden Männer aus der großen Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes. Der Rest ist ein belangloser Kommentar.

**R. Lewinsohn (Morus) / Das Geld in der Politik.** Verlag S. Fischer, Berlin 1930. ℛℳ 9.50. Eine sehr an der Oberfläche bleibende Aufzählung, die Neues und Unbekanntes nicht bringt, geschweige denn sich um größere Zusammenhänge bemüht. Aber eine gesunde und komplette Illustration zu einem Thema, das viele nicht wahr haben wollen und das doch dazu gehört hat.

**E. Bethke / Politische Generale.** Kreise und Krisen um Bismarck. Verlag Tradition Wilhelm Kolk, Berlin 1930. S. 186. ℛℳ 4.00, Lein. ℛℳ 4.80.

Eine instruktive historische Studie über Bismarcks ständigen Kampf um die Geltung der politischen Notwendigkeiten vor den militärischen Wünschen und Ambitionen der Generale, von Moltke bis Waldersee, die das Schicksal in den Kreis seiner Aufgabe zog. In abgewägtem Urteil stellt sich der Verfasser, selbst ein General der alten Armee, auf die Seite des Staatsmanns. Das Thema, im letzten Krieg wieder höchst aktuell geworden, hat durch das eben veröffentlichte Buch von Tschuppik, Ludendorff — die Tragödie des Fachmanns, eine hervorragende Ergänzung gefunden.

**H. Hartmann / Die junge Generation in Europa.** Der Neue Geist Verlag, Berlin 1930. S. 112.

Dieser Versuch, das Denken und Wollen vor allem der französischen und englischen Jugend zu deuten, ist allzusehr vom Blickpunkt der deutschen Jugendbewegung gesehen, aus der der Verfasser herkommt, und noch mehr aus einer politischen Haltung, von der Experimente wie die Weltjugendliga, die Ommener Tagungen, Davoser Hochschulkurse bestimmt worden sind. Daher ist nur ein sehr kleiner Kreis „Junge Generation" untersucht. Fragt sich überhaupt, wie weit man diesen aus der deutschen Situation entstandenen und nur aus ihr erklärbaren — überdies schon etwas abgegriffenen — Begriff mit der Fülle seiner Problemstellungen ohne weiteres anwenden kann auf die Masse der nachwachsenden Jugend gesättigter Nationen.

**Brügel-Kautsky / Der deutsche Sozialismus, von Ludwig Gall bis Karl Marx.** Ein Lesebuch. Verlag Heß & Co., Wien-Leipzig 1931. S. 303.

Eine willkommene und brauchbare Auswahl Literatur der sozialistischen Klassiker, Briefe, Entwürfe, Zeitungsartikel und Buchstücke, von Büchner und Weitling bis zu Lassalles „Offenem Antwortschreiben" und dem Kommunistischen Manifest.

---

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

## BRIEF AN REUCHLIN

Sie kritisierten Hänsels „Zwiemann“, und der letzte „Bücherwurm“ brachte die Gegenkritik ihrer Kritik. Darf ich Ihnen Dank sagen für Ihr mutiges Beginnen, einmal endlich wider diesen Strom hochgeschwollner Unnatur, leeren Snobismus in unserer Gegenwartsliteratur, jetzt sogar in unserer preisgekrönten, anzugehen! —
Der Verlag Eugen Diederichs schreibt einen Preis aus für den Roman vom neuen Deutschen unserer Gegenwart. Diederichs ist kein beliebiger Verlag, sondern gilt ungefähr als der Gralshüter der deutschen Kultur. Noch unter Eugen Diederichs selbst wird der Preis ausgewogen und verteilt:
„Z w i e m a n n“ von Hänsel.
Ihr Gegenkritiker wagt für das Urteil: Schwulst! die Beweise zu verlangen.
Nun. Dieser Roman konnte mit jedem Satz ebenso wie mit seiner ganzen Erfindung genau so gut in der Berliner Illustrierten gestanden haben. Nur hier mit jedem Recht, als ehrliches, ordentlich vorbereitetes und wirkungsvoll angerichtetes Unterhaltungsfutter. — Zwiemann ist Unterhaltungsschund, aber nicht in einer Zeile mehr.
Zwiemann ist Kreuzung von Ufa und Ullstein.
Die Beweise? O, leider so viele Sie wollen.
Dieser vorbildliche Deutsche muß natürlich erst einmal ungezählte indische Kinomillionen erben, um seine deutsche Laufbahn auch nur antreten zu dürfen. Natürlich hat er die weltumspannende, welterlösende Jules-Verne-Erfindung in der Tasche. Nur, sogar im letzten Schluß ist sie noch immer nicht zur welterlösenden Wirksamkeit gelangt. — Die andere Seite: Zwiemann, der Dichter.
Wenn die neudeutschen Dichter so sind, so ohne den mindesten eignen Gedanken, ohne die leiseste Macht eines echten Gefühls über die eigne kleine Persönlichkeit hinaus, — ja, dann allerdings müßte Zwiemann gelten.
Sind wir wirklich schon so arm?
Die Requisiten des Romans: Ufa und Ullstein. Der vollendete Snobismus einer grimmigsten internationalen Hochfinanz mit allen Schikanen, allen Elegantien von dutzendweisen Fabrikpalästen, Eigenheimen, Schlössern, Villen, Sanatorien. Von Dutzenden von modernsten Autos, von dem schwärmenden Apparat einer märchenhaften Dienerschaft. Die prachtvollste Garderobe für Männlein und Weiblein aus allerersten Modefirmen. Vor allen Dingen, ja nicht hintanzustellen, dieses wunderbare Essen! Blonder Kaviar, mit dem Löffel gefuttert! Liköre, Schampus, natürlich alles auf Eis gekühlt, aufs allerfeinste angerichtet und dargebracht. Als kostbarstes Requisit selbstverständlich die Filmdiva, mit ihren kleinen Kniescheiben, mit der trainierten, sich vor nichts genierenden Nacktheit unter der Dusche ihrer Prachtmarmorbadewanne im Angesicht ihres Vormittagsbesuchers. Mit den unumgänglichen Lieblingskötern, mit der raffinierten Modeschöpfung auf dem Leibe, als sie sich mal doch endlich anziehen muß, usw. usw.
Und da wird noch der Beweis von leerem Schwulst verlangt?
Und dieser Bombast materialistischen Kulissentums ist der Roman. Wo auf allen seinen Blättern ist auch nur ein einziges echtes und tiefes Gefühl dargestellt? Wo ein einziger Mensch, der ohne Kulisse gilt? Wo überhaupt Leben ohne den ganzen schauerlichen Apparat dieses schlimmsten Kinokitsches?
Die Sprache ist demgemäß. Reuchlin führt, herausgegriffen, einen beliebigen Absatz an. Hunderte von Beispielen, aus allen Seiten genommen, ließen sich finden, für einen zuletzt nur materialistischen Wortschwulst in noch ganz anderer Auftakelung.
Das Preisausschreiben des Verlages Eugen Diederichs mußte die Hoffnung erwecken, es werde ein Buch ans Licht gehoben werden etwa wie das des Franzosen Allain Fournier: Le grand Maulnes.
Aber es kam Zwiemann.
Ufa und Ullstein.
Was sagen, wie rechtfertigen sich die Preisrichter?

A m s e l

# ZEIT IM SPIEGEL

„Eine Pariser Tageszeitung veröffentlichte folgende amüsante und gleichzeitig instruktive Notiz: „Es ist eine Luxusausgabe von Gustave Flauberts ‚Madame Bovary' erschienen. Es sind davon 525 — genau 525 — Exemplare gedruckt worden, die alle im voraus durch Subskription verkauft wurden. 25 von diesen Exemplaren sind auf ‚Ancien Japon' gedruckt und kostet jedes 5000 Franken (ein Exemplar von ‚Madame Bovary' = 840.— M.). Die anderen Preisstufen sind — je nach der Qualität des Papiers: 4000, 3000, 1500 und 350 Franken. Der Gesamtwert der Auflage beläuft sich auf 900 000 Franken (fast 170 000 RM. für 525 Exemplare). Als Gustave Flaubert seinen Roman an Michel Levy verkaufte, bekam er dafür 500 Franken."

Wir fügen hinzu: Die Käufer dieser Luxusausgaben bilden eine ‚Gesellschaft der Literaturfreunde' . . ., deren Existenz nicht verhinderte, daß vor etwas mehr als einem Jahr ein französischer Romancier, Kritiker und Essayist namens Tancred Martel, dem selbst von den großen Kritikern keiner das Talent absprach und von dessen Not man wußte, in einer fast unmöblierten, gänzlich ungeheizten Dachkammer arbeitend, Hungers gestorben ist . . . Es wären 6000 Franken nötig gewesen, um ihn vielleicht für immer zu retten."

So schreibt Jean R. Kuckenburg am 30. 1. 31 in der „Literarischen Welt". Ich füge hinzu, weil Hemd noch immer näher als Rock sitzt und deutsche Not uns dringlicher angehen muß als französische: Der in Böhmen geborene, achtunddreißigjährige Dramatiker Dietzenschmidt lebt in einem Berliner Vorort in so kümmerlichen Verhältnissen, daß der Schutzverband deutscher Schriftsteller, Landesgruppe Tschechoslowakei, sich genötigt sieht, zu einer Hilfsaktion für ihn aufzurufen. Seine Not steht nicht allein. Wer Hände und Mittel und Willen zu helfen hat, möge fragen. Ich will ihm gern noch weitere Poeten guten Namens nennen, die mit ihrer Familie in dieser unserer wohltätigen und hilfsbereiten Zeit hungern und darben müssen. Ob aber wer fragt? — Luxusausgaben, numerierte und signierte Pergamentbände sammeln und der bestgekleidete Mann des Kontinents zu sein vermeinen, scheint oft dem Besitzenden nützlicher und gewichtiger, als ringendem Geist nur eben die nackte Existenz zu sichern . . .

Reuchlin

**Des Volkes Stimme**

In einer mitteldeutschen Großstadt hat ein Buchhändler aus der Leihbibliothek einem Arbeiter „Die Verdammten" von Frank Thieß gegeben. Der Mann verlangte ausdrücklich diesen Titel, vermutlich aus einem Irrtum heraus, möglicherweise in der Meinung, es handele sich um einen sozialen Roman. Der Zufall wollte es, daß der Entleiher das Buch zurückbrachte an einem Tag, an dessen Abend in eben dieser Stadt Frank Thieß „aus seinen Werken" lesen sollte. Der Buchhändler fragte den Arbeiter, wie ihm das Buch gefallen habe, und da dieser ernsthaft versicherte, es habe ihn sehr interessiert, benutzte er die Gelegenheit zum Hinweis darauf, daß der Mann, der dieses Buch geschrieben habe, heute abend vorlesen würde. Vielleicht lohne sich ein Besuch der Veranstaltung. „So", entgegnete bieder und derb der Arbeitsmann, „da kommick. Det Schwein will ick sehn!"

---

**Beiträge zur Kultur- und Zeitkritik:** Diese neue Abteilung des „Bücherwurm" hat großes Interesse der Leserschaft ausgelöst. Auf den Aufsatz unserer Mitarbeiterin Margarete Kurlbaum-Siebert in Heft 2 sind zahlreiche Zuschriften eingegangen, deren teilweise Veröffentlichung in Heft 4 geschehen wird.

**Stunde des Bücherwurm:** Darüber berichteten wir in Heft 1. Inzwischen geht dieser lebendige Versuch, im technisierten Berliner Literaturbetrieb echter Dichtung Bahn zu brechen und von der Öffentlichkeit nicht umbuhlte Autoren zu Worte zu bringen, wacker voran. Es haben zwischen Oktober bis Dezember 1930 in unseren Veranstaltungen aus ihren Werken gelesen: Edwin Erich Dwinger, Ernst Wiechert, Paul Zech — ferner im Februar 1931: Heinrich Lersch, A. A. Kuhnert, Edlef Koeppen. — Weitere Veranstaltungen sind geplant. Interessenten schreiben an die Schriftleitung des Bücherwurm oder rufen an: Bismarck 2634.

# NOTIZEN ÜBER BÜCHER

HERMANN HESSE

**Annette Kolb / Kleine Fanfare.** Rowohlt. 9.50.
Entzückend und kapriziös, begeistert und eigenwillig geht diese Seele durch die Welt, vielfältig irritiert, aber ihrer Ideale und ihrer Heldenverehrung stets sicher. Bald Dichterin, bald Journalistin, zeichnet sie nicht nur das Große, sondern oft ebenso liebevoll und ausdruckskräftig das Kleine, Augenblickhafte, Vergängliche mit ihrer geschickten und bezaubernden Feder, die so spielend leicht zu laufen scheint, und so viel Arbeit und Gedankenkampf verschweigt.

**Vorstoß / Prosa der Ungedruckten.** Herausgeber Max Tau und Wolfg. von Einsiedel. Bruno Cassirer. 6.50.
Achtung vor den Herausgebern dieses bemerkenswerten Buches, und Achtung vor dem Verleger, der für dies Experiment zu haben war! Es enthält elf Erzählungen von acht Verfassern, deren keiner vorher ein Buch publiziert hat. Zeigt das Vorwort die Gediegenheit der Grundsätze, nach denen die Auswahl aus den zahllosen Einsendungen getroffen wurde, so zeigt das Buch selbst, wie treu diese Grundsätze angewendet wurden: es enthält keinen einzigen Beitrag, den man gern entbehren würde. Es zeigt sich in diesen Proben unbekannter Dichter nicht nur mehr Talent, sondern vor allem auch mehr Können als man wohl erwartet hätte — hinter der meist so müden und unverantwortlichen Kriegsgeneration kommt ein neues Geschlecht herauf. Einige der Dichter dieser Auswahl werden ohne Zweifel uns noch mit andern Werken begegnen, jeder sei uns willkommen. Ich nenne besonders Walter Bauer, Carlo von Bremen und Josef Wiessalla.

**Richard Billinger / Sichel am Himmel** (Gedichte) und **Rosse, Rauhnacht** (zwei Dramen), Inselverlag.
Billingers Gedichte, das kräftigste, rassigste neue Gedichtbuch, das ich seit Jahren kennen gelernt habe, sind schon in dritter Auflage erschienen, die neue Auflage ist vermehrt, und zugleich sind die beiden Dramen „Rosse, Rauhnacht" herausgekommen. In der Welt dieses bäurischen Dichters, in der es oft so vollkommen antik klingt, geht es wunderlich lebendig, verzaubert und unterirdisch bewegt zu, es rauscht Blut durch Halm und Stamm, es blutet der Heiland unter vielen Symbolen, es sind Boden, Himmel, Gewächs, Gerät und Menschenerlebnisse brüderlich beieinander. Die Dramen kann ich nicht auf ihren Theaterwert hin prüfen, ich verstehe nichts davon, wohl aber verstehe ich die Bildkraft und Phantasie, die auch in ihnen schafft, und liebe sie sehr. Gedichte von Billinger sind für mich nicht bloß ein Stück Natur, sondern ebenso sehr ein Stück alter deutscher Kultur, heidnischer, christlicher, bäurischer und zuweilen, in einzelnen Versen, tönt es so groß und würdig, daß man an die Griechen und auch an Hölderlin denkt.

**Arthur Rümann / Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts in England, Frankreich und Deutschland.** Mit 235 Abbildungen, Inselverlag. 30.—.
Das Werk beginnt mit 1790, also etwa mit der französischen Revolution, und führt bis 1860, umfaßt also ziemlich genau das „bürgerliche Zeitalter". Überall erkennt man den alten Sammler und Kenner, die Stoffeinteilung schon zeigt ihn, und alle bibliographischen Hinweise bestätigen es. Aber damit ist nicht etwa gesagt, daß es ein Werk lediglich zum Nachschlagen für Sammler wäre, im Gegenteil, es ist eine selbständige, höchst interessante kunsthistorische Studie, die sich um ein von der Wissenschaft bisher vernachlässigtes Gebiet liebevoll und erfolgreich bemüht. Unter den wiedergegebenen Illustrationen englischer, französischer, deutscher und schweizerischer Herkunft fand ich eine Menge von Bildern wieder, die ich als Knabe beim Durchstöbern der großväterlichen Bücherei zum erstenmal entdeckt und sehr geliebt habe. Man muß ein wenig Büchernarr sein, um die volle Freude an diesen köstlichen Sachen zu haben. Wie aufschlußreich sie außerdem als Material der Kulturgeschichte sind, zeigt eine Verfolgung etwa der deutschen Linie von der frühen Romantik bis zu den Menzel und Wilh. Busch.

**Giov. Papini / Der heilige Augustinus. Deutsch bei Paul Zsolnay.**
Nicht mit Unrecht empfindet Papini zwischen sich selbst und dem heiligen Augustin eine gewisse Verwandtschaft. Beide sind nicht nur leidenschaftliche, sinnliche, heftige Menschen, der große Heilige und der Verfasser des Uuomo finito, sie sind einander auch ähnlich in einem gewissen Furor ihrer Geistigkeit, ihres Kampfes um Ausdruck, ihres Konvertitentums. So war Papini wohl berufen, über die Person Augustins zu schreiben, und sein Buch enttäuscht nicht. Er wird dem Menschen und Konvertiten Augustin, dem romantischen Augustin, voll gerecht. Den Mystiker Augustin erreicht er nicht. Das große Wunder, das Augustin verwirklicht hat, hat sich dem leidenschaftlichen Büßer Papini bisher versagt: die verklärende Auflösung seines persönlichen Schicksals in ein rein geistiges.

# VIER NEUE LYRIKBÜCHER

**Hans Eich / „Einfaches Leben."** Heim-Verlag, Radolfzell. Ein sehr liebes und deutsches Buch, voll von Märzackerduft, Immenflug und Krähengeschwadern. Claudius und Ludwig Richter sind nahe. Nirgends findet sich Krampf und Schiefheit, ebensowenig aber auch peinliche, routinierte Schlichtheit. Das Buch ist schön wie eine Kornblume — damit ist eigentlich alles gesagt. Erfreulich die Gedichte dieses jungen Poeten, erfreulich auch die Macht und der Bann der uralten Dinge, die dahinter stehen: Salz und Brot, Sommer und Winter, Jubel und Klage, Liebe und Haß, Leben und Tod! Wahrhaftig, der alte Gott lebt noch — und er läßt nach wie vor auf die Dauer seiner nicht spotten. Das wird unser Zeitalter des Snobismus früh genug erfahren, und zu dieser Erfahrung werden Menschen wie Hans Eich ihr gut Teil beitragen helfen. „So ist's mit vielen Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn."
**Friedrich Sacher / „Neue Gedichte."** Jahoda & Siegel, Wien. Dem Buch liegt ein lächerlich superlativistischer Prospekt über das Werk Sachers, verfaßt von Elly Glaser, bei. Warum so viel Geschrei über das durchaus durchschnittliche Leben und Schaffen dieses leidlich begabten Lyrikers? Zumal wenn dieser Strophen wie die folgende fertigbringt: „Die Wiese war ein sonderlich Geäß (?), ich ritt mich wund, versank in Blumenwedeln, es schmerzten mich Gesäß und Bauch, in meine Schlinge wollt ich mir den Mond einfädeln, und es gelang mir denn so ziemlich auch." Das kann selbst Kästner nicht schlechter machen. Immerhin stehen ein paar schöne Gedichte in dem Bändchen.
**Ruth Schaumann / „Die geliebten Dinge."** Kösel & Pustet. Wenn man hier hart urteilen wollte, müßte man feststellen: Kunstgewerbe. Ruth Schaumann hat mit der Zeit, wie man so sagt, den Bogen raus. Ich bin mißtrauisch gegen die allzu mütterlichen Frauen und ihr ewiges Eia popeia. Sicher muß der Verlag aber mit der Dichterin gute Erfahrungen gemacht haben, wenn er dieses 32 Seiten starke Bändchen für 6 Mark verkaufen kann. Wenn er aber im Waschzettel von den Holzschnitten Ruth Schaumanns sagt, ihr Stil „gemahne an die mystische Tiefe eines William Blake", so kann man angesichts dessen ein ordinäres „Au Backe!" schwer unterdrücken.
**Paul Zech / „Neue Balladen von den wilden Tieren."** Jeß, Dresden. Das Tierhafte hat ja schon lange aus Zechs knorrig-brutaler Persönlichkeit hervorgeknurrt. So durfte man denn von den „Tierballaden" eine Offenbarung seines Urwesens erwarten. „Richtig geraten — so kam es auch." In diesem Buch röchelt das Pandämonium der wilden Tiere. Brüllt die freie schöne Natur, Urwald, Gebirge und Prärie. Schreit gellend die gequälte Kreatur. Stampft Rache, Vernichtung und tollwütiges Auferstehen! Paul Zech wird oft zum Franziskus, der den Vögeln und Fischen predigt, aber zum Schluß ist er doch immer wieder der „braune Pan", der als schnaufender Erlöser den befreiten Herden voranrast, die Kugelfäuste dem Himmel entgegendonnernd. Für die Tierschutzvereine und radikalen Ethikbünde ist das Buch zu lebendig und zu laut. Weil ich einmal ein Pferd, das überfahren wurde, habe schreien hören, sind mir im voraus alle Einwände, die gegen Zechs Werk gemacht werden, widerlegt. Geschluchzt und gewimmert wurde über dieses Thema zur Genüge — jetzt kommt endlich mal einer, der mit der Faust dazwischenhaut. Und zwar gründlich. Herbert Fritsche

# ANMERKUNGEN ZU NEUEN BÜCHERN

**Alain-Fournier / Der große Kamerad. Roman. Transmare. 7.50.**
Da hat man uns Jahr für Jahr mit finsterem Durchschnitt französischer Romanübersetzungen heimgesucht, und auf die deutsche Ausgabe dieses ergreifend schönen, von echter Romantik gesättigten Jugendromans, dessen Verfasser als Achtundzwanzigjähriger im September 1914 in den Argonnen gefallen ist, mußten wir fünfzehn Jahre warten! Seine endliche Einführung in Deutschland in würdigem Gewand und bemerkenswert reiner Übersetzung ist ein hohes verlegerisches Verdienst. Die verwoben jugendlich-tragische Märchenhandlung des Buches weckt überraschende Erinnerungen an Eichendorff und ist dabei doch so tief eigen, daß wir seine Magie als wirklichen Lebensgewinn verbuchen dürfen. Karl Rauch

**Neue katholische Dichtung. Kösel & Pustet.**
Diese Sammlung zeigt im Gegensatz zu der von dem genannten Verlag geförderten himmelblauen Frauenpoesie ein ausgesprochen männliches Gesicht. Keine wehleidige oder süßliche Poeterei, sondern ein kräftiges, gesundes Erfassen der Welt, deren Wunder größtes der Mensch ist. Das Erlebnis des Buchs ist die Bekanntschaft mit Reinhold von Walter, dessen Romanfragment ein Meisterwerk von grandioser Wucht verheißt. Die Anschaulichkeit des Erlebens, die gleichzeitig gotisch und russisch ist, wirkt hinreißend. Diese Entdeckung allein macht das Buch zum Erlebnis. Unter den übrigen Prosabeiträgen fallen die Oasenbriefe von Johannes Muron auf, deren südliche Glut durch nordländische Beschaulichkeit abgetönt ist. Auch die übrigen novellistischen Arbeiten zeichnen sich durch Kultur aus, sind aber zu ungleichartig. In den Gedichten ist die Einheitlichkeit besser gewahrt. Friedrich Deml, eine Entdeckung des Herausgebers, mutet wie ein Epigone Billigers an, übertrifft ihn aber meist an Echtheit der Empfindung. Auch Guido Zernatto, Rudolf Henz und Elisabeth Langgässer bieten reife Proben ihres Könnens. Mir persönlich gefallen die Hexameter von J. M. Wehner und G. Hasenkamp am besten, deren Klassizismus das religiöse Erlebnis zur lautersten Form steigert. Franz Spunda

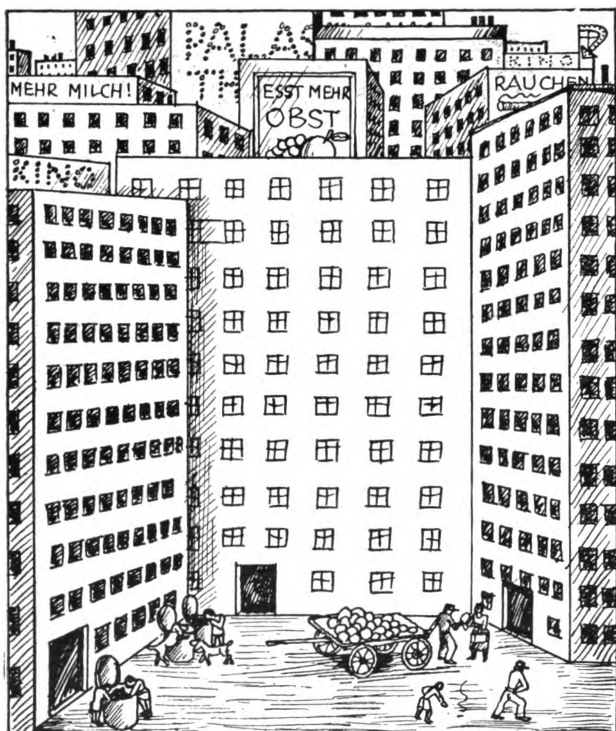
**Edouard Peisson / Abenteuer in Marseille. Roman. Bruno Cassirer. 5.—.**
Eine besondere Notwendigkeit, Peissons „Hans le Marin" zu übersetzen, besteht nicht. Gewiß hat das Buch ein künstlerisches Niveau, ist aber nichts anderes als eine Durchschnittserzählung, über der eine merkwürdige südliche Schwermut liegt. Ein Matrose, der, durch eine Dirne verlockt, in eine Spelunke gerät, dort ausgeraubt und verwundet wird, rächt sich in einer unwahrscheinlich gezeichneten Haßliebe an der Frau. Gerade hier, wo Hans zwischen Sinnlichkeit und Rache schwankt, versagt die Gestaltung, alles schnurrt maschinenmäßig ab. Wäre nicht das Naturleben, so wäre das Buch nur bessere Kolportage. — Ob ein deutsches Buch von gleicher Qualität in Frankreich einen Verleger fände? Franz Spunda

**Werner Riemerschmid / Das Buch vom lieben Augustin. Roman. F. G. Speidel.**
Ein volkstümlicher Roman um eine der unvergänglichen Gestalten der Wiener Volksseele, den lieben Augustin, seines Zeichens Sänger und Dudelsackpfeifer in allen Lebenslagen, in Glück und wider alle Unbill. Ein sehr einfaches, anspruchsloses Buch mit verständlichen Menschentypen, so einfach wie unser Held selbst in Stil und Geste. Geradlinig ist der Gang der Handlung, revueartig in Bildern und Episoden scheinen die Begebnisse um den Augustin auf. Er ist das Symbol für eine Wiener Eigenschaft, den Humor, der keinen, auch im Unglück, verläßt, und darum schickt ihn der Dichter durch die Jahrhunderte, durch Türkenkrieg und Pestzeit bis in die Jahre des Weltkriegs. Der Humor ist es, der einem Menschen nicht genommen werden kann und der ihn zuletzt rettet. Auch der Augustin ist am Schluß immer wieder da, nach manchem harten Schicksalsschlag — und er hat sein Lied nicht verloren. Kräftig und unverfälscht sind die Typen aus dem niederen Volke gezeichnet. Mit urtümlichen Ausdrücken ist nicht gespart. Eine köstliche Lektüre. Siegfried Freiberg

**Hand und Persönlichkeit.** Von Marianne Raschig. Einführung in das System der Handlehre. Verlag Gebr. Enoch, Hamburg. 2 Bd. Textteil 155 Seiten. Bilderteil 158 Seiten. Der Bilderteil bietet als Material das Wertvolle an dieser Ausgabe. Hier sieht man die Linienabdrucke von über zweihundert berühmten Händen, aus denen die in dreißig Jahren geübten Augen der Marianne Raschig die Analysen herauslesen. Die Resultate werden in der traditionellen Ausdrucksweise des Chiromanten ausgesprochen; und mancher wird glücklich sein, nunmehr über das Wesen der Käthe Dorsch und den Charakter der Vicki Baum Entscheidendes erfahren zu haben: an Hand des Handbilds. Die Richtigkeit der Aussagen soll auch nicht bezweifelt werden: sie beruhen auf der kaum kontrollierbaren Richtigkeit der chiromantischen Überlieferungen, die die Verfasserin glänzend beherrscht. Sie zeigt das auch in ihren Erläuterungen der Hand im allgemeinen und in den übersichtlichen Tabellen, die vom kleinen Fingerchen bis zum dicken Daumen keine Runzel vergessen. Aber ein „System" der Handlehre ist das noch lange nicht, sondern nur Beschreibung und Wörterbuch der chiromantischen Bezeichnungen. Im Gegensatz zu der psychoanalytisch intendierten Chirologie des Praktikers Julius Spier, dessen Lehre schon von den psychiatrischen Kliniken beachtet wird, ist das Buch der Raschig im Grunde noch die uralte Zigeunerzauberei und okkulte „Wissenschaft" des siebzehnten Jahrhunderts. Denn die Verfasserin geht über die Charakterdeutung hinaus ins Gefilde der Schicksalsbestimmung. „Die von der Schicksalslinie zum Apollfinger aufwärtslaufende Geldlinie . . . zeigt die Besitz- und Geldverhältnisse an. Erscheint sie stark betont, kann man auf selbsterworbenen Reichtum schließen." Oder: „Reiselinien . . . lassen ihrer Struktur entsprechend den günstigen oder ungünstigen Verlauf von Reisen erkennen." . . . Mit solchen Sätzen wird die alte Prophetie heraufbeschworen, die im Einzelfalle rein aus Instinkt sehr oft zu überraschend richtigen Deutungen kam. Eine wissenschaftliche Bereicherung stellt das Buch aber nicht dar — es wäre denn, daß die sehr sorgfältigen Handabzüge als Material zur rein psychologischen Deutung benutzt werden. Bernhard Diebold

**Carl Grimberg / Weltgeschichte.** Leben und Kultur der Völker. 3. Bd.: Die Römer. Mit 190 Abb. R. Voigtländers Verl. 8.80.
Die außerordentliche Fähigkeit des Verfassers, Historie phantasievoll und fesselnd, ja oft spannend wie einen Roman, zu erzählen, bewährt sich auch in diesem neuesten Band seiner bereits bekannt gewordenen Weltgeschichte aufs beste, obwohl dieser gewiß einen spröden Stoff, die römische Geschichte, behandelt. Aber wie lebendig wird sie uns nahegebracht! Da ist kein trockenes Aufzählen von Ereignissen und Tatsachen, sondern, ob es sich nun um kriegerische Aktionen, religiöse Probleme oder wirtschaftliche Fragen handelt, überall eine künstlerisch bildhafte Darstellung, bei der die politische und kulturelle Entwicklung zu einer höheren Einheit zusammengefaßt werden. Ein Meisterwerk in seiner Art, das verdiente ein wirkliches Volksbuch zu werden.
Oskar Lang

**Henry Ford / Und trotzdem vorwärts!** Deutsch von Curt Thesing. Paul List. 10.—.
Dieses neue Werk Fords muß ganz besonderes Interesse deshalb finden, weil im Gegensatz zu seinen früheren Büchern hier nicht mehr der saturierte Amerikaner zum notleidenden Europa spricht, sondern diesmal die allgemeine Weltwirtschaftskrise den Ausgangspunkt seiner Darlegungen bildet, die auch Amerika nicht verschont. Die Gesetze einer kommenden Wirtschaftsordnung, die nach seiner Meinung sich nicht aufhalten läßt, und die ernste Lehren aus den Fehlern des Bisherigen mit eiserner Konsequenz ziehen muß, werden aufgezeigt. Unternehmer und Arbeiter werden gleicherweise sich mit diesem Programm eines Führers der Praxis auseinandersetzen müssen. Karl Rauch




„Dennoch gibt es auch in diesem märchenhaft reichen und großen Lande Millionen schwer arbeitender Menschen, die eng zusammengepfercht in dumpfen Mietskasernen hausen, und viele hungernde und verwahrloste Kinder — — denn wie fast überall in der Welt, so kommt der große Überfluß, den die Natur dem Lande schenkt, längst nicht allen zugute. — — "

Probebild und Text aus dem Heft „Nordamerika" der ausgezeichneten Reihe „Länder und Völker", Bilderatlas in Einzelheften von Cläre With (Müller & Kiepenheuer Verlag). Bisher erschienen: Ägypten, Australien, Mexiko, Indien (je 28—32 Seiten Querformat, ein farbiges Blatt, je 1.50); Mittel- und Südamerika (52 Seiten, ein farbiges Blatt, 2.—); Nordamerika (72 Seiten, ein farbiges Blatt, 2.80). Weitere Länder in Vorbereitung.

Hier ist zeitgemäß und bleibend in sprühend lebendiger, einprägsamer Form das Außerordentliche gelungen: Darstellung der Entwicklung und der Geschichte der großen Völker und Länder — bildhaft klar, im Fluge zu erfassen. Diese anschauliche Vermittelung von geschichtlichem, geographischem und wirtschaftspolitischem Wissensgut ist einzigartig und nicht nur für den Hausgebrauch zu empfehlen, sondern geradezu prädestiniert zur grundlegenden Belebung eines angeregten Schulunterrichts.

Karl Rauch

# STREIFLICHTER

**Paul Zech wird 50 Jahre alt.** Das sei ausdrücklich berichtigt, da ihn der Druckfehlerteufel im Februarheft des Bücherwurm erst 30 Jahre alt werden ließ. Er hat aber schon 1918 durch Heinrich Mann den Kleistpreis erhalten — und da es damals noch nicht üblich war, den Allerjüngsten die höchsten Ehrungen zuzusprechen, so wird der umsichtige Leser wohl selbst schon den Fehler entdeckt haben. Hätte der Druckfehlerteufel Recht, dann wäre ja damals ein Siebzehnjähriger gekrönt worden — und ganz so weit sind wir ja selbst heute noch nicht. Paul Zechs „Neue Tierballaden" zeigen ihn in der rüstigen Kraft der vollen Fünfzig. — Übrigens feiert wenige Tage nur von ihm entfernt Waldemar Bonsels auch seinen Fünfzigjährigen. Bei dem noch immer sprühend frischen jugendlichen Eindruck dieses Dichters möchte man wiederum an der Richtigkeit dieser Fünfzig zweifeln. Aber es bleibt wahr, und es steht im Kürschner. Und es wird wohl so sein: wenn er auch 60 und 70 und 80 wird, und wenn wirklich die äußeren Spuren des Alters sich ihm eingraben, den Backfischen und den Liebenden bleibt er ewig jung und seine Mario-Bücher werden wie Maja, die Biene, noch weit älter werden und immer jung bleiben.

**Karl Mays Bücherberg.** Bis zu Karl Mays Ableben (1912) stellte sich die Gesamtauflage der 59 Bände auf 1 610 000. In den letzten 18 Jahren ist sie auf 5 Millionen 716 Tausend gewachsen. An der Spitze stehen die drei Winnetou-Bände, die allein eine Auflage von zusammen 750 000 Stück erreicht haben. Nicht weniger als 25 Bände haben die Auflage von 100 000 bereits überschritten. Würde man die Gesamtzahl der deutschen May-Bände aufeinanderstapeln, so würde das eine Höhe von 171 480 Metern ergeben, d. i. 19 1/3 mal so groß wie der höchste Berg der Welt. Bei all diesen Ziffern sind lediglich die deutschen Ausgaben berücksichtigt, nicht auch die zahlreichen Übersetzungen, die in 13 fremden Sprachen vorliegen.

**Zur Konfirmation und zu Schulschluß** wird in vielen Familien die Frage der Berufswahl akut. Ihre Lösung ist heute schwieriger als zu anderen Zeiten. Alle Berufe gelten als überfüllt. Oft sind Lehrstellen kaum zu finden. Die Entscheidung für diese oder jene Berufslaufbahn ist jetzt auch weit schwieriger geworden, da die Spezialisierung der Berufe die Möglichkeiten späteren Berufswechsels stark hemmt — und die innere und äußere besondere Eignung für einen bestimmten Beruf im frühen Alter, dem sie aufgenötigt wird, meist kaum schon sichtbar ist. Berufsverantwortung stärken, Berufsübersicht vermitteln, bei der Berufswahl beraten kann das große neue Werk „Deutsche Berufskunde". (Ein Querschnitt durch die Berufe und Arbeitskreise der Gegenwart. Herausgegeben von Ottoheinz von der Gablentz und Carl Mennicke. Bibl. Institut. Lein. 24.—.)

**Das Zeugnis der Reife** erhält der Abiturient nach bestandener Prüfung bei der Schulentlassung. Weiß er, was reif sein heißt? Reif fürs Leben, für den Beruf, für die Entwicklung seiner Persönlichkeit? Wie schwer ist es, auch für erfahrene Lehrer und kluge Väter, ihre Schüler und Söhne auf den Eintritt ins Leben vorzubereiten und dabei das Vertrauen der jüngeren Generation zu gewinnen. Als willkommenen Berater und Freund werden Eltern, Lehrer und Schüler das Buch eines erfahrenen Pädagogen und warmherzigen Menschen begrüßen: Hermann Binder, Der deutsche Abiturient. (Deutsche Verlagsanstalt, 5.50.)

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.

### Romane, Novellen

Franz Blei, Die Lust der Kreatur. Rowohlt. 8.—. Ranken, Zweige, Blüten — Teppich des Lebens eines Sechzigjährigen.

Gertrud von Le Fort, Der Papst aus dem Ghetto. Die Legende des Geschlechts Pier Leone. Transmare. 8.—. Sprachlich von hohem Wert, gestaltet dieses Buch einen geheimnisvollen Abschnitt aus der Geschichte der Päpste und der jüdischen Familie Pier Leoni.

Joseph Kessel, Die Gefangenen. Übersetzung aus dem Französischen. R. Piper & Co. 4.80. Das französische Gegenstück zum „Zauberberg". Es spielt in einem Schweizer Lungensanatorium und ist von unheimlicher innerer Spannung gefüllt.

### Biographien

Emil Ludwig, Geschenke des Lebens. Ein Rückblick. Rowohlt. 16.—.

Stefan Zweig, Die Heilung durch den Geist. Franz Anton Mesmer, Mary Baker-Eddy, Sigmund Freud. Insel. 8.—.

### Politik

Bruno Adler, Der Schuß in den Weltfrieden. Dieck & Co. 4.90. Die Wahrheit über Serajewo.

Der Kampf um die deutsche Außenpolitik. Paul List Verlag. Etwa 10.—.

Rudolf Keller, Deutschland und Frankreich. R. Piper & Co. Kart. 1.20.

Emil Ludwig, Historische Dramen. Kiepenheuer. 25.—. Die wichtigsten historischen Dramen Emil Ludwigs (Renaissance, Friedrich von Preußen, Napoleon, Bismarck, Versailles).

### Zeitfragen

Hermann Stehr, Über äußeres und inneres Leben, Horenverlag. —.50.

Alfred Döblin, Wissen und Verändern! Offene Briefe an einen jungen Menschen. S. Fischer. Etwa 4.—.

### Charakterkunde

Fritz Giese, Bildungsideale im Maschinenzeitalter. Marhold, Halle. 12.—.

Friedrich Märker, Autokraten und Demokraten. Charakterologische Bildnisse. Eugen Rentsch. 6.80.

Mme. Sylvia, Das Buch der hundert Hände. Mit einer Geschichte der Chirosophie. Wolfg. Jeß. 15.—.

### Kunst

Paul Colin, James Ensor. Junge Kunst, Band 59. Klinkhardt & Biermann. 2.50.

Helmar Lerski, Köpfe des Alltags. Unbekannte Menschen. 80 Lichtbilder, mit Einleitung von Curt Glaser. Reckendorf. 18.—.

### Erdkunde

Meyers Handatlas. 8., neue vermehrte Auflage. Mit Leseglas. Bibl. Inst. 28.—. 247 Haupt- und Nebenkarten. Vorbildlich und preiswert.

### Volksausgaben

Ricarda Huch, Der große Krieg in Deutschland. Gekürzte Ausgabe in Leinen 2.50. Inselverlag.

# Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat" und „Vorhof"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 16. Jahrgang Heft 4

## DER ROMAN EINER MUTTER

JULIUS BAB

Aus dem Dickicht der aktuellen Dichtung, wo das harte Holz der Zeitinteressen steil und spröde eng beieinander steht und die wuchernden Schlingpflanzen des Tages Aussicht und Aufblick nehmen, tritt man in eine Lichtung. Weite und freie Wiese ist plötzlich da, der Himmel mit allen Sternen wird sichtbar und die Erde blüht mit Duft und Frucht zu uns empor. — Das ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man Ina Seidels neues Buch gelesen hat, den großen, zweibändigen Roman „Das Wunschkind" (Deutsche Verlags-Anstalt, einbänd. 12.50, zweib. 16.—). Ein Buch, das von einer Frau handelt, und das nur eine Frau geschrieben haben kann: Das Buch der Mutter. Das ewige Schicksal aller Mütter wird hier in eine sinnbildliche Höhe gehoben, weil Cornelie von Tracht dies Kind, diesen Sohn nicht empfängt im Dunkel des unwissenden Rauschs — weil sie mit dem Instinkt der Frau, der mächtiger ist als der Tod, dies Kind will, weil sie es unmittelbar aus dem Rachen des Todes an sich reißt — das Wunschkind! — Eben ist ihr einjähriger Knabe gestorben und nebenan ist ihr Mann aufs Lager gesunken, der morgen in den Krieg und den Tod ziehen wird, und sie geht zu ihm, sie bezwingen das Schicksal, sie empfängt den Sohn, der acht Monate nach dem Tode des Vaters geboren wird: Hans Christopf Echter von Mespelbrunn.

Dies Kind der Preußin und des jungen Franken ist „im Schnittpunkt einer heiligen Diagonale entstanden, gleich weit entfernt von der weichen Lässigkeit von Südwest, gleich weit vom kantigen Spartanertum von Norden". So wird Christof, der wahrhaft vollkommene Deutsche; „Weingeist und Öl" mischen sich in ihm. Er „hat Glück" in jenem tieferen Sinn des Wortes, der nicht die

Zufälle meint, die einem Menschen begegnen können, sondern eine innere Eigenschaft, die ein Mensch ausstrahlt: „Weil er Gnade bei Gott und den Menschen hatte.“ Cornelie aber war die Mutter dieses Kindes, die Welt, in der es wächst.

Christof ist 1792 in Mainz geboren, in dieser sehr alten, sehr deutschen Stadt, die als einzige die französische Revolution in vollem Ausmaß mitgemacht hat. Und so wiederholt sich hier noch einmal in gesteigertem Maße Verhältnis und Spannung von Osten gegen Westen, Deutschland und Frankreich. Der alte Tracht hatte in zweiter Ehe eine französische Schauspielerin geheiratet, die bald starb. Aber sie hinterließ eine Tochter Charlotte; die ging mit der Stiefschwester Cornelie und ihrem Mann nach Mainz in den Feldzug, den Koalitionskrieg gegen die Revolutionäre, den sich die preußischen Militärs so lächerlich einfach dachten und der bei Valmy ein so übles Ende nahm. Als die Franzosen das erstemal in Weimar einrücken und die Adligen flüchten, bleibt die kleine, launische Charlotte zurück. Und sie wird eines französischen Leutnants Frau und stirbt eben, als die Verbündeten in Mainz wieder einrücken, an der Geburt eines Kindes. Dieses Kind ist die kleine Delphine, die Cornelie zu sich nimmt und mit Christof zusammen aufzieht. Und Delphine wird der Inbegriff alles schönen Lebens für ihn, wird der ewige Gegenstand seiner Sehnsucht.

Aber Christof, der Glückliche, erlebt nicht mehr, daß Delphine mit einem jungen Schauspieler zum Theater davongeht. Der Junge wird im romantischen Zuge der deutschen Jugend der freie Kämpfer für das deutsche Vaterland — er fällt in der ersten Schlacht der Freiheitskriege bei Groß-Görschen. — Die Mutter, deren Leben er war und die der heimliche Urgrund seines Lebens war, die Mutter bleibt. „Aber der Tag wird kommen — und er muß kommen — da die Tränen der Frauen stark genug sein werden, um gleich einer Flut das Feuer des Krieges für ewig zu löschen.“

Wir standen auf einer Lichtung im Walde der Zeit und blickten zu den ewigen Sternen empor und zum fruchtbaren Boden unten. Hier war ein Buch, das Gestalten vergangener Generationen beschwört, um von den zeitlosen Dingen zu berichten. Ein Buch der Mutter, das von jenen tiefen Verbundenheiten erzählt, die nur die Frauen kennen. Man erlebt das Schicksal dieser Menschen, die seit mehr als einem Jahrhundert tot sind, erlebt es in seiner Zeitlosigkeit. — Und dann spürt man plötzlich, daß es im Grunde gar nichts Aktuelleres gibt als dieses Buch, das von der gesuchten Einheit des deutschen Wesens handelt, von der schicksalvollen Haßliebe zwischen Ost und West, und von dem Dämon Krieg, gegen den die Mutterschaft der Menschheit sich anklagend erhebt.

# DIE FRAU IN DER KRISE DER ZEIT

Der Grundfehler des modernen Menschen, insbesondere des modernen Deutschen, ist der, daß er sich von Haus aus nur als Privatperson fühlt und nicht auch als Gemeinperson oder Teilwesen; daß er wohl eine Tätigkeit für das Ganze als Amt, als Aufgabe übernimmt, aber nicht als natürliche Funktion ausübt. Wir sind Einzelpersonen, die zuweilen als Gemeinpersonen agieren, während wir beides gleicherweise, Gemeinperson und Einzelperson, sein sollten . . . Der Irrtum des modernen Menschen besteht darin, daß er glaubt, einzelne könnten, in dem sie sich freier äußern, persönliches Leben schaffen oder durch Verbindungen der Idee der Volksgemeinschaft dienen . . . Nur die Not der Zeit kann helfen, indem sie jeden einzelnen auf sich selbst stellt und zwingt, sich persönlich für sich und andere einzusetzen. In einem solchen Kampf werden auch die Gemeinsamkeit bildenden Instinkte naturgemäß wirken.

Ricarda Huch, Entpersönlichung. Inselverlag. 6.—

„Nach Kraft ringen." Das klingt alles so dramatisch. Man tut eben, was man kann und legt sich dann schlafen. Und auf diese Weise geschieht es, daß man eines Tages etwas geleistet hat.

Paula Modersohn-Becker, Briefe und Tagebuchblätter. Kurt Wolff. 8.—

Sterben hätte schön sein können. Doch ich gehöre nicht zu denen, die um der Schönheit willen sterben. Ich gehöre zu denen, die aus anderen Gründen sterben, — von Armut erschöpft, Opfer des Reichtums und der Macht, Kämpfer in einer großen Sache. Manche sterben verzweifelt in dem Schmerz über die Enttäuschung einer großen Liebe. Doch für die meisten von uns springen aus den Erschütterungen eines Erdbebens nur neue Quellen des Lebens. Denn wir gehören der Erde und wir ringen um sie.

Agnes Smedley, Eine Frau allein. Societätsverlag. 6.—

Wer spricht denn von Schranken zwischen den Menschen, die sich lieben. Es gibt keine Schranken. Von einer Seite Hingebung, von der anderen Egoismus. Kurze Augenblicke an der Kreuzung zweier Wege. — Der Tag wird kommen, er ist nicht mehr fern, da nur zwei Egoismen einander gegenüberstehen werden: auf Straßen, die nebeneinanderlaufen und sich vielleicht niemals mehr kreuzen werden. Titayna, Rund um meinen Geliebten. C. Weller & Co. 5.80

Das Frauenschicksal: es möchte erfüllt, beschlossen sein, beantwortet, ein für allemal, ihm ist das Frage-Bleiben Unnatur —; aber vergessen Sie nicht, der Mann steht ihm gegenüber, genau, wie wir selbst, jeder einzelne der Natur gegenüberstehen: unvermögend nämlich, soviel Unerschöpfliches aufzufassen, nehmend, atmend und dann wieder ablassend, absehend von ihr, uns verlierend an Städte, an Bücher, wegfallend aus ihr in die Zwischenräume des Daseins . . . —, bis uns eine Welle des Unmuts, das Gefühl der Enttäuschung und Müdigkeit, ein entschlossener Schmerz wieder ihr zu Herzen reißt, uns hinwirft an sie, als an die Seiende, uns, die wir schon im Weggehen waren.

Rainer Maria Rilke, Briefe an eine junge Frau. Inselbuch. —.90

# FRAUEN DER ZEIT UND IHRE BÜCHER



**Ina Seidel** (Phot. Erna Lendvai-Dircksen, Charlottenburg)

**Bücher der Dichterin:** Brömseshof. Roman. 6.—. Hochwasser. Novellen. 4.50. Neue Gedichte. 3.50. Das Haus zum Mond. Roman. 6.50. Sterne der Heimkehr. 6.75. Das Labyrinth. Roman. 8.50. Renée und Rainer. Novelle. 5.50. Weltinnigkeit. Gedichte. 3.25. Das Wunschkind. 16.—. Alles Deutsche Verlagsanstalt. — Ferner: Die Fürstin reitet. Rembrandtverlag. 3.80. Das wunderbare Geißleinbuch. Perthes. 4.—.



## Ricarda Huch

**Einige wichtige Bücher der Dichterin:** Aus der Triumphgasse. Diederichs. 6.50. — Erinnerungen von Ludolf Ursleu. Cotta. 6.—. Der große Krieg in Deutschland. Zwei Bände. Insel. 18.—. Gekürzte Volksausgabe. 2.50. Die Romantik. Haessel. 18.—. Michael Unger. Insel. 8.50. Wallenstein. Insel. 4.50. Luthers Glaube. Insel. 6.—. Alte und neue Götter. Dtsch. Schweiz. V. A. 10.—.



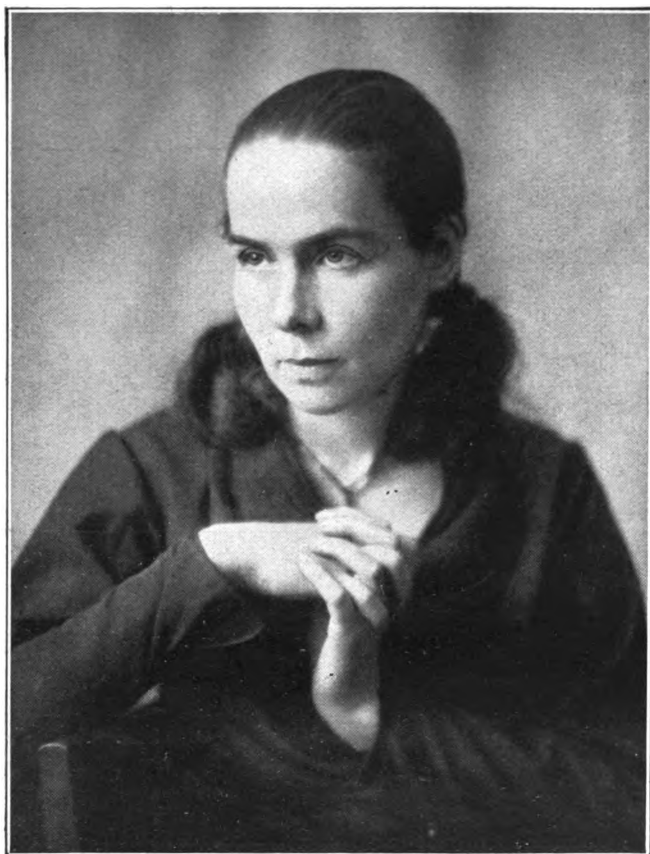
Lulu von Strauss und Torney

**Bücher der Dichterin:** Der Hof am Brink. 8.—. Judas. 8.—. Lucifer. 8.—. Reif steht die Saat. 7.50. Der jüngste Tag. 8.—. Sieger und Besiegte. 4.—. Bauernstolz. 2.80. Alles bei Eugen Diederichs.



Paula Grogger

**Bücher der Dichterin:** Das Gleichnis von der Weberin. 1.—. Das Grimmingtor. 9.—. Die Räuberlegende. 6.80. Die Sternsinger. 4.50. Alles Ostdeutsche Verlagsanstalt.



## Ruth Schaumann

Die Kinder und die Tiere. 7.50. Der Knospengrund. 5.—. Das Passional. 3.—. **Der** Rebenhag. 5.—. Die Rose. 5.—. Der blühende Stab. 7.—. **Sämtlich Kösel & Pustet.**



Agnes Miegel

Gedichte. Cotta. 4.—. Geschichten aus Altpreußen. Diederichs. 6.80. Schöne Malone. Eichblatt. —.90. Gesammelte Gedichte. Diederichs. 6.50. Die Versuchung des Cyriakus. Eichblatt. —.90.

# ALTER UND STERBEN DER FRAU RAT

ALFONS PAQUET

Die in den letzten Lebensjahren der Frau Rat geschriebenen Briefe sind ihre schönsten. In diesen Jahren hat sie die Freude und Belebung des Verkehrs mit dem „Irrwisch" Bettina. Wie wohl tut der Sechsundsiebzigjährigen die Begeisterung dieser jungen Seele. Da zieht noch einmal der ganze rauschende Strom eines großen Lebens an ihr vorüber. Frau Rat Goethe verstand auch das Behagen des Alters zu genießen. Gleichmäßig und in der gewohnten Ordnung verbringt sie die Tage. Morgens die kleinen häuslichen Arbeiten. Von 10 Uhr ab die Briefe. Um 12 Uhr Mittagessen. Bis 4 Uhr Besuche. Um 6 Uhr ins Theater, um 9 Uhr zurück, um 10 Uhr zu Bett. Am Sonntag ißt sie bei der befreundeten Familie Stock zu Mittag, geht im Sommer oft mit hinaus in Stocks Garten vor dem Bockenheimer Tor. Diesen Sonntagsbesuch versäumt sie nie, selbst wenn sie sonst die ganze Woche nicht ausgeht. Auch das dramatische Montagskränzchen, die Gesellschaft im Hause des Schöffen Fleischbein,

die Gartenpartien mit der Familie des Bankiers Fingerlin gehören zu den regelmäßigen Zerstreuungen. Zu Hause läßt sie, wie von jeher, ihre vier Steckenpferde galoppieren: das Spitzenklöppeln, Klavierspiel, Lesen und Schachspiel. Gern pilgert sie an schönen Nachmittagen mit hinaus auf das Gut des Senators Kellner auf dem Sachsenhäuser Berg. Zuweilen kommen auch die Stocks zur Frau Rat Goethe auf einen Tee und Rapuse-Spielchen. Manchmal zieht sie sich ein wenig mehr auf sich selbst zurück. „Die Großmutter dämmert" sagt man dann in der Familie; die alte Frau vergleicht nun gern ihre Einsamkeit mit der des greisen Jüngers Johannes auf der Insel Patmos. Nach der Legende spielte der heilige Mann zur Erholung von seinen Studien mit einem Rebhuhn, das ihm aus der Hand aß; tausend Spaß trieb er mit dem zahmen Tierchen. „Hier schneits wie in Lappland", so schreibt Frau Rat im Weihnachtsbrief 1807 an Christiane. „Mag es schneinen oder hageln, ich habe zwei warme Stübchen und ist mir ganz behaglich. Bei so stürmischem Wetter bleibe ich zu Haus, wer mich sehen und hören will, muß mir eine Kutsche schicken, und so ganz allein abends zu Hause, ist mir eine große Glückseligkeit . . . Nun bin ich freilich kein Johannes, aber eine Seele habe ich, die, wenn sie mir gleich keine Offenbarung diktiert, doch im Tag über im kleinen sich anstrengt. Und gerechnet daß sie einen Körper sechsundsiebzig Jahr alt bewohnt, absolut abgespannt werden muß. Davon ist die Rede nicht, wenn ich unter guten Freunden bin, da lache ich die Jüngsten aus. Die Rede ist, wenn ich ganz allein zu Hause bin, und jetzt schon um halb fünf ein Licht habe — da wird das Rebhuhn geholt — da bin ich aber auch so erpicht drauf, daß keine Seele mehr zu mir darf. Geheimnis ist die Sache nicht, denn alle meine Freunde kennen das, was ich Rebhuhn nenne. Aber das würden sie nicht begreifen, daß eine Frau wie ich ihre einsamen Stunden damit hinbringen könnte. Ihre Seelen, die den ganzen Tag abgespannt sind, daß man sehr an ihrer Unterhaltung merkt, haben demnach vom Abspannen keinen Begriff."

Die Beschwerden des Alters stellen sich ein; sie hilft sich mit Humor darüber hinweg, ruft sich selber zu: „Ei, schäme dich, alte Rätin, hast gute Tage genug gehabt. Mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen. Willst du denn immer auf Rosen gehen und bist übers Ziel, über siebzig Jahre hinaus."

Als Bettina im Rheingau von der Krankheit der Mutter erfährt, beeilt sie die Rückkehr; der Arzt ist bei ihr, sie sieht sehr ernst aus. „Als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Rezept hin und sagte: Da, lese, welche Vorbedeutung mag das haben, ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Öl und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt, Du wirst aber sehen, es wird nichts helfen mit diesen kaiserlichen Specialien von Lorbeer, Wein und Öl, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich seh das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein." Sie sagte mir Lebewohl und sie wolle mir sagen lassen, wenn ich wieder kommen sollte. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen, sie lag zu Bett, sie sagte: „Heute lieg ich wieder zu Bett wie damals als ich kaum sechzehn Jahre alt war, an derselben Wunde." Ich lachte mit ihr darüber und sagte ihr scherzweise viel was sie rührte und erfreute; da sah sie mich noch einmal recht feurig an, sie drückte mir die Hand und sagte: „Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten, denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht!" — Sie sprach noch ein paar Worte von Dir, daß ich

nicht aufhören sollte Dich zu lieben, und ihren Enkel solle ich zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in ihrem Namen senden.

Zwei Tage darauf, am Abend, wo ein Konzert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie: „Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird.“ Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbild von Seekatz, worauf sie mit Deinem Vater, Deiner Schwester und Dir als Schäfer gekleidet in anmutiger Gegend abgemalt ist. Am anderen Morgen war sie nicht mehr, sie war nächtlich hinübergeschlummert.“

„Ihre Besonnenheit verließ sie auch nicht in den letzten Augenblicken“, berichtet Joh. Schlosser ihrem Enkel August. Am Tage vor ihrem Tode ließ sie ihren Neffen Dr. Georg Melber holen, der ihr Hausarzt war. „Mach er mir nichts vor, Vetter, ich weiß, daß es aus mit mir ist. Sage ers rund heraus, wie lange habe ich noch zu leben?“ Gefaßt vernimmt sie, daß sie etwa bis zum anderen Mittag noch zu leben habe.

Frau Rat Goethe verschied nicht in der Nacht, wie Bettina schreibt, sondern am 13. September 1808 um die Mittagszeit. Es fand sich, daß sie ihr Leichenbegängnis so pünktlich angeordnet hatte, daß sogar die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, die den Gästen gereicht werden sollten, genau bestimmt war. Auch soll sie den Mägden geboten haben, nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zu nehmen, das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können und darüber würde sie sich noch im Grabe ärgern, Auf die Einladung zu einer Gesellschaft soll sie geantwortet haben: sie lasse sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben. Auch den Sarg hatte sie selbst beim Tischler bestellt. Einem zweiten Tischler, der sich empfehlen wollte, ließ sie eine Entschädigung reichen und ihm sagen, es tue ihr leid, daß er zu spät komme.

Am 15. September wurde Goethes Mutter auf dem Friedhof der Peterskirche beigesetzt. Ihre Begräbnisstätte ist unweit dem Grabe ihres Gatten in der mit einem sandsteinernen Epitaph geschmückten Ruhestätte seiner Großeltern Walther. Seit der Umwandlung des Peterskirchhofs befindet sich dieses Grabmal an dessen östlicher Umfassungsmauer in einem Schulhof.

Am 17. September, gerade als Goethe aus Karlsbad heimkehrte, traf die Todesnachricht in Weimar ein. Das Haus war festlich geschmückt, mit Kränzen und Girlanden umhangen. „Nach Tische mußte es ihm gesagt werden; er war ganz hin“, schreibt der Schwager Vulpius an August. Goethe berührt den großen Verlust zum erstenmal in einem Briefe nach Karlsbad am 21. September. „Als mich, liebste Sylvie, der Eilbote aus Ihrem freundlichen Tale wegrief, ahnte ich nicht, was mir bevorstehe. Der Tod meiner teuren Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt.“

Mir sehr getrübt. Schwermütig unwilliger, eigentümlich gedämpfter Ausdruck. Für Goethe war jetzt Frankfurt verödet. Er hatte sich die Heimatstadt niemals gedacht ohne die Mutter.

Zum 200. Geburtstag Frau Ajas erschien schön gedruckt und reich illustriert im Verlag Englert & Schlosser in Frankfurt (Main): Alfons Paquet, Frau Rat Goethe. Leinen 3.—. Der vorstehende Abschnitt ist dem liebenswürdigen Buch entnommen.

# BÜCHER DER FRAU ZUM TAG DES BUCHES

## Eine Auswahlliste als Kaufanregung

**Neue Romane von Frauen**

(Es wurde bis auf wenige Ausnahmen das jeweils neueste Werk jeder Autorin gewählt.)

Jo v. Ammers-Küller, Frauenkreuzzug (Schünemann). 9.—.

Alice Berend, Herr Fünf (S. Fischer). 5.—.

Helene Böhlau, Eine zärtliche Seele (Deutsche Verlagsanstalt). 6.—.

Christ Anita Brück, Schicksale hinter Schreibmaschinen (Sieben Stäbe-Verl.). 5.50.

Willa Cather, Frau im Zwielicht (Urban-Verlag). 6.50.

Colette, Die Andere (Zsolnay). 5.40.

Gracia Deledda, Schilfrohr im Wind Westermann). 6.50.

Hildur Dixelius, Sara Alelia (C. H. Beck). 8.50.

Edna Ferber, Das ist Fanny (Enoch). 7.50. Mitte März erscheint: Cimarron (Enoch). 5.—.

Irene Forbes Mosse, Kathinka Plüsch (D. V. A.). 6.50.

Gertrud v. Le Fort. Der Papst aus dem Ghetto (Transmare). 8.—.

Paula Grogger, Das Grimmingtor (Ostdeutsche Verlagsanstalt). 9.—.

Enrica v. Handel-Mazzetti, Frau Maria, 1. Teil: Das Spiel von den zehn Jungfrauen, 10.—. 2. Teil: Das Reformationsfest, 9.50. (Knösel und Pustet.)

Sophie Hoechstetter, Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen (Koehler & Amelang). 6.—.

Klara Hofer, Rückzug von Moskau (Rainer Wunderlich). 7.50.

Ricarda Huch, Alte und neue Götter (Deutsch-Schweizerische Verlagsanstalt). 10.—.

Annette Kolb, Kleine Fanfare (Rowohlt). 9.50.

Alexandra Kollontay, Wege der Liebe (Malik). 6.50.

Isolde Kurz, Ruf des Pan (Rainer Wunderlich). 4.50.

Selma Lagerloef, Aus meinen Kindertagen (Langen). 5.—.

Mechthild Lichnowsky, An der Leine (S. Fischer). 7.50.

Paula Ludwig, Der himmlische Spiegel (S. Fischer). Geb. 5.—.

Jo Lederer, Musik der Nacht (Universitas). 5.80.

Karin Michaelis, Herr und Mädchen (Reißner). 7.—.

Agnes Miegel, Geschichten aus Altpreußen (Diederichs). 7.50.

Erika Mitterer, Dank des Lebens (Ruetten & Loening). Gedichte. 4.50.

Suzanne Normand, Fünf Frauen auf einer Galeere (S. Fischer). 6.50.

Martha Ostenso, Ruf der Wildgänse (Speidel). 7.50.

Clara Ratzka, Spiel um Jolande (D. V. A.). 7.—.

Gabriele Reuter, Aus guter Familie (S. Fischer). 6.50.

Toni Rothmund, Glas (Reclam). 5.50.

Ruth Schaumann, Der blühende Stab (Kösel & Pustet). Halbl. 7.—.

Anna Schieber, Das große Ich (C. H. Beck). 5.—.

Anna Seghers, Auf dem Wege zur amerikanisch. Botschaft (Kiepenheuer). 6.—.

Ina Seidel, Das Wunschkind (D. V. A.). 2 Bde. 16.—.

Agnes Smedley, Eine Frau allein (Societätsverlag). 6.—.

Helen Z. Smith, Mrs. Biest pfeift (S. Fischer). 7.—.

Lulu v. Strauß und Torney, Lucifer (Diederichs). 8.—.

Adriene Thomas, Katrin wird Soldat (Propyläen). 6.—.

Titayna, Rund um meinen Geliebten (Weller). 5.80.

Susanne Trautwein, Die schöne Richterin (Kiepenheuer). 6.—.

Regina Ullmann, Die Landstraße (Inselverlag). 4.—.

Sigrid Undset, Gymnadenia (Ruetten & Loening). 10.—. II. Band: Der brennende Busch. 10.—.

Grete v. Urbanitzky, Sekretärin Vera (Sponholtz). 4.80.

Clara Viebig, Die mit den tausend Kindern (D. V. A.). 7.50.

Helen Voigt-Diederichs, Ring um Roderich (Diederichs). 8.80.

Virginia Woolf, Eine Frau von fünfzig Jahren (Mrs. Dalloway). Inselverlag. 6.50.

### Die Frau in der Familie

Charlotte Bühler, Das Seelenleben der Jugendlichen (G. Fischer). 9.—.

Diotima, Die Schule der Liebe (Diederichs). 12.—.

Georg Foerster, Geist der Ehe (Protte) 4.50.

Hofer-Dernburg, Babys Welt und Wille und Vorstellung (P. Neff). 5.50.

Johanna Huber, Das Buch der Kinderbeschäftigungen (Maier). Kt. 4.80.

Rosa Mayreder, Krise der Ehe (Diederichs). Kt. 2.—.

Doris Reichmann, Gymnastik mit den Kleinsten (Sponholtz). Kt. 3.30.

Hedda Walter, Mutter und Kind (Reimer). 5.50.

Nelly Wolffheim, Kinderspiel und Kinderarbeit (Thienemann). Kt. 3.—.

### Die Stellung der Frau in der Umgestaltung der heutigen Zeit

Gertrud Bäumer, Die Frau im neuen Lebensraum (F. A. Herbig). 7.50.

Lothar Brieger, Das Frauengesicht der Gegenwart (Enke). 12.—.

Dr. Hilde Jende-Radomski, Frauenberufe (Dünnhaupt). 2.50.

Lenka v. Körber, Meine Erlebnisse unter Strafgefangenen (Haedecke). 4.50.

Leonore Kühn, Magna Mater (Diederichs). 4.20.

Carl Mennicke, Schicksal und Aufgabe der Frau in der Gegenwart (A. Protte) 2.25.

Alice Salomon, Soziale Frauenbildung und soziale Berufsarbeit (Teubner). 2.—.

Ele Schilfarth, Psychologie der berufstätigen Frau (Klinckhardt). 6.60.

Elisabeth Schucht, Gezeichnete Erlebnisse unter Gefangenen und Strafentlassenen (Agentur des rauhen Hauses). Kt. 2.80.

Marianne Weber, Frauenfragen und Frauengedanken (Mohr). 5.—.

Dr. Agnes v. Zahn-Harnack, Die arbeitende Frau (Hirt). Halbl. 2.85.

Unsere Zeit in 77 Frauenbildnissen (Kampmann). Kt. 3.20.

Shaw, Wegweiser der intelligenten Frau zum Sozialismus und Kapitalismus (S. Fischer). 16.—.

Hedwig Stiewe, Tagebuch einer Fürsorgerin (F. A. Herbig). 5.—.

### Die Frau als Künstlerin

Paula Becker-Modersohn, Tagebücher und Briefe (Kurt Wolff). 8.—.

Hildebrandt, Die Frau als Künstlerin (Mosse). 13.—.

In der Sammlung „Junge Kunst“ (Klinckhardt & Biermann) je 2.50: Paula Becker-Modersohn — Marie Laurencin — Emy Roeder — Renée Sintenis — Irene Stern — Maria Uhden.

Käthe Kollwitz, Das Werk (Reißner). 7.80.

Ruth Schaumann, Die Kinder und die Tiere (Kösel & Pustet). 7.50.

### Memoiren und Biographien bedeutender moderner Frauen

Franziska v. Altenhausen, Briefe (Koehler & Amelang). 5.50.

Gertrud Bäumer, Studien über Frauen (Helbig). 4.—.

Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin (Langen). 2 Bde. je 8.50.

Briefe an Auguste Hauschner (Rowohlt). 7.50.

Marie v. Buch, Else v. Arnim als Gattin und Mutter (Koehler & Amelang). 9.—.

Kronprinzessin Cecile, Erinnerungen (Koehler & Amelang). 9.—.

Marie D'Agoult, Meine Freundschaft mit Liszt (Reißner). 7.—.

Du Moulin-Eckart, Cosima Wagner (Drei Masken). 25.—. Bd. II: Die Herrin von Bayreuth. 30.—.

Isadora Duncan, Memoiren (Amalthea). 15.—.

Vera Figner, Nacht über Rußland (Malik). 8.—.

Frauen jenseits des Ozeans, herausgegeben von M. Driesch (Kampmann). 11.—.

Elisabeth Heyking, Tagebücher aus vier Weltteilen (Koehler & Amelang). 12.50.

Monika Hunnius, Mein Weg zur Kunst (Eugen Salzer). 6.60.

Freifrau v. Heldburg, Fünfzig Jahre Glück und Leid (Koehler & Amelang). 10.—.

Elga Kern, Führende Frauen Europas (Reinhardt). 2 Bände je 9.50.

Helene Lange, Lebenserinnerungen (Herbig). 5.50.

Else Lüders, Minna Cauer (Klotz). 8.—.

Helene Nostiz, Aus dem alten Europa (Inselverlag). 7.—.

Fürstin Pleß, Der Tanz auf dem Vulkan (Reißner). 22.—.

Elsa Reger, Mein Leben mit und für Max Reger (Koehler & Amelang). 8.50.

Fr. Gräfin zu Reventlow, Gesammelte Werke (mit den Briefen) (Langen). 18.—.

Eduard Schneider, Eleonore Duse (Inselverlag). 8.50.

Cläre Sheridan, Ich, meine Kinder und die Großmächte der Welt (Paul List). 10.—.

Polina Suslow, Dostojewskis ewige Freundin. (Piper).

Hermynia zur Mühlen, Ende und Anfang (S. Fischer). 6.—.

# DIE NICHT GEHALTENE GRABREDE

## WALTER WEICHARDT

Zum Andenken des Kunstwart-Verlegers Georg Callwey.

Der alte Justizrat Franz Meyerbacher durchblätterte in seiner Junggesellenbehausung das Abendblatt und las:

Georg Callwey †. Kurz vor seinem Tode sagte Eugen Diederichs: Mit mir stirbt der letzte deutsche Verleger. Er irrte, denn noch lebte damals Georg D. W. Callwey, der im besten Sinne das war, was Diederichs einen „deutschen Verleger" nannte. Er ist 1854 in Hamm geboren und eben in München gestorben. So bedeutend sein technischer Verlag ist, mit dem „Baumeister", der „Deutschen Malerzeitung", der „Mappe" und anderen Blättern und Büchern, seine große Leistung war seine Arbeit für Ferdinand Avenarius, sein „Kunstwart" und die ungeheuer erfolgreichen Kunstwart-Unternehmungen. Keine deutsche Zeitschrift im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat so auf den Geschmack und die Gesinnung der Gebildeten eingewirkt. Der „Kunstwart" und der „Dürer-Bund" haben die Besten der damals jungen Generation tiefgehend beeinflußt. Unsere gesamte heutige Auffassung von Kunst und Kultur steht auf der Arbeit des Kunstwart-Kreises, man mag es zugeben oder nicht. Das Leben Callweys, der im biblischen Alter von uns gegangen ist, war mehr als Mühe und Arbeit, es war der bewußte, charaktervolle und erfolgreiche Kampf für die besten Werte der deutschen Kultur.

Als Meyerbacher das gelesen hatte, faltete er das Blatt abwesend zusammen; seine Gedanken gingen den Weg in seine Jugend zurück. Es war in den frühesten Tagen seiner Studentenzeit, als ihm der „Kunstwart" zum ersten Male in die Hände fiel; er lieh sich weitere Hefte und fand Freunde derselben Art. Genau erinnerte er sich mit welcher Ungeduld sie auf jedes weitere Heft gewartet und dann abends auf der Bude über Artikel und Notizen gestritten hatten. Den Kleinstädtern eröffnete sich eine neue Welt: zum ersten Male begannen sie das geistige Leben ihres Volkes mit anderen, prüfenden Augen zu betrachten, sie versenkten sich in Dürer und die alten Deutschen, alles wurde nach und nach vor ihren Augen ausgebreitet was an Überliefertem noch Lebenswert hatte; so oft er einen Freund seines Kreises besuchte, sah er an der Wand ein neues „Meisterbild"; genau entsann er sich noch, wie der Erasmus Holbeins auf ihn gewirkt hatte; es war in der Dämmerung eines Frühlingsabends auf der Bude eines Freundes, der das Blatt mit Reißzwecken an die Wand geheftet hatte; noch meinte er die große, beruhigende Wirkung zu spüren, die von dem Werke ausging, wie er sie später so gut von Rethels „Tod als Freund" kannte, der noch neben seinem Schreibtisch hing. Wieder wurde es ihm in dieser Abendstunde klar, wie stark die immer neuen Anregungen und Kämpfe jener Jugendjahre seine Grundgesinnung bestimmt hatten.

Schon oft hatte er sich vorgenommen, bei einem Besuche in München den Verleger aufzusuchen, der die ganze Arbeit von Ferdinand Avenarius getragen hatte; nun war er tot und hinter dem Namen Georg Callwey stand ein kleines Kreuz.

Nach einer unruhigen Nacht war er am Morgen entschlossen zur Beerdigung nach München zu fahren, und am Tage darauf saß er im Zuge mit seinem großen Entschluß im Herzen: er wollte im Namen der ungezählten alten Kunstwart-Freunde am Grabe einige Worte sprechen und einen Strauß Heidekraut niederlegen; es wurde ihm ordentlich warm, einmal das sagen zu dürfen, im letzten Augenblick, was er so lange Jahre gedacht und gefühlt, aber nie dem Manne selbst gesagt hatte.

Als er in München auf dem Schwabinger Friedhof ankam, fand er bereits eine große

Trauergemeinde in der hochgewölbten Halle versammelt, der er sich unauffällig anschloß. Er bemerkte bald, daß auch die Vertreter aller möglichen Vereinigungen anwesend waren, die dem Kleinstädter mit ihren ernst-entschlossenen und bedeutenden Gesichtern einen fühlbaren Eindruck machten. So sehr er von seinem Vorhaben erfüllt war, so mußte er doch an seinen altmodischen Zylinder denken und es war augenscheinlich, daß alle um ihn herum viel besser und neuer gekleidet waren und sicher viel würdiger an diesem Platze standen. Dann sah er den Sarg in die Halle kommen, die Orgel spielte, der Trauerzug bildete sich, Meyerbacher sah sich unversehens eingeordnet und mitgenommen, das Glöckchen vom Turm bimmelte mit heller Stimme und durch die Reihen der Gräber zog der Zug der offenen Grube zu. Nach Rede und Segen des Pfarrers kam die Reihe an jene, die noch ein Wort des Dankes oder der Erinnerung sagen wollten. Einer nach dem anderen kam und sprach und ungeheure Kränze und Blumengaben häuften sich am Grabe; Schleifen und Inschriften schimmerten in schwarz und violett, in silber und grellem gold; nun hatte wohl schon der letzte gesprochen, Meyerbacher fühlte, daß sein Augenblick gekommen war; aber sein Herz war so voll und sein Kopf so leer, wie die weiß gekalkte Stube eines armen Mannes dem man alles genommen hat, daß er nicht wagte herauszutreten aus der Menge und neben die bedeutenden Männer und die großen Kränze mit den goldenen Inschriften hinzutreten. Er blieb wo er war, ungekannt und unbeachtet mit seinem Strauß Heidekraut, der Blume der Heimat des Toten, den er selbst gepflückt hatte. Einer nach dem andern trat nun an das Grab, Erde fiel zu Erde, einer nach dem andern entfernte sich, — Meyerbacher sah, daß er allein war. Durch die hellen Baumreihen lief ein abendlicher Wind, da und dort lag noch Schnee auf neuen Kränzen, auf den Gräbern froren und blinkten Worte, die er nicht begriff. Da trat er an die Grube, in deren Dämmer der Sarg stand; er sah nichts mehr von den großen Kränzen und den Blumen mit den starken Farben, er sah nur den stillen, schmalen Sarg; auch jetzt fielen ihm alle die guten Worte, die er im Namen so vieler hatte sagen wollen, nicht ein, nur das Schlußwort seiner Rede kam ihm wieder, das er dem männlich-bescheidenen Manne mitgeben wollte, der nie nach äußerem Ruhm gestrebt hatte und der doch genannt werden wird, wenn man von deutschem Streben und Werden redet: „Ruhm heißt mitgenannt werden, wenn ein Volk genannt wird!" Dann legte er seinen Heidestrauß neben die dunkle Öffnung und verließ den Friedhof, der hinter ihm geschlossen wurde.

**Enrica von Handel-Mazettis Persönlichkeit, Werk und Bedeutung.** Gemeinsam mit Adolf Buder, Anton Dörrer, Rudolf Henz, Josef Kröckel, Hedwig Molak-Sahlinger und Rhabana Münchel bearb. u. hrsg. v. Paul Siebertz. Mit 124 Bildern. Kösel & Pustet.

Enrica von Handel-Mazetti ist zu ihrem 60. Geburtstag und zum 30jährigen ihres ersten Romans mit diesem Prachtwerk in Lexikonformat eine Ehrung zuteil geworden, wie sie heutzutage nicht bald einem lebenden Künstler zuteil wird. Nicht weniger als 4 Dissertanten haben mit ihren Arbeiten diese Festgabe bereichert, der der Herausgeber ein eingehendes und umfangreiches Lebensbild vorangestellt hat. Rudolf Henz gibt außerdem eine geschmackvolle ehrliche Kritik ihres Gesamtschaffens, die trotz gegenpoliger Lebensauffassung vom herzlichen Verständnis des Beurteilers zeugt und in einer klaren und beschwingten Sprache auftritt, wie sie mit einer Delikatesse besonderer Art Wertvolles vom Unkünstlerischen abhebt. Er kommt nicht einen Moment in Verlegenheit und stützt seine Ansichten mit der ganzen Kraft seiner andersgearteten Einstellung. Nur auf diese Weise wird der künstlerischen Persönlichkeit der Handel-Mazetti in der Wirkung auf ihre Zeitgenossen geholfen. Die Handel ist eine der größten katholischen österreichischen Dichterinnen, und das soll nicht bestritten werden. Den feinen Takt in Lob und Tadel vermissen wir ein wenig bei den andern, die ihr Urteil nicht ganz erarbeitet haben. Die Produktion der Dichterin ist eine ungleichwertige im Gegensatz zu ihrem Kunstwillen, der stets der gleich ethischreligiöse ist und ihren Gestalten, die von Anfang an den bestimmten Charakter haben und sich ungern einer Veränderung oder Entwicklung unterziehen. — Aus dem großen Material von Briefen, Tagebüchern und Photographien wird so viel vorgeführt, daß jede Neugier des Lesers am Persönlichen befriedigt sein dürfte.

# NEUE LYRIK

**Wolfram Brockmeier / Sturm und Beschwörung.** Gedichte. Erich Lichtenstein, Weimar. In diesem schmalen ersten Gedichtsband des jungen Leipziger Dichters spiegelt sich eine Seele. Sie schwingt im magischen Kreis der Welt, und Ding und Tier werden liebend genannt. Ruhvoll ordnet sich die Welt im ewigen Kreislauf mythischer Verwandlung. So fügt sich auch die Liebe in den Ring: ohne Hast, fast unauffällig, tritt sie leise an ihren Platz. Die Fülle der Nacht verlockt den Dichter immer wieder zum geformten Wort. Schön und gültig werden Bilder gestellt: „Ins Fenster kommt das Mondschiff schon gezogen, von Licht gebogen wie von süßer Fracht", oder entschwindendes Gefühl wird gehalten: „Traumwasser rauscht. Ich falle tief." — Von diesen Versen möchte ich sagen, daß sie rein und gläubig sind und schön. Müßig wäre es, nach Vorbildern, Einflüssen oder schulmeisterlich nach kleinen Schwächen zu fragen. Eine echte, ursprüngliche Begabung scheint mir unverkennbar. Schade, daß das sehr schöne Gedicht „Spruch der Werkleute an der Wiesenkirche zu Soest", das Brockmeier an anderer Stelle veröffentlicht hat, in dem Bande fehlt. Brockmeiers Namen wird man sich merken müssen. Dieses erste Buch hat den Autor sehr verpflichtet. Gruß einem jungen Dichter!

Martin Kießig

# DAS MUSEUM DER WELTGESCHICHTE

Das Monumentalwerk der historischen Wissenschaften!

Die ungeheuren Umwälzungen des Völkerlebens und die dadurch bedingten Wirrnisse unserer Tage zwingen uns zu weltgeschichtlichem Wissen und Denken, weil wir ohne Verständnis der tieferen Zusammenhänge nicht die Gegenwart beurteilen, nicht richtig handeln können. Zu dieser Erkenntnis sind aber neue Wege der Forschung und der Darstellung notwendig, damit wir wirkliche Führer durch das Labyrinth unserer Zeit finden.

Das „Museum der Weltgeschichte" ist das Unternehmen, das diesen Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart Rechnung trägt. Es bietet keine zeitliche Aneinanderreihung nach den verschiedenen Perioden der Geschichte oder nach Staaten, denn auf diese Weise ist eine weltgeschichtliche Durchdringung des Stoffes und lebendige Vergeistigung nicht möglich. Das ungeheure Gebiet wird vielmehr in einzelne Themen gegliedert, wird in große Längs- und Querschnitte sachlicher, räumlicher und zeitlicher Art zerlegt. Alle Seiten des geschichtlichen Lebens werden berücksichtigt, aber jeder Band bildet ein geschlossenes Ganze für sich, und der reiche Bilderschmuck ist mit dem Text in engsten Zusammenhang gebracht.

Neben den erschienenen Bänden, die bereits eine Vorstellung von der Weite und Eigenart des Programmes geben, sind andere Werke in Vorbereitung, in denen hochaktuelle Stoffe zum ersten Mal unter weltgeschichtlichen Gesichtspunkten von den besten Kennern behandelt werden, so von Professor Strieder die „Geschichte der europäischen Hochfinanz", von Professor Glagau die „Weltgeschichte der Revolutionen", von Prof. Freiherr von Dungern die „Geschichte des Adels", von Staatsminister Dr. Sautter die „Geschichte der Post", von Fritz Röhrig die Entwicklung von Wald und Waidwerk. Die Entstehung und Bedeutung der mystischen Ideen in der Weltgeschichte wird von Dr. Bernhart behandelt; eine großzügige Weltgeschichte der Ozeane entwirft Prof. Karl Haushofer. Tiefe Einblicke in die sozialen Beziehungen der Menschheit gewähren Darstellungen, wie die der Geselligkeit und der Volksbelustigungen von Dr. Landau und Dr. Fränger. Von der komischen Seite beleuchtet das Weltgeschehen Prof. d'Ester in seinem Buch „Witz und Satire in der Weltgeschichte", während die tragischen Abgründe der Menschheit in einer Schilderung der geistigen Epidemien enthüllt werden. Weitere grundlegende Werke werden sich mit der Geschichte der Staatskunst und Diplomatie sowie der politischen Anschauungen beschäftigen.

# FÜNFUNDZWANZIG SÄTZE VOM DEUTSCHEN STAAT

Es ist nicht leicht, wenige Worte über Leopold Zieglers „Fünfundzwanzig Sätze vom Deutschen Staat“ (Otto Reichl Vlg., Darmstadt 1931. Kart. 3.—) zu sagen. Ziegler unternimmt in dieser Broschüre in der ihm gemäßen, stets um letzte Präzision bemühten Sprache den Versuch, weit ausholend aus der Geschichte unseres Volkes unsere leidvolle deutsche Gegenwart zu deuten und aus der Weisheit und den Formen unserer mittelalterlichen Größe, ihres Werdens und ihrer Ordnung, einen Aufriß für die zukünftige Gestaltung deutschen Staates zu geben.

Da vom Staat die Rede ist, wird der Zerfall der Glaubensmächte übergangen, aber er schaut überall als das eigentlich Ursächliche durch und gibt die Ausgangsstellung für Zieglers Staatsbild und seine Kritik an der Gegenwart. So im siebzehnten Satz: „Die moderne Demokratie ist sozusagen der politische Stil der bürgerlichen Gesellschaft.“ Diese hat weiterhin „als ihren ökonomischen Stil die kapitalistische Geldwirtschaft, als ihren technischen Stil die allgemeine Anwendung von Arbeits- und Kraftmaschinen, als ihren mentalen Stil die hemmungslose Verwissenschaftlichung des Geistes“ entwickelt. Diese zusammen bilden das „Überreich“, welchen höchst einprägsamen Begriff er von Eugen Diesel entlehnt, das bürgerliche, auf Dinge und Stoff gegründete Überreich im Gegensatz zu dem in seelischen und sittlichen Kräften beruhenden Überreich der mittelalterlichen Gesellschaft, der ecclesia und dem imperium sanctum. Eine neue staatliche Ordnung kann nur den Sinn haben, eine neue Schichtung der Gesellschaft zu fördern, die ihre biologischen und volkhaften Voraussetzungen und Bindungen wieder im engsten Heimatbezirk und in der berufsständischen Körperschaft hat, und damit den Abbau des bürgerlichen Überreiches zu erzielen. Dem trägt eine Verfassung Rechnung, durch die von unten her im möglichst kleinen Heimatbezirk beginnende, nach der Spitze zu vielfach gestaffelte Wahlen die Übertragung des Staatswillens aus dem Zustand des Volkes heraus garantieren, der Prozeß der Auslese der Fähigsten optimal möglich gemacht wird, und dem Ringen um eine volkhafte Willensbildung immerwährend Raum gegeben ist, kurzum durch die dem Wortverstande nach echte Demokratie gebildet werden kann. Der von den Landsmannschaften und den Berufsständen getragene Körperschaftsstaat ist das Gegenteil vom Parteistaat, in dem das Volk „als eine arithmetische Summe von Individuen im gleichen Raume“ behandelt werden muß, wie auch das Gegenteil vom absoluten Staat, den bloß der Wille seiner Herrschaftsmitte hält, ohne daß er auf dem Lebensgrunde des Volkes ruht. Was Ziegler zum Technischen und Funktionellen dieses Staatsaufbaus sagt, ist bis ins letzte bündig und geschlossen.

Wesentlich erscheint angesichts der gegenwärtigen Verwirrung aller Begriffe, daß er auch eine klare Scheidung zwischen Volk und Staat vornimmt und sich gegen die heute übliche Vergottung des Staates wendet. „Für uns ist Volk etwas wesenhaft anderes als die Gesamtheit derer, die dem Staat als Wollende gegenübertreten!“ Er zitiert Herders Wort vom „großen unwillkürlichen Dasein“ und klärt weiter, „daß ‚Volk‘ nicht rechnungsmäßig die Summe vieler Wollenden ist, sondern hinter der Region personhaft ausgemeißelter Einzelerscheinungen in einer noch gar nicht individuierten Tiefenschicht gesucht und gefunden werden muß“. Kein Wunder, wenn er in einem Nachsatz auf die Frage, wer wird den deutschen Staat schaffen, antwortet: „Keiner, der heute auf die Straße geht, um dort lärmend sein Gesetzlein zu verkünden: Nieder mit dem Marxismus! Rache an den Novemberverbrechern! Schwerenot und Pestilenz den Juden, den Freimaurern, den Jesuiten!“ „— — — weil Haß noch niemals eine Schöpfung ins Leben rief.“

Es ist eine Fülle von Wahrheiten und ganz tiefen Erkenntnissen um das Wesen menschlicher Gemeinschaft und Zuordnung in dieser schmalen Schrift. Wenn unter dem ungeheuren politischen Druck der letzten Jahre langsam ein Aufdämmern und eine Besinnung unserem Volk kommen will, wenn das große Verdienst, das Notwendige ausgesprochen zu haben, einer Handvoll Gläubiger und Unverzagter vom Range und von der Haltung Moeller van den Brucks gebührt, so ist deren einer der Verfasser dieser Thesen vom Deutschen Staat.

Carl Rothe

# BEITRÄGE ZUR KULTUR- UND ZEITKRITIK

**Politische Hochspannung treibt die deutsche Gegenwart zu immer ärgeren Auswüchsen wilder Leidenschaft. Die Gegensätze der sich bekämpfenden Parteien und Richtungen verschärfen sich von Tag zu Tag. Erregung, die Stadt und Land ergriffen hat, entartet immer mehr zu zerstörendem Haß. Das Volk will Klärung und Entscheidung. In solcher Situation sind Versuche profaner Beruhigung nicht minder verantwortungslos und verwerflich wie sture Aufpeitschung der Gegensätze. Not tut: die sachliche Austragung der Gegensätze bis zur wirklichen Wegklärung praktisch und in einordnendem Dienst zu fördern. Hieraus erwächst vornehmste verlegerische und publizistische Pflicht: ohne Parteidienstbarkeit, frei von dogmatischer Bevormundung aufzuzeigen, was ist. — Solcher Aufgabe entspricht in ausgezeichneter, verblüffend sachlicher Struktur das jüngste Werk des Paul List Verlag:**

**Der Kampf um die deutsche Außenpolitik. Gegen Phrase, Schlagwort und Massensuggestion, die heute weithin die politische und geistige Atmosphäre belasten und vernebeln, wird hier unter Betonung des leidenschaftlichen starken politischen Willens das Für und Wider der zu treffenden großen Entscheidungen außenpolitischer Führung für jetzt und künftig erwogen, mit Gründen und Gegengründen nebeneinander gestellt. Ein Ehrgeiz fehlt diesem für die deutsche politische Literatur völlig neuartigen Werk völlig: es will niemanden zu dieser oder jener Ansicht bekehren. Es bietet umfassend und vertiefend alles Material sachlicher Untersuchung und Forschung, gibt zu jedem einzelnen der außenpolitischen Probleme verschiedenen, oft diametral entgegengesetzten Auffassungen gleichwertig Raum und versucht so, den Leser auf Grund wirklicher und realer Orientierung zu persönlicher Überlegung und Entschlußkraft eigenen Denkens zu leiten. In einer Zeit, die wie keine vor ihr der Massenpsychose erliegt, die Tag um Tag in vielfältigem Erleben erkennen läßt, wie sehr unter journalistischer Blende auch der Gebildete und Gereifte dem Schlagwort erliegt, hat dieser Versuch sachlicher Fundamentierung politischer Willensbildung eine geradezu epochale Aufgabe. Wir erhalten hier für die jüngere deutsche Politikergeneration ein Schulungswerk, das ohne Vorbild ist, zugleich ein außenpolitisches Nachschlagewerk von Lexikonbedeutung. Die Selbstbesinnung unseres Volkes, die sachliche und persönliche Verantwortungsstärkung der aktiven Politiker, die wirkliche Einsicht breiter Wählerschichten in die tatsächliche Lage der Dinge und die real aus ihr heraus zu packenden, offenen oder noch zu erschließenden Möglichkeiten politischer Tat**

ist bittere Notwendigkeit, wenn wir aus der Verwirrung und der Depression des grauen Jetzt heraussteigen wollen zu neuem Aufstieg. Dem dient „Der Kampf um die deutsche Außenpolitik“ als Bau- und Eckstein. Hier liegt nüchtern und leidenschaftsbetont zugleich offen und jedem ernsthaft Suchenden greifbar die Bilanz, das Fazit gegenwärtigen außenpolitischen Seins der Nation und Wegweisung dessen, was möglich und notwendig ist ohne Doktrin. Einem Volke aber, das wie das deutsche über Krieg und Kriegsverlust, Revolution und Nachkriegswirren, Inflation und Wirtschaftskrisen hinweg heute — ein offen blutendes Herz — an den Rand des Wahnsinns und des Verzweifelns getrieben worden ist, oder von Illusion zu Illusion sich selber getragen hat, einem Volke in dieser Situation des schier nackten Grauens kann dies allein helfen: Erkenntnis der wirklichen Situation, sachlich, ohne Selbstbetrug. Vielleicht wird einmal rückschauend der Wendepunkt der schweren, zermürbenden Nervenkrise unserer Generation aus der Lethargie zum neuerwachenden Selbstgefühl und seiner Aktivierung in außenpolitischer Geltung mit der Herausgabe dieses Buches identifiziert werden. Dem politisch sprichwörtlich ungeschulten Deutschen wird hier ein Lehrbuch der außenpolitischen Elemente gegeben, an dem er sich erweisen muß.

Wir geben als Probe aus dem Werk die beiden darin gegeneinander gestellten Abhandlungen über das Problem der Kulturpolitik im Ausland nachstehend wieder:

# AUSLANDSKULTURPOLITIK

## I

Auslandskulturpolitik treibt ein Staat um des eigenen Vorteils willen; sie ist kein Akt der Wohltätigkeit. Es ist außenpolitisch daher unklug, wenn in Deutschland viel zu oft von Verdiensten „um die kulturelle Hebung“ eines anderen Landes gesprochen wird. Gerade an solche Verdienste, wenn sie überhaupt vorliegen, fühlt sich ein anderes Volk nicht gern erinnert.

Die eigene Kultur als Mittel auswärtiger Politik einzusetzen, ist für Deutschland heute notwendiger als früher, weil andere wesentliche Grundlagen außenpolitischer Wirksamkeit, wie Heeres- sowie Finanz- und Wirtschaftsmacht teils beseitigt, teils stark erschüttert worden sind. Deren vollen Ersatz vermag Kulturpolitik aber niemals zu bieten. Mithin darf die deutsche Außenpolitik von ihr auch nicht zu viel erwarten, wenn sie vermeiden will, einer recht gefährlichen Ideologie über außenpolitisches Kräftespiel anheimzufallen. Bei der Bewertung der Summen, welche für Auslandskulturpolitik im Reichshaushalt eingesetzt sind, ist nicht zu vergessen, daß im wohlhabenden Vorkriegs-Deutschland von privater Seite, mit und ohne amtlichen Druck, sehr reichliche Mittel flossen, die heute fehlen. Vor allem aber ist gegenüber früher der Aufgabenkreis der deutschen Kulturpolitik unendlich

größer geworden, nicht nur weil deutsches Heer und deutsche Wirtschaft nicht mehr die alte Bedeutung besitzen, nicht nur weil andere Kulturmächte, wie Nordamerika und Italien, ungeheuer an Kultureinfluß zugenommen haben, nicht nur weil in erster Reihe Deutschland den Ausfall des Habsburgerreichs mit seinen gewaltigen deutsch-kulturellen Einflüssen auszugleichen hat, sondern auch weil Millionen Deutsche durch die Friedensschlüsse des Weltkriegs unter die Herrschaft fremder, oft deutschfeindlicher Staatsvölker geraten sind und weil — man muß sich hierüber klar sein, so schwer es ist — das Ansehen und die Anziehungskraft der deutschen Kultur schwere Einbußen im Ausland erfahren hat.

Zur Vermeidung von Trugschlüssen über Maß und Wert des Geleisteten und noch Ungeleisteten ist scharf zu trennen diejenige Auslandskulturpolitik, welche sich an Deutschstämmige, seien es deutsche Minderheiten oder Auslandsdeutsche, und diejenige, welche sich an den Ausländer als Angehörigen eines fremden Volkstums wendet. Die erstere ist in den beiden vorhergehenden Abschnitten über Minderheiten und Auslandsdeutschtum im wesentlichen behandelt worden. Die letztere, also die Auslandskulturpolitik als Ausländerpolitik, war lange Zeit ausschließlich Frankreich vorbehalten und hat ihm ungeheuren Gewinn eingetragen. Deutschland wird sie weit mehr als bisher zu pflegen haben.

Das vorzüglichste Mittel hierfür ist die deutsche Schule, deren außenpolitische Bedeutung auch außer als Schule für Minderheiten und Auslandsdeutsche ganz außerordentlich ist. Diejenigen Ausländer, welche in den deutschen Schulen die deutsche Sprache lernen, sind später wie keine anderen den allgemeinen deutschen Interessen zugänglich. Sie sind es, die deutsche Universitäten besuchen, mit dem deutschen Kaufmann, Techniker, Industriellen in Geschäftsbeziehung treten und auf internationalen Kongressen gern auch in politische Fühlung mit den deutschen Vertretern zu kommen trachten. Ein Großteil der Erfolge französischer Außenpolitik beruht auf nichts anderem als auf der Vorherrschaft der französischen Sprache in den gebildeten Schichten der Welt. Es ist daher erfreulich, daß höhere deutsche Auslandsschulen als Vollanstalten in Barcelona, Budapest, Buenos Aires, Davos, dem Haag, Madrid, Mexiko, Rotterdam, St. Ludwig-Vlodrop bestehen und daß deutsche höhere Schulen, welche die Obersekundareife vermitteln, in Amsterdam, Buenos Aires, Concepcion (Chile), Mailand, Rio de Janeiro, Sao Paulo, Shanghai, Valparaiso, Windhuk vorhanden sind. Es dürfte aber notwendig sein, in die weitere Entwicklung Systematik zu bringen. Der Osten und Südosten Europas muß mehr mit höheren Lehranstalten besetzt werden, nachdem dort seit dem Zerfall des Habsburgerreichs die Kenntnis der deutschen Sprache sich in gefährlicher Weise verringert und das Französische immer mehr vordringt. Die Schwierigkeiten sind nicht zu verkennen, die durch die Minderheitenfrage bedingt sind. Trotzdem sollten deutsche Gymnasien in Belgrad und in Skolpje, wo schon französische bestehen, sowie in Bukarest, Sofia, Athen, in Stockholm, Helsingfors und in den Hauptstädten der Randstaaten durchzusetzen sein, soweit nicht schon von den Minderheiten oder vom Staate deutsche höhere Schulen unterhalten werden. Wohltat wird indes Plage, wenn Geld und Zeit dafür verwandt werden, daß sich deutsche Schüler und Studenten mit Altersgenossen solcher Länder in den Armen liegen sollen, bei denen die Voraussetzungen politischer Annäherung noch auf lange Zeit leider verschüttet sind.

Die Heranbringung des deutschen Geistesgutes an das Ausland hat weiter zur Voraussetzung, daß der Preis des deutschen Buches nicht zu hoch ist. Der junge Student, der in Belgrad, Kairo, Helsingfors oder Mukden beim Buchhändler den ersten wissenschaftlichen Grundriß kaufen will und der bei ihm das französische Buch zum halben Preis des deutschen vorfindet, kauft sich das französische Buch, arbeitet es mit dem Wörterbuch Seite für Seite durch, lernt so französisch statt deutsch und bezieht später die Universität Paris. Mit belletristischer Literatur ist es nicht anders. Für die deutsche Auslandskulturpolitik ist dies eine sehr ernste Gefahrenquelle. Im Werte von 60 Millionen Reichsmark werden jährlich Bücher aus Deutschland exportiert, aber ein Drittel hiervon geht nach der Schweiz, nach Österreich und den deutschen Teilen der Tschechoslowakei, bleibt also im kulturellen Inland. Nach den Zahlen von Dr. A. von Löwis of Menar hat sich die Bücherausfuhr vermindert nach Argentinien von (1913) 1414 auf (1929) 358 Doppelzentner, nach Brasilien von 978 auf 281, nach Chile von 1333 auf 62! Der Buchhandel selbst ist an der Einführung billigerer Preise interessiert. Vielleicht ließen sie sich wenigstens für Länder mit schwacher Valuta ermöglichen.

Der Besuch der deutschen Universitäten durch Ausländer war in den Inflationsjahren nur deshalb so groß, weil damals das Studentenleben in Deutschland billig war. Seitdem ist er ständig zurückgegangen. Die amtliche Statistik macht dies nicht ganz klar ersichtlich. Sie zählt als Ausländer zwar die Studenten aus Danzig und Österreich selbstverständlich nicht mit, dagegen diejenigen aus Deutsch-Böhmen und aus den abgetretenen Gebieten. Kaum nenenswert ist noch die Zahl der Engländer, Amerikaner, Spanier, Italiener, Chinesen, Japaner, die heute nach Deutschland kommen. Südamerika fehlt fast ganz. Paris dominiert als geistige Heimat des studierenden Nachwuchses der meisten Länder, soweit er das Ausland aufsucht. Am traurigsten ist, daß Deutschland an der Entwicklung die Mitschuld trägt. Deutscher Bürokratismus hat abschreckend wirkende Bestimmungen über die Zulassung von Ausländern zum Universitätsstudium aufgestellt. Als Aktivum ist demgegenüber die Errichtung der Alexander-von-Humboldt-Stiftung zu buchen, welche es sich zur Aufgabe macht, durch finanzielle und sonstige Erleichterungen junge begabte Ausländer an deutsche Hochschulen zu ziehen. Ihre Mittel sind jedoch bescheiden. In deutsche Kultur und Sprache führt ferner das im Jahre 1922 gegründete „Deutsche Institut für Ausländer“ ein. Die „Deutsche Akademie“ in München mit verwandten Zielen, in erster Reihe den Ausländer im Ausland selbst zu gewinnen suchend, erlangt steigende Bedeutung.

Auch deutsche wissenschaftliche Institute im Auslande, wie beispielsweise die deutschen archäologischen Institute in Athen und Rom, vermögen, da sie sich an erste geistige Kreise wenden, in wirksamer Weise zur Mehrung des deutschen Ansehens beizutragen. Die Reisenden aller Nationen, welche die Stätten der Alten Geschichte besuchen, müssen dort heute, wie vor dem Kriege, auch den deutschen Gelehrten bei der Arbeit schauen können, ebenso wie deutsche Sprachforscher im schwarzen Erdteil nicht fehlen dürfen und deutsche Ärzte und medizinische Institute überall dort zu wirken mitberufen sind, wo die Geißel von Seuchen die Menschheit als Ganzes zum Kampf herausfordert.

Internationale Kongresse werden nach Deutschland zu ziehen sein, aber hier nicht gerade immer oder vornehmlich in Berlin stattzufinden haben, das den Ausländer — jedenfalls während flüchtigeren Aufenthalts —

oft für Deutschlands Kultur weniger charakteristische Eindrücke vermittelt als manche führende deutsche Provinzstadt.

Auch der deutschen Kunst fallen in der Auslandskulturpolitik wesentliche Aufgaben zu, der Musik wie der Malerei, dem Schauspiel wie dem Film. In einem das Gesamtgebiet deutscher Auslandskulturpolitik behandelnden Aufsatz führt der Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amts, Gesandter Freytag, über das deutsche Schauspiel folgendes aus (Deutsche Rundschau, Jahrgang 55, Heft II): „Dem deutschen Schauspiel sind natürlich durch die Sprache im Auslande enge Grenzen gezogen, so daß deutsche Schauspieltruppen in der Hauptsache nur da Erfolg haben können, wo ein starkes deutschsprachiges Element vorhanden ist. Aber die wirklich große Leistung des Schauspielers und des Regisseurs setzt sich auch vor einem vorwiegend fremdsprachigen Publikum durch. Das hat Paul Wegener, das hat Moissi in Rio de Janeiro bewiesen und ganz besonders Reinhardts Gastspiel in den Vereinigten Staaten. Seine Darbietungen deutscher Schauspielkunst haben zur Wiederaufnahme der deutschen Sprache in Gesellschaft und im Unterrichts Amerikas den stärksten Impuls gegeben."

Endlich sind auch technische und sportliche Spitzenleistungen ein wichtiges Bindemittel für die kulturelle Annäherung der Völker geworden. Kein anderer als der deutsche Botschafter in den Vereinigten Staaten, von Prittwitz und Gaffron, schreibt anknüpfend an die Rekordfahrt der „Bremen": „Der Sieg Deutschlands hat das deutsche Prestige beim amerikanischen Volk ungeheuer gehoben, und damit wird die große politische Bedeutung des Rekordereignisses offenbar. Die Spitzenleistung des einen Schiffes wird entsprechend der amerikanischen Mentalität als Maßstab für die gesamte Leistungsfähigkeit und Qualität des deutschen Volkes genommen. Hinzu kommt, daß Deutschland auch auf anderen Gebieten mit Rekorden aufwarten kann. Ich denke da nur an die phantastische Karriere des Boxers Schmeling, der bis in den entferntesten Winkel des amerikanischen Landes eine beispiellose Verehrung genießt. Wir Diplomaten wissen solche sportliche Leistungen wohl einzuschätzen und versuchen, sie für die gesamtdeutsche Sache auszunutzen."

Abzulehnen aber sind alle jene Forderungen, welche darauf hinauslaufen, Kulturpolitik mit einem Aufgeben deutscher Eigenheiten zu verwechseln, selbst einiger solcher, die im Auslande vielleicht nicht überall beliebt sind. Der Deutsche arbeitet mehr als andere und wird als Arbeitssklave sehr oft verachtet. Zugegeben, aber die Lasten aus dem Vertrag von Versailles erfordern ein Übermaß deutscher Arbeit. Man spöttelt über den Deutschen, der zuviel organisieren wolle, zu soldatisch im Auftreten, zu barsch im Ton, zu schulmeisterlich gründlich sei. Gewiß liegen hier gefährliche Schwächen vor. Aber sie würden doch auch vom Ausland hingenommen werden, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte. Es bleibt nicht zu vergessen, daß — selbst soweit es sich hierbei um ernste tatsächliche Mängel handelt — ihre Beseitigung leicht schaden kann, wenn an ihre Stelle Besseres nicht zu treten vermag, wenn ihre Erkenntnis und Ablehnung nur mit der Schaffung von Gefühlen der Unsicherheit und Minderwertigkeit verknüpft wird. Jedes Volk hat seine angeborenen, charakteristischen Schwächen, welche die sich in sein Wesen einfühlenden Ausländer zu verachten kein Recht besitzen.

## II

Wenn man die Kultur des deutschen Volks als Mittel für die Schaffung freundschaftlicher Beziehungen zu anderen Völkern benutzen will, darf man nicht außer acht lassen, daß der erste Maßstab deutscher Kultur immer der Deutsche selbst sein wird. Das Bild, das sich das Ausland über ein Volk macht, wird viel weniger durch den Hochstand der Wissenschaft oder Kunst als durch den Eindruck gestaltet, den der Ausländer von den Menschen erhält, welche die Träger der Kultur sind. Wenn sie ihm in tiefster Seele unsympathisch und zuwider sind, erscheint ihm ihre Kultur, sie mag noch so hoch sein, eher als wundersames Beiwerk statt als Ausdruck des Wesentlichen und verfehlt ihre eigentlichste Wirkung. Dies gilt nicht nur hinsichtlich der Deutschen, welche der Ausländer im Auslande trifft. Es gilt noch viel mehr für jene Deutschen, denen er in Deutschland selbst begegnet. Es kann nicht anders sein, als daß sie es sind, die den stärksten Eindruck von Deutschland und seiner Kultur vermitteln.

Hieraus folgt, daß die deutsche Auslandskulturpolitik sich aufs ernsteste mit der Frage nach den Ursachen des Deutschenhasses zu beschäftigen hat, wie er — auch in Kreisen, die von Kriegspsychose frei sind — heute wie früher anzutreffen ist. Es muß alles versucht werden, um ihn zu beseitigen, soweit es sich, wie schon hervorgehoben, hierbei nicht um deutsche Eigenarten handelt, die tausendmal unbeliebt machen mögen, aber doch auch die deutsche Stärke mitbedingen und daher dem Urteil anderer Völker nicht unterworfen werden können.

In unvergleichlich größerer Zahl als im Dienste der Archäologie, Medizin und Schule gehen Deutsche als Kaufleute, Ingenieure, Arbeiter zu Bahn-, Telephon- und Maschinenbauten ins Ausland; viele Tausende Vergnügungsreisende fahren alljährlich über die deutschen Grenzen. Es ist oft genug gesagt, aber noch immer zu wenig befolgt worden, daß sie jedenfalls das zu Haus lassen müßten, was draußen als Überheblichkeit und Unhöflichkeit gedeutet wird. Auch der Deutsche in der Heimat, namentlich der Norddeutsche, hat dies zu beachten, sonst bringt der Deutschland aufsuchende internationale Reiseverkehr, auf dessen Heranziehung so viel Mühe verwandt wird, nur wirtschaftlichen statt auch nationalen und außenpolitischen Gewinn. Bei dem Niederbruch unserer Auslandsgeltung liegen in dieser Hinsicht ganz außerordentlich wichtige Aufgaben der deutschen Schule und Hochschule ob. Manche Auslandsstudenten der Inflationszeit haben wir gründlich abgestoßen durch Bildungshochmut, Unhöflichkeit, ja Fremdenfeindlichkeit, die vielen unserer Studenten und leider auch manchen Dozenten eigen war. Ein großes Kapitel außenpolitischer Werbung ist in der Inflationszeit nutzlos vertan worden, als der Ausländer es erleben mußte, wie ihm schlechtere Plätze auf den Hörbänken der Universitäten angewiesen wurden und er höhere Studiengebühren zahlen mußte als der Inländer, und wie er mißtrauisch betrachtet wurde, weil er nur gebrochen deutsch sprach.

Überhaupt werden maßgebende Kreise der Heimat selbst sich stärker der auch außenpolitischen Seite ihrer Kulturbetätigung bewußt werden dürfen. Es ist zu bezweifeln, ob die Theater Berlins, die sich gern die ersten der Welt nennen lassen, sie erkannt haben. Der Spielplan auch der prominentesten Bühnen umfaßt so außerordentlich minderwertige, namentlich Erotik und Kriminalität behandelnde Stücke, daß der Ausländer, besonders der Angelsachse, wenn er noch der Auffassung ist, daß Kunst Ausdruck der Zeit ist,

über die heutige geistige Verfassung Deutschlands ungünstigste Urteile mit nach Haus nehmen muß.
Dieser Eindruck wird, was nicht der Hervorhebung bedarf, durch andere Erscheinungen natürlich korrigiert, aber gewiß nicht dadurch, daß gerade die Hauptverkehrsstraßen der Städte streckenweise eine Vergnügungsstätte neben der anderen beherbergen, und zwar nur wenige Jahre nach dem Verlust des Weltkrieges und angesichts einer Reparationslast, an der zwei Menschenalter tragen sollen. Es wird so auch ausländischen Eltern, die vorübergehend Deutschland besuchen, nicht gerade der Entschluß verführerisch gestaltet, ihre Kinder deutschem Leben der Gegenwart zur Erziehung anzuvertrauen. Zumal wenn sie aus fremdsprachigen Firmenschildern und aus Schaufensterauslagen zu ersehen vermeinen, daß in Deutschland selbst das Ausländische Trumpf ist.
Für alles oder vieles scheinen Geldmittel vorhanden zu sein. Für die Zwecke wirksamer Kulturpropaganda aber werden sie nur in sehr bescheidenem Umfange zur Verfügung gestellt. Es ist unerläßlich, daß sie erhöht werden. Der Gedanke einer Konzentration deutscher Kulturpolitik auf einzelne Länder sei ausdrücklich abgelehnt. Noch ist die politische Weltlage zu unbestimmt, als daß mit einiger Sicherheit gesagt werden könnte, welche Länder hierfür in erster Reihe in Frage kommen müßten. Gerade für Kulturpolitik wäre eine zu straff zentralisierende Organisation aber besonders deshalb fehlerhaft, weil sie neu sich anbahnende kulturelle Einwirkungsmöglichkeiten erst zu spät berücksichtigen könnte. Nicht für uferlose, jedoch für ausreichende Kulturpropaganda in allen Ländern müssen die Mittel zur Verfügung gestellt werden.
Auch der Völkerbund ist als möglicher Vermittler deutscher Kulturpolitik nicht zu vernachlässigen. Der Reichstagsabgeordnete Prälat Dr. Schreiber hat angeregt [1]), dem Völkerbund die Errichtung eines internationalen Völkerbundsinstituts auf deutschem Boden anzubieten, nachdem unter anderem Frankreich das Institut für internationale geistige Zusammenarbeit in Paris und Italien das Internationale Lehrfilminstitut in Rom, beide als Völkerbundsinstitute, ins Leben gerufen haben und die Gefahr einer Völkerbundspräponderanz romanischer Völker für die Zukunft nicht völlig von der Hand zu weisen ist. Er hat diese Forderung mit dem Hinweis unterstützt, daß gerade der deutsche Charakter dank seinem zum Universalen drängenden Wesenszug auch an der internationalen geistigen Front seinen Platz einzunehmen habe.

# AUSSPRACHE

## Paul Gurk schreibt zum Aufsatz „Deutsche Geistesnot" in Heft 2 des Bücherwurm:

Die Ausführungen von Frau Kurlbaum erscheinen mir für eine Frau außerordentlich allseitig und vernünftig gesehen. Es gibt eine Not des deutschen Geistes von einem Umfang, den das deutsche Volk nicht kennt, und von dem es auch nichts wissen will. Es ist aber völlig abwegig, diese Not auf die unleugbare Herrschaft des jüdischen Geistes in Deutschland zurückzuführen. Wenn gut 99 Prozent sich von einem knappen Prozent beherrschen lassen, verdienen sie nichts Besseres. Denn entweder muß dies eine Prozent ungewöhnlich genial und überlegen sein, und dann ist die Herrschaft begründet, oder die 99 Prozent sind urteilslos, uninteressiert, vom Geist nicht berührt,

---

[1]) Erster Wintervortrag der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft am 13. November 1929

ihrem Wesen entfremdet, handarbeitsbesessen, ohne Einsicht in die wahren Beweggründe des Weltgeschehens, so daß sie eben beherrscht werden müssen!
Es gibt im Grunde keine Judenfrage, sondern nur eine Deutschenfrage, genau so wie es nach meinen Beobachtungen keine Frauenfrage, sondern nur eine Männerfrage gibt. (Ich beobachte allerdings schon viele Jahre und bin deshalb vielleicht „reaktionär".) Wären die Männer keine Waschlappen, und würden sie nicht alle Dinge zerreden, statt zu handeln, so wären die Frauen ganz still, statt sich ihre Instinkte verdummen zu lassen!
Der Jude, durch Geschichte von seinem wahren Schöpfertum abgedrängt und überall Gastvolk, hat in seinen besten Vertretern, und ihrer sind nicht wenige, eine tiefe Sehnsucht nach dem Schöpferischen, das im Deutschen unausrottbar ist trotz der Verachtung und des Unverständnisses von Masse und Führung. Der feinere Jude verehrt den deutschen Geist nicht selten mit einer beinahe religiösen Inbrunst. Daß der Jude des Geschäfts ausbeutet und seinen Vorteil wahrt: wer darf ihm das verargen? Ist der Durchschnittsdeutsche dieser Sünde weniger bloß? Er läßt seine Dichter und Denker verkommen oder zwingt sie aus Werk und Einsamkeit auf den Markt als Possenreißer, eigenen Reklamechef und Laufjungen!
Es mögen also die 99 Prozent gefälligst den wacheren Intellekt und die Ehrfurcht vor dem Geist erst wieder erwerben, die mit dem Einbruch der nur materialistischen Weltbetrachtung verloren gingen! Dann wird der „jüdische Geist" nicht mehr herrschen. Deutsche Tiefe und jüdische Beweglichkeit werden sich ganz von selbst fruchtbar ausgleichen. Denn, so ketzerisch es klingt, es gibt genau so gute deutsche Juden wie es gute deutsche Deutsche gibt, und es gibt undeutsche Juden und undeutsche Deutsche! —
Der arme Caesar!
Er wäre nicht ein Wolf, wenn er nicht wüßte, die Römer wären Schafe!
So oder ähnlich zu lesen bei Shakespeare!

# NEUE BÜCHER

**Vermächtnis.** Dichtungen, letzte Aussprüche und Briefe der Toten des Weltkrieges. Zusammengest. vom Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob. Wilhelm Limpert (Verlagsabteilung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung). Brosch. 4.—, Geschenkband 5.—. Hier haben wir in würdig schlichtem Gewand das Geisteserbe der gefallenen Künstler und Dichter. Ein Dokument edlen deutschen Wesens. Ein ernster Mahnruf an die Nachlebenden. Wichtiger als Denkmäler von Stein ist dieses lebendige Testament. Seine Verbreitung in den Kreisen der Jugend bleibt heilige Pflicht. Karl Rauch

**Das Deutsche Lichtbild.** Jahresschau 1931. Verlag Rob. & Br. Schultz. 15.—. Auch der neue Band dieses großen Jahrbuchs der deutschen Photokunst enthält eine Fülle herrlicher Aufnahmen. Die besten Namen unserer Lichtbildner sind mit hervorragenden Leistungen vertreten. Die Gesamtheit der Bilder bietet zugleich einen Überblick der gegenwärtigen Geschmacksrichtungen und Lebensbewegungen. Deutlich wird sichtbar, was wir auch anderwärts spüren, daß abstrakte Sachlichkeit wieder zurücktritt gegenüber aufrichtiger Gemütsvertiefung. — Ein ungemein schöner und anregender Geschenkband. Karl Rauch

**Othmar Schoeck / Eine Monographie mit 94 Notenbeispielen von Hans Corrodi.** Verlag Huber & Co., Frauenfeld.
Der erste Versuch, dem Musiker Schoeck als Gesamtphänomen gerecht zu werden. Es ist ein Werk der Liebe und Begeisterung, des unbedingten Jasagens, und ich kann diesem Ja nur von Herzen zustimmen, denn es gibt sehr wenige Künstler in unsern Tagen, denen ich so unbedingt glaube, deren Wert ich so dankbar und vorbehaltlos anerkennen kann, wie den Komponisten Othmar Schoeck. Er ist, unbegreiflicherweise, noch immer der Musiker einer heimlichen Gemeinde, mit eigensinniger Unbekümmertheit entzieht er sich dem Tagesbetrieb der Theater und Konzerte, pfeift auf den Ruhm, singt sein Lied für sich und ein paar Freunde. Aber er wird übrig bleiben, wenn weniges mehr vom heutigen Kunstmarkt übrig sein wird. Corrodi spricht von Schoecks Person und Leben mit angemessener Kürze und Reserve, um desto nachdrücklicher sein Werk darzulegen und zu entfalten, nicht etwa nur für Musiker vom Fach, sondern für jeden, der irgendein nahes Verhältnis zur Musik hat. Herm. Hesse



Achtung! Hier zeigt das Panoptikum des Bücherwurm in chinesischer Frisur, aber jedem klar Blickenden sichtbar das, was sich

## A-ka-de-mie

nennt. Man sagt, daß hinter diesem Namen eine Institution sich verbirgt, deren Mitglieder zusammenkommen, um der Zeit ihren Tribut zu zollen.

Die Preußische Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst, läßt durch den amtlichen Preußischen Pressedienst verlautbaren:

„Die Sektion stellt sich vorbehaltlos auf den Boden der „Geistesfreiheit" und wird jeden Angriff auf die Geistesfreiheit, insbesondere soweit er das künstlerische Schrifttum betrifft, mit allen Mitteln bekämpfen. Die Sektion fordert grundsätzlich Einfluß auf Unterricht und Erziehung der heranwachsenden Jugend und wünscht ihre ständige gutachtliche Heranziehung vor der Einführung kulturwichtiger Lehrbücher. Sie verlangt bei der endgültigen Fassung der Urheberrechtsform und des Theatergesetzes gehört zu werden . . ."

Zu diesem Erlaß wohledler deutscher Amtssprache bemerkt

**der Bücherwurm:** „Also wird weiter mit „grundsätzlichen Forderungen", Verlautbarungen und gewichtigem Mienenziehen das Alte, nämlich nichts getan. Wie jener alte Chinamann! „Den Zopf behält er hinten!"

**der Freund der Jugend:** „Besteht nicht der Beruf des Dichters darin, daß er eine Botschaft zu künden hat? und kündet er diese nicht sichtbarlich am eindringlichsten durch sein Werk? Was bekümmert ihn eine gutachtliche Heranziehung zur Einführung kulturwichtiger Lehrbücher?"

**der nüchterne Zeitgenosse:** „Was und wo heißt „Geistesfreiheit", da doch eben die Akademie der Dichter sich selber nicht anders entwirren konnte, als durch Scheidung in zwei Lager, von denen der eine Teil angeblich den Geistesfesseln der Akademie sich entwand — durch Austrittserklärung?"

**die junge Generation** (oder, wie der Akademie-Erlaß sie betitelt: die heraaaanwaaachseeende Juuugeeend): Laßt uns in Ruh!!!

*Reuchlin*

Das Daumierbild entnehmen wir dem Februarheft der prächtigen und immer wieder eindringlicher Empfehlung werten Monatsschrift „Atlantis" (Atlantisverlag, Heft 1.50).

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.**

### Romane und Novellen

Brües, Otto, Der Walfisch im Rhein. Horenverlag. 6.80. Ein Kölner Roman aus der Besatzungszeit.

Jacob, Heinrich Eduard, Die Magd von Aachen. Eine von Siebentausend. Zsolnay. 6.50. Symbolhaftes Frauenschicksal erfüllt sich und wird zum Sinnbild der tiefen, ungebeugten Volkskraft.

Kesten, Hermann, Glückliche Menschen. Kiepenheuer. 6.50. Mit Tempo und Humor schildert Kesten seine Menschen und weist uns ihres zwiespältigen Schicksals Tragik und Komik.

Klabund, Alte Liebesgeschichten. Rembrandt-Verlag. Billige Geschenkreihe zu 2.30. 7. Band.

Kyber, Manfred, Gesammelte Tiergeschichten. „Unter Tieren" und „Neue Tiergeschichten" in einem Band, einmalige Volksausgabe. Grethlein. 4.80.

Lauber, Cécile, Chinesische Nippes. Erzählungen. Grethlein. 4.50. Anmutige Erzählungen, die wie chinesische Köstlichkeiten dargeboten werden.

Lemke, Karlheinz, Niemandsland. Erlebnisse. Grethlein. 6.—. Stark und wuchtig schildert Lemke den Verlauf seiner eigenen Kriegserlebnisse und derjenigen seiner Kameraden, erbittertes Kämpfen und schweres Ringen mit dem Tod!

Romains, Jules, „Und als das Schiff." Rembrandtverlag. 6.—. Ein Fortsetzungsband seines früheren Romans. „Der Gott des Fleisches", in welchem die Trennung der Liebenden das Wunder vollbringt, sie immer glühender, stärker, intensiver aneinanderzubinden.

Schauwecker, Franz, Deutsche allein. Ein Schnitt durch die Zeit. Frundsberg-verlag. 6.50. Vielfalt des heutigen Lebens, die großen Erschütterungen des letzten Jahrzehnts gehen durch die Erlebnisse, Gespräche und Reden dieses Buches — ein Nachkriegsroman.

Verhoeven-Schmitz, Heimweh. Aus dem Holländischen übersetzt. Grethlein. 7.50. Ein reifes, starkes Frauenbuch.

Wharton, Edith, Die oberen Zehntausend. P. Zsolnay. 7.—. Die exklusive mondäne Gesellschaft New Yorks wird hier in amüsant ironischer Art dargestellt. Eine Satire auf das neue amerikanische Bürgertum.

Wolde, Ludwig, Der gefährliche Weg. Horenverlag. 6.80. Zwei Kulturen, die einer alten Hansestadt und die eines modernen Künstlerkreises, treffen aufeinander und zerbrechen in ihrem Aufprall den Jüngling, der hilflos zwischen beiden steht, sich nicht zu entziehen und nicht zu entscheiden vermag.

### Politik und Geschichte

„Hier spricht der Feind." Kriegserlebnisse unserer Gegner. Mit einer Einleitung von Ernst Jünger, herausgegeben von Richard Junior. Neufeld & Henius. 4.80.

Beumelburg, Werner, Deutschland in Ketten. Von Versailles bis zum Youngplan. Stalling. 6.50. 10 Jahre Geschichte unsere eigene, allerjüngste Geschichte, wird hier vom Verfasser des „Sperrfeuer um Deutschland" in erregender Spannung und Geschlossenheit geschildert.

Brown, Japan. Aufstieg zur Weltmacht. Aufbau moderner Staaten, Band IV. Orell Füßli. 15.—. Der Verfasser, der in 30jährigen Arbeiten und auf ausgedehnten Reisen tiefen Einblick gewann in das Leben und die Seele dieses eigenartigen Volkes, gibt hier ein zum Verständnis dieses östlichen Staates sachlich klares, aufschlußreiches Werk.

Duhamel, Georges, Spiegel der Zukunft. Europa oder Amerika? S. Fischer. 6.50. Der geistige Franzose wehrt sich instinktiv und bewußt gegen das mechanisierte Amerika und die Ungeistigkeit seiner Massen. Er fühlt die Bedrohung alter europäischer Kultur und hofft, doch eingreifen und umgestalten zu können.

Eulenburg, Fürst Philipp zu, Mit dem Kaiser als Staatsmann und Freund auf Nordlandreisen. Aus dem Nachlaß herausgegeben v. Auguste Fürstin von Eulenburg-Hertefeld. Reißner. 2 Bde. 20.—.

Heller, Hermann, Sozialismus und Nation. Rowohlt. Kart. 3.75. Heller, Erbe von Lassalles Gedankengut, fordert in diesem Werk die Sozialisten auf, den Staat zu erobern, statt ihn zu leugnen. Die tapfere Schrift sollte von allen gelesen werden, denen die Not Deutschlands eigene Not bedeutet.

Knickerbocker, Der rote Handel droht. Rowohlt. 4.80. Der Verfasser berichtet uns von den riesigen Leistungen und ungeheueren Anstrengungen Rußlands im Dienste seiner Idee. Der Fünfjahresplan wird siegen und Rußland — wird das kapitalistischste Reich der Welt werden.

Schacht, Dr. Hjalmar, Ende der Reparationen. Stalling. 7.50. Ein neues, sachlich kämpferisches Buch des ehemaligen Reichsbankpräsidenten, das in allen Kreisen große Beachtung finden wird.

Zarnow, Gottfried, Gefesselte Justiz. I. F. Lehmann. 5.—. Neue durchgesehene Auflage, vom Generalstaatsanwalt wieder freigegeben.

### Kulturgeschichte

Bilder zur Kunst- und Kulturgeschichte, herausgeg. v. Prof. Rumpf, Priv.-Doz. Schoeneberger u. Prof. Graul. 662 Abbildungen. B. C. Teubner. 12.60. Vortreffliche Bildwiedergaben und gute Ausstattung machen diesen Bilderatlas zu einem ausgezeichneten Hausbuch.

Rachel, Dr. Hugo, Kulturen, Völker, Staaten. Sieben-Stäbe-Verlag. 3.75. Der Verfasser zeigt die großen Zusammenhänge auf der Menschheitsgeschichte. Entwicklung der Völker und Staaten, Werden und Vergehen der Kulturen. Zeittafel und ausführliches Register erhöhen die Übersichtlichkeit.

Rohr, Dr. Johannes. 1000 Jahre deutsches Leben. Eine volkstümliche Kulturgeschichte. Voegels. 4.85. Anschaulich und fesselnd gibt das Buch ein Jahrtausend deutscher Kulturgeschichte wieder.

Schubert, Architektur und Weltanschauung. Ein Weg aus dem Labyrinth der Tageskämpfe. Paul Neff. 5.70. Durch fünf Jahrtausende führt uns das Buch bis auf das Heute der Maschinen und der Technik, das nicht nur die soziale Umschichtung veranlaßt hat, sondern auch Weg und Richtung eines neuen Lebensausdruckes — unsere Kunst — gefunden und aufgewiesen hat.

### Verschiedenes

Das Antlitz des Kindes, herausgegeben von Karin Michaelis. Neufeld & Henius. 4.80. Erzählungen über Kinder und Kindheitserlebnisse von E. Zahn, W. v. Molo, C. Bulcke, Karin Michaelis, Eug. Schwarzwald, Clara Viebig u. a., die unter Karin Michaelis Führung gesammelt und für die 150 lebendige und scharf beobachtete Abbildungen und Photographien zusammengetragen wurden.

Allgeier, Sepp, Jagd nach dem Bild. 18 Jahre Kameramann in Arktis und Hochgebirgen. 150 Bilder. Engelhorn. 6.80. Einblick wird gewährt in das, was uns bei den großen Naturfilmen schon so oft beschäftigte: die schwierige, schier unglaubliche Arbeit des Filmoperateurs.

Rubiner, Frida, Der große Strom. Eine romantische Wolgafahrt. Verlag für Literatur und Politik. 5.—. Ein Reisebericht, der auf tiefer Kenntnis Rußlands fußt, die Verfasserin hat das alte Rußland gekannt und viele Jahre im neuen gelebt. Gute Reportage und mehr als das.

Wickes, Francis G., Analyse der Kindesseele. Untersuchung und Behandlung nach der Jung'schen Theorie. Mit einer Einleitung von C. G. Jung. Jul. Hoffmann. 9.50.

Winthuis, Einführung in die Vorstellungswelt primitiver Völker. Neue Wege der Ethnologie. Hirschfeld. 9.—. Die Sexualpsychologie führt uns ein in die Bildsprache, in das Leben und Denken primitiver Völkerschaften. Winthuis, der 22 Jahre als Missionar und Forscher in der Südsee gelebt, hat uns modernen Menschen das Geistesleben der Primitiven entschleiert.

Herausgeber u. Schriftleiter: Karl Rauch, Berlin W 15, Lietzenburger Str. 38, I. Ruf Oliva 7098. **Besuche nur bei vorheriger Anmeldung.** Verleger u. Eigentümer: Verlag f. Buchwerbung, Berlin. Postscheck 50887 Berlin. Verantwortl. für Pädagogik: Hans Pech, Dessau/Anhalt; für Auswahl neuer Bücher: M. Wagener. — Der „Bücherwurm" erscheint im allgemeinen jeden Monat. — Druck von Ernst Mauckisch, Freiberg, Sa. — Verleger f. Österreich: Büchervertriebs- u. Verlags-Gesellschaft m. b. H. Herausgeber und Schriftleiter: Karl Stein, beide Wien 8, Langegasse 3, Fernruf A 28—3—95 A 378 04.

# Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat" und „Vorhof"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 16. Jahrgang Heft 5

## DER ÜBERWIRKLICHE

MECHTILDE LICHNOWSKY

„Der Überwirkliche" von Hendrik van Loon (Rudolf Mosse-Buchverlag) — ein geniales, ein wunderbar köstliches Buch, das, abgesehen von der sprachlichen und inhaltlichen Schönheit, als Leistung hervorragend ist und ein ungewöhnliches Wagnis darstellt, liegt, leider beendet, vor mir.

Es gibt eine leuchtendrote Rose, die den Namen K. of K. führt (Kitchener of Karthum). Dieses Buch erinnert mich an den Namen jener Rose, wohl weil es R. van R. heißt. (Rembrandt van Rijn und seine Zeit.) Im übrigen ist es weder mit Rosen noch mit Büchern und Eroberern zu vergleichen.

Nur nicht glauben, daß ein Kunsthistoriker oder ein Historiker ohne Kunst oder ein melodramatisierender Romancier hier gespielt habe; gespielt hat der Autor, Gott sei Dank, gespielt und nicht gerechnet, kompiliert, gefärbt und aus Quellen Wissensdurst des Lebens gelöscht. Sein Werk ist Spiel, so wie eben das, was ein Künstler heiligernst unternimmt, als Meisterspiel, leicht anzusehen, wirkt.

Das Buch, fast 600 Seiten in Oktav, ist, einmal begonnen, nicht mehr loszulassen, genau wie das Leben, an das wir uns klammern, und das wir um keinen Preis verlieren möchten.

Das 17. Jahrhundert mit Menschen, die ich nie mehr vergessen kann, und mit Erlebnissen, die, weil menschlich, den unseren so gleichen, daß man sie mit der größten, unmittelbarsten Selbstverständlichkeit als eigen erkennt, das ist, was erzählt wird; aber ganz nebenbei, denn dies scheint dem Dichter nicht gebieterisch Ziel gewesen zu sein. Und weil eine längst verflossene Zeit ganz nebenbei lebendig wird, wie kaum ein Epos bekannter Meister, muß eine treibende Kraft hinter dieser Arbeit stecken und eine faszinierende Persönlichkeit. Die treibende Kraft ist die Liebe zu dem großen Einsamen R. van R., und die faszinierende Persönlichkeit ist der Schreiber eines Tagebuchs, Jan van Loon, Arzt und erdichteter Vorfahr des Autors Hendrik Willem van Loon. Rembrandt wird genialerweise nur dann und wann erwähnt, wie denn ein Tagebuch dem Tage und nicht dem Heros gewidmet ist. Er ist scheinbar Nebenfigur in diesen 600 Seiten, aber er beherrscht sie, tausend Brücken führen zu ihm, tausend Ängste bedrängen den Leser, der gezwungen ist, dahinzuleben, bedrängt, erfrischt, erheitert, mitleidend und immer gespannt. Er-

schütternd sind die Hintergründe in Rembrandts menschlichem, geistigem und künstlerischem Leben, die Armseligkeiten seines Daseins, die Verbissenheit, die Welt- und Geldfremdheit und seine Einsamkeit.

Etwas Wahreres und Echteres als dieses Buch, das zugleich Erfindung und auf bekannten Tatsachen wohlbasiert ist, kann ich mir nicht vorstellen; es fließt dahin wie das Leben mit all seinen Inkonsequenzen, allen Mysterien, aller Banalität. Ein grimmiger Humor in fast kindlich primitiver, sachlich trockener Ausdrucksform, nichts Erklärendes, nichts Belehrendes, eine scheinbare Harmlosigkeit ohne eine Spur von Sentimentalität zeichnen diesen Tagebuchschreiber aus, und ich glaube ihm aufs Wort, weil solche Erfindung, wo Erfindung obwaltet, nur der Wahrheit entlehnt ist, und weil die Sprache Satz um Satz durch ihre Lebendigkeit und Schönheit gefangen nimmt.

Der Arzt Jan van Loon, dieser sympathische Eckermann seiner Zeit, hat Freunde, und diese Freunde sind eine Welt für sich, beinahe die Eckpfeiler des Buches. Mit der Grazie des Bescheidenen geht er in seinen Aufzeichnungen allen und allem nach, sich selbst kaum erwähnend. Und was da zur Sprache kommt! Um nur einiges zu nennen:

Versuche Anno 1642—60 zur schmerzlos operativen Behandlung der Patienten, Erlebnisse auf Galeeren, Flucht vor der Inquisition, die ersten Kaffeebohnen im Haushalt, eine achttägige Überfahrt vom Kontinent nach England, eine vielwöchige nach New Amsterdam, dem heutigen New York, Indianer, Jesuiten, Schlangen, Beinbruch, Steinoperation an einem Häuptling (einer Operation auf Leben und Martertod für den Arzt), Kunsthandel, Briefwechsel, Kochkunst, Handelsgeschäfte, Konfessionen, Geseţze und ihre praktische Anwendung, erschütternd komische Erlebnisse auf den Gassen, im Hörsaal, in Kaufläden, und immer lebendige Menschen (Massenprodukte, Einzelgänger, Frauen, Kinder, Herren und Diener), und plöţlich sieht man Rembrandt im farbenbeklexten Kittel, nachts bei mangelhafter Beleuchtung, mit Seele, Augen und Händen seiner Arbeit hingegeben, man atmet die ätzende Luft mit ihm, während er die Kupferplatte behandelt, und dennoch ist niemals etwas „beschrieben“, nirgends spürt der Leser Sucht nach Lokalkolorit, Zeitkolorit, nach psychologischer Erschnüfflung, alles ist nach der Natur gezeichnet, mit freiem Auge aus einer Entfernung von beinahe dreihundert Jahren.

Auf einem bestimmten Hintergrund in bestimmter Farbe eine bestimmte Form zu seţzen, ist eine höchst unbestimmte Erklärung jeder künstlerischen Arbeit; so aber ist das Leben zu sehen, das schließlich immer das Motiv für den Künstler abgibt; und das, was erzählt wird, ist wie das Leben in seinen Erscheinungen weder logisch noch gerecht; weder läßt sich das Ziel einer Zeit noch ein greifbarer Sinn außer dem der Erzählung als solche erkennen, und deshalb kommt der Leser aus der Ergriffenheit nicht heraus, er hat als einer dieser Menschen mitgelebt und hat das Entbehrliche unserer Lebensverbesserungen erkannt, dort, wo es sich um geistige Werte handelt, um Menschentum an sich, um Winkel und Perspektiven abseits oder jenseits von Zentralheizung, Elektrizität, telephonischer oder televisischer Möglichkeiten.

Alles in diesem Buch kommt „nebenbei“ heraus und wird grandiose Hauptsache. Tausende von Fäden, „nebenbei“ geflochten, ergeben, wenn der Weber farbensinnig veranlagt ist und Zeichnungen erfinden, kombinieren und zu Ende führen kann, ein köstliches Kunstwerk. Hendrik Willem van Loon ist solch ein Weber.

Ich habe 47 Striche der Begeisterung beim Lesen an den Rand der Seiten

gemacht, dort, wo ich laut lachen oder Bravo rufen mußte, wo mich eine stilistische oder gedankliche Vollkommenheit und Szenen von unvergleichlicher Stärke beglückten. Ich machte sie von besonderem Gedanken- und Künstlerwinkel aus, daher sind es nur 47 statt 4700 Striche. Ich möchte hier diese Stellen, die manchmal seitenlang zu bemessen sind, zitieren; aber das würde zu weit führen, und ich muß mich darauf beschränken, dieses Buch dringend zu empfehlen.



## PAUL ALVERDES

Dieses jungen Dichters frühe Arbeiten erschienen im Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam (Lyrik, Novellen, das Drama „Die feindlichen Brüder"). Weiteren Kreisen bekannt wurde sein Name durch die 1929 erschienene Novelle „Die Pfeiferstube" (Rütten & Loening). Dieses schmale Bändchen gehört in Sprache und Haltung zum Aufrichtendsten, was an dichterischer Gestaltung des Kriegs uns gegeben wurde. Der Georg Müller Verlag in München legt jetzt einen neuen Novellenband des Dichters vor und kündet für den Herbst das Erscheinen seines ersten Romans an. Das Novellenbuch „Reinhold oder die Verwandelten" (4.50), daraus wir auf den nächsten Seiten die Probe einer Kurzgeschichte geben, bedeutet Außerordentliches. In diesen Novellen wird in den Gestalten deutscher Jünglinge und Knaben Geschehen und Erlebnis des Krieges sichtbar und die Wandlung deutlich, die der innerliche junge Mensch daraus erfuhr. Während jene angeblich „junge Generation", die die Spalten des heutigen Schrifttums zu beherrschen meint, wurzellos, leichtfertig und jeglicher Ehrfurcht bloß, mit Anmaßung und hysterischem Wortschwall noch immer sucht, innere Leere zu übertünchen, eignet Alverdes Zucht und Maß edler Sprache, gewachsen und gepflegt, trachtet er — Verfallenes wohl verfallen nennend und Absterbendes absterben lassend, im Gewesenen nicht sich verkriechend und die unerbittliche, viele zur Verzweiflung treibende Härte der Wendezeit nicht leugnend, sondern leibhaft bejahend — nach Ausdruck einer neuen, das Überkommene mit dem Künftigen schöpferisch verflechtenden Gesinnung, die aus der Erschöpfung der Zeit heraus zu vorbildlicher Lebenserfüllung führt. Lange vermißt, erfahren die Worte Haltung, Würde und Stolz hier wieder dichterisch lebendigen Sinn, wächst aus Erde und Geist organische Festigung.

Karl Rauch

# ALLERLIEBEN

PAUL ALVERDES

Ein paar Jahre nach dem großen Krieg ist Jakob, genannt Köbes, der Knecht eines Bauern vom Niederrhein aus der Kaiserswerther Gegend, noch einmal mit vielen Toten zusammen gewesen. Das hat sich zwischen Weihnachten und Dreikönigen begeben. Köbes war ein treuer und fleißiger Knecht, aber er war fast immer traurig, und manches Mal so sehr, daß ihm keine Arbeit mehr von der Hand ging. Dann saß er auf dem Häckselboden oder auf einem Feldstein und wiegte den Kopf hin und her, und wenn ihn einer fragte, so pflegte er zu antworten: „Ich sorge mich, ich sorge mich, es ist in meiner Natur."

Damals aber ist er mitten in der Nacht von einer großen Fröhlichkeit wach geworden. Er saß eine Weile auf seinem Bett in der Kammer über dem Stall und lachte und redete laut mit sich selbst und schwenkte die Arme hin und her. „Erhebe dich, alte Kreatur", sagte er, „erhebe dich, denn heute ist Allerlieben." Danach stand er eilends auf und zog sich an: die verschlissene Hose mit den Knieledern und den alten Rock und die weitschäftigen Stiefel, die er im Felde getragen, hängte den Mantel darüber und tappte in den Hof hinab. Es war sehr hell von Sternen und wurde immer heller über dem Stallfirst, als wollte der Mond dort kommen. Die Tiere aber haben ein wunderliches Wesen gezeigt. Die Tauben waren auf und kreisten und schwenkten als eine klappernde und klirrende Wolke über dem Hof einher, und der Hofhund war auf das Dach seiner Hütte gestiegen und stellte den Kopf schief und wedelte leise, weil er etwas hörte, das ihn sehr erfreute. Köbes wunderte sich auch nicht, daß die belgische Schimmelin, die sonst so faul und auch etwas heimtückisch war, schon im Schnee beim geöffneten Tore stand, Strahlen Dampfes aus den Nüstern blasend, und mit funkelnden Augen nach ihm ausblickte. Er faßte ihr in die Mähne und schwang sich auf ihren breiten Rücken, und sie drehte sich einmal im Kreise herum und wieherte laut und streckte sich. Dann stob sie davon, daß ihm der Wind in den Ohren sang. Sie hielt auf den Wald vor dem Wasser zu, und nun sah Köbes auch, daß die Helle über dem Rhein stand, stromauf und stromab, soweit er sehen konnte. Große Wachtfeuer schienen dort auf den Ufern zu brennen, denn der Himmel zuckte von unruhvollem Licht, auch zog es zuweilen und wallte wie Schwaden Rauches über den Bäumen und stob und wirbelte wie Funkenregen in der Höhe. Als er aber näher kam, sah er, daß es Leuchtkugeln waren, die wie Sterne dort stiegen und langsam zerfielen, Licht bei Licht aller Farben wie einst an der Front. Aber diesmal fürchtete sich Köbes nicht, auch war es ihm, als höre er das Blasen von Hörnern drüben und das Schlagen von Pauken.

Nicht lange darauf, schon unweit der Fähre, wo die Erlen stehen, ist ein großer Mann in einer fremden Tracht, mit langem offenen Haar, der eine Art von Reisemantel mit vielen kleinen Kragen über den Schultern hängen hatte, quer über die Straße getreten und hat Köbes geboten abzusteigen. Er sei der letzte, sagte er, auf den sie noch gewartet hätten. Köbes schwang sich sogleich herab, gab der Schimmelin einen Schlag auf die Hinterbacke und folgte jenem, der durch die Bäume zum Wasser hinabschritt.

Die Fähre war schon gedrängt voll, es saßen lauter Männer darin, junge und alte, wie es schien, und viele davon in sonderbaren Aufzügen und bis unter die Augen vermummt. Köbes kannte keinen von ihnen, aber er setzte sich getrost zwischen ihrer zweie, die stumm zur Seite rückten. Der Große im Reitermantel stellte sich ans Steuer, und schräg gegen den Strom gedreht, der

mit Eis ging, und sehr geschwinde glitt der Nachen über das Wasser. Alle wendeten jetzt mit einem großen Begehren in den Gesichtern die Köpfe nach drüben, ja ihrer einige stellten sich auf und spähten schwankend, wie der Nachen schwankte, über die Schultern und Häupter der Gefährten hinweg unverwandt nach dem anderen Ufer. Dort vernahm Köbes jetzt deutlicher Gesang und das Rasseln von Wagen und das Klappern von tausend Pferdehufen, dazwischen freudiges Rufen und Gelächter erscholl. Zu sehen ist aber nichts gewesen, denn es zog sich alles auf der Straße hinter dem Damm entlang. Als die Fähre ans Ufer stieß, sprangen sie alle in großer Ungeduld heraus und stürmten den Damm hinauf, als liefen sie um die Wette miteinander, und Köbes mit ihnen.

Wie er dann oben stand, ist er mit einem Male wieder ganz allein gewesen, auch erdunkelte der Himmel sehr geschwinde, als seien die Feuer überall mit einem Schlag erloschen und auch die Leuchtkugeln stiegen nicht mehr; doch kamen nach einer Weile die Sterne durch und spiegelten sich in dem Eis der Pfützen auf den leeren Straßen. Nicht lange aber saß Köbes still auf dem Damm in der Höhe, als er wiederum und immer lauter ein Brausen und Scharren und Trappeln vernahm und ein Klappern wie von Eisen und Leder, dazwischen Befehle und laute Zurufe, und die Antworten, die sich weit in die Ferne verloren. Und das währte sehr lange Zeit, daß auf der Straße unter ihm welche marschierten, die er nicht sah, weil sie sich ihm nicht zeigten. Er fürchtete sich aber nicht, sondern stand zuweilen auf und trat hart an den Rand des Dammes vor und rief den Namen seines alten Regiments und „hier neunte Kompanie!" in die Dunkelheit hinab. Aber jene antworteten ihm nicht, und so verstummte er nach einer Weile und wurde immer trauriger und begann sich zu schämen. Als er aber ganz verzagt eben wieder zum Flusse hinuntersteigen und nach der Fähre Ausschau halten wollte, da gewahrte er endlich den Schein von Lichtern oder Fackeln in der Ferne, wo die Straße aus dem Walde heraustrat, und nun sah er auch etwas. Er sah viele Marschierende in Mänteln und Helmen heraufziehen, und da waren sie auch schon heran, die er alle kannte und nie vergessen hatte: alle Lieben, alle Toten, aber er hatte nie gewußt, daß er sie mit solcher Liebe liebte. Sie aber erkannten ihn sogleich und riefen seinen Namen und schwenkten die Gewehre und Fahnenstöcke; und er sprang zu ihnen hinab und tanzte eine Weile auf der Straße neben ihnen einher und schrie ihre Namen und sie antworteten mit lauten Stimmen. Endlich aber reihte er sich ein, wo eine Lücke war und faßte Tritt. Da sah er auch, daß neben seiner Gruppe der Sergeant marschierte, den er als letzten im letzten Jahre hatte begraben helfen. Jetzt aber hatte er keine Wunde mehr und auch die anderen Toten sind alle unversehrt gewesen und hatten stille Gesichter. Da war Köbes fröhlich zumute wie nie in seinem Leben. Er fragte nichts, und was hätte er auch fragen sollen? und jene sprachen auch nicht mehr; aber so oft sie zu singen begannen, fiel er mit schallender Stimme ein. In den Dörfern aber und Städten, die sie mit unbegreiflicher Geschwindigkeit durchzogen, hat sie niemand wahrgenommen; nur hier und da sprang aus dem Hause heraus in langen Sätzen einer ihnen nach oder reihte vom Bürgersteig herunter sich still bei ihnen ein und war alsbald in ihresgleichen verwandelt.

Gegen Morgen aber, als sie sich dem Siebengebirge näherten, in einem großen Wald, da winkte der Sergeant Jakob zu sich heraus und hob die Zeltlaterne, die er in der Hand trug, und leuchtete ihm lange ins Gesicht: „Hast du gesehen, Köbes?" sagte er dann, „wir sind alle noch da und heil. Warum sorgst du dich

da?“ Damit gab er ihm die Laterne in die Hand. Sie erlosch sogleich, da graute schon der Morgen und Köbes ist allein in dem fremden Wald gestanden.
Er hat zwei Tage gebraucht, um auf seinen Hof zurückzukommen, obwohl er gut zu Fuß war. Er hat dann erzählt, was ihm begegnet war, aber der Bauer und die andern aus dem Dorfe haben ihm nicht geglaubt, auch nicht, als er die Zeltlaterne vorzeigte, die er mitgebracht hatte. Das Licht darin aber verzehrt sich nicht, so oft er es auch anzündet. Oftmals sitzt Köbes in seiner Kammer allein und schaut in die Flamme und wartet, daß Allerlieben wiederkehrt, und sorgt sich nicht mehr.

# FRÜHLING

GUIDO ZERNATTO

Die Krähen streichen seewärts ab,
die Winde wehn durchs Tal hinab.
Der Bauer jagt mit hü und hu
den alten Gaul dem Viehmarkt zu.

Die Weiber räumen auf dem Feld,
die Spatzen schreien im Gespält;
ein Schwalbenpaar ist auch schon hier
und nistet auf der Friedhofstür.

Im Graben blüht der Seidelbast
und Knospen stehn auf jedem Ast.
Das Wiesel, das dort läuft am Zaun,
ist auch schon wieder sommerbraun.

Jetzt steht die Wintersaat schon grün,
die Kirschen werden auch bald blühn.
Bleibt nur, daß in mir, wie sichs frommt,
auch bald ein gutes Frühjahr kommt.

Entnommen aus „Gelobt sei alle Kreatur“, Gedichte von Guido Zernatto (Wolfg. Jeß Verlag).



**Hauskatze** phot. Hedda Walther

Die zärtliche und wilde, spielerische, schöne, vertraute und im letzten Wesenszug stets abwehrend fremde Hausgenossin des Menschen schildert mit tiefer Liebe und zartem Verstehen Paul Eipper in seinem neuen Buch „Freundschaft mit Katzen". (Mit 32 Bildern von Hedda Walther.) Dietrich Reimer. 5.50.

# DER SCHRIFTSTELLER ALS GEWISSEN DER ZEIT

## Vortrag, gehalten im P.E.N. Club von WALTHER von HOLLANDER

Die Lage des Schriftstellers von heute ist glücklich und unglücklich zugleich. Unglücklich, weil scheinbar niemand ihn braucht, weil er kein Machtfaktor ist, weil der Staat, die Politik, die Wissenschaft, weil die Mächte oder besser die Gewalten der Welt ohne ihn leben zu können meinen. Glücklich, weil die Zeit ihm Aufgaben von gigantischer Größe stellt, die nur er lösen kann. Glücklich, weil die bisherigen Wertmesser, an denen Sinn und Ziel des Lebens gemessen wurden, sich als unbrauchbar erwiesen haben, weil Wissenschaft, Geld, Glaube keinerlei verpflichtende Wirklichkeiten mehr sind, und die verpflichtende Wirklichkeit neu gestaltet werden muß. Es muß alles neu gemacht werden, es muß neu festgestellt werden, was ist, muß festgestellt werden, was werden soll, und es muß die Brücke neu geschlagen werden zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll. Diese Brücke zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, ist das Gewissen. Der Schriftsteller soll das Gewissen der Zeit sein, er soll, er muß feststellen, wie aus dem, was ist, das werden kann, was sein soll. Der Schriftsteller soll nicht glauben, daß er mit Hosiannah begrüßt wird, weil seine Aufgabe notwendig ist. Ja, man kann sagen, je notwendiger, je gewissensvoller ein Schriftsteller ist, um so unwillkommener ist er gerade heute. Denn das Gros der Menschen steht in Abwehr gegen die Wirklichkeit. Sie wollen nicht wissen, was ist, sie wollen lieber, nachdem die vielen Handgriffe, die man ihnen gab, versagt haben — die Tür zur Wirklichkeit gar nicht aufmachen. Sie glauben, die Wirklichkeit könnte ja doch nur noch schlimmer werden als jene Halbwirklichkeit, die sie krampfhaft sich zu erhalten bemühen. Die Angst vor der Wirklichkeit des Lebens ist fast so stark geworden, wie die Angst vor der Wirklichkeit des Todes. So wenig sie wissen wollen, wann sie sterben müssen, so wenig wollen sie wissen, wie man zum Leben kommt. Sie wollen nicht wissen, was der Mensch soll. Sie haben genug von Forderungen, Rezepten und Entwicklungen.

Der banale Entwicklungsgedanke des vergangenen Jahrhunderts schreckt sie ebenso wie jene optimistischen Theorien, die auf der technischen Beherrschung der Materie beruhen. Sie glauben nicht, daß man herausbekommen kann, was der Mensch soll.

Wir leben in der großen Zeit für den Schriftsteller, in der Zeit seiner großen Arbeit und seiner kleinen Ernte. Er kann nicht erwarten, den Dank für das zu ernten, was er tun muß. Denn beides, die Feststellung dessen, was ist, und die Feststellung dessen, was sein soll, ist gleich schmerzhaft für die Menschen. Dennoch hilft es ihm nichts. Er muß das Gewissen der Zeit sein, die Brücke

zwischen Ist und Soll. Er muß zeigen, was ist, ohne Rücksicht auf die Gewalten der Welt. Er muß zeigen, wie diese Gewalten sich an die Stelle des Menschen gedrängt haben, und an die Stelle des Lebens selbst. Wie zum Beispiel Staat, Geld und Maschine und die mit ihnen verknüpften Zusammenfassungen oder Kollektive Selbstzweck und Selbstziel geworden sind.

Diese seltsame Entwicklung läßt sich am besten an der Entwicklung der Maschine zeigen. Die Maschine, ursprünglich erdacht, um den Wirkungsbereich des Menschen zu erweitern, um sein Leistungsvermögen zu vermehren, zu präzisieren, die Maschine hat sich vollkommen selbständig gemacht. Das ökonomische Problem, mit dem wir augenblicklich ringen, ist das Problem der gespenstisch selbständigen Maschine, die zuerst diese gewaltige Menschenvermehrung der letzten Jahrhunderte ermöglicht hat und die nun dabei ist, die Arbeitskräfte dieser Menschen überflüssig zu machen. So aber ist es in allen der Materie verhafteten Disziplinen.

Wir Schriftsteller sind nicht gegen den Staat, nicht gegen die Politik, nicht gegen die Wirtschaft oder die Kollektive, soweit sie ihre Aufgabe zu erfüllen vermögen. Aber es ist evident, daß die Wirtschaft, soweit sie nur Wirtschaft, oder die Politik, soweit sie nur Politik ist, daß kurzum alle Kollektive, die nur Kollektive sind, soweit sie also nicht über die Materie hinausragen, nicht die Materie beherrschen können. Sie fahren mit der Materie dahin. Das ist die Lage von heute. Materie—Intellekt—Maschine sind bankrott. Sie können nicht vom Intellekt, von der Maschine, von der Wirtschaft, von der Politik her in Ordnung gebracht werden. Das ist festzustellen, und die Schriftsteller sind dabei, das festzustellen.

Das, was die Schriftsteller nicht feststellen und bisher nicht feststellen konnten, was sie auch nur selten gestaltet haben, ist das, was sein soll.

Was soll sein?

Es soll nicht vom Schriftsteller der Geist aufgerufen werden gegen die Materie (dieser Dualismus ist ein Dualismus von gestern), sondern die Totalität gegen die Einseitigkeit. Es soll dargestellt werden der neue Typ Mensch, dessen Aufgabe es ist, alle seine Kräfte zu entwickeln, zu entfalten, dessen Aufgabe immanent in ihm steckt, die Aufgabe nämlich, sich zu erfüllen oder, dieses Wort sei gestattet, sich zu vervollkommnen. Der neue Typus Mensch ist keine Utopie. Er ragt bereits über die Nebel und Niederungen dieser dunklen Zeit heraus, man kann seine Umrisse erkennen. Der neue Typus Mensch beginnt mit der Selbstbesinnung — und man muß dieses Wort in seiner doppelten Bedeutung nehmen: Besinnung auf die Kräfte und Besinnung, das heißt mit Sinnen versehen.

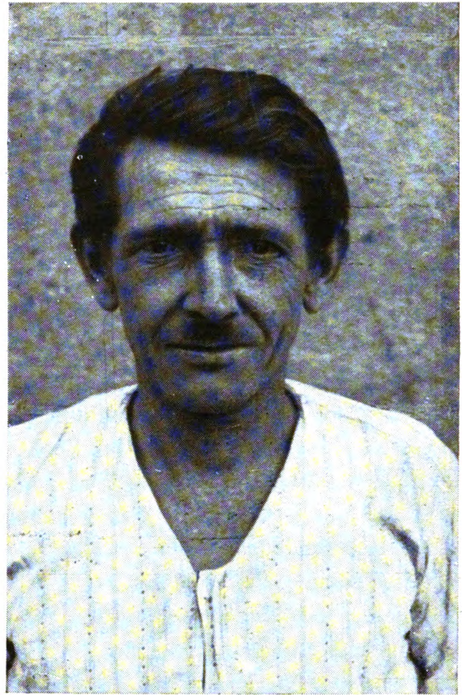
Der besonnene und besinnte Mensch wird sehr bald seine Formkräfte spüren. Er wird erkennen, daß er die Selbstgestaltung anpacken muß, weil er sich selbst gestalten kann (denn man muß, was man kann). Wir wissen, was Jahrtausende nicht gewußt haben, über die Formkräfte Bescheid, die im Menschen sitzen, äußere Formkräfte zunächst (wenn man die Dualität innen-außen gelten lassen will), Formkräfte, die es jedem Menschen gestatten, sich schön und gesund zu machen.

Nimmt man dieses Äußere als ein Zeichen, besinnt man sich darauf, wie Krankheit und Häßlichkeit immer die Zeichen waren des Schicksalgeschlagenen, so begreift man, daß im Mythos der Selbstgestaltung des Menschen, der sich schön und gesund macht, der neue moderne Mythos des mächtigen Menschen aufsteht, des Menschen, in dem das Schicksal eingezogen ist, der sein Schicksal selbst beherrscht. Wir stehen erst im Anfang dieses Mythos, der wie jeder neue Mythos seine lächerlichen Anhänger hat, die Gesundheitsfanatiker, die Sektierer, die Apostel von Wasser, Luft und Erde. Aber es kommt nicht auf die Lächerlichkeiten an, sondern auf den inneren Sinn.

Edison, einer der Matadore der materiellen Welt, hat vor nicht langer Zeit gesagt, daß wir am Ende der Entdeckungen und Erfindungen stehen, und daß nunmehr die Eroberung der organischen Welt beginnt. Das ist, mit anderen Worten gesagt, nichts anderes als die Eroberung des Menschen vom Menschen her. Der Schriftsteller hat diese Eroberung einzuleiten und zu gestalten, er hat den neuen Typus Mensch sichtbar hinzustellen, damit der Mensch sich von dem, was ist, strecken kann in das, was sein soll, nämlich in das klare, schöne und mächtige Leben.

Von den Kollektiven her, von der Materie her, von Wirtschaft, Politik, Staat oder einem anderen außermenschlichen Ziel kann die Hilfe nicht kommen. Die Hilfe kann nur kommen vom Menschen selbst, für den Menschen selbst. Das ist vom Schriftsteller zu wenig gesagt, er hat es auch zu spät erkannt, er weiß es noch zu unsicher. Er ist sich der Aufgabe, das Gewissen der Zeit zu sein, noch nicht sicher genug. Das ist die Anklage, die wir Schriftsteller gegen uns zu erheben haben.

Von Walther von Hollander erschienen u. a.: Auf der Suche (Ullstein, 4.50). — Frühling in Duderstedt (Int. Bibl., 5.00). — Zehn Jahre — zehn Tage (Propyläen, 6.00). — Jetzt oder nie (Ullstein, 4.50). — Schicksale gebündelt (Ullstein, 4.50).



# WORTE ÜBER HEINRICH LERSCH

## EINFÜHRUNG ZU EINEM LESEABEND DES DICHTERS IN BERLIN

KARL RAUCH

Heinrich Lersch ist von Hause aus Kesselschmied. Wie er zur Welt gekommen ist, hat er gelegentlich einmal so erzählt:

„Bisher waren nur lauter Mädchen gekommen, aber habt ihr eine Ahnung, was eine richtige Nietkolonne ist? Kesselschmiede sind alle Lumpenpack, Saisonarbeiter, immer unterwegs, tippelnd auf der Walze . . . , bald schmeißt der, bald jener die Brocken hin, geht und säuft sich davon. Darum kannte mein Vater keinen höheren Wunsch als eine Nietkolonne aus eigenen Jungens! Bei jedem Mädchen fluchte er fuchsteufelsdonnerwild! Auch diesmal glaubte er nicht daran, als die Hebamme ihn in die Schmiede winkte: „Pst, Meister . . . nu kommen Se doch mal!“ Knurrend, schon halb wieder voller Wut, stolpert er in die Kammer, ha . . . es ist ein Jung! Und reißt mich von der Mutter Brust, wickelt mich in den Schurz, daß Mutter erschreckt aufschreit: „Was hast Du vor?“ und raus damit in die Schmiede. Die Mädels alle Kopf an Kopf durch die Tür, ducken sich und sehen, wie der Alte brüllt: „Vier Mann hoch ran,

mit Vorschlag hämmern! Eisen in die Esse!" Die glauben, er treibe einen Ulk, da legt der Vater schon selber ein glühendes Eisen neben mich auf die Amboßfläche und los ging das Gehammer hastenichgesehen. Der Alte, tief gebückt mit dicken roten Augen daneben, ein Baldachin von spritzenden Funken hüllt mich ein, und auf einmal, mitten im Nietkommando, schreit er wie verrückt: „Halt!" . . . und packt und schrappt mich vorsichtig mit breitem Daumen an seine Brust: „Kusken! Kusken! wird 'n Kesselschmied, 'n echter Kesselschmied, hat nit mit die Wimper gezuckt! Eia popeia, mein Jung, mein Jung!" und tanzt mit mir durch die Schmiede . . ."

Diese kleine Geschichte klingt wie ein Mythos aus alter Germanenzeit. Wir möchten meinen, daß auch Siegfried so geboren wurde. Nun, die frischen klaren Augen, mit denen er das Schmiedefeuer begrüßt hat, die besitzt er heute noch — trotz aller schweren Mühseligkeit des Lebenskampfes — und das heiße jugendliche Feuer der Seele dazu. So wild drauflos, so jäh barbarisch, so elementar wie diese Schmiedetaufe, so ganz und gar unliterarisch ist auch das Leben und das Dichten Heinrich Lerschs. Vom Schicksal an Handwerk und Schmiedehammer gestellt, hat er sich immer als Genosse des Volkes, als Zugehöriger des Proletariats gefühlt. Mit intellektueller Spitzfindigkeit mag einer wohl konstruieren, daß dieser Lersch, aus dem sogenannten selbständigen Kleinhandwerk einer jahrhundertealten Kesselschmiedefamilie entwachsen, eher zu den letzten Überresten der frühkapitalistischen Gesellschaft gehöre als zu dem, was man im heutigen Weltstadtdenken Proletariat nennt. Diese leichtfertige Unterscheidungsweise ist sofort zu widerlegen, wenn man sich die schicksalhafte Gültigkeit handwerklicher Bindung klar vor Augen rückt. Diese ganze primitive und unbeschwerte Bindung an Wert und Schicksal einer von den Vätern übernommenen täglichen Handarbeit hat es ihm ermöglicht, ihm weithin vor vielen anderen ähnlicher Herkunft, die nachher am Zusammenprall mit der Bildungswelt zerbrochen oder verdorben wurden: sein eigenes Lied und das Lied des großen werktätigen Volkes zu singen und nicht in fadem Ästhetizismus, in Kaffeehaus- und Asphaltliteratur sich und seine beste gesunde Kraft zu verlieren.

Die grausame Schwere seiner Jugend können wir aus seinem neuen autobiographischen Roman „Hammerschläge" erleben. In frühem Alter wurde das Kind in Vaters Schmiedewerkstatt als dienstbares Glied eingefügt, denn die Sorge um Existenz und Erhalt des anspruchslosen Daseins ließ keiner freien Kindheit Raum, zwang schon früh zu Mittun und Verantwortung. Wie damals sein herzensfrisches Gemüt dem kleinen Heinrich geholfen hat, am fast zermürbenden körperlichen Zusammenbruch unter viel zu schwerer Last

sich vorbeizuwinden und vorbeizutragen, so hat Herzenskraft und lodernder Frohsinn ihm in allen späteren Not- und Leidenstagen, auch in Kriegs- und Frontdienstzeit beigestanden.

Seine dichterische Wortmeldung beginnt während des Kriegsdienstes an der Westfront. Es bleibt bezeichnend, daß diese seine beiden ersten Lyrikbände die Titel tragen: „Herz! Aufglüh dein Blut!“ und „Deutschland“.

„Deutschland soll leben, und wenn wir sterben müssen“ lautet opferbereit ein Wort aus einem dieser Bände, mit denen ein armer Sohn dieses Landes sich zur vollen Hingabe für die Gemeinschaft der um ihren Bestand aufs letzte ringenden Nation bekannte. Viele Tausende, die heute im Osten, Westen und Süden draußen liegen, Mauer blutigen Opfers um noch immer herzblutendes Land, haben dies Wort auf den Lippen getragen, und wahrlich ist es ihnen wie ihm selber, als er es schrieb, heiliger Ernst gewesen. Dies andere Wort aber flammt aus dem gleichen Band auf, mitten aus der Kampfzone des Grabens und Trommelfeuers heraus:

„Es trägt ein jeder Tote des Bruders Angesicht.“

Da bricht vor der täglich und stündlich sich härtenden Blutskameradschaft mit dem Tode ein Anderes durch, da — mitten im Kriege — stößt ein menschlich reines Herz über die Bindung an die Schicksalsgemeinschaft der Nation hinaus zur Erkenntnis des allgemein Menschlichen und der alle verbindenden grenzenlosen Not, der alle bindenden Bruderschaft im Tode. Da steht frierend allein Schrei eines Herzens und zittert nach Versöhnung. Und dann: aus vier Kriegsjahren gerinnt quälendes Ende. Viele verzweifeln oder zerbrechen, Fahnen werden gewechselt, Eide gebrochen, und Sinnwidrigkeit wirft Tausende aus Ordnung und Bahn. Der heimkehrende Feldsoldat Lersch grüßt seine Heimaterde aufjubelnd so:

„— Wald, nimm mich wieder auf, treib meine Gedanken nicht vor, noch zurück;
jede Stunde ist Seligkeit. Deutschland, nimm auf mich Armen, umschmiege mich, der da lächelt mit weinender Seele.
Jeder, der heimkehrt vom Kriege, der ist im Meere der trauernden Menschheit eine leuchtende Insel von Glück.“

Dies Jasagen, dies neue Wurzelgreifen und sich Vermählen mit Heimatboden, Muttererde und Land ist ungeheuerlich und bleibend groß mitten im Taumel der Verwirrung, die Reifere, Kräftigere, Wissendere und von größerer Verantwortung Beladene ins Versagen, in die Flucht, in die Preisgabe jeden Haltes gerissen hat.

Hat die Nation, für die der dichtende Arbeiter und Soldat Heinrich Lersch gekämpft, gelitten, gesungen und sich gewahrt hat, ihm Dank und Gegengabe gewährt? Frage wird zur Anklage, und nach Sinn zu suchen kann zu schmerzlicher Sinnlosigkeit führen. Der seinen Arbeitskittel wieder anzog und versuchte, unter dem zwängenden Druck der Nachkriegsnöte die väterliche Werkstadt wieder in Gang zu bringen, mit Frau und Kindern jetzt mehrfache Verantwortung und Sorge tragend, der mit seiner Hände dienendem Werk und seiner Verse aufrufendem Klang wurzelhafte Sohnschaft innerhalb der Nation und innerhalb der handwerklich proletarischen Schicht seiner Bestimmung untadelig bekundete, wurde schier zerrieben im dumpfen oder gellenden Haß und Meinungsstreit der parteiischen Zerklüftungen, die den darbenden Kadaver der Nation zu zerfressen und zerschlagen sich umtobten, weil überall Blindheit und Scheuklappen sich spannten vor der Erkenntnis einheitlicher Schicksalsgebundenheit. Es ging Lersch wie es vielen gegangen ist und manchem noch geht. Weil das soziale Gewissen und die wachsende Hoffnung auf das aufbrechende gemeinsame Vorgehen der dienenden Klasse gegen die kapitalistische Fron in ihm lauter und lauter wurden, wurde er von den rechten, den nationalen Kreisen abgelehnt — und die Linken, die nächsteigenen Schicksalsgenossen mochten nicht vergessen, daß er mit glühender Leidenschaft in den Tagen des Aufbruchs 1914 sich inbrünstig zu Deutschland bekannt und dies Bekenntnis durch Tat und Blut besiegelt hatte. So verschlossen sich die Organisationen rechts und links diesem Getreuen, wie sie verblendet und verkalkt sich allem Heißen und Glühenden, allem Lebendigen und Trächtigen verschließen, dumpf und träge ahnend, daß die Kraft des lebendigen Blutes stärker ist als ihre Institution und immer jäher der Neugeburt des deutschen Menschen zurückt, aber noch immer sich klammernd und saugend am Herzblut der Gequälten und Gemarterten — Dämonen des Zwecks, Dämonen des Frons, Dämonen des Geldes, Dämonen des äußeren Zwanges, die der marschierenden Jugend den Weg sperren wollen. Aber sie marschiert, sie steigt voran, die Jugend, die neue Nation, das werdende Volk, die wachsende Menschheit, unter deren Fahnenträgern auch Er mit voransteigt, Heinrich Lersch, und das Marschlied singt: „Marsch, marsch, marschiert!

Tausend Jahre Zukunft staunen auf uns hernieder!
Tausend Jahre Vergangenheit beten zu uns herauf!
Marsch, marsch, marsch! Vorwärts marsch!
Herztrommeln trommeln! Gellt! Aufbruchposaunen!
Schmettert ihr Bässe der rauhen! Tönt Oboen der stillen Liebe!
Pauken der Freundschaft, dröhnt die Leiber zuhauf!

Marsch, marsch, marsch!
Marsch, marsch, marschiert! Der Mensch ist unterwegs!"

Das ist die frohe Botschaft aus jeder Zeile, die Lersch schreibt: Der Mensch ist unterwegs! — — — Kein Klagelied, groß und stolz bricht das Bewußtsein der Menschwürde im reinen Herzen, die Verbundenheit der Kameradschaft alle Fesseln des Tages, des Dienstes, des Werkes, des Standes, der Klasse.

In Heinrich Lersch hat die Arbeiterdichtung die Grenzen der Klasse durchbrochen. Seine Dichtung ist Volksgut schlechthin. Das ist ein Wert, dessen Höhe abzuschätzen schwer fällt in einer Zeit wie unserer, in der die Literatur immer härter einfriert in abgeriegelter Bildungswelt, die jeden organischen Zugang zum lebendigen Leben des Volks, der Straße, der Mitwelt verloren hat und in solcher eingespannten Isoliertheit beinahe schon sich selber auszehrt. Lersch, Rheinländer, Katholik, Handarbeiter, Kesselschmied, Frontsoldat, Kämpfer in den Reihen der arbeitenden Klasse, Volksgenosse, hat erst vor wenigen Monaten auf der Rheinischen Dichtertagung erschütternd ursprüngliche, kraftvoll gesunde, erdhafte Wahrheit der Selbstverblendung modernen Literatentums ins Gesicht geschleudert. Er überwindet in seiner Lyrik und seiner Prosa Alltag, Maschine, Fessel und Zeit. Aber er bleibt sich und der Erde treu. Nicht Knecht der Arbeit, nein, Herr der Elemente, Gebieter des Feuers, Herrscher und Sieger ist dieser Dichter, nicht mit Worten, sondern in der Tat durch die Kraft seines Wesens, sein Werk und sein Leben. Nicht umsonst trägt sein großes unvollendetes Buch, an dem er seit Jahren schreibt, den symbolischen Titel „Siegfried".

Und daß gleich ihm Millionen jetzt dumpf Geketteter zum Sieg über die Verhältnisse und über sich selber, zu bewußtem Menschentum vorstoßen: dafür singt, dazu kämpft er, Führer und Kamerad.

Was Kameradschaft sei, hat er im Kriege erlebt und im Tagestun nachher bewährt. Ich habe vorhin schon den Satz zitiert, mit dem er in jenem bitteren Winter 1918, als der gewaltige Zug der Kämpfer heimkehrte in das verzweifelnde, leidende, hungernde Land, die so teuer geschützte Heimat, sein Land grüßte und die Stimmen der Millionen Heimkehrer vereinte in seinem Gesang an die deutsche Erde:

„Wald, nimm mich wieder auf, treib meine Gedanken nicht vor, noch zurück,
jede Stunde ist Seligkeit. Deutschland, nimm auf mich Armen, umschmiege
mich, der da lächelt mit weinender Seele.
Jeder, der heimkehrt vom Kriege, der ist im Meere der trauernden Menschheit
eine leuchtende Insel von Glück."

Dies Glück, das der Heimkehrer wünschte, war keine Beschaulichkeit. Das

leidende Land mit seiner Not in Umsturz, Hunger und Spaltung duldete kein Behagen und Ruhen. Hammer und Amboß und glühendes Herz blieben in Bewegung. Sind es noch. Und lange noch werden in Hitze und Rotglut Schmied und Dichter werken und wirken müssen, bis in den Straßen und Städten und Dörfern der Bruder den Bruder erkennt und das neue Deutschland in neuer Ordnung Wirklichkeit wird.
Einer baut mit uns und anderen am Bilde der neuen werdenden Gesellschaft.
Ihn begrüßen wir heute: H e i n r i c h  L e r s c h.

# WILLE UND WERK DEUTSCHER VERLEGER

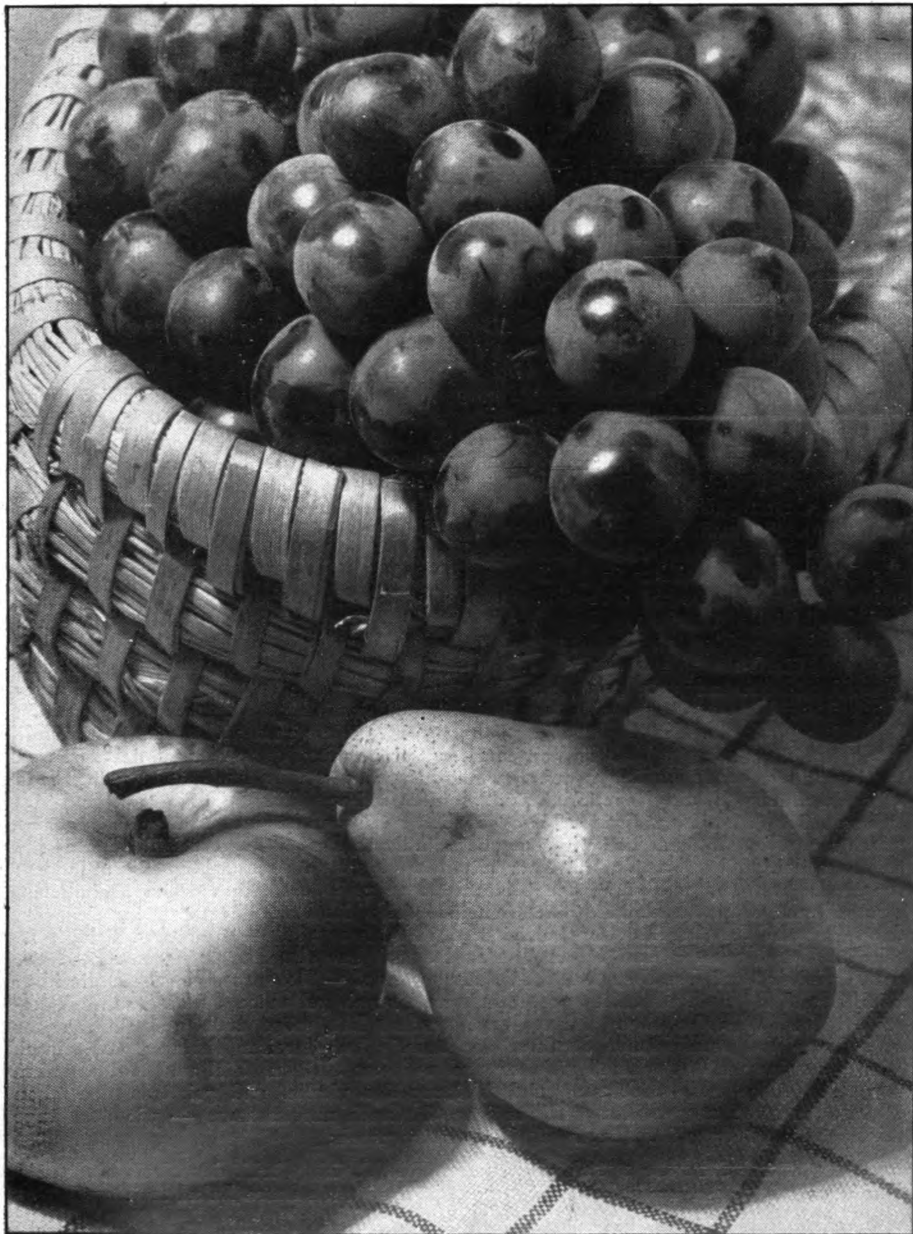
KARL RAUCH

**Wir setzen nachstehend die Reihe dieser programmatischen und kritischen Einzeldarstellungen deutscher Verlagsfirmen fort und verweisen auf die früher erschienenen Beiträge zu dieser Rubrik im Bücherwurm, 15. Jahrgang Heft 5, und 16. Jahrgang Heft 1. Diese Artikelserie wird jetzt in rascherer Folge weitergeführt werden.**



## Ludwig Voggenreiter Verlag in Potsdam

Der vor elf Jahren (1919) in Regensburg gegründete Verlag — die Firma lautete anfangs „Der Weiße Ritter Verlag“ und wurde neuerdings in Ludwig Voggenreiter Verlag geändert — steht ganz bewußt im Dienste der jungen deutschen Generation und nimmt insofern innerhalb der deutschen Buchverlegerei eine eigenartige Sonderstellung ein, als ihm in jeglicher Hinsicht entscheidend wertvoller gilt, dem jungen deutschen Menschen, vornehmlich jenem, der im Bannkreis der bündischen Jugend in erhärtet eigener Lebensform das Geisteserbe Hölderlins mit neuerwachtem Naturgefühl, das bleibende Gut der Jugendbewegung mit nie versiegendem Lebensstrom des „heimlichen Deutschland“ und gesunder eigener zeitlebendiger Gegenwart zu vereinen strebt, Daseins- und Gestaltungsmöglichkeiten an sich zu schaffen und auszubauen, als die Kräfte und Säfte dieser trotz aller Zerklüftung gewissesten Hoffnung des deutschen Wesens in Literatur und Bücher zu fangen. Der Mensch, der junge Mensch und sein schäumender Lebensdrang gilt als Aufgabe. Das Buch empfängt seinen Sinn, sein Recht erst daraus, wie es — Mittel und dienendes Glied — dem besonderen Lebenswillen dieser Jugend sich nützend und fördernd einfügt. Sonach wird, wer die Entwicklungsgeschichte dieses Verlages zu schreiben sich vornähme, insgesamt die Geschichte der das Gesicht der Nation stärker, als die offiziellen Stellen zugestehen wollen, bestimmenden Gruppen und Bünde des jungen Deutschlands zu schreiben haben — und wiederum wer diese Geschichte vom Wege dieser Jugend aus dem Vorkriegswandervogel her über das Banner des Weißen Ritter und das Gelöbnis von Langemarck hin bis zum heutigen Dasein der Pfadfinderbünde, der Jungmannschaften und der „Deutschen Freischar“ aufzeichnet, wird Stätte um Stätte und Stufe um Stufe den Werdegang des Ludwig Voggenreiter Verlages zu berichten haben.



**„Was essen?"** lautet der Titel des neuen Bändchen der billigen und gefälligen Sammlung „Der Eiserne Hammer". Kartoniert 1.20. Gesunde, neuzeitliche Ernährungslehre für jedermann mit Bildschmuck nach Photos von Dr. Paul Wolff.

Neben einer Fülle von Heften, Zeitschriften und Büchern, die jedes Dokument pulsenden Lebens, immer Daseinszeugnisse, nie Literatur, von den Bünden und Gruppen, ihren Tagungen, Planungen, täglichen und letzten Zielen Kunde geben, neben vortrefflichen Büchern des praktischen Gebrauchs („Deutsches Spielhandbuch", sechs Bände, für Schule, Haus, Jugend- und Sportgruppe heute schlechthin unentbehrlich — ein Sammelwerk lebendigen Volkgutes, das in dieser Art mit dem Sammelwerk der deutschen Volksmärchen durch die Brüder Grimm im vorigen Jahrhundert verglichen werden kann), neben dem im 7. Jahrgang vorliegenden „Deutschen Spurkalender" (dem geglückten Versuch an Stelle antiquierter und verstaubter Mentoren und Schülerkalender etwas dem heutigen Jungen Entsprechendes zu setzen!), neben gewichtigen Bänden der Jugendführung (die klassischen Pfadfindererziehungswerke von Baden-Powell) stehen die schmucken Bände der „Spurbücherei": Coopers „Wildtöter" in neuer sprachlicher Gestaltung von Paul Alverdes, Martin Luserkes „Zeltgeschichten", von Hentigs berühmtes Kriegsbuch „Ins verschlossene Land" und Shatters drei tolle jungenhaften Schmöker, die Karl Mays aufregende Abenteuergeschichten zeitgemäß fortführen. Die pädagogischen Veröffentlichungen der „Schule am Meer" schließen sich an, dazu Arnold Borks grundlegendes Buch über die Lehrerpersönlichkeit: „Lehrer und Schüler". Die rein dichterischen Werke des Verlages zeugen gleicherweise vom Leben, Kämpfen und Glauben des jugendlichen Deutschen. Eugen Roths „Der Ruf" ist seit langem zum Wegbegleiter vieler aus der Kriegs- und Nachkriegsgeneration geworden, in denen positive innere Kräfte sich regen. Rudolf G. Binding gab in schmalem Heft künstlerisch verdichteten Bericht der Langemarckfeier, mit der die Bünde der Jugend ihre Gefallenen ehrten. „Unsterbliche Jugend" von Lucien Price kam mit Geleitworten von Ernst Robert Curtius, Hermann Hesse und Romain Rolland als kameradschaftlicher Gruß aus dem deutschblütigen Amerika. Besonderes Verdienst bleibt die Herausgabe der Lyrik Hanns Meinkes in gepflegten und individuellen Bändchen. Schöpferischste Leistung des Verlages auf dem Gebiet der Dichtung: die Herausgabe der ersten Prosa- und Lyrikbände des jungen Paul Alverdes. Es ist von den neueren Werken dieses sehr begabten und zu den großen Verheißungen des jüngeren Schrifttums gehörigen Müncheners an anderer Stelle des vorliegenden Heftes besonders die Rede. Wenn heute führende und große Verlage seine Schöpfungen herausstellen und mit der Kraft ihres Namens, den umspannenden Möglichkeiten ihres Vertriebsapparates ihm zu breiteren Leserschichten den Weg bahnen, so vergesse man nicht das überragende Verdienst des Verlegers Ludwig Voggenreiter, der in dumpfester Notzeit der Inflation als kapitalschwacher Anfänger den bewundernswürdigen Mut fand, den Gedichtband „Die Nördlichen", die Novelle „Kilian", einen weiteren Band „Novellen" und das Drama „Die feindlichen Brüder" des gänzlich unbekannten jungen Dichters herauszubringen. Diese Bücher haben bislang keine hohen Absatzziffern erreicht. Der Name Alverdes dringt jetzt erst durch. Aber mit den Voggenreiterschen Bänden wurde dem jungen Dichter in den Reihen der Gleichalterigen und der Jüngeren, im „heimlichen Deutschland" der Jugendbünde eine Gemeinde liebender Freunde gewonnen, die Wert darstellt und Wert behält. Der Vorläufer des „Bücherwurm" — die jugendliche Zeitschrift „Der Vorhof" (Karl Rauch Verlag Dessau) hat als erste deutsche Zeitschrift mit Nachdruck auf den Namen Alverdes hingewiesen. — Lebensgemeinschaft, die über Bücher und Bücherhandel hinweg Mensch an Mensch gebunden, Werk zu Werk gekräftigt und schöpferischem Leben Wege geebnet hat, möge auch weiterhin in der besonderen und vorbildlichen Struktur des Ludwig Voggenreiter Verlages und seinem Dienst am jungen Deutschland sichtbar und wirksam bleiben. Ziel und Aufgabe ihm und uns bleibt: neue Sicherung und Weitung des vitalen und geistigen deutschen Lebensraums um unsertwillen und für jene, die nach uns kommen — wie der junge Alverdes im „Gesang der Jünglinge" 1920 es aussprach:

„Denn wir sind Schwelle zwischen Zeiten,
Wir noch mit Augen zweierlei:
Helft, Brüder, helft den Kreis bereiten!
Wir stürmen unsre Enkel frei!"

*

Der Arbeitsbericht des Verlages Ludwig Voggenreiter, veröffentlicht im Herbst 1930, ist durch den Buchhandel zu beziehen (—.50, Jugendschriften allein —.40).

## Transmare-Verlag zu Berlin

Verlagsneugründungen in wirtschaftlicher Notzeit sind fast durchweg mit großer Skepsis zu betrachten. Wir haben während des Jahrzehnts seit Kriegsende in dieser Beziehung vieles und viel Schlimmes erlebt. Mit Kühnheit, Wagemut, Leidenschaft und auch mit Opferbereitschaft sind um eine gute Idee Verlage geschaffen worden und schnell wieder verblüht. Auch Konjunkturtüchtigkeit hat manch große Gründung zuwege gebracht und ist nach kurzem Anlauf gescheitert.

Alle diese Bedenken und Erwägungen fallen bei dem vorm Jahre neuentstandenen Transmare-Verlag A. G. in Berlin fort, da hier von vornherein mit einem für buchverlegerische Verhältnisse in Deutschland ansehnlich hohen Kapital ans Werk gegangen werden kann. Der neue Verlag hat als erstes Unternehmen wesentliche Teile des absterbenden Münchener Verlages Kurt Wolff erworben, dessen Amerikabücher (Sinclair Lewis, Babbitt — Dr. med. Arrowsmith; S. Ornitz, Herr Fettwanst; Percy Marks, Amerikanisches Studentenleben und die Bände von John Erskine) neu in Fluß gebracht, dazu das vielfältige und hochwertige Werk Frans Masereels in sorgliche Pflege genommen und das Glück gehabt, gleich in den ersten Monaten seines Bestehens durch die Verleihung des letztjährigen Nobelpreises an Sinclair Lewis eine wirksame und billige Propaganda zu gewinnen. Anatole France, Maupassant, Tschechow, einige Romane Knut Hamsuns und die erlesenen Kostbarkeiten der „Stundenbücher der Ernst Ludwig-Presse" (alles übernommenes Gut aus dem Kurt Wolff-Verlag) weiteten Umfang und Möglichkeiten der Neugründung. Unter den ersten eigenen Erzeugnissen sind nächst etlichen neuen Amerikabüchern (Winkler: John D. Rockefeller, Dies: Der Spekulant, Warshow, von Drew bis Morgan) und dem sehr witzigen, lesenswerten Buch „Hochzeit, Flucht und Ehestand der schönen Salvatia" von E. Russell besonders zu nennen der bedeutsame englische Frontroman „Strich drunter" von Robert Graves, der zugleich ein Bild der englischen Vorkriegsgesellschaft eindringlich vermittelt, der grandiose weltanschauliche Roman der katholischen Dichterin Gertrud von Le Fort, „Der Papst aus dem Ghetto" und, für mein Empfinden das schönste Romanwerk, das uns im letzten Winter in Deutschland geschenkt wurde: die deutsche Übertragung von „Le grand Meaulnes" (deutscher Titel „Der große Kamerad") des im ersten Kriegsjahre gefallenen jungen Franzosen Alain-Fournier, dieser romantische Abenteuerroman, darin Wirklichkeit und Dichtung mit genialem und faszinierenden Griff einer selten reifen Jugend zur bezaubernden Einheit verschmolzen werden. Schmerz und Liebe, Traum und Sehnsucht, verwunschene Landschaft, ein verfallendes Schloß, Verlieren, Sichfinden und Wiederverlieren, blitzartig ein kurzer Blick auf das träumerische Vorstadt-Paris: alles ist darin, was wir Romantik nennen, aber gleichwertig daneben tiefste Kenntnis menschlicher Seele und zeitnah lebendiger Jugend. Aufregend, daß dieses echt eichendorffsche, spürbar ganz deutschem Wald entwachsene Buch aus Frankreich kommt und uns erst heute bekannt wird. In jedem Falle ist die Entdeckung dieses „Großen Kameraden" für Deutschland ein verlegerisches Verdienst, damit der neue Verlag einen ganz erstrangigen Befähigungsnachweis erbracht zu haben wohl stolz sein darf. — Ohne auf eine bestimmte Richtung weltanschaulich, konfessionell oder parteipolitisch festgelegt zu sein, hegt der Transmare-Verlag weiterhin die Absicht, Bücher um ihrer selbst willen mit Wert und Rang und Bedeutsamkeit für die Nation zu verlegen und mit umfassenden Mitteln zu vertreiben. Die Frühjahrsproduktion, soweit sie beim Schreiben dieser kleinen Darstellung zu übersehen ist, läßt ein gesundes wirtschaftliches Maßhalten deutlich erkennen. Im Gegensatz zu Massenauflagen von 2.85-Serien und über Gebühr und Zeitmöglichkeit hinaus zu teueren Unterhaltungswerken liegen in guter, sorgsamer Ausstattung billig und preiswert (kartoniert 3.—, Leinen 4.80) vor: M. J. Larsons, Im Sowjet-Labyrinth — Erlebnisberichte eines Kurländers, der jahrelang im Dienst der Sowjetregierung an der Lösung der großen wirtschaftlichen Probleme dieses Reiches mittätig gewesen ist; Walther Rode, Knöpfe und Vögel, Lesebuch für Angeklagte — ein amüsantes, zugleich satirisches und belehrendes Buch über die Praxis der Justiz; und mit dem Titel „Bestien und Heilige" von W. L. Comfort die aufregenden Schilderungen der Abenteuer zweier junger Amerikaner im indischen Dschungel.

# NOTIZEN ZU BÜCHERN HERMANN HESSE

**Mahatma Gandhi / Mein Leben. Herausgegeben von C. F. Andrews, deutsch von Hans Reisiger. Leipzig, Inselverlag. 7.50.**

Ein rührendes und ehrwürdiges Buch, obwohl es weder geistig noch literarisch ein hervorragendes Buch ist. Ehrwürdig und selten ist es inmitten unserer Zeit als Dokument eines Lebens, das auf Wahrheit und selbstlosen Dienst, auf Gottesdienst und Nächstenliebe gestellt ist. Dabei ist es wunderlich zu sehen, wie wenig eng Gandhi's Zusammenhang mit seiner eigenen Religion und dem überlieferten indischen Geiste ist. Seine religiöse Bildung ist bescheiden, und er hat, wie es scheint, mehr von europäischen Christen gelernt als von indischen Religionslehrern, es ist seinem Denken und Stil von dorther sogar eine englisch-puritanische Färbung geblieben. Nicht das ist an Gandhi und seinem Leben das Große, daß er Inder ist und indischen Geist verkörpert, sondern daß er trotz starker Entwurzelung Indien wiedergefunden hat und seine Heimatliebe aus einem Geiste zu leben und fruchtbar zu machen sucht, der ganz übernational ist und viel Europäisches und Christliches auf sich hat wirken lassen. Daß er gewisse Wahrheiten gefunden hat, die den Anschein der Ewigkeit haben, ist nichts Besonderes, sie liegen auf allen Gassen. Das Besondere ist, daß er diese Wahrheiten sofort und rücksichtslos zu verwirklichen sucht, nicht als Forderungen an andere, sondern als Forderungen an sich selbst, unter Preisgabe des eigenen Ich und seiner Wünsche.

**Max Kommerell / Jugend ohne Goethe *). Frankfurt, Verlag Vittorio Klostermann. 2.50.**
Es wäre viel zu sagen über diese kleine, ausgezeichnete, von dichterischem und von erzieherischem Wissen erhellte Schrift — ich las sie mit inniger Zustimmung und wünsche ihr unter den Lehrern der Jugend und unter den Besten der Jugend selbst viele Leser. Um eine Ahnung zu wecken, möchte ich wenige Sätze Kommerells ohne Kommentar mitteilen:

Nicht der Unschöpferische ist dem Schaffenden ganz fern, sondern er, der schaffen will ohne es zu können. Der Krampf des Schaffenwollens ist aber die Gebärde der jüngsten Jugend und darum ist sie ungeschickt den Schaffenden zu erraten.
Es ist ein Märchen der Bürger, daß die Jugend vieles nicht verstehe. Die Jugend versteht in der Dichtung mit ganz geringen Ausnahmen alles, was der Erwachsene versteht, dazu noch sehr viel, was der Erwachsene nicht versteht.

In jeder Zeit ist der ganze Mensch vorhanden, aber ein Teil von ihm bleibt unterirdisch, bleibt Möglichkeit — vielleicht gerade der, der in einer abgelaufenen Frist blühende Wirklichkeit war.

Was der deutsche Jüngling eigentlich ist, wie er sich in Dichtungen Wolframs oder Jean Pauls ankündigt, dies wird erst jetzt vorstellbar, damit aber zugleich die furchtbare Möglichkeit, die mit diesem deutschen Jüngling wandelt als sein Schatten oder beinahe als sein Atem. Es ist die: Versprochenes nicht einzulösen.

**Lessing / Das Erwachen des deutschen Geistes. Von Albert Malte Wagner. Berlin. Horen-Verlag. 9.00.**
Seit dem Buche von Christoph Schrempf, vor mehr als zwanzig Jahren, ist über Lessing keine Darstellung mehr erschienen, die den großen Wahrheitssucher und den großen Stilisten wirklich in seinem Wesen und in seiner geschichtlichen Funktion verstanden hätte. Desto willkommener ist uns dieses höchst gediegene und höchst sympathische Werk Wagners, denn es ist aus einem wirklichen, von Liebe und Ehrfurcht getragenen Verstehen entstanden. Es ist ohne jeden Zweifel heute das schönste Buch über Lessing. An diesem edlen Geist hat Deutschland, wie an so manchen, das Unrecht der Undankbarkeit und Geistesträgheit begangen. Wagners Buch sollte vor allem den Lehrern der Literaturgeschichte an allen Schulen zu lesen gegeben werden. Es nennt

---

*) Auf die schöne und erhebende Rede „Hugo von Hofmannsthal" von Max Kommerell (gedruckt ebenfalls bei Vittorio Klostermann erschienen) sei bei dieser Gelegenheit empfehlend hingewiesen.

Lessing den „Großen, der in einer Epoche, die am Verstande auszutrocknen schien, aus der Tiefe eines liebenden Herzens und der Glut eines leidenschaftlichen Willens Freiheit und Wahrheit wieder erobern wollte für sein Geschlecht, für seine Nation, für die Zukunft." Und über Lessings Stil sagt er: „Das ist der Stil des Kämpfers, hinter dem die Liebe steht, die als einigendes Ziel den Kampf lohnt und die Einsamkeit und das Mißverstandenwerden und die Not eines Schriftstellerlebens, das in einer verbeamteten Zeit den Mut hat, sich ganz auf sich selbst zu stellen." Im einzelnen finden sich dann noch Urteile tiefer, liebevoller Kenntnis gerade über Stilfragen, so über das gelegentliche Sichverlieren Lessings in eine „Mikrologie, die er genießerisch ausspinnt". Ein Buch der Liebe und des Kampfes, ein tapferes und fruchtbares Buch.

**William Bolitho / Zwölf gegen das Schicksal.** Die Geschichte des Abenteuers. Aus dem Englischen von M. Thesing. Mit 16 Bildtafeln. Verlag Müller u. Kiepenheuer, Potsdam. 12.00.

Der Autor dieses Buches der Abenteurer und Eroberer, W. Bolitho, ist früh gestorben, selber ein Conquistador. Aufgewachsen in Südafrika, Arbeiter, Schiffsheizer, Soldat im Weltkrieg, in einem Granatloch verschüttet, wendet er sich vom Lazarett weg den Studien und dem Geiste zu, arbeitet sich erstaunlich rasch und glänzend hoch, wird Schriftsteller und Journalist von Einfluß, stirbt 1930 an plötzlich wieder auftretenden Folgen seiner Kriegsverletzung.

Sein Buch erzählt zwölf Abenteurerschicksale, darunter die von Alexander, Napoleon, Mohammed, den Schluß bildet der gute Präsident Wilson. Besessen von einer anfechtbaren aber köstlichen Theorie des Abenteuers, im Historischen oft frech, oft ahnungslos, aber stets die Nase geradeaus, stets scharf wie ein Jagdhund auf seiner Fährte, stets wundervoll gespannt und straff baut er aus den zwölf Figuren eine Theorie und ein Epos des Abenteuers auf, ein wunderliches, kühnes, verblüffendes und phantasievolles Heldenbuch der Illegitimen.

**Grete Coellen / Doktor Fofumoff.** Verlag Rütten u. Loening in Frankfurt a. M.

Zwei Überraschungen hat dieses Werk einer neuen Dichterin mir gebracht. Die erste bestand darin, daß ich die ersten Seiten des Buches las und der Meinung war, es handle sich um eine Übersetzung aus dem Russischen. Der russische Tonfall (ein Vorkriegs-Tonfall allerdings) ist vollkommen nachgeahmt, und so echt es klingt, hat mir das doch nur halb gefallen. Die zweite, völlig positive und erfreuliche Überraschung aber war die: eine hochbegabte, echte Erzählerin zu finden, eine im heutigen Deutschland bei den Jüngeren kaum mehr zu findende Liebe und Wärme des Gefühls und eine große, gewinnende Darstellungskraft. Wenn ich die Sprache des Doktor Fofumoff, dies wunderliche Russisch-Deutsch, nicht recht schlucken konnte, von der farbigen Wärme dieser Erzählungskunst bin ich entzückt.

**Sabbatai Zewi, der Messias von Ismir.** Von Josef Kastein. E. Rowohlt Verlag Berlin.

Mit behutsamer Psychologie und abwägender Gerechtigkeit zeichnet in dieser Biographie, welche wirklich ein Geschichtsbuch und nicht einer der bequemen Moderomane ist, Kastein das Leben und die Wirkung des falschen Messias Sabbatai (gestorben 1675). Sabbatai Zewi, dessen Messiastum eine wenig edle Mischung aus phantasierendem Geltungsbedürfnis eines Schwärmers und schachernder Politik ist, wird von seinem Biographen kaum ernster genommen als er verdient. Ernst genommen und mit Liebe dargestellt wird weniger der Abenteurer Sabbatai als der eigentliche Held und Märtyrer seines Dramas: die Sehnsucht und Gläubigkeit eines leidenden Volkes. Ein erschütterndes und beschämendes Stück jüdischer Geschichte bildet den Hintergrund.

**Franz Blei / Die Lust der Kreatur.** Verlag Ernst Rowohlt. 8.50.

Der neue Sammelband enthält einige der stärksten Stücke von Franz Blei, dem Meister der ironischen Psychologie und Kritik, dem glänzenden Stilisten. Manchmal bleibt er ganz im Ironisch-Witzigen, manchmal wagt er sich weit in sein eigenstes Gebiet: die paradox formulierte Physiologie der Religion und der Erotik. Manchmal auch, selten, führt ihn seine verspielte Clownerie weit von allem fort, das noch Namen hat, und läßt ihn einen Augenblick allein in einer verlorenen Melancholie stehen, um deren wegen wir ihn lieben, obwohl wir wissen, daß er sie im nächsten Augenblick wegspaßen wird.

# ANMERKUNGEN ZU NEUEN BÜCHERN

**Paul Gurk / Judas.** Roman. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 6.50.
Der fünfzigjährige Paul Gurk, einst mit dem Kleistpreis gekrönt, dann durch Verlegermiseren des Erfolges seiner Bücher beraubt, vergessen und nicht beachtet, wurde mir Anlaß zu einem besonderen Hinweis im „Bücherwurm", den ich im vergangenen Sommer veröffentlichte, um endlich wieder einen Verleger für diesen genialen Einsiedler zu finden. Da schließlich doch auch einige gewissenhafte Tagesredaktionen sich fanden, die von seinem 50. Geburtstag Notiz nahmen, hat dankenswerterweise die Union sich zur Herausgabe des philosophischen Zeitromans „Palang" im letzten Herbst entschlossen, dem nun „Judas", die dichterische Neugestaltung des Lebensromans vom Jünger und Verräter, folgt — zugleich eine tiefe und aufrichtende Jesusdichtung. Dieses Buch des Judas Ischariot, den Gurk den Herrn des unfruchtbaren Denkens, den Freund und Bruder des Jesus von Nazareth, den mißbrauchten Knecht Gottes, den Verräter und den „notwendigen Menschen" nennt, gehört zu den fruchtbarsten und gehalttiefsten religiösen Dichtungen, die wir besitzen. Buchhandel und Käuferschaft tun hoffentlich das ihrige, dem schönen Werk zu einer Auflage zu helfen, die lang Versäumtes nachzuholen dem Verleger ermöglicht. Es harren noch ein halbes Dutzend Gurkscher Roman-Manuskripte der Herausgabe! Karl Rauch

**Emil Lucka / Michelangelo.** Ein Buch über den Genius. Mit 32 Bildtafeln. Paul Neff.
Bedeutsam an diesem neuen Buch über Michelangelo ist, daß es nicht nur künstlerischen und nicht nur historischen Problemen gewidmet ist, sondern vornehmlich dem Verstehen des Genius. Mit reichem Einfühlungsvermögen in alle zugänglichen Tiefen und Gewalten des genialen Menschen und ehrfürchtigem Verharren vor den Grenzen des Unerforschlichen macht Lucka in der Gestalt des Michelangelo das Urphänomen der Genialität offenbar und erschließt zugleich durch Anrufung anderer Großer, die von Geist und Dämon gezeichnet wurden (Beethoven, Tizian, Leonardo), das eigenmächtig Besondere dieses Michelangelo, seiner Tragik, seiner Unendlichkeit und Unerfülltheit im Leben und im Werk. — Die Zahl der Bildbeigaben ist in kluger Zurückhaltung beschränkt worden. Das Ganze ein Geschenk- und Lebenswerk besonders auch für jüngere Menschen, denen des Menschen Berufung über das im rohen Tageslicht Sichtbare hinaus gerade heute ins Bewußtsein zu heben nottut. Karl Rauch

**Sigrid Undset / Harriet Waage.** Roman. Universitas. 6.00.
Dieses Werk der Undset, das erst jetzt ins Deutsche übersetzt wurde, zeigt die ungeheure Entwicklung, die die Frau in den letzten zwei Jahrzehnten zu durchlaufen hatte. Viel schwerer als der Mann vom Scheitern der Ehe betroffen, war sie allen Unsicherheiten der Zeit hilflos preisgegeben, nicht fähig, das Alte zu halten, nicht geschult genug, um sich mit einem neuen Problem sachlich klar auseinander zu setzen — die Generation, die geopfert werden mußte. M. Wagner

**Ilse Faber / Die silberne Kugel.** Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geh. RM 4.50, Lein. RM 6.80.
Unsere Literatur geht heute vornehmlich auf das Stoffliche aus. Hier aber liegt wieder ein Roman vor, in dem sich Welt und Mensch spiegeln und das wirkliche Leben schwingt. Es geschieht unheimlich viel, und ohne daß man es spürt, ist man in dieses Leben hineingezogen. Alles geht zwangsläufig zu, aus einem inneren Gesetz heraus. Eine kleine Insel mit drängendem, lärmendem Leben — ein Gefüge verhaltener Leidenschaften. Eine kraftvolle, männliche Atmosphäre und eine Frau, die sichtbar und unsichtbar im Mittelpunkt der Beziehungen steht und Gefühlsverwirrungen hineinbringt. Wie aber die Zündstoffe sich häufen, wie Unausgesprochenes, etwa der Brudermord, lebendig wird und durch das Buch geistert, wie im Hintergrund der Befreiungskrieg Finnlands gegen den Bolschewismus wetterleuchtet und Verrat und Fliegertod mit hineinspielen — das alles hat Natur und Lebensfrische, dazu ein Gefühl für Wirklichkeit, ist leicht und farbig in der Sprache, knapp in der Schilderung und von einer Phantasie durchströmt. die auflockert und das erschließt, was unter der Oberfläche vorgeht.
Dereich

**John Galsworthy / Die Ersten und die Letzten.** Novelle. Verlag Paul Zsolnay, Wien.
So bedauerlich es an sich schon ist, daß einer der führenden europäischen Epiker unserer Zeit derartige Gelegenheitsarbeiten schreibt, so ist es weit mehr zu verwerfen, daß sie Verleger und gar noch Übersetzer finden. Von der „unerhörten Spannung und der Wucht der Wirklichkeit", die uns der deutsche Waschzettel verspricht, ist leider nichts zu spüren. Das Motiv der beiden Brüder, von denen der eine ein Bummler ist und zum Mörder wird, der andere es dagegen zu Ansehen und hoher Stellung gebracht hat, dieser jedoch in der entscheidenden Stunde versagt, während jener edelmütig, wie solche Leute zuweilen zu sein pflegen, die „Prüfung besteht" und die Schuld auf sich nimmt, wobei er es allerdings vorzieht, mit seiner Geliebten freiwillig in den Tod zu gehen, hätte einer anderen Gestaltungskraft bedurft, als sie hier am Werke war. Wohin ist der Dichter der Forsyte-Saga geraten, den wir so sehr verehren? A. Fratzscher

**Bruno Brehm / Ein Graf spielt Theater.** Roman. Adam Kraft Verlag, Karlsbad.
Brehm holt aus dem versponnensten Winkel Altösterreichs, aus Böhmen, seine Fabel: ein theaterbesessener Graf errichtet in seinem Schloß sehr zum Ärger seiner Verwandten ein Theater, bricht mit seiner Truppe in die Kleinstadt ein und erregt allenthalben Ärgernis. Brehms Stärke liegt im Lebendigmachen von absonderlichen Situationen und Charakteren. Das Ganze wirkt wie ein Spuk, hat aber eine Anschaulichkeit, die zum Greifen nah ist. Brehms Talent wirkt unheimlich: ohne literarische Kniffe sprudelt alles scheinbar regellos aus ihm und erzielt so Spannungen, die ungewöhnlich sind. Also im Erzählerischen eine ungemein starke Begabung, die obendrein durch ihren herzhaften Humor beglückt. Franz Spunda

**Philinchen Sacktuch / Ein Märchen von Fritz Wichert.** Mit Bildern von Doris Volhard. Urban-Verlag, Freiburg i. Br. Hln. 6.50.
Die Geschichte von dem kleinen Philinchen mit dem goldenen Zauberkamm, das, von ihren Purzelmännchen behütet, mit dem Riesenluftschiff ins Königreich Kamtschatka fährt, um den König zu bitten, ihren bösen Namen Sacktuch gegen einen freundlicheren einzutauschen. Wie sie sich in dem Koffer der schönen Frau Maria versteckt, beim Anblick des Königs mit der Glatze ohnmächtig wird, schließlich aber dem König zu einem dichten Haarschopf und zu einer schönen Frau verhilft und Prinzessin von Kamtschatka wird, alles das ist in seiner schlichten, volkstümlichen Darstellung von so köstlich frischer Spannung, von so bemerkenswerter sprachlicher Kraft und so märchenechter Stimmung, daß dieser mit prächtigen, farbenglühenden Bildern geschmückte Band mit den Grimm, Bechstein und Hauff zu dem schönsten deutschen Märchenschatz gehört. Hans Pech

**Arno Nadel / Der Ton,** ein religiöses Gedichtwerk. Verlag Felix Stössinger, Berlin.
Während Rilke im „Stundenbuch" das Thema Gott als Künstler mannigfach, oft ermüdend, variiert, zeigt sich uns Nadel als religiöser Schöpfer. Das Lyrische oder gar Artistische steht durchaus nicht im Vordergrund dieses rund zweitausend (!) Gedichte enthaltenden Werkes. Hier geht es um mehr, um eine Erkenntnisleistung. Nadel verlangt von seinem Leser die „reine Folge", das meditative Erfassen des Inhalts in der Erlebnis- und Erkenntnisreihenfolge, in der der Dichter das Buch geschrieben hat. So wandelt er den immer mehr schauenden und begreifenden Leser zum „Helden" dieses eigenartigen Buches, zum „Nahen". Diese Wandlung, diese Einweihung verzichtet fast ganz auf ethische Vorschriften und steht insofern den großen Religionen des Ostens nahe. Zwar, „die zur Wahrheit wandern, wandern allein" — aber sie sollten sich Nadels grandioses Werk zu dieser Wanderung mitnehmen, es ist sicher ein edlerer und besserer Wegweiser als die Dreigroschen-Baedecker der heute so beliebten Feld-, Wald- und Wiesenpropheten. — Übrigens will ich nicht etwa sagen, daß Nadels Buch kunstlos oder gar unkünstlerisch geschrieben sei. Im Gegenteil! Nur ist hier das Künstlerische mehr Begleiterscheinung und vorausgesetzte Selbstverständlichkeit, Hauptsache bleibt das Religiöse. Dennoch wird der, der n u r Kunst sucht, nicht enttäuscht sein. Es ist in vielen der Gedichte ein so zarter, müder, gottseliger Hauch wie in den Pastellen des Malers Arno Nadel. Besonders die kurzen Gedichte des „Ton", die nebenbei gesagt den „Funken" des Bô Yin Râ in Form und Geist nahe verwandt sind, enthalten oft Schönheiten, die weit über den allzu komplizierten Rilke hinausgehen. Man höre dies

innige, schlichte Gedicht: „Gott sieht — du dunkles Kind! / Gott ist das Sehen / Und mehr. // Gott hört — du dunkles Kind! / Gott ist das Hören / Und mehr. // Gott weiß — du dunkles Kind! / Gott ist das Wissen / Und mehr und ewig mehr.“

Herbert Fritsche

**Jan Fabius / „Java“. Erzählungen aus Niederländisch-Indien. Georg Stilke, Berlin.**

Es ist nicht das Indien der Maharadschas und unserer Phantasie, das hier am Auge vorübergleitet wie Weiland ein orientalisches Märchen, sondern die heutige europäische Kolonie, geschaut mit dem realpolitischen Blick des Holländers, der endlich aufräumt mit uralten Vorurteilen und einer verstaubten Tradition.

Wichtig dieses Land der Technik, wie er es schaut, je weiter die Technik und die Hygiene fortschreiten, desto bequemer gestaltet sich das Leben in Indien. Wasserleitung, elektrisches Licht, Telephon, Eisschrank und Auto haben wesentlich dazu beigetragen, das Leben in den Tropen für Europäer angenehmer zu machen. Auf seine indischen Pioniere, die da in den Tropen ein Weltreich schaffen, kann Holland stolz sein. Kurzum: ein sauberes und wertvolles Buch, dem nicht genug Beachtung geschenkt werden kann.

Dereich

**Hannah Szasz / Christine von Schweden. Urban-Verlag, Freiburg i. Br.**

König Gustav von Schweden vererbte mit seinem frühen Tode sein Reich an seine Tochter Christine, die ihm mit fünf Jahren auf den Thron folgte, unter der Vormundschaft des klugen Kanzlers Oxenstierna. Sie erbte auch die großen Geistesgaben ihres Vaters, erstaunte die Welt durch ihren Verstand, ihre Lernbegierde, ihre echte Geistigkeit. Nur hatte sie leider die Geschlossenheit des Vaters nicht mitbekommen, sein Genie, auch höchste Ziele auf möglichem Wege durchzusetzen. Mit fünfundzwanzig Jahren warf sie ihre Krone weg, ohne jeden äußern Zwang, um danach die übrige Zeit, fast vierzig Jahre hindurch, — sie starb mit dreiundsechzig, — nach einer neuen Krone zu trachten. Der von Neapel, von Polen, sogar wieder nach der weggeworfnen. Jedesmal ganz vergeblich. Die Hauptrücksicht ihres Lebens erwarb sie, die Tochter Gustav Adolfs, sich als glänzendster Bekehrungserfolg durch ihren Übertritt zur katholischen Kirche. So sicherte sie sich wenigstens eine Zufluchtstätte, als sie auf ihren unsteten Reisen zum Schrecken der Höfe, denen sie sich anschließen wollte, geworden war. Die Päpste taten, was sie konnten, um ihre Maßlosigkeit einzudämmen. Sie ist auch in St. Peter beigesetzt.

Die Darstellung ihres Lebens durch Hannah Szasz ist fleißig erarbeitet. Aber die psychologischen Einsichten genügen nicht ganz. Christine ist über-individualistisch. So steht sie außerhalb aller, auch aller moralischen Zusammenhänge. Als Herrscherin ist sie nichts, wertvoll höchstens durch ihre in der Geschichte einmalige Erkenntnis, daß sie ihr Volk am besten von sich freiwillig befreite.

Psychoanalytische Durchforschung letzter Seelenzustände wird heute so oft ganz verkehrt am Leben heroischer Männer und Frauen angesetzt, wo durch sie nur Zerstörung, eine falsche Fratze, geschaffen wird. Für eine gültige Darstellung dieses Lebens ist sie unerläßlich.

Margarete Kurlbaum-Siebert

**Otto Flake / Montijo oder die Suche nach der Nation. S. Fischer. 8.00.**

Montijo, ein Deutscher, der durch Blutmischung zwischen den Rassen steht, kommt nach Deutschland zurück, lernt es kennen in seiner tiefsten Zwiespältigkeit und ringt um Entscheidung. Befähigter als ein anderer zur Beobachtung durch Abstand und Vergleichsmöglichkeit, erfaßt er das Problem des deutschen Menschen klar und sieht geschärft die Strukturwandlungen, die sich im Laufe der Jahre der wilhelminischen Epoche, des Krieges und der Nachkriegszeit vollzogen haben. Lakonisch sachlich berichtet er, er ist kein Idealist, wenn er etwas von sich und anderen fordert, so ist es fair play. Er verbindet kühle Aufrichtigkeit seiner Gefühle mit starker Vitalität. Das „Erkenne dich selbst“ der Bildungszeit hat sich gewandelt in ein „Erkenne die Gelegenheit“ — aber er wahrt Noblesse. Flake sieht beste Typen des heutigen Menschen und gibt überragende geistige Schau der deutschen Verhältnisse.

M. Wagner

**Adolf Loos / „Trotzdem“.** Brennerverlag, Innsbruck. 5.50.
„Um den stil unserer zeit finden zu können, muß man ein moderner mensch sein“ — so selbstverständlich, wie das klingt, birgt es doch eine ganz andere Fragestellung als bisher. Nicht unsere Zeit ist morsch und unproduktiv geworden, nur wir selbst müssen uns umstellen, müssen wirklich moderne Menschen werden. Frage sich jeder einmal selbst, wie gern er in dieser unserer Zeit lebt? Einige wenige leben der Zukunft, die allermeisten, auch die meisten von denen, die selbst sich zu den ersteren zählen, leben rückwärts in die Vergangenheit hinein. Und deshalb — meint Adolf Loos — finden wir unseren Stil nicht, deshalb wird mühsam das Ornament gepflegt, trotzdem unsere Zeit so entfernt davon und so gesund ist, daß sie sich weigert dazu Erfindungskraft herzugeben. (So geschrieben am Beginn des 20. Jahrhunderts.) Es ist nur ein Zeichen ihrer Kraft, daß die Zeit arm am Ornament ist, frohlockt dieser wirklich Moderne, dessen Lebensaufgabe es gewesen ist, dort anzuknüpfen „im Anfang des 19. Jahrhunderts“, als „wir die Tradition verlassen“ haben. Denn sein Kampf um den modernen Stil — und die moderne Lebenshaltung überhaupt — richtet sich gegen die Architekten und den von ihnen ausgestoßenen letzten Schrei der Mode, er wurzelt in der Tradition der schlichten bürgerlichen Lebenshaltung am Beginn des vorigen Jahrhunderts. Unnötig zu sagen, daß es sich in diesem Buch nicht allein um Kunst und Stilfragen handelt, sondern daß das Alltäglichste unseres Lebens hineinbezogen wird und scheinbar Nebensächliches Sinn erhält und zum Symbol erhoben wird.
Adolf Loos, der Einsame, ungehört predigte er dreißig Jahre, um dann von der Woge überrannt zu werden: Prophetenschicksal. M. Wagner

# NATUR IM BUCH

**Kurt Hueck / Die Pflanzenwelt der deutschen Heimat und der angrenzenden Gebiete.** Mit über 1000 Naturaufnahmen, teils in farbigem Lichtdruck, teils in künstlerischem Tiefdruck. Erscheint in 3 umfangreichen Bänden zu je 30 Lieferungen. Hugo Bermühler, Verlag. Der Preis für die Lieferung beträgt M 3.00.
Die stattliche Zahl von 19 Lieferungen liegt uns jetzt vor, eine unerschöpfliche Fundgrube der Kenntnis pflanzlicher Gestaltlehre und Blütenbiologie, gleichzeitig tiefgehend klimatologische und geologische Verhältnisse erläuternd. Ein Werk, in Text und Bild naturhaft echt bis zu dramatischer Spannung. Ein wissenschaftlich genauer, trotzdem gänzlich unakademischer, lebendiger Text mit Aufnahmen, die sich in ihrer unvergleichlichen Schönheit und Lebensnähe von einem Bande zum anderen beinahe über sich selbst hinaus steigern. Kurz ein Werk, wie es für die Botanik bislang noch nicht existiert. — Diesen Eindruck vielgestaltiger Fülle und geistvoller Neugestaltung üblicher botanischer Betrachtungsweise bekommt man zutiefst schon nach diesen ersten 19 Lieferungen. Voll berechtigter Erwartung verfolgt man den Fortgang des Werkes, das so verheißungsvoll begann. Hans Pech
**Die Brehm-Bücher.** Bd. 1: Libellen; Bd. 2: Der Storch; Bd. 3: Fleischfressende Pflanzen; Bd. 4: Ein Tagfalter; Bd. 5: Schmarotzende Pflanzen; Bd. 6: Der Frosch. Weitere Bände über den Kuckuck, die Kiefer, über Ameisen, Schlangen, Nachtfalter, Maikäfer usw. in Vorbereitung. Jeder Band mit etwa 20 Abbildungen M 1.80. Brehm-Verlag, Berlin.
Schmale, freundlich ausgestattete Einzelbände, die an Hand eines lebendig-humorvollen Textes und vieler selten schöner, mit großer Geduld und Hingabe hergestellter Aufnahmen die Entwicklungsgeschichte und Lebensweise bestimmter Tier- und Pflanzenarten bringen. Wie aus dem unscheinbaren Laich auf dem Wege über die Kaulquappe der uns allen bekannte Teichfrosch wird, wie Freund Adebar sein Nest baut, Hochzeit hält und seine Jungen aufzieht, wie der Tagfalter in seligem Honigrausch von Blüte zu Blüte taumelt, wie das unschuldige tautrunkene Insekt von den Fangdrüsen einer fleischgierigen Moorpflanze festgehalten und ausgesogen wird, das erleben wir auf naturhaft spannende und eindringliche, oft erregende Weise. Eine Sammlung, die ich in jedes sonnenfrohe Haus und in jede Schulbücherei wünschte.
Hans Pech

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

**Wie man in Köln einander Witze erzählt**

Nach Schluß des offiziellen Teiles einer westdeutschen Dichtertagung sitzen Otto Brües und Heinz Steguweit bei etlichen Flaschen zusammen und unterhalten einander mit Anekdoten. Steguweit erzählt folgendes: Ein Kölner Bub geht über die Rheinbrücke, hat ein Korinthenbrot unterm Arm und bohrt geschäftig die Korinthen heraus. Ein Kaplan kommt vorüber und spricht den Jungen an: Jung, das darfst du doch nicht! — „Erstens", erwidert schlagfertig der Bub, „geht Sie das nichts an, zweitens hat meine Mutter mir gesagt, ich soll ein Brot ohne Korinthen bringen, und drittens bin ich evangelisch!" — Brües lacht schallend und schlägt sich vor Freude die Schenkel. Da kommt mitten ins Gelächter hinein Rudolf G. Binding an den Tisch der Beiden und möchte teilhaben an ihrem Behagen. Was es denn so Lustiges gäbe, fragt er — und Brües, noch immer lachend und prustend, antwortet: „Wir lachen hier über den köstlichen Spaß von dem Kölner Bub, dem sei Mutter gesagt hat, er solle ein Brot ohne Korinthen holen und der außerdem evangelisch war. Gell, Steguweit, nu erzähl du den Witz weiter . . ."

**Von Kaisers Gnaden: Fürst Bülow**

Aus den Memoiren des Fürsten Bülow ein Abschnitt nachstehend wörtlich. Wem, frage ich, genügt er nicht? —

„In ihren Augen war ein feuchter Schimmer, den ich noch nicht bei ihr gesehen hatte. Sie hielt mir die Lippen zum Kusse hin. ‚Erst lies diesen Brief', rief ich ihr zu, ‚die Arbeit, die ich im April in Albano über die italienischen Finanzen verfaßte, ist von Adolf Wagner, dem großen Nationalökonomen, sehr günstig beurteilt worden.' Sie sah mich starr an, dann brach sie in Tränen aus. ‚Dir', schluchzte sie, ‚wird der Ehrgeiz immer höher stehen als die Liebe.' Hatte sie recht? Zweifellos für sich selbst und für ihren eigenen Fall. Aber ich sollte noch der Frau begegnen, deren Liebe mir höher stand als jede persönliche Ambition. Gewiß, nicht höher als das Vaterland, das mir immer und in jeder Lage (!) am höchsten stand. Aber höher als das, was die Menschen Karriere nennen, als alle äußeren Auszeichnungen und Triumphe der Eigenliebe." — — Armseliges Vaterland!!

**Der Heldentod in der Kinderstube**

Unter Nummer 1152 „Dicke Luft, die Bombe der Gesellschaftsspiele (Deutsche Reichsfabrikmarke, Deutsches Reichswarenzeichen)" wird in einem Prospekt der Versandgesellschaft Stahlhof, Magdeburg, angezeigt: „Das Spiel hat nicht nur bei alten und jungen Soldaten, sondern vor allem in den Kreisen der Jugend durch seine Originalität großen Anklang gefunden. Der Jugend wird in lustiger Weise gezeigt, was die Väter in der großen Zeit erlebt haben. Da es ein Spiel sein und Freude bereiten soll, ist es originell gehalten. Es behandelt einen Gang vom Quartier in die Stellung bei „Dicker Luft", durch den Schützengraben, und zurück." — Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber sein Heldentod schenkt ihnen ein neues Spiel. . . . Reuchlin

---

**Leichte Ware für wärmere Tage**

Zur Reisezeit, in Sommer- und Ferientagen greift jeder wohl gern zu einem erzählenden Buch leichteren Gehalts, darin man ausruhend blättern kann und zum lösenden Lächeln oder befreienden Auflachen geführt wird. Wir haben leider solcher frohen Unterhaltungsbücher nicht viele. Einige, die keinen enttäuschen werden, sind gerade erschienen: Joachim Ringelnatz erzählt mit viel Behaglichkeit und erfrischender Selbstironie seines eigenen Daseins Tage: „Mein Leben bis zum Kriege" (Rowohlt, 8.50). Otto Brües plaudert auf Köllnsch derb und heiter vom seltsamen „Walfisch im Rhein", der schließlich gar kein echter, sondern nur ein aus Holz gebautes Ungeheuer gewesen ist (Horenverlag). Will Vesper läßt die zwerchfellerschütternden, gespenstigen Aufregungen erleben, die der Negerknabe „Sam in Schnabelweide", der sächsischen Spießerstadt, verursacht (Hanseatische Verlagsanstalt, 5.00). K. R.

# BILLIGE VOLKSAUSGABEN

**Viermal Heldentum für 2.85 kartoniert**

Die billigen Volksausgaben zu 2.85 marschieren. Schon gibt es Hunderte von Bänden dieser Preisgattung zur Auswahl, und also kann niemand mehr sich darauf ausreden, daß „Bücher zu teuer“ seien. Koehler & Amelang legen in fester Kartonage vier Bände nationalen Schrifttums vor: Luckners „Seeteufel erobert Amerika“ wird sicherlich in dieser preiswerten, erschwinglichen Form besonders unter der Jugend viele neue Freunde und Leser finden. Nicht minder H. H. Houbens „Der Ruf des Nordens“, ein Sammelband, der die Berichte der großen Polarexpeditionen bis zu Nobile und zu Amundsens heroischem Untergang umfaßt. Die große deutsche Geschichte ist vertreten mit Paul Burgs „York, Weg in die Freiheit“ (freilich mit dem Schönheitsfehler, daß der Verfasser den Namen seines Helden falsch schreibt: Yorck schrieb sich der Alte, und wir sollten das c vorm k ihm nicht rauben!). Junius Alter bietet einen Versuch der Zukunftsgestaltung deutscher Volks- und Staatsbefreiung in „Nie wieder Krieg?“.

**Dreimal Dichtung für 2.50 auf Alfapapier in Leinen**

Timmermans köstlichen, bei Regen, Sonne und Wind quicklebendigen „Pallieter“, Stefan Zweigs erotische Novellen „Amok“ und den „Großen Krieg“ der Ricarda Huch, diesen in gekürzter Ausgabe, die beiden zuerst genannten Werke vollständig legt der Inselverlag in auffallend schönen, bei aller Schlichtheit vorbildlich gut gearbeiteten Bänden zu dem erstaunlich niedrigen Preis von nur 2.50 in Ganzleinen vor. Der Verlag, dessen Name schon für hervorragende Qualität buchtechnischer Ausstattung bürgt, greift damit alte Vorkriegstradition seiner schönen Zwei-Mark-Leinen-Bände wieder auf.

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.**

### Romane und Novellen

Kurt Oskar Bark, Deutsche Wacht an der Weichsel. Grethlein. 5.50. — Grenzlandschicksal, jahrhundertalter Kampf deutscher Bauern gegen Polen in der Weichselniederung.

Emil Belzner, Marschieren! — nicht träumen! Enoch. 5.50. — Ein in seiner ungewöhnlichen Phantastik merkwürdiges Buch und ein erschütterndes Bekenntnis unserer Zeit, aus der Erfahrung heraus geschrieben, daß wirklichkeitsgetreue Photographie erst durch Verbindung mit dem Überrealen — und nur dann — Wahrheit wird.

Colette, Komödianten. Meine Gefährten und ich. P. Zsolnay. 4.90.

Hans Fallada, Bauern, Bonzen und Bomben. 8.50. Ernst Rowohlt. — In einer ausgezeichneten Darstellung gibt der Verfasser das Alltagsleben der Provinz, ohne Beschönigung, oft mit bitterem Spott, aber stets spannend.

Max Halbe, Generalkonsul Stenzel und sein gefährliches Ich. Ein heiterer Sommerroman. Albert Langen. 7.00.

Rudolf Herzog, Der Herzog und die Altstadt. J. G. Cotta. 4.80.

Aldons Huxley, Zwei oder drei Grazien. Ein kleiner Roman. Inselverlag. 6.00. — Mit ironischer und überlegner Sicherheit schildert und entlarvt Huxley die Gestalten seines Romans, der an Umfang kleiner als seine bisher in Deutschland bekannten, diese an Geschlossenheit überragt.

Heinz Kükelhaus, Erdenbruder auf Zickzackfahrt. Eugen Diederichs. 4.80. — Mit 16 Jahren erwacht in ihm der alte Wandertrieb, der ihn südwärts treibt, immer weiter bis Marseille, Abenteuerlust glüht in seinem Blut, die Fremdenlegion nimmt ihn auf, aber den Trotzigen behält sie nicht, er bricht aus, um schließlich wieder heim zu finden.

Jacques de Lacretelle, Kreuzweg der Ehe (Amour nupital). Übersetzt v. Süskind. D. V. A. 5.75. — Die Gegensätze, die seit Urzeiten in den Geschlechtern liegen und in jeder Ehe von neuem wieder durchgerungen werden müssen, platzen in dem Buch mit besonderer Wucht aufeinander und mit aller Unerbittlichkeit dieses Jahrtausende währenden Kampfes.

Jack London, Alaska-Kid. Übersetzung v. Erwin Magnus. Universitas. 4.80. — Kid, ein junger Journalist, geht als Goldgräber nach Klondike, findet einen fröhlichen Kameraden, den drolligen Kurt, und erlebt mit ihm Abenteuer und Gefährlichkeit, das große Auf und Ab in den weiten Goldfeldern Alaskas.

Heinrich Mann, Die Rückkehr vom Hades. Novellen. Paul Zsolnay. 7.00.

Ferdinand Mainzer, Clodia. Politik und Liebe auf dem Palatin. Klinkhardt & Biermann. 6.50. — Zwischen den Jahren 67 und 43 vor Christus, in dieser Epoche des Übergangs und der Revolutionen, spielt die Handlung des Buches, in deren Mittelpunkt Catullus und seine Geliebte Clodia steht. Aus geschichtlichen Quellen geschöpft, wird das Buch ein lebendiges Abbild der Antike.

Matwej Roesmann, Fischbein streckt die Waffen. Humoristischer Roman aus dem heutigen Rußland. Br. Cassirer. 6.50. — Fischbeins erbitterter Kampf für sein Eigentum, für das Eigentumsrecht überhaupt, der ihn immer wieder in neue Nöte und Konflikte mit den Machthabern bringt, seine Verständnislosigkeit gegenüber dem Kollektivismus, seine Gaunereien, seine unglaubliche Zähigkeit geben dieser Satire den Hauptinhalt, deren Hintergrund das heutige Rußland ist.

Franz Spunda, Baphomet. Stalling. Broschiert 3.00. — Tiefe Geheimnisse der Alchemie werden hier enthüllt und mit atemraubender Spannung verwoben.

Albert Steffen, Lebenswende. Verlag für Schöne Wissenschaften. 3.00. — Dieser Novellenband des anthroposophischen Dichters enthält: Rosenkreuzerlegende, Hans Holbein der Jüngere, Der Tod des Thomas von Aquino, Jakob Böhmes Herz, Lebenswende, Ordnung der Geschicke.

Helmut Stellrecht, Trotz allem. Ein Buch der Front. I. F. Lehmann. 6.00.

Clara Viebig, Prinzen, Prälaten und Sansculotten. Roman. Deutsche Verlagsanstalt. 6.50. — Ein neues Rokoko blüht am Hof des Erzbischofs von Trier-Koblenz auf, der die aus Paris geflohenen Aristokraten aufnimmt, die hier ihre prunkhaften Feste fortsetzen und nicht das unerhört Neue und Zukünftige erkennen, das über sie hereingebrochen ist.

Will Vesper, Sam in Schnabelweide. Hanseatische Verlagsanst. 5.—. — Ein kleiner drolliger Neger stellt eine ganze philiströse Kleinstadt auf den Kopf, deren Enge und Klatscherei verspottend.

H. G. Wells, Der Diktator oder Mr. Parham wird allmächtig. Roman. Mit 10 Illustrationen von David Low. Paul Zsolnay. 6.50. — Eine witzige und bittere Karikatur ist dieser Mr. Parham, der britische Mussolini.

Winterholler, Die Kaiserhöhe. Lebensroman aus ostdeutschem Land. Speidel. 5.00. — Schicksal der Blutmischung tragen die Gestalten dieses Buches, das in einer Stadt des deutschen Ostens spielt, Blutmischung und Verbundenheit deutschen und slawischen Wesens.

### Gedichte und Dramen

Alfred Mombert, Aiglas Tempel. Drama. Inselverlag. Pappband 3.50. — Dieses Drama, der zweite Teil des früher erschienenen Werks „Aiglas Herabkunft“, ist keine Schöpfung für die Bühne, aber es wird mit seiner dunklen, schweren, schönen Sprache mehr geben können als Bühnenwirksamkeit.

Rainer Maria Rilke, Stimmen der Freunde. Herausgegeben v. Gert Buchheit. Urban-Verlag. 6.00. — Ein Gedächtnisbuch, von Freunden dem Dichter gewidmet mit Beiträgen u. a. von Felix Braun, André Gide, Otto Heuschele, Ernst Kreneck, Otto Modersohn, Regina Ullmann, Paul Valéry usw.

Albrecht Schaeffer, Gedichte aus den Jahren 1915—1930. Inselverlag. 5.00. — Die bisher nur wenigen zugänglich schönen „Marienlieder“ Schaeffers und seine Saalborner Stangen werden hier vereinigt zum ersten Mal einem weiten Leserkreis geboten.

## Biographien

Marschall Foch, Meine Kriegserinnerungen 1914—1918. K. F. Koehler. Voranzeige etwa 15.00. — Eines der wichtigsten Dokumente des Weltkrieges.

Heinrich Mann, Geist und Tat. Franzosen 1780—1930. Kiepenheuer. 4.80. — Ein Buch europäischer Geistesgeschichte überhaupt, diese Darstellung der großen französischen Dichter des 19. Jahrhunderts.

Menschen, die Geschichte machten, 4000 Jahre Weltgeschichte in Zeit- u. Lebensbildern. Seidel & Sohn. 3 Bände mit 79 Bildtafeln je 12.00. — Mitarbeiter: 120 Historiker von Rang aus allen Kulturstaaten, u. a. Stepun, Oncken, Rosenberg, Laski, Windelband, Jastrow, Marcks, Hampe, Solovjew, Meinecke, Baynes usw.

F. W. Schaafhausen, Hindenburg, Vater des Volkes. Eugen Diederichs. 2.80. — Vorurteilsfrei, von jeder Tagespolitik unabhängig, wird das Leben Hindenburgs in diesem neuen Bändchen der „Deutschen Volkheit“ geschildert.

Elisabeth v. Schmidt-Pauli, Pilgerin auf Erden. Leben der heiligen Elisabeth. Verl. f. Kulturpolitik. 7.50. — Das Leben der heiligen Elisabeth wird hineingestellt in die große Epoche des Mittelalters. Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, die Kreuzzüge der Ritter, der glänzende Hof des jungen Friedrich II. — das ist der lebendige und farbige Hintergrund dieses Heiligenlebens.

Rudolf Thiel, Männer gegen Tod und Teufel. Aus dem Leben großer Ärzte. Paul Neff. 7.50. — Das schwere, oft heroische Ringen der großen Forscher der Medizin, ihr Schicksal und ihre Tragik wird hier lebendig geschildert.

J. T. Trebitsch-Lincoln, Der größte Abenteurer des XX. Jahrhunderts!? Amalthea. Mit 18 Abbildungen. 6.50. — Ein buntes, erregtes und spannendes Leben erschließt uns dieses Buch, anfangend mit dem Aufstieg des ungarischen orthodoxen Judenknaben, der später in Kanada als protestantischer Geistlicher jüdische Einwanderer bekehrt, um endlich in England liberales Unterhausmitglied zu werden. Im Kriege der Spionage verdächtigt, auf abenteuerliche Weise fliehend, wird er doch schließlich gefaßt und verurteilt.

## Politik und Geschichte

Im Westen nichts Neues in Bildern. 150 Kupfertiefdrucktafeln. E. Rowohlt. Kart. 2.85. — Ein Bilderbuch, angefertigt nach dem verbotenen Kriegsfilm.

Michael Farbmann, „Piatiletka“ (der Fünfjahresplan). Die neue Offensive des Bolschewismus. Deutsch von Dr. Rose Hilferding. S. Fischer. Kart. 3.00. — Objektiv und nüchtern gibt der Verfasser Beobachtungen wieder, die er an Ort und Stelle gemacht hat, das Ergebnis mehrjährigen Studiums dieses großen Versuchs.

G. E. R. Gedye, Die Revolver-Republik. Gilde-Verlag. 7.00. — Von einem ehemaligen Mitglied der Besatzungsbehörden wird hier die Zeit des Ruhrkampfes und der Separatisten geschildert.

M. I. Larsons, Im Sowjet-Labyrinth. Episoden und Silhouetten. Transmare. 4.80. — M. I. Larsons berichtet hier von seiner Arbeit mit und für Sowjet-Rußland, von Begegnungen und Erlebnissen mit Wirtschaftsführern u. großen Politikern.

Victor Margueritte, Vaterland! Deutsch von Joseph Chapiro. Rowohlt. Kart. 3.75. — Es mehren sich die Stimmen von drüben, die Unrecht einsehen und bereit sind zur Tat, zur Gerechtigkeit, zur Verantwortung. Gerade in Deutschland sollten diese Schriften gelesen und bekannt werden.

Theodor Seibert, Das rote Rußland, Staat, Geist und Alltag der Bolschewiki. Knorr & Hirth. 5.90. — Ein neues Rußlandbuch, das Beobachtungen und Erlebnisse des Verfassers während seines vierjährigen Aufenthalts dort zeigt und die Gefahren, die Europas Individualismus aus Osten drohen, warnend aufweist.

André Siegfried. Das heutige Frankreich. Sein Charakter, seine Politik, seine Parteien. Aus dem Französischen übersetzt von Friedrich von Havas. Deutsche Verlagsanstalt. 4.50. — Dies Buch wird den deutschen Leser bei der brennenden Aktualität des Problems einer deutsch-französischen Auseinandersetzung besonders deshalb lebhaft interessieren, weil hier ein Franzose mit nötigem Abstand über Frankreich schreibt.

Bernhard Schwertfeger, Kaiser und Kabinettschef. Aus den persönlichen Aufzeichnungen des Kabinettschefs Rudolf von Valentini. Stalling. 7.80.

# DER BÜCHERWURM

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

## Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 • 16. Jahrgang • Heft 6

Es ist schön, fremd zu sein, mit allen Städten vertraut, nirgends daheim zu sein. Im Grunde — wer, der viel reist, gibt es nicht zu — sind wir in der Fremde nicht, aber auch in der Heimat nicht ganz zu Hause. Das Endziel alles Reisens wäre vielleicht dies Gefühl, das die Welt entschwert: ich kenne alles, ich lebte überall, aber ich kann nirgends bleiben. Die Welt gehört mir, aber ich gehöre nicht ganz hinein. Warum sonst hätten wir Deutsche die riesigen Systeme unserer Metaphysik errichtet, diese Festungen der Zuflucht, rücksichtsloser Dauer, unbegrenzter Eroberung, als weil wir uns nirgends zu Hause fühlen? Die Wandernden und Umhergetriebenen sind die Metaphysiker der Geburt.

Reinhold Schneider, Portugal

# ALFRED BRUST

FRANZ SPUNDA

Es gehört zum antinomischen Charakter unserer Zeit, daß das Extrem der Überwertung des Herdenmäßigen zwangsläufig das andere Extrem der Vereinsamung im Geiste bedingt. Wo aber der Geist aus der Landschaft heraus Sinn und Tröstung empfängt, ist es nicht mehr vereinzelt, sondern im wurzelechten Zusammenhang mit Natur und Vorzeit dieses Landstrichs, reicht also bis ins Mythische hinab. Diesen Begriff darf man aber nicht mißverstehen. Er ist kein Produkt des Intellekts oder ein literarischer Notbehelf, den das Unbehagen an der Gegenwart geboren hat, sondern die letzte Konsequenz, eins zu werden mit dem Urerleben der Dinge und der Welt.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es Herders unvergängliche Tat, in Ostpreußen und auf einer Seereise, mitten im Toben der Elemente, den Sinn der Urpoesie im Mythos entdeckt zu haben. Ossian und die Lieder der Urvölker eröffneten ihm die wahre Welt des Gefühls, das, stark wie eine Naturkraft, in diesen Dichtungen unmittelbaren Ausdruck gefunden hat. Es dauerte nur einige Jahre, und Herders Erkenntnisse hatten die verlogene Süßlichkeit der damaligen Mode hinweggefegt. Und nun will es das Schicksal, daß aus dem gleichen Land ein ähnliches Zurufen an unser Ohr dringt, ein Anruf, der aus den Tiefen des Mythisch-Urtümlichen kommt: Alfred Brust. Aber nicht durch Hinweise auf Fremdes, sondern aus eigener Kraft. Ähnlich wie bei Herder fühlt man bei ihm, daß sein Werk nichts Ersonnenes, sondern ein spontaner Ausdruck eines Naturwillens ist. Doch man mißverstehe mich nicht: Brust hat nichts mit der Gattung von Heimatdichtern zu tun, von denen in jeder Landschaft zwölf auf ein Dutzend gehen, seine Heimat ist ihm nicht Folie oder Anregung, sondern Ausgangspunkt zur Lösung des Menschheitsrätsels überhaupt. Dadurch ist eine bewußte Beschränkung in ihm, nämlich die, die ganze Welt ostpreußisch zu sehen, und umgekehrt in Ostpreußen das ganze Welträtsel zusammengefaßt zu finden. Was aber beim ersten Anblick als bloße Laune erscheint, gewinnt bei näherer Betrachtung Sinn und Gehalt. Denn gerade diese Landschaft ist kulturgeographisch ein wahrer Mikrokosmus, ist der Schnittpunkt mehrerer Kulturen unter der Dominante des Nordischen: von Osten drängen lettische, tatarische und russische Elemente, von Süden chassidische Juden, von Westen die Deutschen. Der Grundstock ist heute noch heidnisch, pruzzisch. Noch raunen die alten Pruzzengötter in Heide und Wald, noch fühlt man geheimnisvoll ihr Walten. Schon Brusts erstes Werk, die Trilogie „Tolkening" ist getragen von unheimlichen Spannungen einer Dämonie, die an die Edda gemahnt, aber nicht durch das Heroische, sondern

durch die Elementarkraft des Sexuellen ausgedrückt wird. Hier rast die Brunst eines nordisch barbarischen Dionysos, die um so gefährlicher ist, da keine Musik seine Verzückung bändigt. In dieser dramatischen Ballade wütet der gleiche Rauschgott wie in der Zeit vor Äschylos.

Wie wir hier in der Gegenwart und doch zwei Jahrtausende zurück in der Urzeit sind, so sind wir im Roman „Die verlorene Erde" gleichfalls in mythischer Gegenwart, wo Heidentum, Christentum und Chassidismus ineinander übergreifen und mit drei verschiedenen Lichtern die Seele erhellen. Das blinde Toben der Naturtriebe ist hier gebändigt in erleuchtender Schau. Schicksalhaft wachsen die Seelen ineinander, die Natur selbst wird Menschenseele, die sich geheimnisvoll offenbart und schließt. Hier wird Brusts Sprache zu Musik, die ernst wie Orgelklang und das Rauschen des Meers aufklingt. Der feierliche Klang dieser Musik wandelt sich in dem folgenden Buch zu sanfteren Tönen: „Jutt und Jula". Eros — man müßte eigentlich ihn mit seinem nordischen Namen hier nennen — zerfleischt nicht mehr wie in der Trilogie und im Roman die ihm verfallenen Menschen, sondern vereinigt in dieser Erzählung Mann und Weib, Tat und Traum. Der Mann wird zum Träumer, die Frau schafft die Tat, das Kind. Diese Gedanken müssen notwendigerweise zur Vergöttlichung der Ehe führen: „Festliche Ehe", das letzte Buch des Dichters. Die Ehe ist für Brust ein mythisch-magischer Akt, die Lust führt ab von ihrem Sinn, der darin besteht, der Welt ihr Gleichgewicht zu geben. Denn wenn die Ehe unsicher ist, bricht alles zusammen. Das Ehepaar, das Brust schildert, gründet ein neues Menschengeschlecht, das Paradies ist Ostpreußen, Widewotan sein Gott. Das erinnert in manchem an die Nordlandstheorie Ernst Fuhrmanns, der auf Grund der rätselhaften Steininschriften von Bohuslän den Norden als die eigentliche Heimat der Menschheit erklärt. Alle Weisheit Indiens, Ägyptens und Palästinas wäre nichts als Ausstrahlungen des rätselhaften Urvolkes im Norden. Das Nordlicht, nicht die Sonne hat unsere Kultur geschaffen.

Brust wirft sich mit dichterischer Besessenheit auf diese Deutung, die ihm als die einzig richtige vorkommen muß, denn sie ist die seiner Natur gemäße. Ihm handelt es sich nicht um die Wahrheit dieser Anschauungen, sondern sie sind wahr, weil er sie erlebt. Und so steht er da inmitten unserer Zeitfragen als ein Dichter des Mythischen wie eine lebendig gewordene Sage der Urzeit und doch durch sein warmes Gefühl uns menschlich nahe, ein versponnener Beglückter. Je überzeugender die Virtuosen des Erfolgs als Gaukler entlarvt werden, desto dringender wird der Ruf nach wahrer Kunst und ihrer Sinngebung im Dichter. Es ist daher wahrscheinlich und notwendig, daß das Werk

Alfred Brusts in seiner Herder-Funktion viel zur Gesundung der deutschen Kunst beitragen wird.

Von Alfred Brust liegen vor (sämtlich im Horen-Verlag): Die verlorene Erde. Roman. 7.50. — Jutt und Jula. Geschichte einer jungen Liebe. 5.—. — Cordatus. Dramatisches Bekenntnis. 6.50. — Ich bin. Gedichte. 4.50. — Festliche Ehe. Roman. 6.50.

# BÜCHER FÜR DIE SOMMERREISE

**„Welche Bücher nehmen Sie diesmal mit in die Sommerferien?“ Diese Frage haben wir einer Reihe bekannter Autoren vorgelegt und nachstehende Antworten erhalten. Wir hoffen, daß unsere Leser je nach Veranlagung, Geschmack und Laune daraus förderliche Anregungen gewinnen für den Einkauf und die Auswahl der eigenen Sommerlektüre.**

Ich werde diesmal folgende Bücher in meine Ferien mitnehmen. Hans Chlumberg: Wunder um Verdun, ein Drama (S. Fischer, Berlin) weit stärker, kühner und erschütternder als irgendein dramatisches Kriegswerk, heiße es nun „Grabmal des unbekannten Soldaten“ oder „Andere Seite“. Hier ist einem Deutschen der ganz große Wurf, das Grauen des Krieges und das schmähliche Versagen des Nachkriegseuropa zu gestalten, restlos gelungen. Wohl aus diesem Grunde . . . . führt es kein Berliner Theater auf! Chlumberg war, das steht zweifellos fest, der gewaltigste Dramatiker der jungen Nachkriegsgeneration. — Elisabeth von Langen: Gedichte (Cotta, Stuttgart) Lyrik? Ist das nicht reaktionär? Verstaubt? Überholt? Nein! Hier spricht eine bedeutende Dichterin und gestaltet ein Ewiges: das menschliche Herz! Das rechtfertigt ihren großartigen, wahrhaft aristokratischen Versuch! — Bruno Brehm (Piper, München): Apis und Este. Ein erstaunliches Buch! Mit verblüffender Einfühlungskraft hat hier ein Dichter das tragische Schicksal des Erzherzogs Este gestaltet. Ungeheuer suggestiv alle Probleme des alten Österreich und seiner Widersacher aufgerollt. Nicht nur Politisches, sondern auch Menschliches gegeben! Wie im Film zieht das Drama an uns vorüber. Ein Dichter hat es beschworen und packt uns von der ersten bis zur letzten Zeile! Lest dieses Werk! Es verdient hohe Beachtung! — Lena Christ: Erinnerungen einer Überflüssigen (Albert Langen, München). Die Dichterin dieses Meisterwerks ist tot. Sie ging tragisch am Leben zugrunde. In diesem Buch hat sie ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr Erwachen zum Weib geschildert. Ich habe seit langer Zeit nichts so Aufrüttelndes gelesen. Man denkt an Strindbergs Beichten! In unheimlicher Sprachpräzision — die Dichterin bedient sich des farbigen, barocken, bayrischen Dialekts — wird hier nicht nur ihr Schicksal, sondern auch das ihrer grandios gezeichneten Umwelt unübertrefflich genau aufgezeigt. Niemand wird dieses bedeutende Bekennerwerk ohne tiefste Erschütterung aus der Hand legen! Lena Christ war eine der stärksten Dichterinnen der neueren Zeit!

Fred A. Angermayer

Von den Büchern, die mir Gunst und Zufall in den letzten Monaten in die Hand gespielt haben, ist zweifellos Richard Hughes: „Ein Sturmwind von Jamaika“ (Erich Reiß, Berlin) eines der schönsten. Die unschuldige Grausamkeit von Natur und Kinderseele wird in erschütternder Gestalt deutlich, das Vorrecht des Bösen, die kleinliche Infamie des gedankenlos Lieblichen und die Hilflosigkeit der Liebeskräfte ohne den Halt des Charakters. Zudem ist dieses Buch durch Stoff und Inhalt ungemein fesselnd, das uneinschränkbare Merkmal jedes wirklich guten Buchs. Langweilige Bücher sind immer schlecht, oder der Leser ist so schlecht, daß es langweilig ist mit ihm zu reden.

Waldemar Bonsels

Für die Sommerferien? Als erstes den letzten Hamsun „August Weltumsegler“ (Alb. Langen), diese wuchtige Anklage gegen den Irrweg der Zivilisation. Als zweites Benno von Mechows „Abenteuer“ (Alb. Langen), diese erste und größte Dichtung vom Kriege. Als drittes aber Ernst Wiecherts Novellenband „Die Flöte des Pan“ (G. Grote), der für mich die besten Novellen enthält, die in jüngster Zeit geschrieben wurden. Und als letztes endlich Paul Alverdes neues Buch „Reinhold oder die Verwandelten“ (Georg Müller), dessen vornehme und gepflegte Sprache immer ein paar reiche Stunden erhoffen läßt.

Edwin E. Dwinger

Als ich Leo Trotzkis „Geschichte der russischen Revolution“ (S. Fischer) neulich in die Hand bekam, blätterte ich darin herum und dachte: Sicher ein interessantes Buch, aber für den Sommer zu dick. Ich will es mir für den Winter aufheben. Außerdem ist bis dahin wohl auch der zweite Band, der das Gegenstück zur vorliegenden Februarrevolution behandelt, die Oktoberrevolution nämlich, herausgekommen. — Aber nach fünf Minuten dachte ich gar nichts mehr, ich las und las, und nach einer halben Stunde las ich immer noch, nach drei Stunden gleichfalls, und nach drei Tagen hatte ich die vierhundertundfünfzig Seiten in mich hineingeschlungen wie nur je einen spannenden Roman. Natürlich darf man ein solches Buch nicht auf diese Weise konsumieren. So steht es denn fest, daß ich es, obwohl es den größten Teil meines Köfferchens einnehmen wird, mit auf die Sommerreise nehmen will, um es in Ruhe und mit Vernunft noch einmal von Anfang bis zu Ende zu studieren. Ich weiß, es wird nicht das letzte Mal sein.

Manfred Hausmann

Ich nehme an Büchern mit:
Den neuen Frank Thieß „Der Zentaur“,
Jakob Wassermann „Etzel Andergast“, obwohl ich ihn schon zweimal gelesen habe,
Richard Hughes „Ein Sturmwind von Jamaika“,
Arthur Holitscher „Es geschieht in Berlin“,
Kesten „Glückliche Menschen“.
Ich nehme mit einige Bücher, die versuchen, philosophisch diese Zeit zu bewältigen, zum Beispiel Gurewitsch: „Zur Grundlegung einer Synthese des Daseins“,
Hans Künkel: „Der furchtlose Mensch“,
Hermann Herrigel: „Das neue Denken“,
John Dewey: „Die menschliche Natur“.

Walter von Hollander

Diesen Sommer will ich lesen: Jean Paul (wieder einmal), Dickens „Bleakhaus“ (unglaublich gegenwartsnah in der Übersetzung von Meyrink) und noch einmal den Roman über die Abgründe in uns „Ein Sturmwind von Jamaika“ von Richard Hughes, dieses Jahr erschienen.

Walter von Molo

„Sommerreise“? Kann man davon sprechen, wenn sie im Winter beginnt und bis zum Herbst dauert? Denn ich mache eine gemächliche Reise rund ums westliche Mittelmeer, durch die Länder Italien, Tunesien, Algerien, Marokko, Spanien, Frankreich. Da braucht man natürlich viele Bücher von allerhand Art, und wenn es nur wäre, um auf einer so langen Reise, wenn man vor äußeren Eindrücken nicht mehr aus noch ein weiß, sich hier und dort einmal festzuhocken und einen ganzen Tag einfach zu lesen. Da liest man Dichterisches wie Wissenschaftliches, Politisches wie Geographisches und Geschichtliches in verschiedenen Sprachen. Und da habe ich in den zwei Bücherkisten im Auto auch die geschichtliche Literatur, die ich zur Arbeit benötige, denn ich schreibe am zweiten Band von „Wolga, Wolga“ an guten Halten auf der Reise. Doch Sie wollen offenbar wissen, was ich an Büchern der „schönen“ Literatur mitgenommen habe. Nun, einiges, was gerade „dran“ war gelesen zu werden: Schäfers „Hauptmann von Köpenick“, Ina Seidels „Wunschkind“, Keyserlings „Europabuch“, des Spaniers Ortega Philosophie, außerdem Carossas Gedichte. Und immer einen Band Shakespeare und Tolstoi. Ja, man muß auf einer langen Reise allerhand Futter für die wechselnden Launen bei sich haben.

Josef Ponten

Keine Neuerscheinung. Vielleicht Stifter „Studien“ oder Friedrich Schnack „Sebastian im Wald“. Oder Heinrich Federer „Am Fenster“ oder Hermann Hesse „Bilderbuch“. Oder Francis Jammes „Almaide“ oder André Gide „Pastoralsymphonie“. Stille Bücher also. Wahrscheinlich aber gar nichts. Wer das ganze Jahr vor Schreiben und Lesen nicht zu sich selbst kommt, sollte in seinen Ferien versuchen, zu sich zu kommen. Über sich zu denken, von Anfang an und ohne Erbarmen. Und wenn er lesen will, sollte er sich vor das Buch Gottes setzen: vor die Wälder, die Wolken, den Käfer im Gras und die Blume im Tau. Um sich seiner Heimat und Mutter ein wenig zu erinnern, aus der man ihn verstieß.

Ernst Wiechert

Ich weiß nicht, ob Sie meine Antwort auf Ihre Rundfrage: „Welche Bücher nehmen Sie diesmal mit in die Sommerferien?“ im „Bücherwurm“ veröffentlichen wollen — sie lautet ganz banal: „Die Verfassung des Deutschen Reiches“.

Emil Belzner

---

Natürlich dürfen Sie auch einen guten Reiseführer nicht vergessen! Meyers Reiseführer liegen meist in neuen Auflagen vor. Der Verlag bringt soeben auch einen neuen Ostpreußenführer heraus. Baedekers beliebte Reisehandbücher finden Sie vollständig bei Ihrem Buchhändler vor. Wer nach Oberitalien fährt, beschaffe sich rechtzeitig den neuen Band „Was nicht im Baedeker steht“ des Verlages R. Piper & Co. — Ein schönes Reisetagebuch „Italien“ von Hartlieb, ein Reisebuch „Frankreich“ von C. O. Jatho, als Ergänzung dazu Hartliebs „Antlitz der Provence“ und das Tagebuch einer griechischen Reise („Das Land ohne Schatten“ von J. M. Wehner) legt der Georg Müller Verlag vor, dessen wundervolles Reisetagebuch „Portugal“ von Reinhold Schneider auf den nächsten Seiten noch besonders behandelt wird.

# PORTUGAL

DR. WALTER MEIER

Es gibt kein Land in Europa, das in unserem Bewußtsein so wenig lebt wie der westliche Saum der iberischen Halbinsel. Portugal ist ein totes Land; niemand kennt es. Unsere Gedanken lassen es aufgehen in der spanischen Welt. Und doch hat die Herrschaft Spaniens über Portugal von der Besetzung des Throns durch Philipp II. bis zur Ausrufung des Herzogs von Braganza zum portugiesischen König (1640) nur 60 Jahre gedauert. Aber Portugal hat seinen Namen verloren und sich selber aufgegeben im Sturze nach seinem ungeheuren und rauschhaften Aufstieg, der in der Geschichte ohne Beispiel ist. Nur durch das große Erdbeben von Lissabon, von dem noch heute die Trümmer nicht ganz aus der Stadt geräumt sind, hat es noch einmal Europa mit einem tiefen Schauer erfüllt. Portugal ist eine Ruine der europäischen Geschichte, großartig und ergreifend für den, der ihren abgründigen Sinn erkennt. Durch zwei bedeutende und wahrhaft dichterische Bücher hat Reinhold Schneider die ganze Größe des portugiesischen Schicksals uns unverlierbar vor Augen geführt. Bei Jacob Hegner erschien „Das Leiden des Camoës, Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht". Als Vertreter eines Volkes und eines Schicksals, nicht einer Literatur, ist hier Portugals großer Dichter betrachtet worden; denn er ist nicht nur der Vermittler des portugiesischen Schicksals, sondern auch dessen Erleider: „Die Verhängnisse, die sein Volk vernichten, stürzen auch ihn". Wir sagen von vielen großen Werken der Dichtkunst, daß in ihnen die Seele eines Volkes die Unsterblichkeit erlangt habe, von keinem trifft das aber vielleicht so in tiefstem Sinne zu, wie für die Lusiaden. Uns dafür ganz die Augen geöffnet und uns damit eine wesentliche Bereicherung unseres geschichtlichen Bewußtseins geschenkt zu haben, ist das Verdienst der dichterischen Darstellungen von Reinhold Schneider.

Portugal ist ein tränenvolles Idyll auf tragischem Grund — so lesen wir an einer Stelle. In zwei Büchern hat es Reinhold Schneider betrachtet: im „Leiden des Camoës" den tragischen Grund, im „Reisetagebuch" *) das tränenvolle Idyll. Jenen vermag eine einzige Seite des Buches schon zu enthüllen. „Der tragischste Ort auf diesem Boden ist die rechte Seitenkapelle der Kirche Santa Maria zu Belem. Mit betend erhobenen Händen ruhen Vasco da Gama und Luiz de Camoës auf reichen Sarkophagen; in einer Nische der Rückwand steht ein von Elefanten getragener Sarg, der den Namen des Königs Sebastian trägt, jenes Träumers, der mit vierundzwanzig Jahren die letzte Kraft seines erlöschenden Volkes nach Afrika führte, um sie einem Phantasma zu opfern. Camoës wurde irgendwo auf einem Pestacker verscharrt, der König verschwand in der Schlacht und wurde niemals gefunden, die Gebeine Vasco da Gamas allein liegen vielleicht unter seinem Namen. Der Entdecker, der das Reich gewann, der König, der es verlor, der Dichter, der es unsterblich machte, alle drei verbunden durch eine Spanne von achtzig Jahren, die genügte, um zu entdecken, zu verspielen und zu überliefern, alle drei haben ihr Grabmal in demselben Raum."

Das Reisetagebuch zeichnet fast auf Schritt und Tritt auf, wie durch die ganze bunte Erscheinungsfülle des portugiesischen Lebens und seiner Landschaften der dunkle Grund des Volksschicksals durchschimmert. „Es handelt sich nicht darum ein Erlebnis zu konstruieren aus Geschichtswerken" — bemerkt der Autor, und er weiß uns zu überzeugen, — „etwas Antiquarisches mühevoll in

*) Reinhold Schneider, Portugal. Ein Reisebuch. Georg Müller. 6.50.

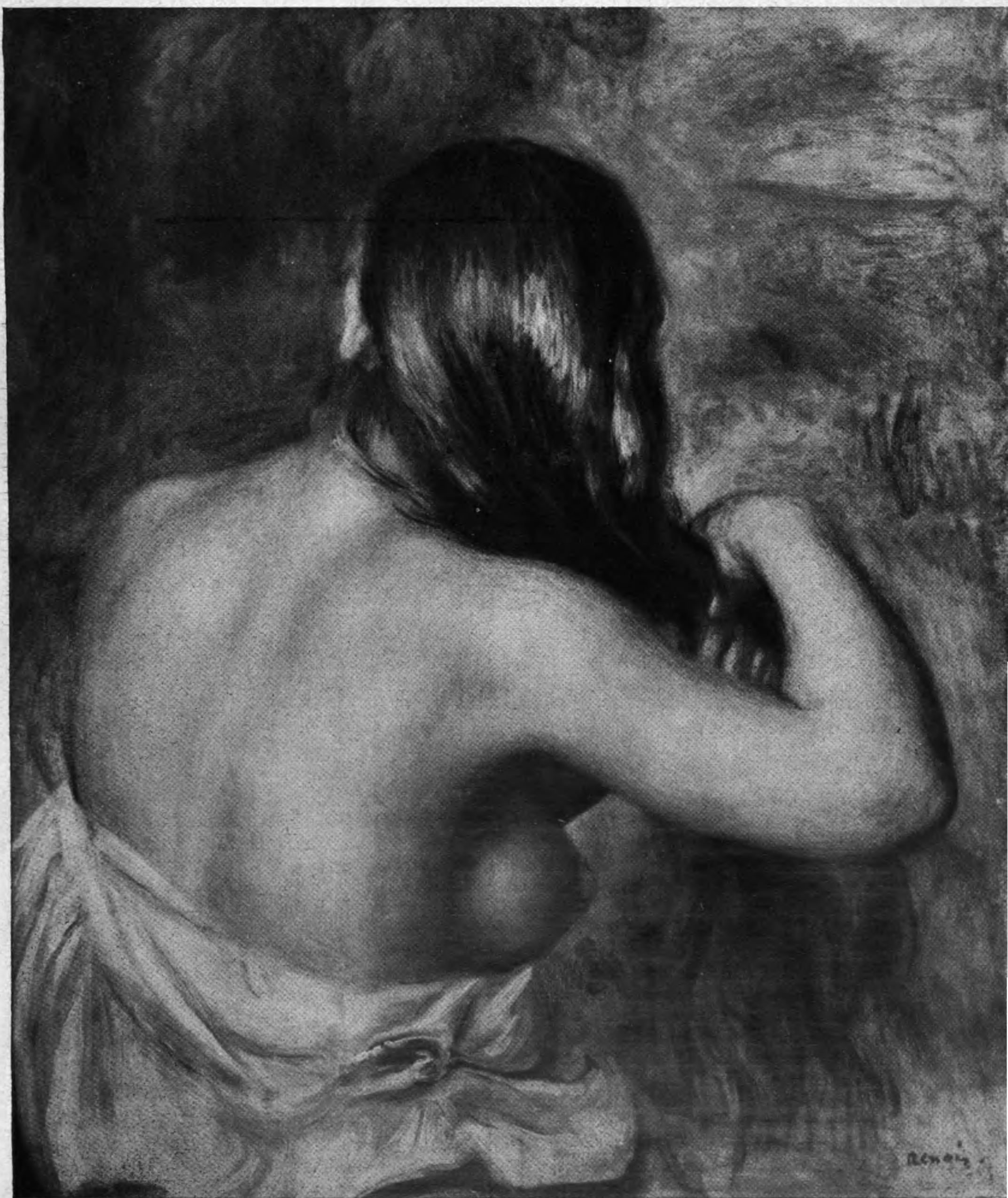
eine leere und übersättigte Gegenwart zu tragen; wer einmal vor der kleinen Kapelle Nossa Senhora do Monte über Lissabon stand oder unter der ganzen Fülle des Lichts durch die schimmernden, ewig unfertigen Straßen ging, der weiß, daß das Unglück dieser Stadt noch seltsam nah ist und geheimnisvoll im blauesten Himmel blitzt, daß das Weltreich gleichsam über Nacht verloren ging — in der letzten vergangenen Nacht — der hört die Höhen jenseits des Tejo noch widerhallen von einem ungeheuren Sturz.“ Auflösung und Melancholie liegt über allem in Portugal, wenn ein feinerer Sinn es betrachtet. Aber was ist Melancholie anderes als ein maßloses Wünschen, das nur noch den Schmerz der Unerfüllbarkeit alles Wünschens genießt. Reinhold Schneider läßt uns diesen Grundzug des portugiesischen Wesens überall überzeugend fühlbar werden: ob er über die portugiesische Sprache berichtet, über das Lied, über die Liebe, über das Familienleben, über die Leidenschaften des Lotteriespiels, der Politik, oder über die zerbröckelnden Prunkbauten und Kathedralen. Unvergeßlich ist die Schilderung eines Herbstfestes in Estoril, wo vor dem Präsidenten ein Kostümzug von ganz unsüdlicher Biederkeit vorbei zieht: mit fadendünnen Bannern reiten malerisch aus einer Ruine hervor die großen Helden Affonso Henriques, Don Diniz, Heinrich der Seefahrer, Bartholomeo Diaz, Vasco da Gama, Affonso d'Albuquerque — eine groteske Farce, die ironisch genossen wird. Ein vollendetes Meisterstück aber ist die Beschreibung der Gruft des Hauses Braganza mit ihrem grauenvollen, offen daliegenden Königsmoder, in berstende Kisten verpackt, die wie in einem Lagerraum stehen. „Dieses Pantheon ist auf eine furchtbare Weise Symbol: eine Familie, die ihre Toten offen verfaulen läßt, ein Staat, der seine höchsten Repräsentanten vor der Schmach sichtbarer Vernichtung zu schützen sich nicht verpflichtet fühlt, sie sind nicht mehr weit von der tatenlosen Verwesung dieser Toten selbst.“ Aber nicht nur Grüfte und Ruinen, sondern auch die ganze wehmütige Schönheit der Städte, der wahrhaft musikalische Zauber der verfließenden und verschwimmenden Landschaft Portugals, die leidenschaftliche Phantasie seiner Menschen hat Reinhold Schneider aufgezeichnet in seinem Reisetagebuch, das mehr enthält, als sein bescheidener Titel glauben läßt: nämlich die Schicksalslinie eines Landes und Volkes.

# DER EUROPÄISCHE FRIEDEN

ROMAIN ROLLAND

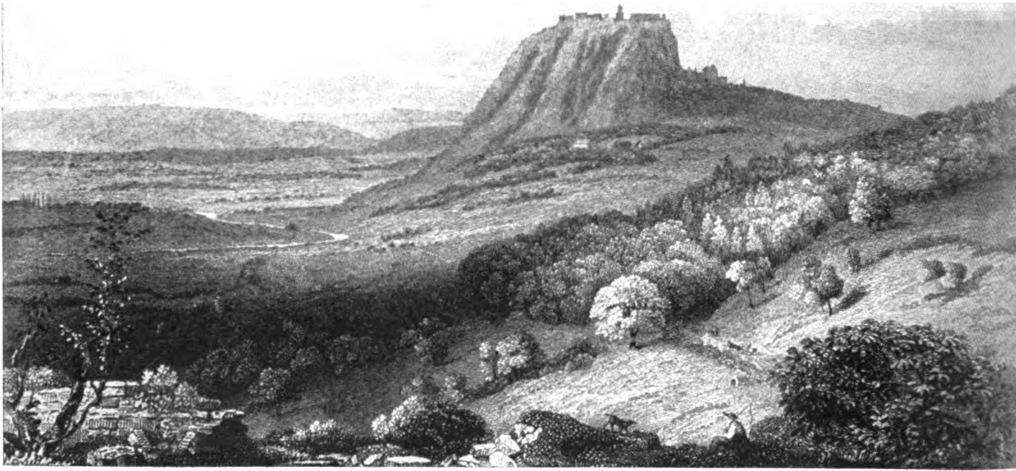
Ohne Opfer Frankreichs und der siegreichen Länder ist kein Friede möglich. Und diese Opfer sind gerecht und notwendig. Man darf unsre französischen Friedensfreunde nicht in die angenehme Illusion wiegen, daß der Friede sich mit einer großzügigen Erklärung begnügt, die ihnen ohne Wagnisse und ohne Kosten die Privilegien der Raubverträge, die gewaltsam im Jahre 1919 erzwungen wurden, unangetastet läßt. Die Verträge müssen revidiert werden. Der Status quo ist unmöglich. Ein ganzes Drittel Europas seufzt und bäumt sich unter dem Elend, der Unterdrückung und der Verzweiflung. Es vergeht keine Woche, die mir nicht in meiner laufenden Post davon ein schreckliches und drohendes Echo zuträgt. Wenn wir nicht handeln, sind alle guten Absichten, die uns retten könnten, wertlos; es werden keine zwei Jahre mehr vergehen, bis das Leiden und die Raserei zum furchtbaren Ausbruch kommen werden. Damit Europa in Frieden leben kann, muß es zunächst einmal überhaupt leben können. Das kann es nicht ohne vernünftigere Abkommen zur Zusammenarbeit. Wenn diese Abkommen erreicht werden sollen, ist die loyale Revision der Verträge die notwendige Vorbedingung. Ich werde nicht nachlassen, diese Revision zu fordern. „Delenda est Carthago . . .“ Wenn das nicht geschieht, dann können wir den Frieden in Europa zu Grabe tragen!

Aus einem Briefe des Dichters an das französische Komitee zur Bildung einer „Internationalen Liga der Vorkämpfer für den Frieden“, übersetzt von Dr. Hans Leo Götzfried.



## Renoir / Mädchenbildnis

**Verkleinerte Wiedergabe eines Piperdruckes. Eine große Ausstellung der Piperdrucke wird z. Zt. Unter den Linden in Berlin gezeigt. Keiner versäume sie zu besuchen.**



Aus Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte
„Hohentwiel. Nach Philipp Ludwig Adam. 1840"

# WER WAR DIE LORELEI?

Heines unsterbliches Gedicht hat die schöne Zauberin Lorelei oder Lurlei zu einer der volkstümlichsten Gestalten unserer Sage gemacht. Wie kam es, daß die blonde Verführerin grade auf dem bekannten Echofelsen am Rhein ihren Sitz erhielt? Darüber erhalten wir überraschende Auskunft in einem Werk, darin wir sie gewiß nicht suchen würden, das aber eine außerordentliche Fülle des verschiedenartigsten Stoffes enthält und einen bedeutsamen Ausschnitt der Weltkultur umfaßt. Es ist dies das neue Werk des Altmeisters der archäologischen Forschung, Geh. Rat Carl Schuchhardt „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte". Bei der Behandlung der urgeschichtlichen deutschen Befestigungen aus der Zeit von 800 v. Chr. bis zu Christi Geburt bespricht er u. a. eine „Zungenburg", die auf dem Lurlei-Felsen oberhalb St. Goar an einer der malerischsten Stellen des Rheins errichtet wurde. An der höchsten Stelle des früh besiedelten Plateaus, 75 m von der Spitze, war eine Steinmauer gezogen, die den Raum zu einer Burg abschloß. Weitere hundert Meter nach Osten war ein Wall mit einem Graben angelegt, und in diesem Vorraum stand ein kleines Gehöft, dem die Befestigung als Fluchtburg diente. Die bei den Grabungen hier gefundenen Topfscherben zeigen, daß die Besiedlung schon am Ende der Bronzezeit begann und Jahrhunderte gedauert hat. Diese Fluchtburg wird, wie dies gewöhnlich der Fall war, auch ein Heiligtum enthalten haben, und man darf annehmen, daß es der Freya, Frau Holle oder einer andern altgermanischen Göttin geweiht war, deren Gedächtnis sich in christlichen Zeiten hinein erhalten hat und sich in der Volksphantasie zu der Gestalt der schönen, die Menschen bezaubernden Lorelei entwickelte.

* * *

Probe aus Carl Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte (aus dem „Museum der Weltgeschichte", Athenaion-Verlag, Potsdam).

# JUGENDBEWEGUNG?

OTHMAR SPANN

Soeben erschien ein kleiner Vortrag, den Justus Wilhelm Hedemann unter dem Namen „Jugend und Alter“ *) vor der akademischen Jugend Jenas hielt. Der Verfasser gibt einen Überblick über die letzten drei Jugendbewegungen: Als die erste um 1885 gilt ihm jene literarische Bewegung des Realismus und Naturalismus, die z. T. in Anschluß an Zola von Mich. Georg Conrad, den Gebrüdern Hart, Arno Holz, Johannes Schlaf, dem jungen Gerhart Hauptmann und manchen anderen eingeleitet und weitergeführt wurde. Die zweite Jugendbewegung ist dem Verfasser der Wandervogel, wie er um 1900, von Berlin ausgehend, entstand und neben welchem dann manche andere, eng verwandte Bewegungen (Turnerschaft, Pfadfinder, freideutsche Jugend u. a. m.) einhergingen. Als die dritte bezeichnet Hedemann die Jugendbewegung der Nachkriegszeit. Diese Darstellung ist immerhin nützlich zu lesen. Aber das Kennzeichnende ist nun der Schluß der Rede, die H. an die akademische Jugend Jenas richtete. H. wirbt heiß um die Jugend, er bittet, daß auch die Alten mit dabei sein dürfen. „Haben wir Alten teil daran? (Nämlich an den Bestrebungen der Jugend.) Ich bejahe es aus freudigem Herzen.“ (S. 24.) „Wir Alten wissen wohl um unsere Fehler, unsere Untugenden, unsere Schwächen.“ Die Alten möchten aber mit den Jungen gemeinsam sagen können: „Wir haben für Deutschland gelebt“ (30).

An sich könnte diese Gelegenheitsrede keinen Anlaß zur Besprechung an dieser Stelle geben. Aber die ängstlich flehende Art, wie der Redner um die Jugend wirbt, wirkt erschütternd, niederschmetternd! Sie offenbart einen Bruch zwischen jung und alt, wie er in der Geschichte selten dagewesen sein dürfte.

Steht es fest, daß die alten Jahrgänge infolge liberaler Hohlheit oder konservativer Narrheit (noch immer das Bessere!) oder auch marxistischer Verneinung, Utopie und Lebenszersetzung versagten; so ist es gleichwohl eine verkehrte Welt, wenn das Alter die Jugend bittet, sie noch mitarbeiten zu lassen. Die Worte: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“, stehen der Jugend gegenüber dem Alter an, nicht dem Alter gegenüber der Jugend.

Not tut ein anderes: daß man der Jugendbewegung eindringlich sage und verhalte, wie so ganz unzulänglich, brüchig, ja nichtig sie selber sei. Alle großen geistigen Erneuerungsbewegungen sind wohl Jugendbewegungen gewesen. Wenigstens waren der Sturm und Drang, war die Klassik, war die Romantik eine Jugendbewegung. Der Jenenser Romantikerkreis: die Gebrüder Schlegel, Schelling, Novalis, Tieck, Fichte — sie waren alle junge, zum Teil blutjunge Leute. *Aber was geschah in diesem Kreise?* Um die höchsten Fragen des Geistes, der Kunst, der Philosophie, des Lebens mühten sich diese jungen Menschen ab. Und sie kamen zum Ziele, sie überwanden, was ihre Väter und Vorväter nicht zu überwinden vermochten: die Aufklärung, den Liberalismus, den Empirismus und den Rationalismus! Sie überwanden diese riesenhaften geistigen Mächte unter Ringen und Zweifeln und durch Erlebnisse, die sie bis zum Grunde erschütterten. Das Graberlebnis Novalis’ mag als Beispiel für manche ähnliche gelten.

Ja, diese „Jugendbewegung“, die Romantik hieß, spielt in den höchsten Gebieten des Geistes, *sie war eine Bewegung von oben herab.* Und

---

*) Die Folge der Generationen. Ein Blick auf unsere Zeit. Jenaer akademische Reden. Heft 13. Jena 1931, Verlag Fischer.

die heutigen? Sowohl der „Wandervogel" vor dem Kriege, wie der neue nach dem Kriege, sowohl seine sozialistischen wie seine völkischen, wie seine katholischen Aufspaltungen? Sie waren Bewegungen von unten hinauf. Die Laute zu nehmen und in die Wälder zu schweifen, ist nur sympathisch und als eine natürliche Regung des Gemütes zu preisen. Aber daraus eine Lebensbewegung, einen lebensgestaltenden Gedanken zu machen —, dazu reicht es nicht nur nicht, es ist an solcher Überhebung etwas Kernfaules. Dem vermessenen Wollen folgt auf dem Fuße die Ohnmacht des Herzens. Dem kapitalistischen Treiben von heute, der Habsucht und Geldgier, der Aushöhlung und Mechanisierung des wirtschaftlichen Tuns und Treibens kräftig zu widersprechen und sich dagegen aufzulehnen, ist durchaus notwendig und hochlöblich — aber aus der Verneinung allein kann noch keine Bejahung werden. Nietzsche zu lesen und diesen Geist der Verneinung und Verzweiflung gleich einem Feuerwerk vor sich glühen und gleißen zu lassen, mag auch noch angehen — aber zu Fichte und Schelling, zu Hegel und Baader bringt man es nicht mehr. Zu ihren echten, lebensgestaltenden Gedanken und zur Romantik vorzudringen, dazu fehlt die Kraft.

Wie doppelt kläglich, wie gespensterhaft, wenn die Alten von heute in die Knie brechen und die Jungen anflehen, auch mit dabei sein zu dürfen; denn diese Jungen sind nicht auf dem Wege von der Verneinung zum Aufbau, sondern bis jetzt mehr auf dem Wege zum Nihilismus, Anarchismus und morschen Marxismus —, den sie dann gar noch „deutschen Sozialismus" nennen — und das nicht etwa aus taktischen Gründen, sondern ganz einfach, weil sie nicht einmal die nötigen äußerlichen Kenntnisse von deutscher Geistesgeschichte haben und ihnen die Halbbildung ungescheut Trumpf ist.

Nein! Und tausendmal nein! Soll aus diesen Jugendbewegungen etwas werden, dann müssen sie vorerst merken, wie unzulänglich, lebensschwach, duselig, fahrig, wurmstichig und geschichtslos sie im Grunde sind! Man muß ihnen klar machen, daß man zwar notwendig mit einer Verneinung, einem Bruche beginnen müsse, soll ein wahrhaftiger Anfang, ein neuer Anfang gemacht werden: daß aber an diesem Anfange Stehenbleiben heißt: Unvermögen zur Vertiefung, zur Weiterbildung und Entfaltung. Wer am Ende noch im Anfang steckt, wer im Alter der Reife noch knospet, wer zur Zeit des Aufbaues noch verneint, ist unzeitgemäß im tiefsten Sinne, ist an unrechter Stelle im Gange des Lebens und vernichtet es durch seine Verkehrung.

Nur indem der menschliche Geist von Vertiefung zu Vertiefung schreitet, erlebt er wahrhaftig und ist kräftig, die Wirklichkeit zu ertragen, weil er vermag, sie zu gestalten und zu meistern.

Wenn die Jugendbewegung die Kraft der inneren Vertiefung nicht findet, ist sie schlechter als die alten Lauwarmen, die liberalen Philister und die Konservativen, die wenigstens noch nach dem nicht fragten, was sie nicht verstanden und an dem nicht rüttelten, was stärker war als sie.

Wo einen Ausweg finden aus diesem furchtbaren Spuk, der nun seit dem „jungen Deutschland" (1830) der Ernst der deutschen Geschichte wurde? Ist es doch, als ob böse Mächte aus den trüben Tiefen der Geschichte heraufwirkten, denen alles zum Opfer fällt! Die Jugend geht durch alle Lager hindurch und zeigt überall die gleichen Schwächen. Auch die künstlerischen Bewegungen (George-Kreis) bleiben von jener Brüchigkeit nicht verschont, ja, sogar die heldischen Kreise (in die Ernst von Salomons Buch „Die Geächteten" einen

Blick tun läßt) sind in ihrer Verzweiflung vom Nihilismus nicht ganz unberührt.
Zwei Dinge sind es, wie uns scheint, die unseren Jugendführern vor allem nottun: Das erste ist: Sammlung kann aus jener Zerfahrenheit retten, die heute noch das Leben zerstückt, die Jugend zur leeren Verneinung führt und ihr, wie die Ereignisse beweisen, von Anbeginn an die aufbauende Kraft nimmt. Das zweite ist: Der Weg von oben herab. Es ist der Grundfehler fast aller der genannten Jugendbewegungen, und jener von 1919 am meisten, daß sie trotz aller „Auslese" von Anfang an als Massenbewegungen auftraten. Bevor das ganz Verkehrte und Widerspruchsvolle dieses Weges von den Führern nicht eingesehen wird, ist an eine Umkehr nicht zu denken, denn das Demagogische vergiftet, das Platte tötet. Eine massenhafte Aristokratie oder aristokratische Masse ist eine geführte Führerschaft oder eine führende Geführtheit oder ein hölzernes Eisen. Nur ein kleiner Kreis höchster geistiger Führer vermag jene lebensgestaltenden Gedanken zu schaffen, die später in umgebildeter und angemessener Form stufenweise der großen Menge zu eigen gemacht werden können. So lehren es die Gesetze der Gemeinschaft, so bewährt es die Geschichte.

# DER HERR LEHRER ERZÄHLT

**Zu den Bildern auf den beiden folgenden Seiten**

1. Bild: Eine lustige Geschichte. Eine lustige Stunde gibt es heute, der Herr Lehrer erzählt Geschichten. Da sitzen sie still wie die Mäuslein, und in atemloser Spannung hängen sie an des Lehrers Mund. Doch plötzlich brüllt die kleine Gesellschaft in Erinnerung selbst erlebter Episoden mit dem unbändigsten und herzlichsten Lachen der Welt los. Denn es heißt da an einer Stelle: „. . . und plumps, fiel er mitten in das Pampsloch hinein!"

2. Bild: Die schaurige Geschichte vom Menschenfresser. Doch dann, huh, da wurde die Geschichte schrecklich gruselig. „. . . und als der böse Menschenfresser nach Haus kam, zog er sein langes Messer und packte den kleinen Fritz an den Ohren und . . . ! ! ! ?" Furchtbares Entsetzen spiegelt sich auf den Gesichtern der Kleinen wider. Ob die Geschichte, den Kindern dramatisch erzählt, den Kindern zum Erlebnis geworden ist? Ich glaube, sie werden sie noch ihren Enkeln wortgetreu vorerzählen können.

Text und Bilder von Ewald Welzel, als treffliches Beispiel lebendig vertiefter Pädagogik entnommen aus der Aprilnummer von „Atlantis". (Einzelheft 1.50, Atlantisverlag.)





# DIE GLOCKENBUBEN

RICHARD BILLINGER

Ein Bauer wird begraben.
Die Trauergäste traben
hinter schwarzer Bahr.

Alle Glocken läuten.

Die wir wohl Müh' sonst scheuten,
wir Buben, o wie freuten
wir uns auf diesen Tag!

Wir hängen an den Strängen,
wir lauschen vollen Klängen,
es fliegt das helle Haar.
Wir ziehen und wir keuchen,
vom hohen Turm wir scheuchen
der Fledermäuse Schar.

Die Sonne, die muß scheinen,
ob Mann und Weib auch weinen!
Die Glocken klingen klar.
Und an dem Strang wir stöhnen,
auf daß sie jubeln, dröhnen,
und allem Leide höhnen
so heut wie immerdar.

# LANDSTREICHER

MARIANNE WAGNER

Landstreicher, Vagabunden, auf allen Straßen tippeln sie, in der Sommersonne, im Winterwind, zerrieben, verlumpt, Kohldampf schiebend, zäh und lebensdurstig. So sind und waren sie alle, begonnen mit jenem Führer der Coquillards, dem herrlichen Kerl und Galgenbruder, Francois Villon, dessen Balladen uns heute noch von seinem wilden verwegenen Leben erzählen, seinem Hunger, seiner schamlosen Gier und seiner schönheitsdurstigen Weltsucht. 400 Jahre später wird ein Knabe in einem Schulaufsatz zum Dichter, als er über Villon schreibt, und wird verfemt wie er und —, auch wie er, zum Außenseiter der Gesellschaft. Jean Arthur Rimbaud, Dichter und Vagabund, schoß wie ein Komet am europäischen Himmel auf und verlosch plötzlich und für immer. Den großen Europamüden riß es fort in den schwarzen Erdteil, fern aller Zivilisation und Bequemlichkeit schenkte dieser Revolutionär seinen schwarzen Brüdern einen neuen Mythos, nicht durch Worte, sondern durch seine Tat.

Es ist folgerichtig und begründet, daß diese beiden von unserer Generation neu entdeckt wurden, kein bloßer Zufall, daß in den letzten Jahren Villon- und Rimbaud-Übersetzungen von verschiedenen Verfassern oft fast gleichzeitig erschienen sind. (Rimbaud wurde u. a. von Stefan Zweig, Wolfenstein und Paul Zech übersetzt.) Unsere Generation trägt jene Fernsehnsucht des Vagabunden im Blut, es reißt sie fort in immer neue, unerschlossene Weiten. Freilich ist die Heimatlosigkeit, die bei Jenen Lebensüberschwang war, ein Ausbrechen und Überquellen, bei uns häufig Müdigkeit der späten Geschlechter. Aber wie dem auch sei: wie sie sind wir entwurzelt, wie sie sind wir von Begierden zerrissen, von allen Sehnsüchten gequält und seeliger Weltsucht verfallen. Und so ist es denn nicht verwunderlich, daß sich viele unserer Zeitgenossen jener fahrenden Zunft zurechnen. Um bekannte Namen zu nennen: Alfons Paquet gehört ihnen an, Heinrich Lerch desgleichen, Sinclair Lewis soll sich ihnen zurechnen und der im vorigen Jahr gestorbene Kurt Faber. Und wie immer, wenn ein Außenstehender in ein festes Gemeinwesen blickt, ihm zuerst das allen Gemeinsame, der Typus, auffällt, so sehen wir auch als erstes beim Betrachten der Vagabundenromane die allen gemeinsamen Züge. Das Sonnensüchtige und Lebenstrotzige, die Zähigkeit und die beneidenswerte Sorglosigkeit ist ihnen allen eigen. „Sie säen nicht, sie ernten auch nicht — . . .". Dafür ist der oben erwähnte Kurt Faber selbst ein köstliches Beispiel gewesen. Einer seiner Verleger (Rainer Wunderlich) hat folgende Geschichte von ihm erzählt: Kurt Faber hatte, als er auf der Walze, völlig abgerissen, bei seinem Verleger erschienen war, sein Honorar für ein Buch bekommen und wollte nun wieder einmal heim. Er holte sich also sein Geld, verwahrte es sorgfältig, aß dann mit all der Hingabe eines Tippelbruders ein herrliches Mittagsmahl — und vergaß darüber sein Geld. Er nahm die Landstraße wieder unter die Füße und strebte — mit der Sehnsucht, die ausnahmslos alle Heimatlosen von Zeit zu Zeit überfällt — in großen Tagesmärschen der Heimat zu. Und erst zu Hause fiel es ihm ein, daß er mit der Eisenbahn doch wohl noch schneller vorwärts gekommen wäre als zu Fuß. Diese unbelastete Sorglosigkeit hat in unserer überhasteten Zeit nur noch der Bruder von der Landstraße, der stets den Augenblick in aller Genußfähigkeit auslebt, ihn — wenn es ihm wie Kurt Faber gegeben ist — in seiner tiefsten Schönheit auskostet und andere für die nächsten Stunden sorgen läßt. Alle sind sie so, gleich ob es romantische Taugenichtse sind oder ausgekochte „Speckjäger" auf der „Fechttour".

So ein romantischer, rührend schöner und kindlicher Vagabund ist Hermann Hesses „Knulp". Freude und Angst, wie er sie beim Aufsteigen der grünen und roten Leuchtkugeln empfindet, fühlt der Leser um ihn, den Knulp, der selbst wie ein kostbares Feuerwerk ist, knatternd aufführt in schwarzer Nacht und im selben Moment, in dem er am herrlichsten brennt, verlischt. Voller Schönheit ist das Buch und voller Verheißung. Der Vagabund Knulp ist einer jener kindlichen Zuschauer des Lebens, die bisweilen auf der Landstraße zu finden sind, Dichter ohne Worte; er hat einen Bruder gefunden im Goldmund, dem Einen der beiden Freunde in Hesses neuem Roman „Narziß und Goldmund", der aber noch glücklicher ist als Knulp, denn ihm hat das Schicksal die Gabe verliehen, seine reiche innere Welt im Kunstwerk sichtbar zu machen. Er kann sich erlösen von seiner Bedrängnis und seinen Unruhen, die freilich wiederum größer sind als die des einfachen Knulp. Groß und schön spannt sich der Bogen seines Schicksals: Verhängnisvoller Ausbruch aus dem Kloster, Hingabe an die Welt, seeliges Genießen und elendes Verkommen bis nahe an die Grenze, und immer wieder erneuter Auftrieb, neue Lebensseligkeit, bis sein erstes Meisterwerk geschaffen ist und neuer selig-unseliger Wandertrieb ihn erfaßt und herausreißt aus Bindung und Bürgerlichkeit, Sicherheit und Schaffen. Einer der großen schicksalhaften Typen des unruhvoll-genialen antibürgerlichen Vagabunden und Künstlers, des freien, leidenden und glücklichen Wanderers auf allen Straßen.
Schicksal und Dämonie hängen über allen diesen Ausgestoßenen und Vagabunden, über Lampioons wechselvoller Erdenfahrt. (Manfred Hausmann, „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken".) Auch das ist wie Hesses Roman ein zum Leben betörendes Buch, voller Versuchung zum Aufbruch. Lampioon ist ein Märchenerzähler, nur sind seine Märchen wirklichkeitsnahe, direkt von der Landstraße aufgelesen. Seltsame Käuze trifft er, alte „Kunden", einsame Menschen, zarte Mädchen

und große Verbrecher; er findet auch seltsame grüne Käfer, rote Wölkchen am Himmel, herrlich schlanke Grashalme im Wind, die Schönheit der ganzen Welt und sonnenfrohe Vergessenheit. Die beiden Bände Hausmanns — der andere heißt „Salut gen Himmel“ — sind ganz so versponnen geschrieben, wie ein Mensch, der viel allein ist, denkt, so ziellos, wie man sich nur mit seinem Ich als dem einzig ständigen Kameraden unterhält. „Salut gen Himmel“ erzählt die Weiterfahrt Lampioons, neues Fahrtenglück, neues Elend und wieder zerbrochene Menschenkinder, die die Gesellschaft ausgestoßen hat oder die sich freiwillig von ihr schieden. Sorglos ist Lampioon wie alle seine Kollegen, „nur nicht an die Zukunft denken, sonst rennt man blindlings an all dem leisen Schimmer des Lebens vorbei“ — nun: er rennt nicht vorbei, der Schimmer des Lebens ist eingefangen und leuchtet noch aus den Seiten des Buches heraus.

Andere Werke der Art: von Hans Reiser „Binscham, der Landstreicher“, ursprünglich toll und froh. Derselbe Hans Reiser hat auch den Lebensroman Villons geschrieben: „Der geliebte Strolch.“ Oskar Wöhrles Roman „Der Baldamus und seine Streiche“, eine autobiographische Landstreicherdichtung. Eigenwüchsig in der Sprache, schildert er krasser als die anderen die Not des „Kunden“, die Findigkeit, die er besitzen muß, um immer wieder der „Polente“ aller Völker ein Schnippchen zu schlagen, die „Winde“ (d. h. ein Ort, wo man sicher eine Unterstützung bekommt) ausfindig zu machen und mit Erfolg „fechten“ zu gehen. In ganz Europa treibt er sich herum, genießt den Süden, reist bisweilen als blinder Passagier, gerät schließlich in die Fremdenlegion. Mit genauer Not entkommen, schlägt er sich zur Heimat durch — überall ist der Landstreicher eingefangen in die Spannung der beiden Pole: die lockende Weite des Horizonts und die beruhigende Sicherheit des Vaterhauses, der Heimat. Über allen aber steht das Lachen, trotz allem lacht der Baldamus, lachen seine Brüder, jedem neuen Frühling hoffen sie entgegen, jeder schmale Sonnenstrahl bedeutet ihnen Sommer und Fülle und frohes Leben. So gehört auch der Baldamus mehr zu den Sinnenden, den Zuschauern, die immer aufnahmebereit sind, darum ziehen viel wechselvolle, bunte Schicksale durch sein Buch, selbstverständlich wie die Kunden aller Länder sich zueinander finden und wieder trennen, schildert er sie, ohne Analysen, mit tiefer Kenntnis der menschlichen Beziehungen.

Liest man daran anschließend das kürzlich erschienene Buch von Joachim Rügheimer „Als Landstreicher durch Deutschland“, das im Erlebnismäßigen ähnlich ist, so empfindet man unangenehm eindringlich die so viel oberflächlichere Behandlung, das Haften am Äußeren, ohne Tiefenzeichnung. Muß man noch sagen, daß der große Menschenschilderer Knut Hamsun bei jedem Griff ins Leben sich auch den einen oder anderen solcher Vagabunden mit herausgeholt hat? Sie sind sprunghaft und unternehmungslustig wie der August in den „Landstreichern“ und im „August Weltumsegler“ oder sie schlendern, Hände in den Hosentaschen, pfeifend durchs Leben, Gelegenheitsarbeiter und gute Beobachter, an fremden Schicksalen teilnehmend und liebend, wie im „Gedämpften Saitenspiel“.

Das traurigste Kapitel in der Geschichte des Vagabundentums berührt B. Traven in seinem spannenden Roman „Das Totenschiff“: Menschen, die ohne Verbrechen und ohne eigentliche Bestimmung auf der Landstraße liegen. Er schildert einen Deckarbeiter, dessen Schiff ohne ihn abgefahren ist und der nun ohne Papiere nirgends geduldet wird. Er hat keinen Ausweis, darum ist er niemand. Tragikomische Szenen, als die Grenzbeamten verschiedener Länder ihn einander zuschieben, er ist mehr als überflüssig:: Er ist ein Nichts.

Ähnliche Drangsale schildert Artur Heye in dem autobiographischen Abenteuerbuch „Unterwegs“. Er aber ist freiwillig durchgebrannt als Vierzehnjähriger, ein halbes Jahr später wurde er ohne Papiere angemustert und wurde Schiffsjunge. Seine wilden Fahrten zur See und in U. S. A., zwei Jahre „Tramp“, alles eigenstes Leben und zugleich meisterhafte Erzählung. Am Schluß des Buches bekennt er, wie er zum Schreiben kam und selbst am meisten überrascht war vom unerwarteten und plötzlichen Erfolg.

Soeben erschien Heinz Kückelhaus, „Erdenbruder auf Zickzackfahrt“, Lebensbericht eines deutschen Vagabunden. Mit geradezu unglaublicher

Kampflust stürzt sich dieser Junge in jedes Abenteuer, das sich ihm bietet. Wie im Baldamus ist auch hier Einer geschildert, der aus dem Erziehungsheim ausbricht, über dem jene „magische Hand“ schwebt, die ihn nicht zur Ruhe kommen läßt, ihn immer wieder packt, aus jeder kaum gewonnenen Sicherheit herauszieht und hineinstellt in mit atemraubender Spannung berichtete Kämpfe. Auch ihn fischt eines Tages die Fremdenlegion auf, die ihn halten möchte — ein Kampf auf Leben und Tod ist seine Flucht, aber er beißt sich ins Leben, rennt und rennt, springt blindlings in den Abgrund, bricht sich zwar beide Fußgelenke, ist aber gerettet. Trotz dieser tatsächlichen, kämpferischen Erlebnisse scheint dieses Buch reflektierter als etwa der urwüchsige Baldamus. Sentimental und literarisch (also schlecht in jeder Hinsicht) ist die Vorrede des Bändchens, für die Dr. Eugen Schmahl verantwortlich zeichnet. Kückelhaus kann auf eigenen Beinen stehen und braucht diese Krücken nicht.
Wie verschieden sie alle sein mögen, diese Bücher und die Menschen darin, eins ist ihnen doch allen gemeinsam: diese „Erdenbrüder“ hängen sich geschmeidig und trotzig, wie der Bergsteiger am Fels mit allen zehn Fingern und allen zehn Zehen ans Leben, sie lassen nicht locker und lachen einstweilen, schnorren, kämpfen und lachen. . . . .

Knut Hamsun, Gedämpftes Saitenspiel. Transmare. Leinen 3.75.
—, Landstreicher. Albert Langen. 10.—.
—, August Weltumsegler. Albert Langen. 8.—.
Manfred Hausmann, Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken. Schünemann. 6.—.
—, Salut gen Himmel. S. Fischer. 7.—.
Hermann Hesse, Knulp. S. Fischer. 5.—.
—, Narziß und Goldmund. S. Fischer. 8.50.
Artur Heye, Unterwegs. Safari. Einmalige wohlfeile Ausgabe 1.90.
Heinz Kückelhaus, Erdenbruder auf Zickzackfahrt. Diederichs. 4.80.
Hans Reiser, Binscham der Landstreicher. Grethlein. Kart. 4.—.
Hans Reiser, Der geliebte Strolch. Grethlein.
Joachim Rügheimer, Als Landstreicher durch Deutschland. Köhler. Kart. 2.65.
Jean Arthur Rimbaud, übersetzt von Paul Zech. Jeß. 5.—.
—, übersetzt von Wolfenstein. Intern. Bibl. 8.50.
B. Traven, Das Totenschiff. Universitas. 5.—.
Francois Villon, Balladen, übersetzt von Paul Zech. Lichtenstein. 4.80.
—, Balladen, übersetzt von Ammer. Kiepenheuer. 3.50.
Oskar Wöhrle, Der Baldamus und seine Streiche. Neubearbeitete Aufl. Der Bücherkreis. 4.80.

# ANMERKUNGEN

**Michael Arlen / „Mayfair“. R. Piper & Co. 6.80**
Kritik: langweilig — (Aber das ist auch beinahe schon wieder ein Lob)! Denn wie hier Arlen, charmanter Literat, die stockverschluckt = potsdamsch anmutende Atmosphäre dieser Mayfair einfängt, wie er sie (durch sie selbst) beschreibt, festlegt und bis zu den feinsten Gerüchen hin zeichnet, — das ist gekonnt und mehr als bloße Plauderei. Reizend, diese „reizenden Leute“. Drake

**Erich Ebermayer /Jürgen Ried. Paul Zsolnay. 6.50**
„Er tat sich sehr leicht“, könnte man von diesem Buche sagen, wenn man in der Sprache des Verfassers reden wollte. Wer etwas von dem Buch erwartet, wird schon nach den ersten Seiten enttäuscht, und diese Enttäuschung steigert sich beim Weiterlesen so sehr, daß man Neigung verspürt, die Lektüre überhaupt nicht zu beenden. Es sei allerdings zur Ehre des Verfassers gesagt, daß in der zweiten Hälfte gelegentlich bessere Stellen stehen als im ersten Teil, und daß Personen wie Handlung da wenigstens ein gewisses Maß an Wahrscheinlichkeit zeigen. Der erste Teil ist grundlangweilig. Es wird geredet, geredet und nichts gewinnt Gestalt. Das Thema des Buches: die Kluft zwischen der Generation, die in den Krieg zog und der Nachkriegsjugend ist weder allgemein-gültig noch in dem hier vorgeführten Einzelfall glaubhaft gemacht. Schlecht geradezu ist der Stil dieses Buches; das oben angeführte Beispiel läßt sich um zahllose vermehren. Scheinbar wollte Ebermayer mit dieser saloppen Erzählungsweise einen besonders echten „jugendlichen Ton“ erzeugen. Die dem jungen Mann etwas voreilig erteilte Auszeichnung eines „Repräsentanten des jungen deutschen Schrifttums“ hat er sich hiermit gründlich verscherzt. Ob er sich seiner Verantwortung noch einmal bewußter wird? A. Fratzscher

# AN DIE DEUTSCHEN DER ERDE

Im Jahre 1896 erschien in Leipzig der „Bote für Deutsche Literatur, ausgesandt an die Deutschen der Erde", er wurde herausgegeben und verlegt von dem damals achtundzwanzigjährigen Georg Heinrich Meyer, den wir neulich als Dreiundsechzigjährigen auf dem Waldfriedhofe in München begraben haben. Den sogenannten „weiteren Kreisen" wurde er bekannt durch die schönen und gehaltvollen Werke seines Verlages Meyer & Sessen und des Feuerbach-Verlages und später durch die vielen weitgreifenden Veröffentlichungen des Kurt Wolff Verlages, den er dreizehn Jahre lang geführt hat. Sein Verlegerleben war ein Auf und Ab des Gelingens und Mißlingens; der äußere Erfolg blieb ihm untreu; treu blieb ihm der Mut, es immer wieder zu wagen, und eine fast kindliche Menschengläubigkeit, die vielen jungen Dichtern den Weg geebnet hat. — Ich kenne kaum einen zweiten Mann, von dem es so wie ein Strom von Verständnisbereitschaft und Wohlwollen ausging und der so ohne Feind war. Seine nicht feminine aber fast weibliche Liebenswürdigkeit und Güte, seine wahrhaft humane Gesinnung haben unendlich vielen immer wieder gegeben, ohne zu verlangen und an sich selbst zu denken und ohne bei Zeiten zu sammeln und für sich selbst zu sorgen; er war der rechte Verleger, nicht als ämtergeziertes und erfolgreiches Mitglied des „Börsenvereins deutscher Buchhändler", aber als wagender und weckender Förderer alles geistigen Strebens. —

Wenn wir heute mit einer lachenden Träne daran denken, wie der junge Georg Heinrich Meyer seine erste Zeitschrift „an die Deutschen der Erde" aussandte, so wollen wir doch nicht vergessen, daß einer als geschäftstüchtiger Spezialist eine erfolgreiche Verlegerei betreiben kann, daß einer Verleger aber nur dann ist, wenn er fördern und dienen und nicht nur verdienen will; wenn er wieder vom Ganzen ausgeht und ans Ganze denkt — arbeitet, wagt und glaubt „an die Deutschen der Erde".

Walter Weichardt

# POLITICA

CARL ROTHE

Hindenburg, Vater des Volkes. Dargestellt von F. W. Schaafhausen. Vlg. Eugen Diederichs, Jena. S. 84 mit 12 Abbildungen. Farb. Einbd. 2.00, Ln. 2.80.

Unter den schon vorhandenen Darstellungen darf diese frische und lebendige Schilderung eines schlichten großen Lebens aus sechs Jahrzehnten deutscher Geschichte ihren guten Platz beanspruchen, eingefügt in die verdienstvolle „Deutsche Volkheit".

W. Beumelburg, Deutschland in Ketten. Von Versailles bis zum Youngplan. Vlg. Gerh. Stalling, Oldenburg i. O. 1931. S. 438. Kart. 5.00, Ln. 6.50.

Von der gleichen Haltung, die das heroische Buch des großen Krieges schrieb, ist diese Geschichte von 1918 bis 1930. Auf knappem Raum, in dramatischer Stärke wird an den Verzweiflungskampf der Nation erinnert, an die Jahre der tiefsten Demütigung und größten Enttäuschungen, die nicht zuletzt durch eigene unzulängliche Politik verschuldet wurden. Dieses Buch Beumelburgs braucht langatmige Empfehlung eben so wenig wie „Sperrfeuer um Deutschland". Wie dieses besitzt es den besonderen Wert, daß es erschöpfend, ohne auf die Willensbildung zu verzichten, Antwort gibt auf die Frage, die die nachwachsende Generation einmal an uns stellen wird: wie war es? In zehn Jahren wird die besondere Stunde für diese Bücher sein.

Des Verfassers politische Meinung bleibt im Hintergrund. Sie bricht aber durch in der wiederholten sympathischen Zeichnung, die Brockdorff-Rantzau mit vollem Recht erhält.

H. Schacht, Das Ende der Reparationen. Vlg. Gerh. Stalling, Oldenburg i. O. S. 246. Kart. 6.20, Ln. 6.80.

Von Dawes zu Young. Schacht verteidigt sich und wirbt um Verständnis. Was bekannt ist, wird noch einmal zusammengetragen: daß er schon damals die Aussichtslosigkeit einer wirklichen Verständigung gesehen hat und sich nur dem Appell an die Pflicht gebeugt hat — fast um den Preis seines Rufes; und daß sowohl in Paris wie im Haag die Zwiespältigkeit der amtlichen deutschen Politik seine Position nicht

stärken konnte. Die Entwicklung hat dem Verfasser in den meisten Dingen Recht gegeben. Im ganzen ist die Arbeit mehr als eine Rechtfertigung, sie ist ein Abtasten des Geländes und sieht nach Selbstempfehlung eines Mannes aus, der sich keineswegs zur Ruhe gesetzt fühlt. Ein Ereignis ist das Buch nicht. Was es dazu hätte machen können, wenn es sich an das Thema des Titels gehalten hätte, davon ist kaum etwas zu spüren: Aufzeigung nämlich eines wirklichen Weges zum Ende der Reparationen.

H. R. Knickerbocker, Der rote Handel droht! Der Fortschritt des Fünfjahrplans. Übers. aus dem Engl. Vlg. Ernst Rowohlt. Bln. 1931. S. 204. 4.80.

Eigenart und Tempo des Fünfjahrplans bringen es mit sich, daß Berichte rasch veralten. Um so mehr bedeutet der vorliegende Rapport aus der Feder des Berliner Vertreters der „New York Evening Post" als gewissermaßen das „Neueste vom Kriegsschauplatz". Der Verfasser hat die bedeutendsten Produktionsstätten besuchen können und bringt von ihnen — mit Ausnahme der Weizenexperimente auf „Gigant" — einen optimistisch gehaltenen Eindruck zurück, die politische Note des ganzen Projekts berücksichtigend: „Bis jetzt hat der Plan, sein ursprüngliches Ziel, den Sowjetstaat zu stärken, in hohem Maße gefördert." Der Amerikaner findet die Anwendung höchst entwickelter Technik bestätigt, es ist wie bei ihm zu Hause, Akkordlöhne, laufendes Band, „einst der Stein des Anstoßes zwischen Kapitalisten und Sozialisten", und formuliert im Vorwort gar nicht übel: „Das wichtigste, was man bei dem heutigen „kommunistischen" Rußland nicht vergessen darf, ist, daß es nicht kommunistisch ist." Das könnte wie ein Gemeinplatz erscheinen, aber ist es nicht so: „Ein Bolschewist könnte seine Untersuchung über die Gesellschaft des Westens mit der Bemerkung beginnen: Das wichtigste, was man bezüglich der „Christlichen Welt" nicht vergessen darf, ist, daß sie nicht christlich ist. Und wenige Geistliche würden dem widersprechen." Knickerbocker ist stolz auf den führenden Anteil erster amerikanischer Firmen und Ingenieure an der Durchführung des Planes. Aber nur schwach sind die politischen und wirtschaftlichen Perspektiven angedeutet, was es heißen muß, daß hier bürgerlicher Kapitalismus seine Kenntnisse und Mittel hergibt, sich systematisch einen Rivalen hochzuzüchten, der, einmal im Sattel, über unerschöpfliche Reserven verfügt. Das ist amerikanische Mentalität: „Für Amerika liegt diese Gefahr ferner als für Europa." Es ist ein Geschäft, eine Milliarde Mark sollen in diesem Jahr die Sowjetkäufe in Amerika betragen. Deutlicher kann der Schwund an Solidarität und Interesse zwischen den beiden Polen kapitalistischer Wirtschaft, Europa und Amerika, nicht demonstriert werden. — Die ungemein frische und anschauliche Darstellungsweise erhöht die Kontraste, die die höchst ergiebige und nachdenkliche Arbeit für den europäischen Leser bringt.

M. Farbmann, Piatiletka. Die neue Offensive des Bolschewismus. Übers. aus dem Engl. Vlg. S. Fischer, Bln. 3.—.

Die Broschüre, im Wortlaut zuerst in der führenden englischen Wirtschaftszeitung „Economist" erschienen und schon etwas veraltet, ist im wesentlichen ein Kommentar des Fünfjahrplans für das englische Publikum, bestätigt die besten deutschen Arbeiten von Scheffer und Feiler und bringt nichts Neues.

I. Steinberg, Gewalt und Terror in der Revolution. Vlg. E. Rowohlt, Bln. 1931. S. 340. Aus dem Russischen. 8.—.

Eine Soziologie der Gewalt und des Terrors von einem ehemaligen Volkskommissar und Mitarbeiter Lenins, jetzt einer der neuen russischen Emigranten. Die Analyse bewegt sich in einer Gegenüberstellung von Anwendung und Zweckmäßigkeit der unvermeidbaren Gewalt und des systematischen Terrors, zurückgeführt auf die beiden Gegenspieler Danton und Robespierre. Der Verfasser arbeitet mit der sozialistischen Terminologie, sein Blick ist auf Rußland gerichtet, insoweit ist die Arbeit eine Auseinandersetzung mit dem Stalinismus, eine von vielen Anklagen. 11.—.

L. Trotzki, Geschichte der russischen Revolution. I. Bd.: Februarrevolution. Aus dem Russischen. Vlg. S. Fischer, Bln. 1931. S. 455 mit 23 Abbildungen.

Daß die Sowjetunion heute als staatliches Gebilde besteht, sich überhaupt dazu durchentwickeln konnte aus einem hoffnungslosen Chaos, ist weniger das Werk des großen Utopisten Lenin als des Mannes, der jetzt mit dem bedeutendsten Quellenwerk, das die Geschehnisse der russischen Revolution haben können, an die Öffentlichkeit tritt.

Trotzki hat in den Zeiten fürchterlichster Not und Bedrängung, als der Hunger plagte. und die Interventionisten auf allen Fronten siegreich das Moskauer Zentrum einkesselten, aus dem buchstäblichen Nichts die Waffe des Bolschewismus geschliffen, die Rote Armee geschaffen, das proletarisch gesinnte Heer, das er nach der Befreiung zu einer Stätte der Disziplinierung des Volkes, wahrhaft zu der Mitte des Staates, stetig ausgebaut hat. Wenn der jetzt Gestürzte und Verbannte die Geschichte der Revolution schreibt, so darf er als erste Autorität gelten. Sein Buch ist keine Rechtfertigung, keine Anklage, es ist ein Tatsachenbericht, den der Stoff zu grandiosen Dimensionen weitet, erhellt durch einen Stil, den man als vollendet bezeichnen muß. Hier schreibt eine glänzende Begabung, der sich Gedanken und Worte zu einem Riesenpensum wie Wachs fügen, die mit Thesen und Formulierungen in schillernder Fülle zu jonglieren vermag, ob es sich um die Analyse einer Handlung, eines Entschlusses, oder um das Porträt eines der zahlreichen Akteure handelt. — Der vorliegende erste Band bringt die Präliminaria und die Ereignisse, die zur sogenannten Februarrevolution führten, der Liquidation der Monarchie durch die Großbourgeosie. Ihre Hilflosigkeit wird der türmenden Schwierigkeiten nicht Herr. Langsam rüsten die radikalen Bolschewiki und schaffen die Voraussetzungen, die dann zur Oktoberrevolution reiften. Ihr soll der zweite Band gelten. — Wie ein Film läuft das herunter, Höhepunkte wenn die Spieler gezeigt werden, ein paar Striche genügen zu plastischer Leibhaftigkeit. Kerenski: „Sein Verhalten zur Revolution war jedoch das Verhalten eines Provinzadvokaten, der in politischen Prozessen auftritt. K. war kein Revolutionär, er hatte sich nur an der Revolution gerieben." Miljukow: „Seine Stärke bestand in dem, was auch seine Schwäche ausmachte: vollständiger und vollkommener als die anderen drückte er in der Sprache der Politik das Schicksal der russischen Bourgeosie aus, das heißt ihre historische Ausweglosigkeit." Lenin ist der Gefeierte, Verehrte, der unbestrittene Führer alles weiteren Geschehens, als er aus der Emigration zurückkehrte: „Erst mit diesem Moment beginnt die bolschewistische Partei mit voller, und was noch wichtiger, mit eigener Stimme zu sprechen." Und Stalin, der Gegner: „— — als sogenannter Praktiker ohne theoretischen Horizont, ohne breite politische Interessen und ohne Kenntnis fremder Sprachen, vom russischen Boden nicht zu trennen." Typ „des festen, theoretisch und politisch primitiven Organisators", sich auszeichnend durch „Energie, Beharrlichkeit und Erfindungsgabe für Kulissenkombinationen". Von sich selbst spricht der Verfasser als Trotzki, nur wenig und bescheiden.
Wer erwartet, daß dem Zarentum oder auch Deutschland Freundlichkeiten gesagt werden, der braucht sich nicht an die Lektüre des Buches heranzumachen. Er sollte aber bedenken, daß dieser zynische Jude von allen Aktionen der neuen Machthaber mit der Roten Armee diejenige Leistung vollbracht hat, die im höchsten Maße als eine „nationalrussische" bezeichnet zu werden verdient.

# KENNEN SIE FISCHBEIN? ERNST WIECHERT

Es ist nicht immer vergnüglich, aber es ist immer gut, die „andere Seite" kennen zu lernen. Wer die Gladkow, Leonow und Panferow liest und nur sie, gewinnt wohl das Bild des in Sorgen, Schmerzen, Krämpfen und fanatischer Gläubigkeit aufsteigenden Rußlands von heute. Einer sich an eine Idee verströmenden und sich für sie opfernden Gemeinschaft, glücklos, besitzlos, ruhmlos. Zusammengepreßter im Ausmaß als bei den Künstlern der zaristischen Zeit, schneller im Rhythmus geworden, aber ruhig vorgetragen als Kunstwerk, nur mit einem leisen Beben des Stils unter der Oberfläche, wie das leise Summen eines Dynamos unter der Sohle eines Kraftwerkes. Aber ohne Bosheit, ohne Haß gegen die Unterlegenen, die der Pflug der Revolution untergepflügt hat als Dünger kommender Saaten. Ja, darüber hinaus, bereits mit einer leisen Erkenntnis der Tragik ihres Schicksals von den Künstlern verwertet (der Ingenieur Kleist in Gladkows „Zement").
Hier aber steht die „andere Seite", nicht nur gut, sondern höchst vergnüglich zu lesen.

Aron Salomonowitsch Fischbein *), Vorsteher des Moskauer Choraltempels, Wohltäter, Großkaufmann und Großschieber, wandert vor unsren Augen vom „flotten jungen Mann", der seinem Vater drei, vier Rubel aus der Kasse nimmt, über die Höhen des Glanzes bis zur zweieinhalbjährigen Verschickung nach der Krim. „Minus schest" heißt der russische Titel, d. h. minus sechs, Fachausdruck für alle Wissenden für „drei Jahre minus sechs Monate". Hier ist die andere Seite der Revolution. Hier ist der Mann mit dem „Boden der Tatsachen", mit dem Instinkt für Geschäfte, für Konjunktur, geldliche und politische. Hier ist Raffke, der auch am Kommunismus verdient, aber ein gutmütiger Raffke, der lebt und leben läßt, ein Raffke mit Humor, mit einem Tropfen Tragik im Becher der Komik. Ohne Gott außer dem des Mammons, aber ein getreuer und fähiger Knecht dieses Weinbergs. Ein lächerlicher Mensch, aber weit entfernt, in der Gestaltung von der jüdischen Lächerlichkeit, die aus dem erbarmungslosen Intellekt kommt, die bis zum Beißenden des Witzes gelangt und verletzt, weil sie verzerrt. Ein lächerlicher Mensch durch die Naivität seiner Gebrechen, die Öffentlichkeit seines seelischen „Exhibitionismus", ein Clown, der verwundert ins Publikum sieht. Und dadurch über das Lächerliche hinauswachsend, mit jenem melancholischen Unterton einer Jazzkapelle. Ein Verlierer mit großen Einsätzen, dem nicht unrecht geschieht, aber für den wir am Ende gern in die Tasche greifen würden, um ihm ein wenig zu helfen. Ein kleiner Chaplin in der großen Geschichte.

Und um ihn herum eine unerschöpfliche Fülle lebensfunkelnder Gestalten: Familie, Miethaus, Stadt, Regierung. Aufgezeichnet, wie sie sind. Ohne Barmherzigkeit, aber auch ohne Haß. Typen für Millionen, aber so, daß es einmalige Individuen sind. Zusammenfassung des Stils auf die schärfste Form. Frech aber nicht frivol. Scharf aber nicht karikaturistisch. Geistvoll aber nicht geistreich. Ironisch aber ohne Hohn. Ein großer Künstler, der aus dem Tragischen einer Völkerwende das halb Lächerliche, halb Wehmütige des Allzumenschlichen herausrettet und herausgestaltet.

Unvergeßlich der Schluß. Fischbein auf der Verbannungsfahrt (1. Klasse). Aufheulen aller Sirenen. Alle Schaffner im Gang des fahrenden Zuges stehen stramm. „Was ist geschehen?" „Lenin wird beerdigt". Fischbein weiß nicht, was tun. Stehenbleiben heißt sich erkälten. Fortgehen heißt die Revolution beleidigen. „Und er blieb stehen, bemühte sich, die Hände an der Hosennaht zu halten und redete sich zu: ‚Lieber zwei Tage niesen als sich vierzehn Tage fürchten'."

Die Philosophie einer Schicht, einer Rasse, eines Zeitalters. Und das Werk eines suveränen Künstlers.

Die Übersetzung ist mustergültig.

**Zeitromane**

Nach der gewaltigen Flut der Kriegsromane drängt die erzählende Literatur immer stärker zur Behandlung der großen erregenden Zeitprobleme, der Auseinandersetzungen und Kämpfe nächster Gegenwart. Erich Maria Remarque „Der Weg zurück" (Propyläen, 7.50) schildert die Heimkehr des grauen Heeres nach dem Zusammenbruch in die fremdgewordene Heimat, baut ein tragisches Schicksal erschütternd neben das andere und läßt von Szene zu Szene steigernd Anklage und Kampf der Frontsoldaten gegen Gesellschaft und Staat laut werden, zugleich aber auch das letzte aus dem zermürbenden Grabendasein trotz allem Gerettete: die dort gegen Feind, Elend, Hunger und Tod erhärtete und bewahrte Kameradschaft im Alltag und im Nachkriegswirrwarr zerschlagen. — Frank Thieß stößt in seinem breit angelegten Roman „Der Zentaur" (J. Engelhorn, 10.—) über die sich überlagernde Problematik der Gegenwart noch hinaus und versucht die Ausdeutung des technischen Zeitalters und des deutschen Schicksalsweges bis in ein phantastisch übersteigertes Morgen kommender Entwicklungen und Erfindungen hinein. — Jacob Wassermann läßt uns durch seinen „Etzel Andergast" (S, Fischer, 10.50) alle Verwirrungen, Fragwürdigkeiten und alles fanatische Suchen der „modernen Jugend" nach sinnvollem Lebensinhalt weit ausgebreitet und quälend erleben, um zuletzt den gezeichneten Propheten dieser nach neuem Ethos ringenden Jugend in fadem Ehebruch und bösestem Freundesverrat untergehen zu lassen, wonach etwas dürftig durch die im Schlußkapitel angedeutete Heimkehr zur Mutter ein leiser Strahl Hoffnung auf männliche Besinnung sichtbar wird. — Enger im Milieu, straffer in der Handlung und als Zeitgemälde kleinsten Ausschnittes kraft glänzend gelungener Charakteristik der Überalltypen heutiger deutscher Kleinstadt ungemein lebensnäher als diese großen Romane: Hans Fallada, Bauern, Bonzen und Bomben (Rowohlt, 8.50). Hier wird ohne Literarisierung vom Hintergrund der Holsteiner Bombenattentate her das Gesicht des gesamten leidenden Deutschland, seiner Schwächen und Stärken, Erschütterungen und seiner körperlichen Gesundheit offenbar.

---

*) Matwej Roesmann: „Fischbein streckt die Waffen". Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Josef Kalmer und Boris Krotkow. Bruno Cassirer, Berlin. 6.50.



**ALFRED BRUST** Text Seite 162 ff

# NOTIZEN ÜBER BÜCHER

HERMANN HESSE

**Georg Fuchs / Wir Zuchthäusler. Erinnerungen eines Zellengefangenen, Alb. Langen. 8.50.**
Unter den berühmten Leuten, deren Zuschriften dies merkwürdige Buch einleiten, ist auch Oswald Spengler, und er wendet sich als einziger gegen die Auffassung, daß man unsre heutige Auffassung von Verbrechen und Strafe mildern und vermenschlichen müsse. Er meint, wir seien nachgerade sentimental und schwankend genug geworden in allem, was Recht und Rechtsprechung betrifft, und der Strich zwischen Gut und Böse müsse wieder so scharf und streng als möglich gezogen werden. Was er damit anstrebt, ist wohl zu billigen, aber sein Weg ist falsch. Der verfahrene Karren unsres Rechts wird nicht wieder flott durch schneidige Gesetzgeber und Staatsanwälte, sondern erst müssen wir den heutigen Zustand der trostlosen Verfahrenheit wirklich annehmen, durchleben, durchleiden, uns für ihn verantwortlich wissen, und dann vielleicht können wir an diese und jene Neueinrichtungen denken. Dabei mag das Zuchthausbuch von Fuchs gute Dienste tun. Zuchthauserinnerungen eines Gebildeten, des Beobachtens, Denkens und Schreibens Fähigen sind an sich schon eine große Seltenheit. Die Schilderungen von Fuchs zeigen uns das Zuchthaus nicht unbedingt als Hölle (ich wäre weit lieber zu Zuchthaus als zur Arbeit etwa in einer Chicagoer Groß-Schlächterei verurteilt), aber als eine schlecht arbeitende, altmodische und mechanisch weiter vegetierende Einrichtung, und das kann auch kaum anders sein, denn es ist der letzte Ausdruck unsrer ahnungslosen, geistlosen, herzlosen Vorstellungen von Recht und Verbrechen.

**Georges Duhamel / Spiegel der Zukunft. S. Fischer. 6.50.**
Der Gesang vom Untergang des Abendlandes, die Ahnung vom Heraufkommen einer gottlosen und geistlosen Kulturdämmerung wird in seiner deutschen und Spenglerschen Form von Engländern, Franzosen und Italienern gern bespöttelt, und die deutschen Leser selbst haben sich daran gewöhnt, das Reden vom Untergang unsrer Kultur für ein amüsantes Spiel zu halten. Neun Zehntel der Leser meines „Steppen-

wolf" lesen ihn so. Nun aber mehren sich auch in ruhigeren, konservativeren und vernünftigeren Ländern die Stimmen der ernsten Besorgnis um alles das, was die Kultur Europas ausmachte. Auch der besonnene, keineswegs exaltierte, keineswegs sehr pessimistische Georges Duhamel spricht im „Spiegel der Zukunft" davon, und es wird, so hoffe ich, mancher, dem der Steppenwolf nur eine Sensation war, diese kühlen, scharf und gut formulierten Betrachtungen über Amerika, Amerikanismus und die drohende Zukunft einer uniformierten Weltzivilisation lesen und ernst nehmen. Es möge auch sein ironischer Seitenblick auf die deutschen Amerikaner, denen New York noch lange nicht amerikanisch genug ist, beachtet werden. Duhamel ist in seiner Vernünftigkeit und französischen Präzision ein willkommener und edler Mitkämpfer im Geisteskampf unsrer Zeit, dem größten seit der Krisis des Christentums am Ende des Mittelalters.

Selma Lagerlöf / Die Silbergrube. Deutsch von Marie Franzos. Albert Langen. 6.—.
Vor dreißig Jahren haben wir als Jünglinge den Gösta Berling gelesen und geliebt, etwas später den Antichrist und ganz besonders „Arnes Schatz", und vieles, was uns nachher sehr gefiel und uns aktueller und wichtiger erschien als die Lagerlöf, ist seither von uns und von der Welt wieder vergessen worden, die alte Dichterin in Schweden aber ist noch da, und noch immer bringt jedes Buch dieser großen Erzählerin erstaunliche Proben ihrer Kunst. In der „Silbergrube" ist ein etwas kunterbuntes Allerlei zusammengestellt, und es sind einige belanglose Stücke darunter. Einige aber sind herrliche, meisterhafte Erzählungen, vor allem die Titelnovelle und die Geschichte „Ein Emigrant". Es gibt bessere Schilderer, schärfere Psychologen, witzigere Köpfe in der heutigen Weltliteratur — erzählen aber kann in Europa kein Mensch so unvergeßlich wie die alte Frau Lagerlöf.

Hermann Kesten / Glückliche Menschen. Roman. G. Kiepenheuer. 6.50.
Mit Vergnügen habe ich diese witzige und melodiöse Erzählung gelesen, diese Spielerei, die so tief dringt, mit Vergnügen und mit aller kollegialen Freude an einer ungewöhnlichen Begabung. Ich weiß nicht, wie tief der Roman ins heutige Leben dringt und wie zeitgemäß er ist, möglicherweise ist er es weniger als es mir erscheint, ich kenne das Berliner Leben nicht und finde es, wenn es so ist wie in Kestens Roman, vollkommen verrückt. Aber dies verrückte Leben verrückter Menschen ist hingezeichnet mit so leichtem Strich, mit so viel Suggestion und andeutender Magie, mit so viel Anmut und Kunst, daß es mich entzückt hat.

---

# DER LYRIK EINE BRESCHE

„Der Lyrik eine Bresche!" Unter diesem Titel wird das nächste Heft des Bücherwurm als Sonderheft erscheinen. Es wird ein Geleitwort von Rudolf G. Binding enthalten, im Anschluß daran eine gedrängte Auswahl schönster deutscher Gedichte aus älterer und heutiger Literatur. Ferner ist geplant, in diesem Heft bemerkenswerte Antworten auf die Rundfrage wiederzugeben:

Hat das lyrische Gedicht heute noch Lebenswert?

Kurze Äußerungen zu dieser Frage schicke man bis zum 30. Mai an den Herausgeber: Karl Rauch, Berlin W 15, Lietzenburger Str. 38, I. Insbesondere junge Menschen werden um Antworten gebeten, um die Möglichkeit eines Einblickes zu schaffen, welchen Widerhall durch Technisierung und äußeren Wandel hindurch das dichterische Wort im heranwachsenden Menschen noch findet.

# DER MARSCHALL SPRICHT CARL ROTHE

**Das Urteil der Fachleute über Foch*) ist längst gebildet. Kein genialer Stratege, auch nicht ein übermäßiger Theoretiker seines Fachs, aber im entscheidenden Augenblick — nach einer normalen militärischen Laufbahn — Energie in der höchsten Potenz, die über ungeheure Reserven und Hilfsmittel nicht nur verfügen konnte, sondern mit ihnen auch zu wirtschaften verstand.**

**Vom Vorwort abgesehen, das in nicht einmal gewandter Weise mit den üblichen Phrasen von der bedrohten Freiheit der Menschheit auf der Lüge von der deutschen Kriegsschuld herumreitet, sind die Erinnerungen ein sachlicher, präziser Tatsachenbericht über die eigene Tätigkeit, in der Hauptsache also vom westlichen Kriegsschauplatz. Wie schwer der Kampf war, wie nahe oft der deutsche Endsieg, ist immer wieder zwischen den Zeilen herauszulesen. Sparsames Lob, das gelegentlich auch dem Gegner nicht vorenthalten wird, ist untermischt mit manchem Stoßseufzer. Zumal die „Sieger an der Piave“ können von dem Urteil ihres Verbündeten nicht sonderlich entzückt sein.**

**Dem Verlag muß man danken, daß diese Erinnerungen durch die deutsche Ausgabe einem weiteren Kreis zugänglich gemacht werden. Ungewollt bilden sie ein einziges hohes Lied auf den deutschen Soldaten, und auch die deutsche Heerführung nach der Übernahme Hindenburgs und Ludendorffs findet eine Kritik, die die große Rehabilitierung durch Tschuppik ergänzt. Es will schon einiges besagen, wenn der Generalissimus der Alliierten schreibt: „Wirklich, das Werkzeug, das Hindenburg und Ludendorff im Frühjahr 1918 handhabten, erschien durch Material und Truppenausbildung als ein Kampfinstrument, dessen Vollendung und Härte nichts zu wünschen übrig ließ.“ Wir können keinen besseren Zeugen haben über die letzte Wahrheit vom Ausgang des Krieges als den Brief des Marschalls an Clemenceau, noch Ende Juli 1918 geschrieben: „Das Jahr 1919 wird das Entscheidungsjahr des Krieges. Im Frühjahr wird Amerika seine größte Leistung vollbracht haben.“ Foch hat dies Geständnis zehn Jahre später noch einmal in einer kleinen Schrift wiederholt: „Der Krieg dauerte über drei Jahre, und es leuchtete ein, daß sein Umfang und seine Heftigkeit keine großen Verlängerungen mehr erlaubten, und daß Amerika so rasch als möglich nach Europa eilen mußte, um sein Gewicht für die Entscheidung in die Wagschale zu werfen.“ ! !**

**Über den Ausgang des Krieges hat Amerika bestimmt, über seine Fortdauer hat in schwachen Stunden Foch entschieden. So taten die Franzosen recht, den Toten neben Napoleon beizusetzen.**

---

*) Marschall Foch, Meine Kriegserinnerungen 1914—1918. Übers. v. Oberstleutnant a. D. Eberhardt. Vlg. K. F. Koehler, Leipzig. 1931. 15.00.

---

**Lotte Errell, Kleine Reise zu schwarzen Menschen.** Brehm Verlag. 6.50.
Ein halbes Hundert schöne Photos von schwarzen Menschen aus dem Lande der Ewe, deren Schönheit nicht mindert, daß man sie zum Teil bereits an anderer Stelle publiziert sah, und dazu ein angenehm bescheidener Text der Verfasserin, die sich darauf beschränkt, eine Reise in dieses Land zu schildern, wie sie jeder unternehmen kann; das Ganze in Bastmatte gebunden und als ein nettes Geschenk geeignet und zu empfehlen. M. R.

**„Der güldene Schrein“**, ein Jahrbuch für gute Leser und freundwillige Buchberater 1930/31. Herausgegeben von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg. Wilhelm Limpert Verlag, Dresden, Verlagsabteilung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. RM 4.50.
Die bibliographischen Angaben zu den verschiedenen Aufsätzen lassen wiederum die große Sorgfalt erkennen, die wir von der Stiftung bei ihren Veröffentlichungen bereits gewohnt sind. Gerade dieser Gewissenhaftigkeit ist es zu verdanken, wenn dieser Volksbildungsalmanach sich immer mehr als Handbuch der Volksbildungsarbeit einbürgert. —x.

**Der erste große Faschistenroman,** der in Italien mit dem 50 000-Lire-Preis ausgezeichnet wurde, erscheint soeben in deutscher Übersetzung. M a r i o C a r l i gilt als markantester Vertreter des heutigen italienischen Schrifttums. Sein Roman „D e r F a s c h i s t“ (L'Italiano di Mussolini) wird auch in der deutschen Ausgabe weite Beachtung finden. Das Buch erscheint im Schlieffen-Verlag, Berlin (kart. 3.85, Leinen 4.85).

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

**Justizdeutsch**

**„Im Interesse einer rascheren Arbeitsmöglichkeit" hat der Justizminister neulich verfügt, daß Gerichtsbeschlüsse möglichst in einem Satz ausgedrückt werden sollen. Eine der ersten praktischen Auswirkungen dieser Verfügung sei hier abgedruckt:**

**Beschluß.**

In Sachen der Firma Adolf Rothenberg, offene Handelsgesellschaft in Breslau, Schweidnitzer Straße, Klägerin, Prozeßbevollmächtigte: Rechtsanwälte Justizrat Dorow, Meinert und Dr. Herzberg in Breslau, Friedrichstraße,

gegen

den Gutsbesitzer Rudolf Eisenack in Bergshöhe bei Sellnow, Kreis Arnswalde (Nm.), Beklagten, Prozeßbevollmächtigter: Rechtsanwalt Dr. Reimann in Arnswalde (Nm),

hat der 95. Zivilsenat des Kammergerichts in Berlin auf die Beschwerde des Beklagten gegen den Beschluß des Amtsgerichts Breslau vom 4. November 1930, durch den der Beklagte wegen Ungebühr vor Gericht in eine Ordnungsstrafe von 10 RM. genommen ist, in der Sitzung vom 10. Dezember 1930 in Erwägung,

daß nach der zwingenden Bestimmung des Gesetzes die Beschwerde gegen einen Ordnungsstrafbeschluß wegen Ungebühr vor Gericht binnen einer Woche nach der Bekanntgabe des Beschlusses eingelegt werden muß, daß hier der Beschluß in Gegenwart des Beklagten verkündet, die Beschwerde aber erst am 11. November 1930 bei Gericht eingegangen, also verspätet ist, daß ferner aber auch die Verhängung der Strafe begründet erscheint, da der Vorwurf, die Sache zu „drehen", der gegen den Anwalt der Gegenpartei erhoben wurde, die Beschuldigung bewußter Irreführung enthält, eine Ungebühr vor Gericht also vorlag, gemäß den §§ 178, 181 des Gerichtsverfassungsgesetzes beschlossen: die Beschwerde wird als unzulässig verworfen, diese Entscheidung ergeht gebührenfrei.

**Wer's beim ersten Lesen versteht, melde sich. Ich will ihn zur Aufnahme in die Akademie vorschlagen.**

**Reuchlin**

**Edle Selbsterkenntnis**

**Im neuen Electrola-Katalog werden folgende Schallplatten empfohlen:**

**Berliner Ärztechor:**
**Wenn ich einmal soll scheiden . . . . . Bach**
**Komm' süßer Tod . . . . . . . . . . . . Bach**

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.**

**Kulturgeschichte**

**Johannes Bühler, Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Inselverlag. Mit 80 Bildtafeln. 7.50. — „Das Ziel dieses Buches, sagt Bühler im Vorwort, ist: Den Deutschen hinzuführen zum Erleben seiner Ahnen, damit er so, wurzelnd im Nährboden der Vergangenheit, hineinwachse in sein Volkstum, das über Glück und Unglück und allen äußeren Formen steht."**

**Richard Dillenz und Josef Pfister, Deutsche Mode? Transmare. Geh. 1.50. — Der Begriff der Mode, der Zusammenhang von Mode und Politik wird historisch untersucht und ihr Verhalten zueinander in unserer heutigen Zeit dargestellt.**

**Kunst und Kunstgeschichte**

**Justus Bier, Tilmann Riemenschneider. Benno Filser. 24 Seiten Text und 80 Bildtafeln. 7.00. — Das erste volkstümliche Werk über d. fränkischen Meister.**

**Roß und Reiter. Ihre Darstellung in der plastischen Kunst. In Gemeinschaft mit Robert Diehl herausgegeben v. Albrecht Schaeffer. Insel. Mit 37 Bildtaf. 10.00. — Angefangen mit den Werken des vierten Jahrhunderts vor Christus, abgeschlossen mit denen der Gegenwart,**

vereinigt das Buch die wichtigsten und wesentlichen Arbeiten, die Roß und Reiter in der plastischen Kunst darstellen.

Heinrich Wölfflin, Die Kunst der Renaissance. Italien und das deutsche Formgefühl. F. Bruckmann. 15.00. —

### Erdkunde

Europa, Band II des E. von Seydlitzschen Handbuchs der Geographie / Hundertjahrausgabe. Mit 831 Karten und Diagrammen sowie 400 Bildern und 8 farbigen Tafeln. Über 1200 Seiten. Ferd. Hirt. 48.00. — Europa nicht als einen in viele Länder zerfallenden Erdteil, sondern das Verbindende, das allen Gemeinsame zu sehen und zu erkennen ist heute vornehmste Aufgabe, zu der auch dieser ausgezeichnete Band hilft, der nicht nur Gestaltung der Länder zeigt, sondern auch ihre Verwachsenheit mit dem Boden, dem Klima zeigt, Beeinflussung von Kultur und Wirtschaft usw. Ausgezeichnetes Bildermaterial und lebendige Statistiken.

### Naturbücher

Die Alpen rufen! Simon. 4.25. — Sorgsamste Auswahl von 255 Bildern in Kupfertiefdruck, gut ausgestattet und preiswert.

Lotte Errell, Kleine Reise zu schwarzen Menschen. Brehm-Verlag. Mit 48 Taf. 6.50. — Ein lebendiges, reizvolles Reisebuch mit außerordentlich guten Aufnahmen aus dem Leben des Negers.

Sir James Jeans, Der Weltenraum und seine Rätsel. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Nutt. Deutsche Verlagsanstalt. 5.50. — Aus Vorträgen entstanden gibt hier der Verfasser in populärer Form ein Gegenstück zu dem im Herbst deutsch erschienenen Buch „Sterne, Welten und Atome“.

Martin Johnson, Das Löwenbuch. Afrikanische Abenteuer mit dem König der Tiere. F. A. Brockhaus. Mit 42 Abbildungen. 8.00.

### Verschiedenes

Der gefährliche Augenblick. Das aktuelle Bilderbuch. Herausgegeben von Ferdinand Bucholtz. Mit einer Einleitung „Über die Gefahr“ von Ernst Jünger. Juncker & Dünnhaupt. 8.50. — Über 100 Bilder spannender Augenblicksaufnahmen, ergänzt durch Augenzeugenberichte.

Edelbüttel, Schön ist die Welt. Eine Europareise rund um Deutschland. Mit Beiträge von Knut Hamsun, Ponten, Felix Salten, Selma Lagerloef, Manfred Schneider, Cohen Portheim u. a. Safari 4.80.

Josef Frank, Mütter. Schicksale des Muttertums. Dr. Hans Epstein. 7.00. — Das Buch enthält zwölf Gestalten großer Mütter, darunter Agrippina, Monica, die Mutter des heil. Augustin, Letizia Buonaparte, die Schillerin, Dorothea Grabbe, Turgenjewa u. a.

Arnold Gesell, Körperseelische Entwicklung in der frühen Kindheit. (Carl Morhold Verlagsbuchhandlung.) 16.50. — Der Verfasser, Professor für Psychologie an der Yale Universität zu New Haven faßt die Ergebnisse der Erforschung des frühen menschlichen Wachstums zusammen. Er untersucht das geistige Wachstum, das Verhalten der Kinder untereinander, das Vererbungsproblem, die Ausbildung der Persönlichkeit in der frühen Kindheit — ein Buch ebenso geeignet für den Fachmann wie den gebildeten Laien.

Arnold Höllriegel, Lichter der Großstadt. Der Film vom Strolch Charlie, dem Millionär und dem blonden Mädchen. Mit 25 Bildern. E. P. Tab. Kart. 1.00. — Nicht nur ein Führer durch den Film, sondern auch zu der einzigartigen Persönlichkeit Chaplins.

Paul Seelhoff, Jahrtausende reden. Mit vielen Abbildungen, Karten, Register usw. Neufeld & Henius Verlag. 6.—. — Eine neue illustrierte Weltgeschichte in einem Band.

Der Volks-Brockhaus. Deutsches Sach- u. Sprachwörterbuch für Schule und Haus. F. A. Brockhaus. 7.80. — Das billige Nachschlagewerk für alle Kreise.

Georg Fuchs, Wir Zuchthäusler. Aufzeichnungen des Zellengefangenen Nr. 2911. Im Zuchthaus geschrieben. Langen. 8.50. — Prof. Georg Fuchs, in den unglückseligen bayrischen Nachkriegswirren zum Zuchthaus verurteilt, gibt hier seine erschütternden und aufwühlenden Erlebnisse im Zuchthaus zu Ebrach wieder — ein ernster schwerer Anruf an das Weltgewissen.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein,
begrüßt die heilige Kapelle!
Da ist's auf einmal farbig helle:
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein.
Dies wird euch Kindern Gottes taugen.
Erbaut euch und ergetzt die Augen!

Goethe

Wer Gedichte nicht liebt, liebt das Schönste nicht was die Sprache hervorzubringen vermag. Man sagt Lyrik sei unzeitgemäß, weil man darunter etwas Falsches versteht. Das Schönste zu lieben kann nie unzeitgemäß sein. Freilich hat sich die Lyrik — und dies nicht nur heute sondern von jeher — oft ins Unrecht gesetzt und ist ins Versemachen, ja bloß ins Reimeschmieden oder sogar in bloße Reimereien abgeglitten. Derartige Äußerlichkeiten — Strophe, Reim, Rhythmus, Musikalität u. dgl. mehr — sind das Letzte und das Nebensächlichste, und es käme mir etwa so vor, als wolle man die Konfektion, die Herrichtung, den Firnis, den Klang und die Gebärde der Dinge bewundern, während es auf ihren innersten Kern, ihr Wesen, ihre Magie und ihren Inbegriff ankommt. Denn ein Gedicht ist ein Inbegriff, ist eine äußerste Konkretisierung, ist die dichteste Gestalt, die im Wort Empfindungen, Vorgänge und Wesenheiten annehmen können. Und dies derart daß die Gestalt, die

die Dinge im Gedicht annehmen, die Sache selber sind, daß also im Gedicht nicht eine Form von einem Inhalt zu scheiden ist oder einem Inhalt eine Form gegeben wurde. Das Gedicht ist die Sache selbst — in dem gleichen Sinne wie der Kristall des Diamanten der Diamant ist. Es ist die Wesenheit des Diamanten, in dieser Form zu kristallisieren. Würde er nicht diese kristallische Form annehmen, diese dichteste, bestimmteste — so wäre er nicht ein Diamant sondern Kohlenstoff.
So ist also das Gedicht der zwingendste, gedrängteste und magischste dichterische Ausdruck. Es ist gefüllt von einem Leben und einem Feuer, die der Betrachtung ebenso zugänglich sind und einen inneren Sinn ebenso erfreuen wie der Anblick eines vollendeten, natürlich gewachsenen Edelsteins. Wie dieser seinen Glanz, sein Wasser und sein Feuer niemals verliert, so lebt auch das Gedicht in der Unzerstörbarkeit des Wortes.
Freilich ist es ein langer Weg der Vereinfachung und Verinnerlichung einer Empfindung oder eines Erlebnisses bis zum wahren Gedicht. Jahrtausende mußte die Sprache alt werden bis zu dem „Über allen Gipfeln ist Ruh'". Und es ist ein langer Weg bis zur Einfachheit dieses Gedichtes, das kein einziges schmückendes Eigenschaftswort enthält und in dem nur das Wesen der genannten Dinge selbst zum Ausdruck kommt. Wie anders wirkt gegenüber dieser Magie, die die Dinge allein sprechen läßt — Gipfel, Wipfel, Ruh, Vögelein, Wald, du —, selbst ein so bestechender Gedichtanfang wie der ist:

Komm in den totgesagten Park und schau' usw.
(George)

Man soll sich diese Unterschiede einmal vergegenwärtigen, um zu wissen was man von einem Gedicht erwarten und was man von ihm fordern soll. Aber wir wollen nicht glauben, daß jemals eine deutsche junge Generation aufgewachsen ist, aufwächst oder aufwachsen wird, die die Edelsteine nicht vor sich aufglänzen lassen will, alt und neu, die ihre Sprache tausendfach birgt. Hier! — nehmt.

Vielleicht aber ist mit alledem noch nicht genug gesagt, noch nicht genug von dem Geheimnis des Gedichtes verraten. Jedoch ich kann dieses Geheimnis nur hier für fühlende Menschen andeuten, da es die Entstehung eines Gedichts betrifft. Es ist so als ob ich das Wachstum der Kristalle und aller Inbegriffe beschreiben wollte. Dies vermag keiner. Es darf aber hier zu Ehren des Gedichts ein Letztes gesagt werden: Es ist zuverlässig immer eine Ordnung, also eine Welt, die hinter einem Gedicht steht. Ein ungeordneter Mensch kann kein Gedicht hervorbringen. Diese Ordnung, diese Welt des Dichters, ist immer fühlbar: in jeder Zeile, in jedem Wort. Sie ist deutlich vom Chaos, der Un-Welt, unterschieden; auch von der Welt der Natur. Denn die Welt und Ordnung des Dichters ist nicht die Welt (Ordnung) der Natur. Das Gedicht ist kein Abbild, keine Abschilderung einer (andern) Welt, sondern ein Äußerstes, ein Reinstes aus seiner (des Dichters) Welt.

Diese, deines Dichters Welt, o Volk, ist auch deine Welt. Und indem er seine Welt in die Unzerstörbarkeit des Wortes erhebt, bist du selbst in diese Unzerstörbarkeit erhoben.

21. April 1931 *Rudolf G. Binding*

# Proben gegenwärtiger Lyrik

## Ungenannter Verfasser

### DIE FACKEL

Ich gab dir die fackel im sprunge,
Wir hielten sie beide im lauf:
Beflügelt von unserem schwunge,
Nimmt nun sie der künftige auf.

Drum laß mich und bleib ihm zur seite,
Bis fest er die lodernde faßt,
Im kurzen doch treuen geleite
Ergreif er die kostbare last!

Du reichst ihm was ich dir gegeben —
Und sagst ihm was ich dir gesagt:
So zünde sich leben an leben,
Denn mehr ist uns allen versagt.

## Paul Alverdes

### DIE NÖRDLICHEN

Viele sind in den Gärten geboren
Unter den Kränzen von Frucht und Getier,
Festlich am Ufer, wie nahe den Toren
Zu dir, zu dir!

Unter dem blauen Gewölbe die Kinder,
beschenkt mit Verheißung und gläubiger Sicht,
Suchende nie, gelassene Finder, —
Wir nicht, wir nicht!

Trüge wohl einer auch glattere Stirne,
Ach! wie bedrängt ihn Gewölke und Wald,
Einsam umfriert ihn der Himmel mit Firne
Wie bald, wie bald.

Keiner wandelt, ihn jagten nicht Stimmen,
Keiner am Flusse, es lockte nicht wer,
Rufe wie Wolken die Berge umschwimmen
So schwer, so schwer.

Mancher brach auf in der Frühe, zu suchen,
Gegen den Mittag mit dürstendem Blick,
Immer doch kehrte, den Füße noch trugen,
    Zurück, zurück.

Denn wir bedürfen der schweren Bedrängnis,
Die wir verderben im süßeren Wind,
Hießest du Erde auch: Nacht und Verhängnis,
    Sind wir doch Kind, dein Kind.

Und zuweilen auch, doppelt Entzückten,
Gott in der Stille, wohnst du auch hier,
Und das Fest der schauend Beglückten
    Halten auch wir, auch wir.

## Walter Bauer

### STIMME AUS DEM LEUNAWERK

Die Städte wachsen.
Immer einsamer wird der Mensch;
bald wird man weit reisen müssen,
zu sehn, wo grüne Erde ist.
Das Korn wird mager,
Asche färbt es braun,
und seine Lust zum Blühen stirbt.
Die Werke wachsen.
Immer höher werden die Zäune des Gleichmaßes,
Schornsteine dampfen ohne Hoffnung.
Bald werden unsre Gesichter Gruben der Nacht sein,
niemand wird uns erkennen,
die Erde wird vergessen haben,
wer wir sind.

## Richard Billinger

### EIN GEBET BEIM LÄUTEN DER GLOCKEN

O Gott, ich lobe dich!

Du bist der ewige Odem
und ich die Lunge nur!

Du bist der Erdenwaller,
ich deines Fußes Spur!

Du bist der weite Acker,
ich wachs' wie Korn aus dir!

Du bist das blutige Herze
und ich der Lanzenstich!

O Gott, ich lobe dich!

## Rudolf G. Binding

### FEST DER WÄLDER

In das goldne Tal des Sterbens
taucht ihr · Wälder · und errötet.
Wann wird treffen euch der eine
Kuß der Nacht, der alles tötet?

Noch verführt ihr, selbst verführt noch
vom Geblüh der späten Nelke,
letzten Rose — und berührt doch
schon vom Mund der großen Welke.

Lachend stürzt ihr ihm entgegen,
prunkt im Glanze des Erleidens:
Ihr nur kennt das Fest des Sterbens,
ihr die Feier des Entkleidens.

## Hans Carossa

### EMPFÄNGNIS

Immer nahn uns ungeborne Seelen,
Wenn wir atmen Brust an Brust,
Suchen sich ins Leben einzustehlen
Auf der Woge unsrer Lust.

Scherz und Kuß und inniges Vergeuden,
Unerschöpflich blinde Nacht!
Morgenfrühe ruft zu frischen Freuden, —
Doch das neue Sein erwacht.

Und nun möchte Aug in Auge sehen.
Fühlst du, was in uns beginnt?
Neue Sonne zwingt uns, zu gestehen,
Ob wir ihres Willens sind.

## Fritz Diettrich

### SANKT SEBASTIAN UND DIE WINTERLICHEN BÄUME

In die immer dickern Decken
Eingekrochen, liegt das Land.
Bäume auf verwaisten Strecken
Wuchsen in den Heldenstand.

Bärte, Pfeile spröden Eises,
Reiften ihnen an.
Alle seligt schon ein leises
Stigma des Sebastian.

Drüben leidet er im Bilde
An der Kirche stumm,
Und verschwendet seine Milde
Ihrem Duldertum.

Der im Leide ausgerenkte
Rumpf wird krummer Baum,
Und das schöne leichtgesenkte
Antlitz voll Erlösungstraum.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Ihnen ganz verwandt,
Tauscht er seine Schulterbreiten,
Bein und Arm und Hand.

Steht als Baum voll nackter Zweige
Nun Sebastian,
Seiner Augen schwere Neige
Hebt zu knospen an.

Als ein Baum steigt er hernieder,
Wundersamen Gangs.
Drüben warten seine Brüder,
Tief im Schnee des Hangs.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Reiht er still sich ein.
Zweige, einstmals Schulterbreiten
Eines Helden alter Zeiten,
Neuen Pfeilen, neuen Leiden
Weihen sie sich ein.

## Paul Gurk

### FRÜHLING

Ich höre Laub sich spreiten,
ein Glanz herniedersteigt,
die Luft wird Flügelgleiten,
der Kreis des Tages schweigt.

Es tropfen alle Laute
wie einer Farbe Fall,
Aus Stille sich erbaute
ein ruhevoller Ball.

Nicht Gluten ist's, nicht Kühle,
ein warmes Gleichgewicht;
ich denke, was ich fühle,
ich bin — und bin doch nicht.

Es schillert über Leiden
und schläft hinweg den Sinn.
Es weiß, daß ich den beiden
in Qual verhaftet bin!

Wenn ich den Finger hübe,
zerstieß ich diese Welt.
Nun aber bin ich Liebe
und will nicht, daß sie fällt.

## Herbert Korth

### DIE IRDISCHE REISE

Weißt du, wer du dort im Raume
bist, der hier am Wiesensaume,
sich um Blumensterne beugt?

Ist die Erde nur ein Spiegel,
greife nach dem Spinnwebzügel,
denn dies Sternbild ist der Wagen,
und am Firmamente jagen

(dort bist du schon eingestiegen)
über Wolken, fliegen, wiegen
seine Räder wirbelwind.

Und du kannst dir, wie befohlen,
folgen nur durch Wiederholen:
Strecke, ach du dünner Schatten,
wie im Himmel dich auf Matten,

meilenweisend Jahreszeiten
rückwärts deiner Bahn entgleiten,
wenden, schwinden deinem Blick.

Tat ist nur dir Widerstreiten,
Ruhe, durch die Welten Gleiten
und ein endlich, sterngetragen,
dich zu dir Hinüberwagen.

## Theodor Kramer

### ZUR ERNTEZEIT

Seltsam ist's, wann die Felder in Mahdreife stehn,
durch ein Dorf gegen Mittag die Straße zu gehn;
sacht zerbröckeln die Holpern zu Sand, ins Gesicht
widerstrahlen die Wände das flirrende Licht,
und im Feld draußen rauschen die Sensen.

Und die Tore sind zu und die Scheiben sind blind,
nur die Winden der Ziehbrunnen knarren im Wind,
der entströmt schwarzen Tiefen; der Kinder Gegrein
fügt ins stille Gelächter der Blöden sich ein,
und im Feld draußen rauschen die Sensen.

Schaumig brodelt der schwärzliche Sud auf dem Herd,
aus der Stallung her wiehert verlassen ein Pferd;
an den Ketten zerrt klirrend das Vieh und blökt mit,
und die Hunde verbellen wie rasend den Schritt,
und im Feld draußen rauschen die Sensen.

## Elisabeth Langgaesser

### HEIMKEHR

Ein jeder Stein wird endlich wieder Erde,
Schoß und Gefährte
Von Trespe und Korn.
Er stürzt vom Sims, zerstäubt am Fuß der Jahre,
Fühlt Wurzeln, taut und sieht zur Nacht das klare,
Verjüngte Horn.

Noch trägt er nichts als kleine Mäusegerste,
Beifuß und erste
Verlorne Saat.
Dann bricht er auf und trinkt am Wolkeneuter,
Wird schwer, verwächst und quillt vom Duft der Kräuter
Am Herdenpfad.

Ein Widder kommt, gefolgt von Muttertieren.
Wollige führen
Die Lämmer hinaus.
Der Steinbock naht, der Tag und Nacht vereinigt,
Zuletzt kommt Io, länger nicht gepeinigt,
Und ruht sich aus.

## Wilhelm Lehmann

### UNTERGEHENDER DICHTER

Das Weidenweib spitzt seine Frucht, da nach dem Weidenmann der Tod schon langt;
die Pappel wirft die Blüte hin, die ohne Hochzeit blieb, so sehr sie prangt.
Der Wind hört unter ihren Zweigen auf. Vom Reiseflug erschöpft, hüllt sich der Würger in ihr Laub;
Aus seinen Federn rinnt der Wüstenstaub.
Ich kann mich zu ihm setzen. Er bewegt sich nicht,
Niemanden ängstet mein beruhigtes Gesicht.
Das Grab derLuft hält fest; Geruch kann nicht entweichen.
Der Lorbeer duftet bitterlich, wie Trauer starr, des Ruhmes Zeichen.
Als Spreu vom Sturm des Flegels lös ich mich vom Werde
Und schlafe nur auf Bäumen, nicht mehr auf der Erde.
Der blütenlosen Pappel gleich bin ich von Hoffnung nicht beschwert
und wie der Weidenmann von Samenlust geleert.

## Kurt Liebmann

### ABENDWANDERUNG

Der Talgrund dunkelt.
Es muß so sein.
Der mütterliche Schoß wird finstere Feuchte.
Östlich ist weißer Schein.
Vor Frühlingsfledermaus steigt Monderscheinung.
Westlich ist roter Schein.
Erglühte dort nicht eben noch die Tagesleuchte?
Dahin! Dahin! O tiefes Schaudern!
Noch ist nicht Nacht. Nicht mehr ist Tag.
Aus dem Azur bricht Sterngefunkel.
Dort siegt ein Licht und dort und dort.
Das Ohr hört Weltenorgel-Tetrachord,
Indes das Auge sich Kristalle formt. —
Der Sang des Abendvogels sinkt ins Zaudern
und ist schon stumm.
Das Seelchen schlüpft ins Nachtgebüsch.
Gezirp, Gezisch. Woher? Welch Wurm? Welch Blut?
Du stehst und stehst.
Es rauscht und braust.
Dir graust. Du eilst.
Niemals enteilst du dieser Welt.
Niemals. Auch nicht im Tod.
Und du verweilst — allseelumloht.

## Oskar Loerke

### BESUCH

Bisweilen kommt der Knabe mich besuchen,
Der einst mit meinem Namen hieß.
Er kommt und schweigt; nur seine Brauen fluchen,
Weil ich so viel aus ihm verderben ließ.

Von Grame glühend, gleicht er keinem Schemen,
Doch mir welkt gramverwandelt die Gestalt.
Ein dritter aus uns, minder jung und alt
Als wir, ist da, uns bei der Hand zu nehmen.

Das Leben wie das Jahr hat seine Mitte,
Den schönen Monat haben wir versäumt.
Das Leben wie der Tag hat seine Mitte,
Da haben wir von früh und spät geträumt.
Das Leben wie der Nu hat seine Mitte,
Davon zu kosten haben wir versäumt.
Vergeßt es nun, vergeßt, und seine Mitte
Hat euch das Leben wieder eingeräumt.

## Paula Ludwig

### AN EINEN DICHTER

Wenn die Schar der ziehenden Vögel,
einen Gefährten ihres Stammes erspähend,
ihn aufnimmt,
nicht unterbrechend den Flug,
also sicher bekannt
ist ihnen der Zugeflogene —

Denn es gibt unter den Fliehenden,
zwischen zwei Heimaten Segelnden,
vielerlei Arten,
wie die liebliche weißgebrüstete
und die großbeschwingten, langgeschnäbelten;
aber die singenden
grauen unter den Schimmernden,
die Nachtigallen,
ihres Herzens wegen oft gefangen und getötet,
derer gedenk' ich —

Als ich dich sah,
gleich redete ich fröhlich
und meine Wangen röteten sich.
Also eilig
zeigte mein Herz dir seine Farbe.

## Erika Mitterer

### GEWISS, ICH SPIELTE

Gewiß, ich spielte. Doch mit mir. Ich setzte
mein Herz aufs Spiel, als ich die Lose zog.
Doch da die Niete mich nicht mehr entsetzte,
muß es dir scheinen, daß ich dich betrog.

Ich wollte lieben. Und du warst mir gut.
Ich kann dein warmes Werben nicht entbehren.
Doch bin ich fremd. Wie fände ich den Mut,
dich meiner Fremdheit plötzlich zu belehren?

Ich halt' mich hin, du nimmst und glaubst, du siegst,
du rührst mich an und bist beglückt und biegst
mich ganz zu dir und meinst, dies hätte Dauer.

Doch gegen deinen Wunsch und meinen, wehe,
bin ich dir längst schon wieder fremd und sehe
uns beiden zu in kühl erstaunter Trauer.

## Hermann Stehr

### AUF DEN TOTEN SOHN

Die Dämmerung in den Linden
ist tief, verschwiegen und still;
die alten Bäume wissen,
was ich bei ihnen will.

Sie halten die schwarzen Schatten
als Dach über meinem Haupt,
daß ungestört ich sinnen
kann dem, was mir geraubt.

Kein Blatt rührt sich, kaum brausen
die Berge traumhaft auf,
und um mich spür' ich deutlich
des Toten frohen Lauf.

Ich hör' ihn lachend spielen
als Kind vom Feld herein,
und oft von blonden Haaren
durchs Dämmern huscht ein Schein.

So grab' ich in den Wunden,
ich weine und weiß es nicht,
und aus dem Dunkel verschwindet
der letzte Schimmer Licht.

## Hans Voß

### MORGENLIED

Gott, der du des Himmels Leuchte bist,
Du Sternensämann, der das All
Mit väterlichen Armen stützt
Und heiter hält in seiner Hand —

Das Tagrot schon das Dunkel scheucht
Und führt herauf die rote Flut
Der Frühe, die in feuchtem Wehn
Mit klarem Tau die Erde träuft.

Nun wird die Schattennacht verjagt,
Die dräuend auf der Erde lag,
Und Christi Bild, der Morgenstern,
Erweckt den schlafbetäubten Tag.

Der Sonnengott den Wagen schirrt,
Den Siegeswagen flammenhell,
Der heldenhaft in einem Lauf
Zum Himmelsscheitel führt hinauf.

Herr, aller Klarheit ewiger Quell,
Urheber lichterhellter Welt,
All-Ein gewaltig überall,
Einig in Einer Dreiheit Zahl,

Du aller Tage erster Tag,
Du Strahl, an dem das All gereift,
Entsende dich und brich herein
In unser Herz, daß es begreift
Den Einen Gott, den Einen Geist.

## Georg von der Vring

### DIE JUNGE MUTTER

Wenn ich in die Laube schlich,
In die grüne Laube,
Meinen Knaben am Gesicht,
Meine blonde Taube —

Hörten wir den Wind, der dicht
Kam durchs Blattgewimmel,
Sahn wir zwischen Blättern schlicht
Den entzückten Himmel.

Sang ein Mund an meinem dicht
Worte voll Erstaunen,
Augen strahlten Sonnenlicht,
Händchen hielt Posaunen —

Wenn ich in die Laube schlich,
In die grüne Laube,
Hing uns überm Haupte dicht
Gottes volle Traube.

## Guido Zernatto

### AM MAIS, AM ROGGEN. AM KLEEFELD VORBEI

Am Mais, am Roggen, am Kleefeld vorbei
und immer auf eigenem Grund
darf ich schreiten und stolz meine Äcker besehn,
darf ich hügelab schaun, wie Saaten gut stehn
und immer auf eigenem Grund.

Wo der Rauch überm Lindenbaum silbern sich zieht,
steht mein Stadel, mein Stall und mein Haus.
Mein Weib schaltet drin und blondköpfige vier
Lausbuben stehn schmausend am Birnenspalier
und schaun in den Garten hinaus.

Wo die Haselnußstauden in schnurgrader Reih
dem Bach zu die Grenzmarken sind,
wechselt Wild gegen Abend hervor aus dem Wald,
vielleicht, daß heute noch mein Büchsenschuß knallt
und Blut aus der Blattwunde rinnt.

Am Mais, am Roggen, am Kleefeld vorbei
und immer auf eigenem Grund!
Und fällt mir auch einstens der Pflug aus der Hand:
Mein Nachfolger wird ackern und gehn übers Land
als Herr auf dem eigenen Grund.

*Die vorstehende kleine Auswahl aus dem lyrischen Schaffen unserer Zeit erhebt keinerlei Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Sie will nichts anderes als Anregung geben, damit der Leser sich mit dem lyrischen Schaffen derer, die hier mit einem Gedicht vertreten sind, und auch derer, die des knappen Raumes wegen fehlen müssen, befasse und zu ihren vorliegenden Lyrikbüchern selber greife. Eine Auswahlliste lyrischer Buchausgaben der Gegenwart ist am Schluß dieses Heftes zu finden.*

*Das Gedicht „Die Fackel" (S. 196) ist dem im Verlag Die Runde erschienenen Werk „Huldigung" entnommen. Dieses schöne, aus strenger Lebensfülle und adeliger Haltung gewachsene Sammelwerk von Dichtungen junger Menschen des Stefan-George-Kreises verdient als sichtbares Zeichen der zeugenden Wirkung eines großen Geisteswerkes unserer Jahre eindringliche Beachtung und Dank. Die weiteren Gedichte entstammen folgenden Quellen: Paul Alverdes, die Nördlichen (Voggenreiter), Walter Bauer, Stimmen aus dem Leunawerk (Malik), Richard Billinger, Gedichte (Insel), Rudolf G. Binding, Ausgewählte Gedichte (Rütten & L.), Hans Carossa, Gedichte (Insel), Fritz Diettrich, Inselalmanach 1930, Theodor Kramer, Flugblatt des Kartells lyrischer Autoren, Oskar Loerke, Atem der Erde (S. Fischer), Paula Ludwig, Der himmlische Spiegel (S. Fischer), Erika Mitterer, Dank des Lebens (Rütten & L.), Georg v. d. Vring, Verse (Schünemann), Guido Zernatto, Gedichte (Jeß). — Hermann Stehrs Gedicht ist entnommen aus „Deutsches Schrifttum Heft 1", Wilhelm Lehmanns Gedicht wurde zuerst in der Lit. Welt gedruckt. —*

*Erstveröffentlichungen nach dem Manuskript sind die Gedichte von Paul Gurk, Herbert Korth, Elisabeth Langgässer, Kurt Liebmann, Hans Voß. — Von Gurk, Liebmann und Voß liegen Buchveröffentlichungen auch in Prosa vor, die — beschämenderweise — kaum ein Publikum finden, Herbert Korth und Elisabeth Langgässer sind bisher so gut wie nicht an die Öffentlichkeit getreten. Die Verleger seien mit allem Nachdruck auf diese beiden außerordentlichen Begabungen aufmerksam gemacht.*

*Karl Rauch*

---

## *„Hat das lyrische Gedicht heute noch Lebenswert?"*

*Aus der Fülle der zahlreichen Zuschriften, die als Antwort auf diese Rundfrage des Bücherwurm eingegangen sind, geben die nachfolgenden Seiten eine erste kleine Auswahl. Ein zusammenfassender Bericht über das Ergebnis dieser Rundfrage und eine weit größere Anzahl von Antworten werden verbunden mit einer Auswahl deutscher Gedichte von Walther von der Vogelweide bis zur Gegenwart in Kürze in der erweiterten Einzelausgabe „Der Lyrik eine Bresche" (kart. 2.50) vorgelegt werden.*

*Herausgeber und Verlag*

# Stimmen der Autoren:

Der Mensch kommt aus dem Unbekannten und geht in das Unbekannte. Wie er sich auch stelle, er weiß von seiner Herkunft und von seinem Ziel nichts als Namen, mit denen er sich im Laufe aller Zeiten wieder und wieder zu trösten und zu festigen suchte und noch sucht. Solange dies noch währt, wird auch das lyrische Gedicht währen. Denn das echte Gedicht, wie jedes echte Werk der Kunst, kommt aus Unruhe, auch das Dankgedicht, auch der Lobgesang. Unruhig aber macht den Menschen nicht, was er weiß oder zu wissen meint, sondern was er nicht weiß, aber empfindet.

*Den Zeitgenossen geht es mit Lyrik wie den Taubstummen mit Bachs Musik*

Der Mensch unserer Tage freilich empfindet wenig, aber glaubt sehr viel, ja alles zu wissen oder doch binnen kurzem wissen zu können. Viele sind durch ihre Lebensumstände verdammt, an den entscheidenden Erfahrungen des Daseins, der Geburt nämlich, den Veränderungen durch Wachsen und Altern, und dem Tode, nur immer oberflächlicher teil zu haben; andere drücken sich auf alle erdenkliche Weise davor, wozu ihnen jede Form und Technik der Gedankenlos- und Empfindungslosmachung eben recht ist, und wir wissen, wie weit diese Techniken heute gediehen sind. So kommt es, daß die echte lyrische Dichtung mit ihrer ausgesprochenen oder unausgesprochenen, aber stets vorhandenen Beziehung auf die Unausforschlichkeit und Wunderbarkeit des Daseins aller Kreatur für immer mehr Zeitgenossen in der Tat keinen Lebenswert mehr hat; sei es, daß er sie nicht mehr versteht, oder daß er jener „Unruhe" nicht mehr teilhaftig ist, so ruhelos er sich im übrigen auch gibt.
Für die Taubstummen hat Bachs Musik nur einen sehr geringen Lebenswert. Das ist, wenn man will, für die Taubstummen ein Unglück. Für Bachs Musik ist es keines. Mit der Lyrik und der Mehrzahl unserer Zeitgenossen verhält es sich nicht anders.

*Paul Alverdes*

*Lyrik kommt immer wieder*

Die gleiche Frage hat Eichendorff schon in seinen Jugendbriefen gestellt, als schon rund um ihn herum die Romantik einer neuen Lyrik aufblühte, als er selbst schon ganz bewußt seine Form fand. Diese Frage ist ebenso alt wie das lyrische Gedicht selbst. Lyrik kommt dann immer wieder, wenn die Menschheit übersättigt ist mit Sachlichkeit und Widerwärtigkeit. Das ist auch heute der Fall. Wir werden eine neue Lyrik bekommen, und mit der neuen Lyrik erhält auch das lyrische Gedicht neuen Lebensinhalt und neuen Lebenswert.

*Friedrich Castelle*

*Lyrisches Gedicht: tiefstes Erlebnis*

Die Frage, ob das lyrische Gedicht heute noch Lebenswert hat, möchte ich mit der Gegenfrage beantworten, ob die Religion, die Sonne, das Meer, der Wald, noch Lebenswert für uns hat? Mit anderen Worten: mir gehört das lyrische Gedicht von Rang zu den tiefsten Erlebnissen.

*Carola Baronin Crailsheim*

*Lyrik verteidigen: das Herz verteidigen!* Das lyrische Gedicht verteidigen heißt: das Herz verteidigen. Mag der Sturm der Ansprüche, die von außen her mit vielfältiger Problematik des Daseins, mit den Forderungen des Sozialen, Täglichen, Politischen, mit Themen der Wissenschaftlichkeit und Technik an uns herankommen, noch so sehr wachsen:

Einmal und immer wieder einmal steht der Mensch, stehen du und ich, der Natur, der Liebe, Gott, kurz allem Elementaren gegenüber und siehe: die gewundene, geästelte, gestufte Sprache mit den Begriffen aus dem Reiche der Dinge versagt, und es formt das Herz einen kleinen zaghaften Laut, einen jähen Hymnus, ein sinnendes Lied.

Die Sprache besinnt sich. Das Wort wird Urlaut. Der Kern schwingt.

Darum kann das lyrische Gedicht niemals etwas „Neues" sagen: der Ring des Elementar-Ewigen ist längst geschlossen, die Wiederkehr regiert. Es kann nur wiederholt werden.

In der Art des Wiederholens allein kündet sich die Zeit. Sehnsucht — Überschwang — Klärung — Ruhe: so heißen ihre Pole.

Das lyrische Gedicht hat so lange Lebenswert, solange Menschen in Liebe, in Glauhen, in Furcht, in Freude ihr Herz befragen.

Also auch heute! *Hans Franke-Heilbronn*

*Ohne Lyrik: ohne Scham!* Es gibt keine Zeit, in der das lyrische Gedicht Lebenswert n i c h t hätte. Sollte es einmal eine solche Zeit geben, so möchte ich hoffen, daß die Erde sich über die Menschheit, die sich auf ihr breit macht, empört, und daß das Meer das erbärmliche Gesindel einschluckt. Ich müßte allerdings schon heute das Meer bedauern, daß diese Menschheit bei sich behalten soll!

Es gibt keinen Menschen, ganz gleich, ob er es verheimlicht oder zugesteht, der noch nie „lyrische Gedichte" gemacht hätte. Nur Geschöpfe ohne Scham, ohne Ehrfurcht, ohne Schauder vor dem unbegreiflichen Grunde, ohne Sehnsucht, ohne Schwung, ohne Quelle, ohne Gift, ohne Rausch, ohne Zweifel in sich, könnten — heute und in jeder Zeit — ohne Lyrik bestehen. Es bleibt sich gleich, ob das Gedicht nur geahnt, gefühlt — oder aufgeschrieben ist. Es bleibt sich auch gleich, ob das Gedicht „gut" oder „schlecht" ist. Der Rang gehört den Auserwählten, die die Doppelkrone von Begabung und innerer einsamer Mühe tragen. Die H a l t u n g aber hat jeder Mensch, der nicht unrettbar auf dem Wege zur Unpersönlichkeit, zur Selbstaufgabe, zur Funktion, zur Zahl eins ist.

Heute, wo diese Gefahr sich erhebt und sogar „literarisch fundiert" wird, ist das lyrische Gedicht notwendiger als je. Sich zu ihm bekennen, ist weder unmännlich, noch unweiblich, nicht einmal unsachlich. Denn die Welt und ihre Bewegung vollzieht sich nicht nach Formeln, und auch eine Maschine ist ein lyrisches Gedicht, wenn sie nur richtig betrachtet und verwertet wird. Daran aber fehlt es heute. *Paul Gurk*

*Lyrik auf Blätter schreiben und ins Volk wehen lassen!*

Das deutsche Gedichtbuch ist im Zeittumult untergegangen. Es liegt da, unbeachtet, verstaubt: eine seelische Krähwinkelei. Und doch könnte man denken, daß sich die schnellebige, mechanische Zeit einen Gedichtband wie eine Atempause gönnen müßte, um wieder zu sich zu kommen. Man sieht ja doch auch immer wieder die Sternbilder an, steckt sich eine Wiesenblume ins Knopfloch, legt sich unter eine Birke und spinnt sich einen Traum, und die Menschen bleiben immer wieder auf dem Asphalt stehen, wenn sich wie eine bunte, geschwungene Angelrute ein Regenbogen über die Großstadthäuser wirft.

Aber wie kommt es, daß das Gedichtbuch in diesen Tagen bedeutungslos, wirkungslos und eine holde Vergangenheit geworden ist? Vielleicht, weil wir Stern, Blume und Regenbogen heute als Gedichte ohne Worte empfinden. Unsere Seelen singen und klingen, wenn diese auf den harten Treibriemen des Heute fallen. Oder bleiben Gedichte ungelesen, weil der Traum aus der Wirklichkeit verbannt ist? — Sind Gedichtbücher deshalb unverkäuflich, weil sie das Stichwort der Zeit versäumt haben? — Man hat in dieser entgötterten Zeit stark die Empfindung, Gedichtbücher sind zu teuer. Man nimmt sie doch nur wie eine himmlische Spielerei. Sie müßten eigentlich wie Liebkosungen sein, unbezahlt, herzensvoll. Bezahlte oder teure Liebkosungen aber gibt es nicht. — Es kommt mir vor, als ob das Buch nicht mehr der richtige Ort ist, um die Gedichte aufzunehmen. Im Buch wird das Gedicht zu alltäglich, es entgeistert sich. — Es bereitet sich wohl eine Zeit vor, wo man Gedichte wieder auf Blätter schreibt und ins Volk wehen läßt. Ob es nun verflattert oder hängen bleibt, das allein wird das Gedicht selbst bestimmen. Aber ein Gedicht in dieser Gestalt kann die Seele überwältigen und ganze Kreise magisch binden. — Vielleicht wird der Dichter wieder ganz arm: ein durchsungener Bettler, der seine Verse an die Mauerwände einer Kirche schreibt, auf den Fußsteig malt oder an einen Sportpalast. Sie werden dort abgelesen, wandern von Mund zu Mund. Und während das Gedicht im Volke groß und mächtig ist, sitzt der Dichter am Wege und orakelt mit einem Raben oder singt mit einer Nachtigall. — Vielleicht wünscht sich gerade diese technische Zeit, die ohne ideale Bewegung ist, den armen Dichter, so arm wie eine Blume oder wie ein Regenbogen. Der Dichter, der wie ein Stern in das Schnellzugstempo niederfährt und auf Minuten den ganzen Rummel mit seiner Fackel verklärt. *Max Jungnickel*

*Gegen Betrieb und Nutzen: Lyrik bleibt existent!*

Was für ein Geschrei immerzu um die Lyrik! Wozu diese Rettungsaktionen — in einer Zeit, die aus der Entwertung des schöpferischen Worts ihr Kulturniveau bezieht, und deren aktueller Geist sich jedermann in sozialer Diktatur, Reaktion, Phrasentum einprägt! Wer soll gerettet werden: die Stimme des Dichters oder die Pleite des Verlegers? Das lyrische Gedicht von Rang erweist seinen Lebenswert nicht in die horizontale Breite seiner Zeitgenossen, sondern es wirkt in vertikaler Richtung: zu

allen Zeiten, von Plato bis heute, für die wenigen, die überhaupt eine Beziehung zur Kunst, zur Idee des Schöpferischen, besitzen. Es ist daher immer eine sinnlose Vorstellung, einen Gedichtband von Qualität mit der Produktion von Zeitromanen, Tendenzstücken und aller zweckmäßigen Unterhaltungsware des Literaturmarktes in Konkurrenz zu setzen! Mit solcher Betriebsamkeit hat das lyrische Gedicht nichts zu tun. Aber es existiert, und es bleibt existent: gegen Betrieb, Reklame, Nutzen. Man lasse doch der Zeit ihr Geschwätz, der Literatur ihren Konsum, und dem lyrischen Gedichtbuch, vom anonymen Schi-King bis zum anonymen Loerke, seine Einsamkeit und seine Ehre von morgen.

*Hermann Kasack*

*Selbstverständlich!* Ihre Frage ist für mich mit einer Zeile beantwortbar: Selbstverständlich hat Lyrik ihren Lebenswert nicht eingebüßt. Man darf nur Lebenswert mit Marktgängigkeit nicht verwechseln. Übrigens: Münchhausen z. B. ist in mehreren hunderttausend Bänden im deutschen Volke verbreitet. *E. Guido Kolbenheyer*

*Was ist „heute“?* „Heute“ hat die Lyrik keinen Lebenswert. Denn „heute“ rechnet man zur Zeit als Tag zu vierundzwanzig Stunden. Und vierundzwanzig Stunden sind für das, was man im allgemeinen fabriziert (Gebrauchslyrik) zuviel, für das, was Dichter schaffen (reine Lyrik), zu wenig. Aber was ist „heute“? Und morgen ist Lyrik, wenn sie Kunst ist, ewiger Ausdruck der Menschen. *Edlef Köppen*

*Die neue Einstellung entscheidet!* Hat das lyrische Gedicht heute noch Lebenswert? — Nein! — Ja! Nein, wenn das lyrische Gedicht Ausdruck des Menschen ist, der mit Nietzsche und Freud als Neurotiker entlarvt ist. In einer Zeit idealistischer Verdeckung konnten die Privatgefühle irgendwelcher Leute, die blind waren oder das Leben nicht beherrschten, interessieren. In einer Zeit großer Völkerwanderungen, neuer Erdperioden, neuer Gesellschaftsumschichtungen, neuer Erkenntnisse ist jede individualistische und subjektivistische Äußerung lebenswertlos. Wertlos ist auch noch das beste lyrische Gedicht, sofern dessen Schöpfer nicht die Erkenntnisse dieser Epoche, die in Marx, Nietzsche, und von Neueren etwa Freud, Pannwitz, Kerler, Klein konzentriert sind, erlebt hat. Diese Erkenntnisse ergeben eine gänzlich neue Einstellung zur äußeren und inneren Welt. Und diese neue Einstellung ergibt wiederum ein gänzlich neues Erlebnis der Gefühlstatsachen, die den Lyriker erregen. Die unsinnigste Phrase ist die von der Zeitlosigkeit der Lyrik. Mit dieser Phrase decken alle Epigonen ihr lyrisch-reaktionäres Gewerbe.

Das lyrische Gedicht hat also heute durchaus Lebenswert, sofern dessen Schöpfer die wissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnisse dieser Epoche in sich aufgenommen hat. Es ist auch möglich, daß er sie intuitiv a priori in sich vereinigt. Es kann einer einen Frühjahrshymnus singen und dabei ganz und gar ein zeitgemäßes Kunstwerk schaffen, das zwar nicht die Technik, die Biologie, die Soziologie dieser Epoche unmittelbar in sich trägt,

aber dennoch gemäß seiner auf dem Grund ruhenden neuen Erkenntnis und Erlebnisart mit jenen Erscheinungen der Tageswelt übereinstimmt. Ich meine dabei keineswegs Reflexionslyrik. Ich bin auch nicht der Meinung, daß man etwa das Phänomen der Liebe „neu“ besingen kann, aber der neue Mensch, durch den biologische Erkenntnisse gegangen sind, wird es neuartig besingen. Und so wird alles Alte neu.

*Der neue geistige Mensch*

Lebenswert hat heute das einsamste lyrische Gedicht. Es ist nicht wahr, daß (nach Keyserling) der Typus dieser Zeit der Chauffeur und Boxer ist. Der Typus dieser Zeit ist ebenso und in viel größerem Ausmaß der im dionysischen Sinne jugendliche männliche und weibliche Mensch neuer geistiger Art, der den Mächten des Lebens erschlossener ist denn je. Er erlebt ganz neu nicht nur Goethes Westöstlichen Divan, Hölderlins und Nietzsches einsamste Lyrik, sondern auch etwa Momberts Kosmos-Gesänge oder Pannwitz Urblick-Gedichte. Das lyrische Gedicht muß nur genug Welt in sich schließen. Es muß gelesen werden können im Thüringer Wald und auf dem Kilimandscharo und neben den Pyramiden von Gizeh.

*Gemeinschaftsgesang im Sinne Pindars*

Das lyrische Gedicht hat heute auch Lebenswert als Gemeinschaftsgesang im Sinne Pindars. Daß die Feste heute so roh sind, liegt zum Teil mit daran, daß kein Sänger sie bindet. Die einzigen lyrischen Schöpfungen in dieser Hinsicht besitzt die sozialistische Gesellschaft. Vielleicht ist dieser Typus Lyrik unserer Zeit am gemäßesten. Lyrik aus dem kollektiven Urgrund des Menschlichen. Lyrik gesungen und getanzt. In einem Stadion. Darüber kreisen die Flugmaschinen.

Alle Möglichkeiten sind da. Diese Zeit ist in jeder Hinsicht gebärerisch. Auch das lyrische Gedicht spricht zu dieser Zeit. Es kommt nur darauf an, daß neue Dichter da sind, die diese Zeit und Zukunft erleben. Der neue Mensch lehnt allerdings Lyrik, die schon Heine, Eichendorff, Lenau, Platen, Rilke besser gemacht haben, als wertlos ab. Wir wollen keine Widerkäuer. Wir wollen keinen aufgewärmten Kohl. Im übrigen: einer kann die Dynamos, den Fünfjahresplan, den Primäraffekt, die Radiowellen im Gedicht haben und doch ins 19. Jahrhundert gehören. Einer kann den echten lyrischen Ton haben und doch völlig veraltet sein. Einer kann sehr modern, sehr differenziert und doch letzte Blüte einer untergehenden Gesellschaft sein. Die Zukunft des lyrischen Gedichts wird sein: Gemeinschaftshymnen und einfachste liedhafte Gedicht-Organismen. Das Einfache wird nicht mehr naivsentimentalisch sein, sondern so einfach-kristallinisch wie ein klassisches chinesisches Gedicht oder Goethes Nachtlied. Das lyrische Kunstwerk wird sich sowohl an die Gemeinschaft als an die größten Einzelnen wenden. *Kurt Liebmann*

Das „Ja“ auf Ihre Frage, ob das lyrische Gedicht noch Lebenswert hat, habe ich am eigenen Leibe dankbarst erlebt. Man fühlt sich — fast erschrocken — tief begnadet, wenn man Freude

*Auf einsamer Straße* oder Erschütterung auslöst, — — aber im allgemeinen gehöre ich zu den Schlimmen, die dies nicht suchen — ich singe auf meiner ganz einsamen Straße in meinen Tag hinein!

*Maria Mittelstaedt geb. von Elterlein*

*Hier stehe ich! Ich kann nicht anders!* Es ist furchtbar gleichgültig, ob die Generation von heute der Lyrik den Lebenswert abspricht oder nicht, ob sich überhaupt irgendeine Generation ein Urteil über den Lebenswert der Lyrik jemals erlaubt. Es wird neben denen, die es als notwendig empfinden, sich mit einer solchen Frage intellektuell auseinanderzusetzen, noch immer genug solcher geben, die eben Dichter sind, einfach weil sie gar nicht anders können, weil es ihnen verflucht gleichgültig ist, ob man ihren Wert als Mitglieder der Gesellschaft anerkennt oder nicht!

Für den Lyriker, den echten und wahren Lyriker, kann es doch auf eine solche Frage nur die uralte Antwort geben: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Alles andere bleibt überflüssiges Gerede, die Nichtkünstler, die, welche den Dämon in sich nicht spüren, sie mögen debattieren! Mögen sie! Das Leben ist nicht fortzudebattieren — und alle Kunst ist Leben. Auch die Lyrik!

*Diemar Moering*

*Radikaler Gegensatz zum Alltag* Lyrik kommt aus dem Wesentlichen des Menschen hervor und geht dieses an. Sie ist der radikale Gegensatz zu jedem stumpfen Alltagstun. In einer Zeit, da dieses zum Gott erhoben scheint, wie in unserer augenblicklichen Gegenwart, kann die kindische Meinung entstehen, daß Lyrik „überlebt" sei. Nur Leben kann überleben, der Alltag ist nicht das, was wir Leben heißen, er ist Vegetieren, solches überlebt nicht, es überlärmt nur das Wesentliche. Es ist recht spaßhaft, daß in allen Räumen radikale Mittel gesucht werden, um äußerlich zu helfen, aber die Lyrik, der immer wieder rettende innere Radikalismus, wird übersehen. Soll ein ernsthafter Mensch überlegen müssen, ob das Unsterbliche gestorben sei oder sterben könne?

*Walter von Molo*

*Auch auf einsamer Insel und in den Wind* Eine organische Betrachtung der Lebensverbände, die wir Völker nennen, läßt die Frage nach dem Wert der Lyrik mit ja beantworten. Wer glaubt, das Volk oder die Menschheit könne mechanisch durch Addition angeglichener Menschen- und Völkerexemplare hergestellt werden, wird dagegen die Lyrik als Selbstgestaltung des einzelnen und als Ausdruck eines Volkstums ablehnen.

Lyrik ist reich durch Sparsamkeit. Sie spannt den Bogen nicht zu weit, fängt aber als individuelle Schöpfung der Seele die Unendlichkeit sicherer ein als jeder Leitartikel, Roman oder eine andere Literaturgattung. Das Wort wird nirgends ernster genommen als in der Lyrik, wenn sie Leidenschaft mit künstlerischer Besonnenheit vereinigt.

Wenn nun aber niemand Lyrik lesen mag — das ist kein Einwand; denn der geborene Lyriker schreibt auch auf einsamer Insel Gedichte oder spricht sie in das Meer und den Wind. Es ist aber so,

daß heute die Not die Menschen nicht in die Einsamkeit entläßt, in jene Ruhe der Zelle oder der Natur, in der die Stimmen der Tiefe vernehmlich werden.
Ein lyrisches Gedicht kann kaum so nebenher aufgenommen sein: es fordert Isolierung, und ob es Lebenswerte gibt, hängt nicht nur von seiner, sondern ebenso von der Qualität des Lesers ab. Dieser wird um so mehr „dahinterkommen", wenn er laut liest. Bildgestalt und Klangkörper der Lyrik faßt er nur dann.

*Rudolf Paulsen*

*Ohne Gedichte wäre das Leben unsicherer*

Ich überlege mir, was ich an literarischem Gute gleichsam zur ständigen Verfügung im Gedächtnis bewahre. Sätze fielen mir ein aus Prosabüchern, auch aus politischen Manifesten, und dann eine große Zahl von Gedichten. Wäre ich ärmer ohne sie? Ja. Gedichte wird es geben, solange es Ängste gibt, und Ängste, solange wir sterben. Jeder, der auch innen lebt, weiß, welcher Trost das Wissen sein kann, daß ein anderer ein gleiches Gefühl im Gedicht bannte und es gestaltend überwand. Wie eine Waffe ist das Gedicht nach innen verwendbar. Es ist eine der männlichsten Waffen der Kunst. Man kann die Wichtigkeit aller individuellen Problemstellungen leugnen, wie es gern geschieht. Sauberer erscheint es mir, sie anzuerkennen und sie zu gestalten für alle. Wie wäre mein Leben ohne Gedichte? Es wäre unsicherer.

*Martin Raschke*

*Ein Volk, das seine Dichter entthront, stirbt ab*

Diese Frage ist zu verneinen, wenn der „Lebenswert" in Geld ausgedrückt wird. Sie bedarf einer Antwort gar nicht, wenn der Wert des Lebens im Dasein besteht. Und da diejenigen, die lyrische Gedichte schreiben, die Nachhut der Menschheit gegen die „Wirtschaft" darstellen, gegen den Zweck, gegen die Zahl, so wollen wir im Staube des Rückzugs Verschwindenden noch einmal die Hand heben, um sie zu grüßen. Solange wir noch einen Baum anschauen können, ohne seinen Kubikgehalt zu berechnen; eine Blume, ohne ihren Marktpreis zu schätzen oder ihre Staubgefäße zu zählen; ein Kind, ohne nach seinen Zensuren zu fragen; einen Dichter, ohne von seinen Auflagen zu wissen; einen Altar, ohne nach seiner Konfession zu fragen: solange wissen wir vom Wert des Lebens, und solange ist uns das lyrische Gedicht dasselbe, was uns die Blüte des Baumes, das Lächeln des Kindes, die Torheit einer Blume ist. Ein Volk kann seine Könige entthronen und stärker, ja besser werden, aber ein Volk, das seine Dichter entthront und zu ihnen spricht: „Geht nun sterben, unnütz seid ihr in unserer Welt!", kann wohl mächtiger und reicher werden, aber es hat seine Erstgeburt verkauft, und in seinem Mark ist der Totenwurm der letzten Tage.

*Ernst Wiechert*

Versbücher wieder „stärker gefragt".

I. Gemessen am buchhändlerischen Absatz meiner eigenen Versbücher, kann von einem wieder zunehmenden Interesse breiter Leserschichten für moderne Gedichtbücher wohl kaum die Rede sein. Ich bin jedoch der Meinung, daß der hier erwähnte Autor

keinen allgemein gültigen Maßstab darstellen kann. Einmal, weil er nach dem unbefangenen Urteil des Herrn von Münchhausen mit seinem neuesten Opus „Die neuen Balladen von den wilden Tieren“ bei der seligen Friederike Kempner steckengeblieben ist, und zum andern hat er den Vorzug, schon durch sein bloßes Vorhandensein dort aufreizend zu wirken, wo auf bürgerliche Solidität besonderer Wert gelegt wird.

*Statistik der Berliner Stadtbibliothek*

II. Die bürgerliche Berufstätigkeit besagten Autors in leitender Stellung an einer großen öffentlichen Bibliothek, gewährt ihm hinwiederum Einblick in den Verschleiß von Werken der schönen Literatur. Und hier hat er auf Grund statistischer Ergebnisse wahrheitsgemäß festzustellen, daß die Ausleihe von Versbüchern moderner Autoren seit 1926 wieder eine steigende Tendenz aufweist. Und wenn er ferner bekannt gibt, daß die höchsten Benutzungsziffern der Reihe nach auf Werke von Rilke, George, Lersch, Benn, Else Lasker-Schüler, Becher, Ina Seidel, Klabund, Werfel und Zech (aber Herr Zech?!) entfallen, so hat er ergänzend noch hinzuzufügen, daß der hier stärksten Inanspruchnahme, nämlich der von Werken Rilkes (64 Ausleihen) im Betriebsjahr 1930/31, die beträchtlich höheren Ausleihungen von Werken der erzählenden Literatur gegenüberstehen; z. B. Wassermann mit 116, Stefan Zweig 98, Thomas Mann 86 und Frank Thies 85.
Aber auch das sind keine Rekordziffern im Vergleich zu den 211 Ausleihen, die ein politisches Bekenntnisbuch der radikalen Rechten erfuhr. *Paul Zech*

---

*Brief aus dem Gefängnis*

Ich lese in der „Frankfurter Zeitung“, daß Sie in Ihre Ausgabe „Der Lyrik eine Bresche“ noch Stimmen insbesondere junger Menschen aufnehmen wollen, und nicht nur, weil ich mich zu diesen zähle und wohl auch von Ihnen unter sie gezählt werde, sondern auch aus meiner besonderen augenblicklichen Situation möchte ich dazu die meine erheben. Ich bin, wie Sie sicherlich oder vielleicht wissen, eben in einem Gefängnis, man nennt das „Verwahrung“ oder Verwahrungshaft, und welche Abgeschlossenheit solche Verwahrung mit sich bringt, ist allgemein bekannt; aber auch das, oder wenigstens ist dies vorstellbar, in welchem Grade sie Beziehungen zu Büchern aufstellt, auffrischt oder vertieft. So lese ich, ohnedies ausgestattet mit einer eifrigen und lustvollen Leidenschaft am Lesen, die mich unter allen Umständen erfüllt — „ce vice impuni, la lecture“, definiert sie Valéey-Larbaud in einem Essay so schön und sicher, — von diesen aber besonders begünstigt wird, viele Aufsätze, reiche Prosa, dann und wann das Manuskript eines Theaterstücks und zwischendurch ein oder einige Gedichte, dies alles in einem nahezu gleichen quantitativen Verhältnis zueinander wie sonst, aber völlig verschieden in der Empfindung der auf mich ausgeübten Wirkung. Ich habe erfahren, daß die Gedichte darunter, die Lyrik, mir mein Leben hier lebenswerter erscheinen lassen. Ihre Frage war, ob das lyrische Gedicht noch

Lebenswert habe: sofern sie das Leben lebenswert macht, und sei es nur einzelnen, aber sie tut es ja vielen, ist sie damit beantwortet. Ich lese mit tiefer Lust die Hymnen Hölderlins, die Verse Rilkes und Georges, dieses unheimliche Zwiegespräch zweier fern voneinander erhobener deutscher Stimmen in der Welt, die Gedichte Verlaines, aus Wildes Zuchthaus von Reading, eine Ballade Brechts, mit vielem Vergnügen die „Gebrauchslyrik" Kästners und Kolpes und hingegeben Tollers Schwalbenbuch, Gedichte von Else Rüthel, Wildgans' Sonette an Ead. Wie eine Beere, heißt es in deren erstem, wölbt's im Munde; ein Name ist süß wie Wein... Pflanze und Frucht, Wald und Wind, und Meer, und Wachstum, Mensch und Reife; blau, grün, rosa, Farbe, Klang, Harmonie: dies alles jetzt Unerreichbare ist Lyrik. Ersatz dessen, was Leben lebenswert macht? Noch anderes, und mehr; mit e i n e m Wort, mit einem W o r t, in dieser selbst unsereinem noch immer fast zu armen Sprache nicht zu umreißen. Lyrik, das ist gleich, vollgültig, dasselbe, und nur noch Musik, und sonst gar nichts, mag mit der Schöpfung und dem Leben sich so identifizieren. Sie ist das Leben selbst; nicht nur, wie Diebold von Kunst sagt, Klärung des Lebens, sondern erreichte Klarheit des Lebens; Wert des Lebens. Das Leben selbst.

*Verse als aller einziges sind unentbehrlich*

Ich lese des Abends, zu einer Zeit, zu der dieses Haus dem Totenhaus Dostojewskis am ähnlichsten ist. Die Zelle der Einsamkeit, in der wir zu Zeiten alle leben, leben müssen, um leben zu können, hat keine Wände; die Verse der Gedichte durchbrechen sie, machen sie weichen, machen sie zur Welt. Sie haben nicht nur Lebenswert; sie sind, als aller einziges, unentbehrlich. Ihr sehr ergebener

*Jo Lherman*, Landesgerichtsgefängnis Wien I

# Stimmen der Kritiker:

*Unbedingtes Ja!*

Die Frage, ob das lyrische Gedicht heute noch Lebenskraft und -wert habe, ist unbedingt zu bejahen. Lyrik ist und bleibt eine der Ausdrucksformen des Dichters, und solange es Dichtung gibt, wird es auch eine lyrische Dichtung geben. Es sieht nur so aus, als ob unsere Zeit allein dem historischen Materialismus, der Parteipolitik und der Technik das Wort gebe; im Grunde wirken die unsichtbaren Mächte, die das Leben der Menschen bestimmt haben, immer weiter fort. Es handelt sich also eigentlich um die Frage: Entstehen heute noch Gedichte von Wert? Und ist auch darauf mit ja geantwortet, so braucht uns darum nicht bange zu sein, ob sie auch zu Recht entstanden sind: kein Wort, das wirklich echtes Wort ist, wird auf die Erde fallen. Der Mißkredit, in den das Gedicht geraten zu sein scheint, beruht wohl nur darauf, daß überhaupt die zur Publikation gelangenden Werke fast durchweg Pseudokunst sind; da ist ein Pseudogedicht tatsächlich von niemandem zu ertragen, während der Pseudoroman dem oder jenem doch etwas vorgaukeln kann. *Emanuel bin Gorion*

*Verse machen mir das Leben wert! sagt der junge Kölner Kritiker*

Man würde wohl kaum in Versuchung kommen zu fragen: Hat Weisheit heute noch Lebenswert? Aber ist denn das lyrische Gedicht etwas anderes als eine klingende oder verbildlichte Weisheit? Eine kleine zwitschernde oder blühende Weisheit?
Haben die Blumen des Gartens, die Triller der Nachtigall heute noch Lebenswert? Ist es nicht beinahe frevelhaft, so zu fragen? Wenn ich aber auf die Frage ein enthusiastisches „Ja" ausriefe, so käme ich mir dumm vor und so wie leise erschrocken von einer Stimme, die mich mütterlich mahnte: Nun schweig' doch schon!
Die Frage nach dem Lebenswert hat einen doppelten Sinn: Ich kann nach dem Wert zu leben und nach dem Wert fürs Leben fragen.
Ob das lyrische Gedicht (heute noch) wert ist zu leben — es kann wie alle Kreatur — denn es ist eine Kreatur wie eine Goldraute, ein Reh, ein Kind — nicht danach fragen: es lebt!
Ob es Wert fürs Leben hat? Man mag darauf, wie gesagt, nicht mit einem lauten „Ja" antworten, schon um in die heilige Leisigkeit der Lyrik nicht den dumpfen Hohlklang der Überhebung und Lobpreisung zu tragen. Denn wir wissen ja wohl, daß das echte lyrische Gedicht weder mit Pathetik noch mit Eitelkeit harmoniert; es verträgt nur die Begeisterung feinsten Mitschwingens. Wen es ergreift, dem ist es wie ein Dunkles, das sich ins Blut ausweint und dennoch die Seligkeit des kreisenden, singenden Lebenssaftes fühlen läßt.
Brauche ich noch zu sagen, daß Weisheiten, selbst jene kleinen Kristallsplitter von Weisheit, die den Märchenton des lyrischen Gedichts haben, zeitlos sind?
Ich denke an Walters von der Vogelweide:

„Die Welt ist außen golden und grün und weiß und rot,
Doch innen von schwarzer Farbe und finster wie der Tod."

Denke an Hölderlins:

„Zu wissen wenig, aber der Freude viel
Ist Sterblichen gegeben."

Oder an Rilkes:

„Nicht ist die Liebe gelernt,
Nicht sind die Leiden erkannt,
Und was im Tod uns entfernt,

Ist nicht entschleiert —
Einzig das Lied überm Land
Heiligt und feiert."

Denke an diese letzten Weisheiten vom Leben und möchte ganz bescheiden das Wort Lebenswert in einer dritten Weise anwenden:

Sie machen mir das Leben wert.

*Christian Jenssen*

Ob das lyrische Gedicht heute noch „Lebenswert" hat? — Das hängt einzig und allein von der Beantwortung der elementaren Frage ab: ob lyrische Gefühle, ob Stimmungen, ob Wünsche und

*Europa gibt seine Lyrik den Negern ab, sagt der Kritiker der Frankfurter Zeitung*

Ausbrüche der Seele im öffentlichen Bewußtsein noch als „Lebenswert“ gebucht werden? Hier muß leider ein großes Nein ausgesprochen werden. So sicher in jedem Privatleben die Seele die allererste Rolle im Dasein immer und ewig weiterspielt und spielen wird, ebenso gewiß ist die moderne Verdrängung der seelischen Ansprüche aus der öffentlichen Beziehung der Menschen. Nur ein privat geschriebenes lyrisches Gedicht wird seinen privaten Lebenswert für die am lyrischen Vorgang Beteiligten — Geliebter und Geliebte, Mutter und Kind, Jüngling und Mond usw. — bewahren. Das für die heutige Öffentlichkeit gedruckte Gedicht jedoch ist in die Leere geschrieben. Auch die Amerikaner haben Seelen, die ihre private Lyrik erleben. Aber Walt Whitmans offizielle und gedruckte Lyrik überläßt der Yankee den Europäern, die nun so weit sind, ihre eigene Lyrik den Negern abzugeben. Bevor es der „Triumph der Technik“ gestattet, das Sachliche auch im Seelischen als konkretes Element wieder zu erkennen; bevor die psychoanalytische Überwachheit uns eines Tages wieder Dämmerzustände, ungeklärte Ahnungen und Sehnsüchte frei gibt; bevor der für Stadt und Land tonangebende Großstadtmensch die Bogenlampe nicht nur als zweckhafte Lichtquelle, sondern als abendliche „Erscheinung“ wie ein Mond am dunkeln Himmel ganz aus der Sinnlichkeit und Seligkeit des Auges und des Herzens erfassen kann — so lange ist für den formalen Ausdruck unsachlicher Gefühle und Genüsse keine Sprache zu schaffen, die für alle lyrischen „Lebenswert“ besitzt. Die wahrhaft lebendige Lyrik unserer Zeit ist didaktisch, satirisch, polemisch. Sie heißt weder Elegie noch Ballade — trotz Bert Brechts scheinbarer Zeitromantik. Sie heißt Couplet und Song. Übergänge zu einer möglichen Zukunftslyrik: in Martin Kessels „Gebändigten Kurven“.

*Bernhard Diebold*

*Aber der Hamburger Fabrikarbeiter bekennt sich zur Lyrik*

Sie wünschen die Ansichten über den Lebenswert des lyrischen Gedichts zu hören. Ich entspreche gern diesem Wunsche mit einigen Zeilen. Zuvor möchte ich Ihnen aber auch meine Ansicht über die heutigen Dichter und ihre Dichterei kurz skizzieren: Der deutsche Dichterkarren steckt im Sumpf bis über die Achsen. Die Aussicht auf den Nobelpreis und andere Preise hat einen derartigen Wust von Fälschungen, Protektion von unfähigen Elementen und rücksichtslosem Niedertreten von beachtenswerten Dichtern ohne Abitur und Doktor erzeugt, daß sich jeder anständige Mensch mit Ekel davon abwenden muß. Ich habe Sachen liegen, von Arbeitern gedichtet, über die Sie staunen würden. Sollten Sie geneigt sein, ein Buch herauszugeben, das nur von Arbeitern gedichtet ist, so bin ich gern bereit, Ihnen das Material zuzusenden. Das lyrische Gedicht, die Rose in dem Blumenstrauß der schöngeistigen Literatur, veredelt die Gesichtszüge des Menschen. In dem Maße, wie das Interesse der Menschheit an dem lyrischen Gedicht schwindet, nimmt der Mensch wieder die Gesichtszüge des Urmenschen an: die Gesichtszüge des Gorillas! *Gottlieb Bauer*

# Stimmen der Leser:

*Der Bibliothekar fordert volkstümlichen Ton*

Die Lyrik verdankt ihren Ursprung einem individualistischen Zeitalter. Sie ist deshalb vorwiegend im Zeitalter des Minnesangs und des Humanismus (in der Barockliteratur, der klassischen, romantischen, nachklassischen Literatur) zu Hause. Ihr Rückgang in der Gegenwart beruht auf der Nüchternheit und Versachlichung unseres Zeitalters. Diese sind aber keine Dauererscheinungen: die Kräfte der Seele und des Gemüts, die tiefe Verbundenheit des einzelnen mit dem Kosmos verschaffen sich im lyrischen Gedicht schon heute mehr und mehr Raum. Es kommt nur darauf an, daß die Lyrik ihren schlichten und einfachen Ausdruck aus ihrer persönlichen Empfindung heraus findet, der sie volkstümlich macht. Solange sie nur Angelegenheit kleiner literarischer Kreise oder Cliquen bleibt, hat sie höchsten Übergangswert von einem Zeitalter zum anderen oder ist gar Degenerationserscheinung von Großstadtliteraten. Ohne Frage hat die Verlebendigung der Lyrik durch das gesprochene Wort in Vorleseabenden und im Rundfunk eine große Bedeutung für ihre Wiedererweckung. Sie zwingt den lyrischen Dichter mehr zum Ausdruck allgemeiner Empfindungen in aller Schlichtheit und Verständlichkeit des Ausdrucks. *Dr. Max Wieser*, Stadtbücherei Spandau

*Der Arzt nennt lyrikloses Leben „verkümmert"*

Fürwahr, ich glaube, einige warten doch seit geraumer Zeit darauf, daß diese Frage so gestellt und in gesammelten Äußerungen beantwortet werde!

Die Frage ist nicht nur in dem Sinne zu bejahen, daß ein lyrisches Gedicht für den einzelnen eine Bereicherung seines Lebens darstellen kann.

Die umfassende Antwort muß vielmehr so lauten: ohne das lyrische Gedicht ist das geistige Leben des einzelnen und eines Volkes, ja der Menschheit in seinem Wesensgehalt arm und verkümmert.

Aus dem lyrischen Gedicht Lebenswert zu schöpfen, erfordert bestimmte seelische Qualitäten, fast muß man sagen unmoderne seelische Organe, die der Ungeist der Zeit nicht nötig hat und erdrosselt.

Heute noch ist das lyrische Gedicht daher nur ein stilles Sanctissimum einer kleinen Gemeinde.

Lyrik als Lebensbedürfnis, als Lebensnotwendigkeit, wird aber das untrügliche Symptom einer lebendigen Wiedergeburt der Menschheit sein! *Dr. med. A. Hermann Müller*

*Der Volksschullehrer*

Äcker und Wald könnte man dem lebensnotwendigen Schrifttum gleichsetzen. Die lyrischen Versuche aber sind kleine, bunte Gärten, in denen mit inniger Liebe geschaffen wird, Gärten, in denen die Glut verwunschener Blüten loht.

Wer möchte sagen, daß solche Gärten ohne Wert sind?

*Erich Klausnitzer*

Ein Gedicht, das man am Morgen liest, macht den ganzen Tag schwingend und weit. Seine Musik klingt nach, seine Eindringlichkeit gibt Sammlung, lehrt das Wesentliche knapp sagen und tun. *Der Volkswirtschaftler liest täglich ein Gedicht*

Voraussetzung zu dieser Wirkung: nur ganz wenige Gedichte immer wieder lesen, vielleicht durch Jahre hindurch. Dann erschließen sie sich erst ganz. Das sind dann die schönsten und edelsten. Für jeden werden es andere sein; für mich sind es einige von Goethe, Möricke, Rilke und Morgenstern.

*Dr. rer. pol. Walter Martin*

In einem Heft des Querschnitts las ich das Gedicht eines Russen, der gegen die Lyrik wetterte. Alle sollten lieber marschieren, den Acker bestellen usw., nur er wetterte in Form eines Gedichtes gegen Gedichte. Darin liegt die Antwort auf Ihre Frage. Der fortschrittliche Mensch möchte ohne die Lyrik auskommen, aber es gelingt ihm nicht. *Dem Bühnenbildner bangt nicht um die Zukunft der Lyrik*

Wir sind nur durch die Fortschritte der Verbreitungstechnik mit einem Schwall von schlechten und mittelmäßigen Gedichten überhäuft worden, und vielleicht liegt hierin der Grund, warum man heute oft einer passiven Resistenz gegen Lyrik begegnet: man versucht durch diesen Widerstand das Gute vor den Unzulänglichkeiten der Tagesproduktion zu schützen. Lyrik ist keine Zeitungsangelegenheit.

Mir bangt nicht um die Zukunft der Lyrik, die wirkliche Kunst ist, sie wird immer gebraucht werden. *Kurt Bortfeldt*

Es ist Mode geworden, die Frage danach zu stellen, aber es heißt zugleich sie bejahen. Totes begräbt man, und überlegt sich nicht, ob es tot ist ... Und warum fragen wir überhaupt? Vielleicht weil es uns scheint, daß Lyrik eigentlich nicht mehr zu unserem Tempo paßt, weil wir uns darüber ertappt haben, wie wir in der Zeitung, im Journal, im Buch, wo es uns auch gerade entgegentrat, das lyrische Gedicht soundso oft nicht gelesen haben, es lustlos beiseiteschoben ... Besagt das wirklich etwas, wenn es noch ein paar Minuten zum mindesten im Jahr gab, wo uns das Erlebnis des Gedichtes packte? Nicht die Gedichte in Fülle werden leben, aber das Gedicht, in dem wir uns einmal, vielleicht zufällig, wiederfinden. *Die Frau spricht: Lyrik zeigt das innere Gesetz*

Die innerste Berechtigung des Gedichtes läßt sich auch nicht fassen in Abhandlungen, nicht beweisen, nicht zerlegen. Im Augenblick, wo es als wirklich einmalige Schöpfung fügenden Schöpferhänden entstieg, ist es gegenwärtig geworden, in dem Sinne, daß jeder wahrhaft bedeutende Künstler immer teil hat an seiner Zeit.

Und es tritt das eine Große hinzu beim lyrischen Gedicht, das es uns zur Notwendigkeit werden läßt, dann und wann: das innere Gesetz, das noch da ist, wo Formen längst gelöst scheinen, wo dennoch vorhanden ist: das Geformte. Das, was Leben in sich trägt,

was Sein in sich schließt, wo die Worte, glatt nebeneinandergestellt, versagen würden. Wir brauchen heute das elastisch Wandelbare, das fragend-suchend Unausgesprochene, das, innerlich geformt, Möglichkeit in sich trägt zur Harmonie. Und darum brauchen wir das lyrische Gedicht, daß unser Ringen um die Zeit Auslösung findet und im fast Unaussprechlichen sich Zeitgeist offenbaren kann. *Dr. Ilse Masbach*

*Wer die Lyrik leugnet, schädigt sich selbst*

Was will denn ein lyrisches Gedicht eigentlich? Es will eigentlich gar nichts, denn ein lyrisches Gedicht entsteht nicht als Schöpfung eines Willensaktes, sondern als Ausfluß einer Empfindung. Aber wenn das lyrische Gedicht auch nichts will, so handelt es doch. Es rüttelt uns auf, macht uns glücklich oder traurig, stolz oder gedrückt, es macht uns alt oder jung, je nachdem wie der Dichter gestimmt war, als es ihm in einem Überschwang der Bewegung in die Feder lief.

Wollen wir uns durch die Ablehnung der Daseinsberechtigung dieser Lyrik selbst dieser ungeheuren Möglichkeit berauben, unser Leben zu verdoppeln, zu verdreifachen, zu verhundertfachen? Über die Daseinsberechtigung, den Lebenswert eines Gedichtes an sich, also nicht bezogen auf unsere Menschlichkeit, steht uns ja überhaupt kein Urteil zu, aber ein Ding an sich kann eigentlich seine Daseinsberechtigung weder verlieren, noch beweisen müssen, es ist eben da. Was aber die Bezogenheit dieses Dinges an sich, das wir hier Gedicht nennen, auf uns Menschen betrifft, so kann es seine Daseinsberechtigung nur verlieren oder nicht besitzen für Menschen, die seiner nicht bedürfen, also nur für eine ganz gewisse, beschränkte Zahl. Es wird niemanden einfallen, die Daseinsberechtigung oder den Lebenswert der deutschen Museen abzustreiten, weil der größere Teil des deutschen Volkes diese Museen noch nicht besucht hat. Wer aber die Daseinsberechtigung der Lyrik leugnet, schadet sich selbst am meisten, denn wir sind Menschen, wie sie immer waren und Lyrik hat uns soviel zu sagen wie den Generationen vor uns. *Lilli Bechmann*

*Die Kriegsgeneration berichtet von der inneren Kraft und Kameradschaft des Gedichtes*

Seit zwei Jahrzehnten durchleben wir Kriege, Bürgerkriege und Staatsumwälzungen. Weltanschauungen sind billige Marktware geworden; ständig tauchen neue auf, die wie Religionen blinden Glauben fordern und sich anheischig machen, der gequälten Menschheit zur Seligkeit zu verhelfen. Die Technik schreitet von Triumph zu Triumph. Und der Erfolg? Immer größere Menschenmassen versinken ins Elend. Millionen verzweifeln, weil sie hungern und frieren. Bei diesen mag das Wort eines Demagogen oder Quacksalbers noch Gehör finden; ein echtes Gottes- oder Dichterwort nimmermehr. Hat da das lyrische Gedicht noch einen Lebenswert?

Aber neben den Hungernden und Frierenden gibt es viele, die in seelischer Not sind. Tausende vielleicht, die kein Register nennt und keine Statistik zählt. Sie beobachten tagaus tagein das Hetzen

und Jagen der Menschen, wie in stetem Kampf — im politischen, im Wirtschaftskampf, im Kampf um Erfolg und Ruhm — einer des andern Feind ist. Sie hören wohl das Schreien der Fanatiker und die Reden von tausend „Führern“ in Versammlungen und auf Banketten. Die neuesten Errungenschaften von Technik und Wirtschaft werden ihnen vorgeführt. Aber sie sehen auch das Elend im Volke immer größer werden, und fragen: Wozu das alles? Die Ziele der Großen und Kleinen sind meßbar. In P. S. oder Bruttoregistertonnen, in Prozenten oder in Bruchteilen von Sekunden. Und all die, welche nicht selbst blind im Strome dieses Zahlenrausches schwimmen, verzagen, weil sie einen wahren Sinn des Lebens nicht mehr erkennen, wo für die Pflege des Göttlichen im Menschen kein Raum mehr bleibt.
Sie verzagen an der Zielsetzung der Menschheit.

*Trost und Wegweisung im Schützengraben*

An diese in ihrer Not wendet sich Gott durch das, was er durch seine besten Stellvertreter auf Erden zu bringen vermag: durch die Musik und das Gedicht. Beide bringen Trost, beide weisen den Weg von äußeren zu inneren Dingen; so hat das lyrische Gedicht durchaus einen Lebenswert, ja eine Aufgabe.
Ich denke zurück. 1916. Hatte gerade den Hörsaal mit dem Frontgraben vertauscht. Die Begeisterung des Ausziehenden war bald grenzenloser Ernüchterung gewichen. Jahrtausendalte Kultur und Zivilisation schien der Mensch wie eine lose Hülle von sich geworfen zu haben; er war wieder Tier geworden. In dieser Zeit der Not — trotz allem war die seelische noch größer als die körperliche — war mir Avenarius' Hausbuch treuester und wertvollster Kamerad gewesen. Diese Kameradschaft hat Krieg und Heimkehr und schwere Nachkriegsjahre überdauert. Im seelezermürbenden Kampf ums Dasein sind mir Hermann Hesse, R. M. Rilke, Christian Morgenstern und immer wieder Goethe — um aus der großen Schar nur einige wenige zu nennen — die besten Freunde und Tröster geblieben.
Sollte es wie mir nicht vielen, vielen andern ergangen sein und ergehen? Ist nicht das lyrische Gedicht — gleichwertig neben der Musik — der reinste Ausdruck des Göttlichen im Menschen?
Vielleicht sind es weniger geworden, denen ein Dichterwort wie Luft und Sonne Bedürfnis ist, den wenigeren hat sicherlich — zumal in der heutigen Zeit — gerade das lyrische Gedicht erhöhten Lebenswert.

*Rudolf F. Ziegler*

*Lyrik lebt! Ihr stiller Wert vergeht nicht*

Nichts beweisen Erkenntnisse ohne Bekenntnis. Und so bekenne ich: zweiunddreißigjährig, durch die Hölle des Krieges gehetzt, von Fabrik und Büro gequält, vom Hunger des Leibes und der Seele geschunden, in logischer Zucht geschult, seit sieben Jahren inmitten härtester, „wirklichster“ Dinglichkeiten und engster Bezogenheiten am groben Elend der Gefängnisse und der ihnen verfallenen Menschen arbeitend, — so, aus diesem Leben heraus, und nicht aus romantischem Traum, luxuriöser Empfindelei, verduselter Verantwortungslosigkeit, — nein, aus diesem Leben heraus,

bekenne ich: Lyrik lebt! Überall, in zerschlagenen und ringenden, in klaren und verkrampften Menschen, in Glanz, in Dreck, in Wärme und Kälte. Einige verdecken sie aus Unsicherheit mit Sentiments und Prahlereien; andere schämen sich ihrer. Aber da ist sie, und ihr stiller Wert vergeht nicht, so wenig uns davon bewußt sein mag.

Darum kann man ihr auch keine Bresche schlagen. Und der Hinweis auf sie wird wenig fruchten. Die Fraglichkeit des Lebenswertes der Lyrik ist nur eine Erscheinung der Fraglichkeit aller Lebenswerte in unserer ungeheuer brennenden Not, in der das bloße menschliche Dasein in jeder Hinsicht von Zerstörung bedroht und befallen ist. Es ist mit diesen Werten wie mit der „Würde des Menschen" überhaupt:

„. . .; zu essen gebt ihm, zu wohnen;
habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst"
(Schiller).

*Befreit das innere Wesen des Menschen!*

Nur daß jetzt die Blöße von Generationen nicht mit Nahrung und Wohnung allein mehr bedeckt werden kann; daß durch alte Entblößungen tiefe Schäden entstanden sind, die in ihrer Tiefe ergriffen werden müssen. Es muß der erdrückende Block der Not zertrümmert, und es muß das innere Wesen des Menschen und seine natürliche Ordnung befreit und geleitet werden, dann —

*Dr. Walter Beck*

# Stimmen junger Menschen:

Lyrik? — —

*Der 21jährige Tapezierer bekennt sich zur Lyrik*

Wer kennt sie heute noch von uns Jungen? Oder wer kennt sie schon von uns jugendlichen Leuten nach der Inflation? Ihr stilles Lied wird nicht mehr gehört und deshalb, weil wir heutzutage „leisten" müssen, was früher zehn und fünfzehn Jahre Ältere auch fertigzubringen hatten. Und das große Heer der Arbeitslosen? — Sie fragen gleich gar nicht nach Lyrik. Sorge ums eigene Ich lassen sie an Gedichten vorübergehen. Ein Gedicht — ha! — diese Gefühlsduselei hilft nicht über den Alltag. Das Gedicht ist ja viel zu schwer zu verstehen, aufzunehmen für Menschen, die keine begeisterte Seele mehr haben. Dann lieber ein spannender Roman, möglichst detektiven Inhalts, und wenn es dazu nicht mehr reicht, singt man das neueste Schlagerlied. Der Anfang, meist zugleich der Titel mit, ist schnell gelernt, der übrige Text geht ohne Worte nur in Melodie auf. Aber Lyrik? — Dafür nimmt man sich keine Zeit. Die älteren Meister dafür gelten nicht mehr für zeitgemäß, werden so nicht beachtet. Die Jungen will man nicht für voll anerkennen, weil es früher größere Geister gab. Es gibt ja noch Sport und dazu Politikangelegenheiten in Hülle und Fülle. Andere Zeitvertreibe als Lyriklesen Konservenmusik und Rundfunkdarbietungen.

Wenn es uns wieder gut geht, einen Teil besser als heute, wenn

wir uns an das Tempo der Zeit gewöhnt haben (die heute noch keine Klarheit besitzt), die uns mitreißt, findet die Lyrik wieder Freunde. Für die Lyrik müßte ein neues großartiges Wort erfunden werden. Ein zeitgemäßer Akkord den Ton angeben, ja, das findet Anhänger. Aber die Lyrik kann nichts vortäuschen. Sie ist ganz Inneres aus dem Menschen, ganz Seele. Lyrik bleibt vorläufig noch der Nebel, durch den wir nicht sehen können, aber sie schlummert nicht, sie keimt zu neuem Lebenswert, und ist sofort da, wenn wir nach ihr rufen und uns nach ihr sehnen. Das ist der Lyrik Lebenswert von heute, ein Lichtlein, ausgelöscht und bald einmal bereut.
Geäußert von einem literaturliebenden Tapezierer und Dekorateur.

*Herbert Ortmann*

*Der Berliner Gymnasiast ist skeptisch*

Als Jugendlicher kann ich nur beurteilen, ob das lyrische Gedicht für j u n g e Menschen noch Lebenswert hat. Und da glaube ich verneinen zu müssen. Nirgendwoanders wird eine so intensive Beschäftigung mit Lyrik (Goethe, Mörike, Agnes Miegel) getrieben als gerade auf der Schule. Dennoch ist das Interesse für Lyrik, scheint mir, höchst gering. Es gibt gewiß Ausnahmen (auch ich rechne mich zu ihnen), aber das Gros der Jugend bleibt unberührt. Die meisten Jugendlichen lesen Bücher entweder zu oberflächlicher Unterhaltung, wofür natürlich Lyrik von vornherein nicht in Frage kommt, — oder, um zu Erkenntnissen zu gelangen. In diesem Fall wollen sie sich durch Lektüre Klarheit über irgendwelche Fragen und Probleme verschaffen. Das lyrische Gedicht aber — ein reines Kunstwerk — kann solche Erkenntnisse nicht geben. Daher lehnen sie es ab. Begeisterung für einen Rilke oder George ist in der heutigen Jugend kaum noch zu finden. Begeisterung für Erich Kästner schon. Aber der ist wohl kein Lyriker.

*Heinz Berggrün*

*Ein 19jähriger hat Angst vor der Lyrik*

das lyrische gedicht ist nicht tot. vielen, auch jungen menschen, ist es sogar noch lebensbedürfnis, sich in den bann der lyrik ziehen zu lassen, die stimmungen lyrischer gedichte nachzuerleben. viele aber, die meist schon dem monotonisierungsprozeß verfallen sind, stehen lyrischen gedichten gleichgültig gegenüber oder empfinden sie als langweilig. die dritten aber, auch ich rechne mich zu ihnen, lehnen lyrik vollkommen ab.
der grundzug unserer zeit ist die haltlosigkeit, die hemmungslosigkeit. im strudel des kulturellen kampfes verlieren die meisten ihre letzte stütze. da gilt es also heute, den menschen zu hilfe zu kommen. ob da die lyrik das richtige ist, bezweifle ich. ein lyrisches gedicht zwingt doch zum träumen, zum freiwerden der gefühle. träume aber machen den menschen weich, ja, wenn sie allzusehr in gegensatz mit der wirklichkeit geraten, werden sie ursache einer entnervung, die wiederum eine entsittlichung nach sich zieht. so schlägt die lyrik breschen in die grundlagen des charakters und wird ungewollt zum hemmnis des charakteraufbaus.

*horst güntzel*

*Kein Feuer der Jugendbewegung ohne George* Ich würde mich schämen, neben die prächtigen Antworten Ernst Wiecherts und Paul Gurks auf die Frage nach dem Lebenswert der Lyrik meine eigenen Worte zu stellen. Nun lese ich aber die Antwort eines 17jährigen Jungen. Was kann einem Jungen dieses Alters zu derartig hoffnungsloser Resignation bringen? Glaubt Heinz Berggrün, die typisierte Kästner- und Tucholsky-Jugend sei erst die Mißgeburt des 20. Jahrhunderts? Vor allem: hat er nie etwas von der Jugendbewegung gehört? Schau dir den Wandervogel an: in seinen besten Teilen wirst du die Jugend finden, der die Gedichte Goethes, Mörikes, Rilkes, Georges wie Feuer, Wasser und Erde zu den Lebenselementen gehören. Ein Bundesfeuer ohne Goethe, ein Thingfeuer ohne George?? Wie glühen den Jungen die Wangen vor Begeisterung, wie leuchten ihnen die Augen, wenn sie in ahnungsvoller Scheu, eher zu rückhaltloser Gläubigkeit als zu logischem Zergliedern geneigt, Herz und Sinn dem Feuerspruch öffnen:

„Wer je die Flamme umschritt,
bleibe der Flamme Trabant!"

Ja, diese Jugend lebt unter uns. Und gegen jede tendenziöse Zwecksetzung in der Dichtung ist sie ganz instinktiv empfindlicher als je eine Jugend zuvor (kein Wunder, da echtes und tiefes Empfinden heute allerorten verletzendster Spöttelei ausgesetzt ist).
Behauptung gegen Behauptung? Schließlich kommt es ja bei dieser Frage nur darauf an, daß jeder ein Bild der Menschen zeichnet, mit denen er täglich in Berührung steht. Ich spreche nicht für die gesamte Jugend, aber für wirklich existierende — und nicht für die schlechteste. Daß aber eine Gesamtschau ein ebenso schönes und hoffnungsvolles Bild der Kräfte gibt, die in den Tiefen unseres Volkes wohnen, das ist mir freudiger, heiliger Glaube. *Hans Pech*

*Fast jeder zweite Junge dichtet!* Die Jugend wird gern vor die unangenehme Aufgabe gestellt, die heutige Zeit zu repräsentieren. Sie tut es ungern und nur von Kopf bis Fuß mit Ideologien gegen die herrschende ältere Generation bewaffnet. Die Jugend aber bejaht den Lebenswert der Lyrik in welcher Form immer — vom Symbolismus bis zum Surrealismus und dem ganz einfachen und edlen kleinen Lied — und wenn sie Geld hat, kauft sie Lyrik gern. Man behauptet, daß unsere Jugend die Technik als Rittergut ihrer Interessen bepflügt; das ist falsch. In den höheren Schulen steht die Literatur und die Lyrik besonders neben der Politik im Zentralpunkt der Interessen. Es gibt wenige höhere Klassen, in denen nicht jeder zweite Junge (von den Mädchen ganz zu schweigen) dichtet. Das ist wahr, und man gibt es offen zu, ja, man achtet sich höher deswegen; die beste Wertung der Lyrik als Bekenntnis zur Empfindung überhaupt in unserer Zeit. Wenn das auch keinen positiven Wert hat, so hat es zumindest den Erfolg, daß die Kultur der Seele und der Empfindung die erregendste Aufgabe für die Jugend ist. In den Jugendbünden fliegt man mit dem freien und offenen Herzen des Jungen in die Natur, und die „Waldverwandt-

schaft“ ist ihnen die wahrste Verwandtschaft, die mit Wolke, Stern, seufzendem Meer und vogelbesetztem Baum.
Das auch ist für die Jugend die wahre Sachlichkeit: die Wahrheit ihrer Empfindung, der apollinische Glanz ihrer triumphierenden Körper und ihrer sanften und sehnenden Seele. Carpe dulcem animae sensibilitatem! ist der Inhalt ihrer besten Lyrik und ihr Ruf in die Safes der älteren Generation; das ist auch ihr Bekenntnis zum Volkstum als Prinzip einer Durchleuchtungs- und Erfassungsform der Welt in Physis und Metaphysik. Die Lyrik ist heute nicht nur Lebenswert, sondern sie ist für die Jugend das Leben im Wert — das scheint mit Wertbeweis und höchste Ehrung.

*Fr. Wöhlert*, stud. jur.

*Uns jungen Menschen ist Leben ohne Lyrik undenkbar*

„Haben wir heute noch einen Sinn für Schönheit, und drängt in uns noch ein dunkles, unerklärliches Gefühl nach etwas Höherem?“, könnte man ebensogut fragen. Denn sie beide machen doch das lyrische Gedicht aus.
Uns jungen Menschen, besonders denen, die von der Jugendbewegung herkommen, ist ein Leben ohne sie undenkbar. Deshalb flohen unsere Älteren aus den Städten, deren Schönheit ihnen zu neu und seelenlos war, ins Freie; aus der Gegenwart, deren Wert sie nicht erkennen konnten, in die Vergangenheit. Dort konnten sie doch ihre Sehnsucht nach lebendiger, gefühlvoller Schönheit befriedigen. Für sie alle war das lyrische Gedicht, besonders als Volkslied, letzer Ausdruck ihres tiefsten, freien Lebensgefühls, das in „Hammerschlag“ und „Häuserquadern“ des Alltags unterdrückt wurde. —
Dann erstehen wohl Dichter, die den Alltag beseelen, in ihm Schönheiten aufdecken, die andern verborgenbleiben mußten. Ihre Gedichte verkünden stolze, trotzige Freude am Neuen der Gegenwart.
Andere dagegen sehen entsetzt die tote, seelenlose Masse der Städte; sie sehen ihre kalte Häßlichkeit, sie sehen ihren unheimlich zersetzenden Einfluß auf die Menschen; sie leiden darunter, bäumen sich auf, wollen sich nicht von schönen Scheinbildern betrügen lassen, und sie fügen dann ihr namenloses Leid in Worte, sie befreien sich von dem Alpdruck des Toten, Kalten dadurch, daß sie es in Verse formen — und jetzt wird das Häßliche zum Schönen durch ihre Sehnsucht nach Schönheit, jetzt befreien sie auch andere von ihrem Grauen, aus ihrer Erstarrung, wecken in ihnen ihre unterdrückten Sinne und edlen Gefühle, und die Menschen erkennen, daß ihr wahres Sein nicht im Alltäglichen gefangen werden darf. Nun wissen sie, daß es noch ein Höheres, Vollkommeneres geben muß, als das, was sie vor sich sehen. In beispielhaften Erlebnissen zeigen ihnen ihre Dichter eine neue Welt als Ziel und Erbauung zugleich; sie lehren sie so, Herr über den Alltag zu werden und wahre Schönheit zu erkennen in Natur und Kunst, die ihnen selbst zur Natur geworden ist, sie führen sie

an im Ringen um die Erfassung oder Ahnung des Höchsten und helfen ihnen so beim Bau ihrer Welt.
So kann unsere Gegenwart, unser Alltag Menschen gerade zum lyrischen Gedicht hinführen, ja zwingen, um sie in ihrer Not zu erheben und ihnen ewige Werte zu zeigen. Ewige Werte? Ja, denn haben wir unsere Gegenwartsdichter gelesen und verstanden, so erkennen wir plötzlich, daß — trotz der großen Unterschiede zwischen unserer Zeit und der Vergangenheit — im Grunde immer dieselben letzten Fragen die Menschen bewegt haben. Alle großen Geister haben sich mit ihnen auseinandergesetzt, und wir müssen ihnen darin folgen und den ewigen Kampf der Menschheit um Erkenntnis des wahren Sinns unseres Hierseins fortsetzen, und hierbei hilft uns am meisten das lyrische Gedicht, das unser innerstes Selbst ergreift wie die Stimme eines vertrauten Freundes.

*Werner Seifert*

*Ausdrucksform der Ein- und Zweisamen*

In seinem Tiefsten ist der Mensch stets einsam und nur in Feierstunden folgt ihm ein zweiter dorthin. Deshalb kann die Lyrik als eine Ausdrucksform der Einsamen und Zweisamen auch heute nicht an Bedeutung verlieren, wo man sich der Werte der Gemeinsamkeit mehr und mehr bewußt wird.

*Wolfgang Krieß*, stud. phil.

Das lyrische Gedicht kann seinen Lebenswert überhaupt nicht verlieren. Immer wieder wird einer aufstehen im Volk und unbekümmert um Lohn und Ruhm den Reichtum seiner liedhaft klingenden Seele im Gedicht verschenken. Und immer wieder werden einige sein, die sich von der Schönheit eines Verses beglücken oder erschüttern lassen. Der Lebenswert der Lyrik ist durch das Widerspiel menschlicher Gefühle bestimmt, das im Gedicht zu einem gemäßen, ja natürlichen Ausdruck drängt. Ist eine Zeit lyrikfeindlich wie die unsere, so ist das ein Übergang. Vielleicht müssen die harten Forderungen des Tages dem in Not und Irrsal verstrickten Volke näher sein als die zeitlose, ewige Kunst. Schelten wir nicht, und mit dem süßesten Reim und Ton stillt man nicht Hunger und Jammer des Alltags. Den aber trotzdem vorhandenen lebendigen Wert gegenwärtiger Lyrik für Menschen unserer Zeit kann ich zunächst natürlich nur subjektiv an mir selbst erkennen. Wenn ich ein paar Namen und Beispiele nenne, so sind es solche, hinter denen eine gültige, persönliche und schöne Formung ewiger Gefühle steht. Die genannten Gedichte vermittelten mir erlebnismäßig einen dauernden Gewinn, weil mir in ihnen ästhetische Form und innerer Gehalt zu beglückender Einheit verschmolzen scheinen. — S t e f a n G e o r g e hat Gedichte wie eherne Tafeln aufgerichtet, bedeckt mit Sprüchen heiligen Eifers und strenger Mahnung zu Zucht und Besinnung (Stern des Bundes). Von R i l k e, den ich trotz allem für einen der größten Lyriker deutscher Zunge halte, erscheinen mir die späten Gedichte am vollkommensten und am meisten ergreifend (Eros, Win-

*Lyrikfeindschaft ist nur Übergang*

terliche Stanzen, Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens, Duineser Elegien). Von Hans Carossa, dem am meisten geliebten unter allen lebenden Dichtern, ist der eine schmale Band Gedichte eine Quelle unendlicher Beglückung (Unzugänglich schien der Gipfel, Der alte Brunnen, Selige Gewißheit, Warum geben wir uns hin). Gleich daneben muß aber Binding genannt werden, dessen Gedichtbuch „Tage" zu den schönsten gehört, die ich kenne (Orpheus, Gipfelgespräch, Liebe, Schlaf, Junges Mädchen). Zu gedenken ist auch einiger dunkeltönender Verse von Wilhelm von Scholz (In einer Dämmerstunde, Haus bei Nacht, Heimat). Von neuesten Lyrikbüchern ist mir Richard Billingers Band erdnaher, einfältig frommer Verse lieb geworden (Maimorgen, Gewitter-Ende, Wir Bauern). *Martin Kießig*, stud. phil.

*Wir brauchen Lyrik als Ausgleich*

Ja, und heute mehr denn je. War die Lyrik früher Ausdruck und Ausfluß einer Naturverbundenheit, eines „Sich-in-sich-versenken-könnens", so entspringt sie heute dem Wunsche und der Sehnsucht danach. Wir brauchen sie heute als Ausgleich für unseren technischen Geist, als Kompendium für Stahl, Elektrizität, Zahlen und Berechnungen. *Erich Eichweber*, stud. phil.

*Das Gefühl wird wieder oberste Norm*

Auch für unsere Zeit hat die Lyrik ihre Bedeutung nicht verloren. Im Gegenteil, sie ist uns heute keine angenehme, mehr oder weniger überflüssige Luxussache, die uns vielleicht manche seltene Stunde verschönt, für die aber im Treiben des Tages kein Platz ist. Unsere Zeit braucht sie als Gegengewicht gegen die äußere Geschäftigkeit, gegen das hastende Tempo, um nicht dieser betriebsamen Geschäftigkeit rettungslos zum Opfer zu fallen. Wegen dieser Aufgabe ist uns heute die Lyrik wichtiger denn je, ist sie uns lebensnotwendig. Diese Erkenntnis beginnt sich allmählich, gerade auch in der Jugend, immer mehr durchzusetzen. Es gibt heute eine immer stärker werdende Bewegung, die sich abwendet von Technisierung und Rationalisierung und um eine geistige, gewissermaßen lyrische Einstellung zum Leben ringt. Das Gefühl wird wieder oberste Norm. Das Irrationale, Dunkle lockt. Wir wollen vor dem Leben als dem Geheimnis erschauern und nicht mehr es vernunftmäßig zu ergründen versuchen. Wir glauben an kosmische Kräfte, denen unser Leben unterworfen ist, wir suchen eine Gesetzmäßigkeit in allem Geschehen. Aus dieser Einstellung heraus lieben wir die Lyrik, denn sie ist uns der Weg dazu, dem Leben nicht spielerisch, sondern andächtig gegenüberzustehen, das Alltägliche zu bleibendem Werte zu steigern, das Leben in seiner unendlichen Tiefe und Schönheit zu erfassen. Darum „der Lyrik eine Bresche!"

*Gottfried Sello*, stud. jur.

---

Weitere Äußerungen junger Menschen, die wegen Platzmangel hier nicht mehr aufgenommen werden können, erscheinen in Kürze in der Einzelausgabe „Der Lyrik eine Bresche" (kart. 2.50).

## Stimme aus Rumänien:

*Lyrikfremdheit nur in Deutschland*

Ja, wer sollte sich auch nur des Zweifels vermessen, ob das lyrische Gedicht, das den Namen eines solchen auch wahrhaft verdient, das echte, naturnahe und gottrunkene Kunstwerk, in dem der Atem der Schöpfung lebendig ist, irgendeiner Epoche gegenüber seinen Lebenswert behaupten könne? Tot ist jene Epoche, der ein Gedicht von Claudius, Goethe, Hölderlin oder Mörike nichts mehr zu sagen vermag!

Die Wahrheit ist vielmehr: Die diversen Geschäftsleute, die seit Jahr und Tag auf den deutschen Literaturbetrieb bestimmenden Einfluß nehmen, haben es durch ihr ewiges Gerede und ihre ständigen Versicherungen, das „Publikum" wünsche keine Lyrik, glücklich so weit gebracht, daß das Publikum selber daran glaubt. Die wichtigeren Zeitschriften drucken keine Lyrik mehr und neue Gedichte in Buchform sind nachgerade zur Kuriosität geworden. Wohlgemerkt: es handelt sich hier gar nicht um eine allgemeine oder europäische, sondern um eine spezifisch deutsche Erscheinung, denn in England und vor allem in dem „materialistischen" Amerika erleben Gedichtbände lebender Autoren hohe Auflagen, und in Frankreich gar werden — man nehme den Fall Valéry — lyrische Sammlungen bedeutender Autoren, selbst solcher, die an Verständnis und Geduld des Lesers ziemlich hohe Anforderungen stellen, so stark begehrt, daß sie auf dem Büchermarkte fast ständig vergriffen sind.

*Hohe Auflagen in Amerika, England, Frankreich*

Der Grund für dieses so obstinate Verhalten der Weigerung, das der deutsche Leser der edelsten Dichtungsgattung gegenüber an den Tag legt, beziehungsweise der Zweck, den der deutsche Verleger allem Anscheine nach damit verfolgt, dem deutschen Leser dieses Verhalten zu suggerieren: beides ist leicht einzusehen. Man hat sich in jüngsten Zeiten oft über die Riesenauflagen mancher Bücher, wie der Ludwigschen Biographien oder des Buchs von Remarque, gewundert. Nun, hohe Auflageziffern sind durchaus keine Zufallserscheinung: sie sind gründlich vorbereitet und ihre wichtigste Vorbedingung ist ein, wenn auch nicht gerade gesunkener oder gründlich verflachter, so doch vollkommen nivellierter Geschmack des lesenden Publikums. Dies Publikum zerfiel früher in zwei Kategorien: eine, an Zahl immer geringe, Elite oder geistige Oberschicht, für die es nur Edelgut der Literatur gab, und den großen Lesepöbel, der den Schund fraß. Das aufkommende Zeitungswesen hat das Aufkommen eines geistigen Mittelstandes begünstigt, für den der immer mehr an Boden gewinnende „bessere" Roman dies geeignete geistige Futter bot. Noch aber gab es jene geistige Elite, und solange deren Urteil den Ton angab, war dem rein mechanischen Massenabsatz einer beliebigen Literaturgattung eine Grenze gesetzt. Es galt also, jene Elite zu zerstören, ihr den Boden abzugraben, und dies geschah auf die wahrhaft diabolische Weise, daß man einfach sukzessive und methodisch alle edleren Gattungen der Literatur zu beseitigen begann, welche die Nahrung einer geistigen Oberschicht ausmachen. Darum redet man uns seit Jahren die Lyrik aus, darum die Klassiker, indem man uns erzählt, daß wir sie nicht mehr goutieren. Darum ist es — in Deutschland allein — so weit gekommen, daß auch kulturbeflissene Verleger es nicht mehr wagen, ein älteres Gedichtbuch — selbst wo es sich um kürzlich freigewordene Autoren handelt — in einer halbwegs vollständigen Ausgabe neu aufzulegen. Braucht man doch ein Publikum mit einem nivellierten, uniformen Geschmack, aber keine Lyriker und keine Klassiker!

*Die geistige Elite ist zerstört*

Etwas anderes ist natürlich die Frage, ob heute noch Gedichte geschrieben werden, in welchen sich lyrische Persönlichkeiten von wirklich bemerkenswerter Eigenart offenbaren. Daß eine so starke lyrische Generation, wie die zwischen 1900 und 1920, ganz ohne Nachwuchs geblieben sei, läßt sich schwer glauben — und doch möchte man lieber das annehmen als zugeben, daß sich dieser

Nachwuchs in jenen saft- und kraftlosen Repräsentanten zeitgenössischer Lyrik verkörpere, welche die Anthologien der jüngsten Jahre füllen. Am tröstlichsten erweist sich freilich die Annahme, daß die wahren Dichter Deutschlands irgendwo ein völlig verschollenes Dasein führen, dem jede Ausdrucks- und Mitteilungsmöglichkeit benommen ist. *Verschollenes Dasein der wahren Dichter*

Ob man eine Änderung dieser Zustände erhoffen darf? Von verlegerischer Seite wohl schwerlich. Und auch kaum in einer Zeit, in der die Prägung „Gebrauchs"lyrik (nach Gebrauch Wasserspülung!) ungestraft gewagt werden durfte. Vielleicht aber ist der „Sendung" des Rundfunks in diesem Belange eine Sendung in des Wortes wirklichster und edelster Bedeutung vorbehalten? Im Rundfunk könnte sich ja auch mit der Zeit die Heimkehr des Gedichts in die Sphäre des Lieds vollziehen, oder doch wenigstens seine Wiedervereinigung mit der Menschenstimme, der es seit dem Erlöschen des Minnesangs so sehr zu seinem Schaden entfremdet ist. *Die Sendung des Rundfunks*

Eine Stunde täglich gesprochenes Gedicht im Rundfunk würde in kürzester Frist dem schmachvollen Zustande ein Ende setzen, in welchem heute der wertvollste Zweig des deutschen Schrifttums verkümmert.

Storojineti (Bukowina, Rumänien), im Mai 1931.

*Alfred Margul-Sperber*

## Ein junger Segelflieger schreibt seinem Freund:

Oft habe ich schon versucht, in Dir, lieber Freund, Interesse für Lyrik zu wecken. Bis jetzt ist mir dies noch nicht recht gelungen, so will ich mich Dir einmal schriftlich nähern.

Zuerst diese Feststellung: lyrisch heißt nicht gedichtgleich. Lyrisch bedeutet vielmehr zu deutsch etwa liedartig, singbar und besonders empfindungsvoll. Du merkst daraus wohl bereits, daß man sehr viele Dichtungen als lyrisch bezeichnen kann.

Ich erinnere mich gut dessen, daß Du beim Lesen von Zeitungen und Zeitschriften auch in meinem Beisein oft gestöhnt hast, wenn Du ein Gedicht fandest. Das ist unzeitgemäß, langweilig, lächerlich ... hast Du dann noch gesagt — und die Sache einfach überblättert.

Ich denke ferner daran, daß Du — wie überhaupt viele junge Menschen — mir in besonderen Stunden davon erzähltest, daß Du in Dein Tagebuch oder sonstwohin ein Erlebnis niedergeschrieben, eine Eintragung gemacht hast, die wohl lyrisch zu nennen sei.

Sieh an, mein Freund, mit diesem kann ich Dir beweisen, daß ein Gedicht, überhaupt Lyrisches, gar nicht so unzeitgemäß ist, wie Du erst behauptetest, sondern etwas, das immer existieren kann, immer existieren wird, mit jeder Zeit in Einklang zu bringen ist.

Jawohl! Denn Lyrik ist doch nun einmal Empfindungssache, Empfindung, die wir — Höherem sei es gedankt! — uns noch nicht wie vieles andere abgewöhnt haben.

Gewiß: und gerade deshalb werden auch Dir in den Zeitungen und anderen periodischen Schriften oft lyrische Arbeiten vorgesetzt. Du sollst sie lesen und nachempfinden in einer ruhigeren Stunde. Nicht in der Straßenbahn, nicht im Omnibus, nicht beim hastigen Frühstück ...

Verstehe mich nicht falsch, wenn ich schreibe, Du sollst Lyrisches zu ruhigen Stunden nachempfinden. Ich meine damit nur, daß Lyrik Dich begleiten soll, daß Du am Gedichtlesen Freude haben sollst, daß Dir eventuell auch einmal Anregungen zu neuen Gedankengängen gegeben werden sollen. —

Glaube mir, daß alle zeitgenössischen Dichter, die wie Du vornehmlich neusachlich eingestellt sind, aus innerem Gefühl heraus schreiben. Sie dichten auch

für Dich aus leidenschaftlicher Anteilnahme an Deinem Zeiterleben, trotzdem sie scheinbar nur dem Gebote ihres Herzens, ihrer Erlebnisse und Erkenntnisse folgen. —
Ehe ich nun weitere Worte gebrauche, die Dir vielleicht doch nicht viel bedeuten, will ich eine Lyrikprobe geben, die Du aber auch keinesfalls auf irgendeinem unpassenden Flecken lesen sollst!

Von den ersten Fahrrädern im Marchfeld.

Dazumal, vor guten vierzig Jahren,
als wir zwei noch braune Burschen waren,
sind im Marchfeld, weit und wegverkommen,
grad die ersten Räder aufgekommen.
Und die Flecken, die in jenen Tagen
voneinander noch entfernter lagen,
haben sich nun in den ein, zwei blassen
Abendstunden leicht erreichen lassen.
Und es hat bis an die Grenze droben
bald ein großes Fahren angehoben
zu den Ziegelöfen in den Senken,
zu den aufgespürten Bretterschenken.
Und wir haben seltsam unterm Gleiten
es empfunden, unsre Heimlichkeiten
nun auf viele Dörfer zu verteilen,
fern und nah, und nirgends zu verweilen.
(Theodor Kramer.)

Nun? Was meinst Du jetzt, mein Freund? ... Ja, ja! Ich weiß, daß auch Du Dich hierfür begeistern kannst, weil dieses Gedicht, trotz seiner lyrischen, empfindungsvollen Stärke so zeitnah und lebendig ist. Wohlgemerkt: obgleich keine Maschinen krachen, keine Kinder nach Brot schreien, nicht Hunde Automobile anbellen ...
Ich schrieb Dir weiter oben davon, daß Dir Gedichte auch geistige Anregungen geben sollen. Prüfe bitte selbst vermittels dieser wenigen Zeilen, die der Anfang eines Gedichtes sind, das „Gesang vom Leben" heißt, ob ich recht habe:

Gesang vom Leben.

Dies ist das Leben: schmerzlichstes Verzichten.
Viel Leiden. Abschied. Dunkle Einsamkeiten.
Die harte Kette trüber Stundenpflichten —
und doch, wie wenn aus ewigen Gesichten
die süßen Sterne zu Dir niedergleiten ...
(Hansjürgen Wille.)

Einer unserer gemeinsamen Freunde behauptete jüngst, daß er beim Lesen neuer Gedichte immer wieder gemerkt habe, wie verschieden ihr Stil, ihre Form ist. Falls Dir dies auch auffallen sollte, so verzweifle nicht plötzlich im Glauben, die jungen Dichter wüßten selbst noch nicht, wie sie schreiben sollten. Im Gegenteil: diese Entdeckung muß Dich zu neuem Suchen nach Lyrik anstiften. Glaube mir, daß es alle jungen Dichter unserer Zeit schrecklich schwer haben, etwas Neues zu erkunden und Publikum zu erobern. Bedenke, wir alle bauen unsere zusammengefallene Welt mit all ihren Begriffen eben wieder auf, wir alle leiden unter diesem Experimentieren beim Neubau (auch dichten!).
Ich schließe mit großen Hoffnungen, mein lieber Freund, mit den Hoffnungen nämlich, daß Du förderhin mehr an lyrischen Schöpfungen Deiner zeitgenössischen Dichter Dich interessierst. In diesem Falle, wie in etwa kommenden, bin ich Dein

*Rolf Italiaander*

# Stimmen der Verleger:

*Die Arbeiterjugend kaufte Karl Henkells Gedichte in 50 000 Exemplaren*

Bereits während der Inflationszeit erschien im Arbeiterjugend-Verlag, von mehreren sozialistischen Verbänden herausgegeben, das Gedichtbändchen von Karl Henckell „An die neue Jugend" in einer Auflage von nicht weniger als 50 000 Exemplaren. Der Erfolg dieses Bändchens veranlaßte uns, die „Reihe der deutschen Arbeiterdichter" herauszugeben, von denen jetzt 20 Bändchen in der Preislage von RM. —.60 bis RM. 1.— kartoniert und von RM. 1.— bis RM. 1.60 in Halbleinen gebunden erschienen sind. Diese „Reihe" brachte gute Erfolge. Die kleinste Auflage war 3000 Exemplare, meistens wurden 5000 Exemplare gedruckt, eine Anzahl Bändchen mußte neu aufgelegt werden. Die höchsten Auflagen erreichten: „Jüngste Arbeiterdichtung" mit 10 000 Exemplaren, Karl Bröger: „Der blühende Hammer" mit 9000 Exemplaren, Herm. Claudius: „Lieder der Unruh" mit 8000 Exemplaren, Max Barthel: „Überfluß des Herzens" mit 8000 Exemplaren usw. Im Verlag erschienen daneben noch andere Gedichtwerke, die ebenfalls zufriedenstellende Erfolge brachten. Wie war das möglich? Zuerst wohl deshalb, weil wir uns mit dem Inhalt stark an weiteste Kreise der Jugend wandten, dann aber auch Rücksicht auf den Gebrauchswert des Inhalts nahmen. Die Bändchen wurden ständig, auch heute noch, zur Ausgestaltung vieler Arbeiter- und Jugendfeste und Feiern aller Art gebraucht. Wirkungsvolle Programme für Rezitationen sind ohne diese „Reihe der Arbeiterdichter" kaum mehr denkbar. Der Verlag schuf neben dieser noch, mit als erster in Deutschland, eine „Reihe der Sprechchöre", heute mit über 20 Heften, mit ebenso guten Erfolgen und leistete damit eine gute Pionierarbeit, neben einer weiteren „Reihe der Jugend- und Laienspiele", für die Festgestaltung und Festkultur in der deutschen Jugendbewegung und der sozialistischen Arbeiterschaft. Seine Arbeit fand weiteste Anerkennung in Deutschland und auch dem Auslande. So konnte in dieser Zeit ein verhältnismäßig großer Erfolg mit vielen Lyrikbänden erzielt werden, der in der Geschichte der deutschen Verlage der letzten Jahre wohl beinahe beispiellos dasteht. *Aug. Albrecht* (Arbeiterjugend-Verlag)

*Lyrikanthologien haben Erfolg*

Ich habe es wiederholt unternommen, Lyrik zu verlegen. Die Versuche sind gescheitert, soweit es sich um Veröffentlichungen einzelner Autoren gehandelt hat. Außerhalb des Kreises der persönlichen Bekannten und Freunde dieser Autoren war der Absatz der Bücher nur gering.
Dagegen ist die Veröffentlichung in Form von Anthologien geglückt; in dieser Form konnten sogar noch ganz unbekannte Verfasser herausgebracht werden. Die beiden bisher erschienenen Sammlungen „Anthologie jüngster Lyrik" hatten einen ausgesprochenen buchhändlerischen Erfolg.
Ich glaube, aus dieser Tatsache schließen zu können, daß Inter-

esse für Lyrik nach wie vor vorhanden ist, daß ein Publikumserfolg lyrischer Dichtungen aber noch mehr, als es beim Roman oder bei der Erzählung der Fall ist, den Qualitätsstempel des bekannten Namens zur Voraussetzung hat. Das Interesse für Lyrik scheint nicht stark genug zu sein, um das Risiko, das mit dem Kauf eines unbekannten Werkes verbunden ist, überwinden zu lassen. Es scheint dagegen auszureichen, wenn die Möglichkeit besteht, sich über mehrere Verfasser auf einmal zu orientieren. *Gebr. Enoch-Verlag*

*Schärfste Sichtung ist das Gebot der Stunde*

Es gibt in der Lyrik und — ketzerisch zu sprechen — auch in der Epik sehr wenig wirklich Druckenswertes. Neun Zehntel der jährlich den Verlagen und Redaktionen eingereichten Romane könnten von fast jedem Gebildeten geschrieben sein, wofern er Zeit und Lust hätte, aus dem Schreiben einen Beruf zu machen. Neunundneunzig Hundertstel aller Gedichtmanuskripte aber sind keine Gedichte, haben nur deren äußerliche Merkmale, strophische und rhythmische Teilungen, Reime, und von Gedanken und Gefühlen soviel wie nötig ist, damit die Zeilenfüllung überhaupt möglich werde. Wenn nun die in höherem Sinne wertlose Epik gelesen wird und die gleich unwertige Lyrik nicht, so liegt darin insofern eine Gerechtigkeit, als die erste wenigstens ein legitimes Bedürfnis — das stoffliche — erfüllt, die zweite aber überhaupt keins. Übrig bleibt eine kleine Anzahl von lyrischen Dichtern, die auch strengen Forderungen genügen. Von ihnen werden nicht Gefühlchen und Gedankenfetzen vorgewiesen; bei ihnen handelt es sich um Hauptsachen des Lebens in härtester Verdichtung. Diese lyrischen Äußerungen sollten gepflegt werden, anstatt daß Verleger, Herausgeber von Anthologien und Redakteure ein allzu billiges Patronat über belanglose Mittelmäßigkeit ausüben, wie es jetzt so häufig geschieht. Damit wird das Interesse nicht erneuert, sondern nur Schwemmgut gezeigt, das nicht einmal die Ablehnung wert ist, und so kommt die Meinung auf, daß die Lyrik unserer Tage nichts anderes zu bieten habe. Das Gebot der Stunde ist schärfste Sichtung. *S. Fischer-Verlag*

*Neigung zur Lyrik ist lebendig wie immer*

Fragen wir nicht, ob Lyrikbücher noch verkäuflich seien. Fragen wir, warum sie nicht verkäuflich sind. Denn daß ein Lyrikband heute, von wem er auch sei, auch nur einen annähernd so großen Erfolg haben könnte, wie ein durchschnittlicher Roman, wird niemand behaupten. Und doch ist es gar nicht lange her, daß die lyrische Produktion größte Popularität genoß. Wie angesehen und bekannt waren noch die Lyriker um die Jahrhundertwende. Ihre Bücher wurden nicht nur gekauft, sondern auch gelesen und diskutiert. Und obschon man sagen kann, daß die heutige lyrische Produktion keineswegs der früheren nachsteht, spielt diese höchste Dichtungsform im deutschen Geistesleben nur eine untergeordnete Rolle. Dabei wäre leicht Abhilfe zu schaffen, denn die Neigung zur Lyrik ist lebendig wie immer. Vor allem müßten sich die

beiden mächtigen Bindeglieder zwischen Autor und Publikum stärker dieser vernachlässigten Kunstform annehmen. Über die Aufführung eines Theaterstückes berichten sämtliche Zeitungen mit größter Ausführlichkeit. Jeden neuen Roman begrüßt der Buchhändler mit neuer Hoffnung. Aber ein Gedichtbuch wird meistens in einer Sammelbesprechung abgetan, wenn nicht gerade ein bekannter Dichter sein Verfasser ist. Und so traut sich der Buchhändler auch nicht, sich dafür einzustzen. Hier kann Wandel geschaffen werden. Hier muß bedacht werden, daß man ein Theaterstück e i n m a l sieht und einen Roman höchstens z w e i m a l liest, aber daß man mit Gedichten l e b e n kann. *Dr. Erich Lichtenstein*

*Verkaufserfahrungen: mittelmäßig*

Zunächst erwähne ich, welche Lyrikbände ich bis jetzt verlegt habe. Im Kriege in der Zeitschrift „Neue Jugend", Gedichte von Lasker-Schüler, Däubler, Ehrenstein, Trake, Becher u. v. a. Dann während der dadaistischen Epoche, die „Phantastischen Gebete" von Richard Huelsenbeck, dann in der Malik-Bücherei einen von Walter Mehring übersetzten Band der Gedichte von Pottier und Clement „Französische Revolutionslieder", einen Band Herwegh „Was macht Deutschland", einen von Albert Ehrenstein übersetzten Band chinesische Kampflyrik „China klagt", eine Anthologie moderner tschechischer Lyrik, herausgegeben und übersetzt von Franz Weiskopf, einen dünnen Band Gedichte von Johannes R. Becher „Am Grabe Lenins" (nebenbei die ersten kommunistischen Gedichte Bechers, der bis kurz zuvor noch metaphysisch-religiöse Gedichte schrieb, dann zuletzt und kürzlich einen Sammelband von Becher „Ein Mensch unserer Zeit", in dem die besten oder sagen wir leichtverständlichen Gedichte Bechers aus den verschiedenen Epochen seines Schaffens gesammelt sind, schließlich den Band von Walter Bauer „Stimme aus dem Leunawerk".
Welche Verkaufserfahrungen ich gemacht habe? Mittelmäßige. Abgesehen von den „Phantastischen Gebeten" von Huelsenbeck hat bis jetzt kein einziger dieser Bände eine neue Auflage erlebt. Von Walter Bauer hoffe ich allerdings in Kürze eine zweite Auflage herausbringen zu können. Dazu ist aber doch zu bemerken, daß sich zwischen den Gedichten Prosastücke finden, ein Umstand, der die Verkäuflichkeit des Bandes vielleicht erhöht, weil der Anblick des Prosasatzspiegels im Buchkäufer eher den Entschluß reifen läßt, das Buch zu erwerben.
Damit habe ich ja schon gesagt, daß es mit den Verkaufsmöglichkeiten der Lyrik heute nicht gut bestellt ist. Welches die Gründe sind? Natürlich sehr viele. Zunächst einmal schon die Tatsache, daß das lyrische Gedicht ja nicht nur, wie etwa der Roman, im wesentlichen durch Bücher vermittelt wird, sondern ebensogut oder noch besser durch Zeitschriften und Zeitungen, schließlich neuerdings auch durch Radio. Wichtiger als dieser mehr technische Grund scheint mir aber ein psychologischer zu sein: Das Gedicht gibt im wesentlichen doch Kunde von Gefühlen, insbesondere das moderne Gedicht aus der Zeit zwischen 1900 und 1914,

und die vier Kriegsjahre haben erwiesen, daß die Welt sich offenbar mit Gefühlen nicht lenken läßt. Vernunft, Kritik und Wille sind wieder stark im Kurs gestiegen. Man will Ursachen erkennen, Zusammenhänge verstehen, Schlußfolgerungen erfahren, allgemeingültige kollektive Probleme erörtert sehen und nicht individuelle. Die Lyrik ist aber doch vorwiegend die Domäne des Individuellen. Wo sie heute auftaucht, dürfte sie im allgemeinen reaktionärer Natur sein, revolutionäre Lyrik wird im wesentlichen Kampflyrik sein, und als solche stets die Neigung haben, zum Pamphlet, zur Satire oder zum Lied zu werden.
Unabhängig davon sind wir stets geneigt, im Widerspruch zur Konjunktur solche Lyrik zu verlegen, deren Verbreitung uns wichtig erscheint. *W. Herzfelde (Malik-Verlag)*

*Die geheimnisvolle Welle des Erfolgs*

Die Erfahrungen hinsichtlich der Aufnahmefreudigkeit des Publikums gegenüber lyrischen Dichtungen sind sehr unterschiedlich.
In unserem Verlage ist eine Reihe lyrischer Schöpfungen herausgekommen, die von der literarischen Kritik, was die Wertung ihrer dichterischen Bedeutung anbetrifft, mit geringen Schwankungen als bedeutsame und überzeugende Dichtungen bezeichnet wurden. Während nun eine ganze Anzahl dieser Werke ein stilles Dasein unter der Oberfläche führen, wurden andere von der geheimnisvollen Welle des Erfolges mächtig emporgetragen.
So kann man A. de Nora's „Madonnen" als eines der erfolgreichsten Versbücher unserer heutigen Literatur bezeichnen. Vielleicht ist die ungeheuer starke, sich noch immer steigernde Wirkung dieses eigenartigen, bedeutsamen Werkes darin gelegen, daß es das Hohelied der Liebe, der Frauen- und Mutterliebe ist und sich durch die überraschende Kühnheit der Gedanken und die ungewöhnlich-bezwingende Kraft der Sprache auszeichnet. Der Band, dessen Ausstattung Prof. W. Tiemann besorgte, liegt bereits im 60. Tausend vor (in schwarzem Moiré-Leinen RM. 5,50, brosch. RM. 3,30. Einmalige Geschenkausgabe in 1000 Exemplaren mit 10 Bildern nach Originalradierungen von Fritz Schwimbeck. In Halbleder gebunden RM. 12,—).
Auch die Gedichtbände des österreichischen Dichters Anton Wildgans, der vor kurzem als wiedergewählter Direktor des Wiener Burgtheaters seinen fünfzigsten Geburtstag feiern konnte, haben einen bemerkenswerten buchhändlerischen Erfolg gehabt. Die unter dem Titel „Die sämtlichen Gedichte" zusammengefaßten drei lyrischen Bände des Dichters: „Mittag" 15. Tsd., „Herbstfrühling" 31. Tsd., „Und hättet der Liebe nicht" 32. Tsd., sind insgesamt in nicht weniger als 78 000 Exemplaren verbreitet. Schließlich muß in diesem Zusammenhang der feinen lyrischen Schöpfungen Franz Karl Ginzkeys gedacht werden. Seine bekanntesten Gedichtbände „Befreite Stunde", „Das heimliche Läuten", haben mit 7 und 11 Tausend Exemplaren immerhin eine beachtliche Verbreitung gefunden. *L. Staackmann-Verlag*

*Lebens- und Werkgemeinschaft*

S o l l m a n h e u t e n o c h L y r i k v e r l e g e n? Die Frage, warum der Sinn und die Liebe für Lyrik zu verschwinden drohen, ist nicht leichthin mit der ruhelosen Beweglichkeit und Mechanisierung des heutigen Lebens zu erklären. Die erstaunliche handwerkliche Sicherheit der Verskunst, die unheimliche Selbstverständlichkeit schwierigster Wort- und Sinnfügungen, ermöglicht durch die Sprachauflockerung Rilkes, lassen echt und unecht kaum noch unterscheiden. So sind die Sinne abgestumpft oder suchen nach einem gültigen Wertmaßstab. Nicht der neue Ton, nicht das im Privaten steckenbleibende oder mit Gott und dem All liebäugelnde Gelegenheitsgedicht wird vor diesem standhalten, sondern das aus der Gemeinsamkeit von Menschen aufsteigende Gebilde, das die Kraft in sich trägt, neues Leben im Umkreis zu prägen. Freilich die Voraussetzungen für eine solche Kunst sind nur selten gegeben. Der einzelne wird hierzu kaum die Kraft in sich tragen; er bedarf dazu der Mitstreiter. Die Lebens- und Werkgemeinschaft derer, die sich unter das gleiche Maaß stellen, wird am ehesten der fruchtbringende Boden hierfür sein. Ohne dadurch die Mannigfaltigkeit und Besonderheit der einzelnen Charaktere auszulöschen, wird hier ein in sich geschlossenes Werk entstehen können, frei von aller Verzerrung eines ziel- und stillosen Stimmengewirrs. Ein solches Werk vermag heute noch durch seinen stoßkräftigen Gleichstrom Wirkung zu tun. Im Rahmen eines Verlages, der sich die Aufgabe stellt, einer Gemeinschaft von jungen Gelehrten den Wirkungsraum für ihre Forschung zu schaffen, wird ein so gearteter Versband zur Geltung kommen; denn mehr noch als die einzelne Forscher-Arbeit wird er die besondere Lebenshaltung aufzeigen, aus der als gemeinsamer Wurzel Dichtung und Wissenschaft hervorgehen. Sind somit die hier aufgezeigten Forderungen der Wesentlichkeit erfüllt, so kann auch heute noch mit Aussicht auf Erfolg Lyrik verlegt werden. Aber mehr noch als vor der Sintflut heutiger Romanveröffentlichungen gilt dieser Kunst gegenüber die Forderung: nicht 100, sondern 5 Bände im Jahre!

*E. Landau (Verlag Die Runde)*

*Der innere Erfolg bestätigt*

Ich habe Lyrik gefördert, weil mich Menschen zu dieser ungewöhnlichen Haltung veranlaßten, denen sie Schicksal wurde. Es sind nie die Schlechtesten, meist die Besten gewesen, die an dieser Stelle des Gestaltens aus Traum und Sehnsucht heraus das Bild des Menschen formten, ohne das weder Staat noch Reich, weder Technik noch Politik länger Sinn behalten oder bekommen können. Paul Alverdes, Hanns Meinke, Gerhart Drabsch, Eugen Roth, Kurt Gauger erschienen mir als „Gezeichnete" und ich bereue nicht, ihrem Wort Hörende und Mitgestaltende zugeführt zu haben, auch wenn äußerer Erfolg solchem Bemühen zunächst versagt bleiben mußte, der innere war mir Betätigung genug. *Ludwig Voggenreiter*

## Stimmen des Sortiments:

*In kurzer Zeit fünfzig Exemplare Benn verkauft!*

Es ist eine sehr verdienstvolle Idee, für die Bedeutung lyrischen Schaffens in der breiten Öffentlichkeit einzutreten. Die vielfach verbreitete Meinung, daß Lyrikbände nicht gekauft und auch nicht gelesen würden, stimmt nach unseren Erfahrungen keineswegs. Wir als Buchhändler können Ihnen sagen, daß wir uns schon seit Jahren mit großem Erfolg für Gedichtbände einsetzen. Wir tun das auf verschiedene Weise. Einmal liegen in unserem Hauptverkaufsraum ständig die neuesten Erscheinungen aus dem Gebiete der reinen Dichtung, insbesondere der Lyrik, auf. Weiter machen wir alle paar Wochen in einem unserer Fenster kleine Sonderausstellungen von moderner und auch älterer Lyrik. So ist es denn auch gar keine Seltenheit, daß bei uns öfter Bücherfreunde kommen, die kurz und bestimmt nach den neuesten Gedichtbänden fragen und diese auch kaufen. Wir nennen aus der Reihe der Autoren einige Namen, von deren Gedichtbänden wir bis zu 50 Exemplaren in kurzer Zeit nach Erscheinen verkauften:
Gottfried Benn, Billinger, Britting, Brecht, Carossa, Kästner, Klabund, Sendelbach, Rilke.
Diese kurzen Angaben mögen Beweis dafür sein, daß es auch heute noch möglich ist, gute Lyrik zu verbreiten.

*Severing & Güldner, München*

*Es geht auch im Warenhaus*

Lyrik ist noch zu verkaufen
1. an junge Menschen bis 20 Jahre. Diese bevorzugen Rilke und George. Wären diese Gedichtbände noch preiswerter, so wäre der Absatz noch größer.
2. an Frauen sowohl klassische Lyrik wie Mörike, Eichendorff, als auch moderne wie Binding und Hesse.
3. an weite Kreise der kritischen Intellektuellen die Zeitlyrik, die keine Lyrik ist. Autoren Kästner, Mehring, Ringelnatz.
Bedingung ist, daß der Buchhändler selber Beziehung zur Lyrik hat und kritisches Empfinden, damit nicht Feesche, Steinmüller und de Nora den Erfolg erringen und so das wirkliche lyrische Verständnis abstumpfen. Dann geht's sogar im Warenhaus.

*Leonhard Tietz Aktienges., Bücher-Abt., Köln a. Rh.*

*Nein und Ja!*

Die jahrelange buchhändlerische Praxis läßt mich mit „Nein" und „Ja" antworten, je nach der Eigenschaft der Lyrik, die gemeint ist. Bis auf einzelne Ausnahmen konnte ich feststellen, daß Lyrik im althergebrachten Sinne kaum noch gekauft wird, am allerwenigsten von der jungen Generation. Um so stärkeres Interesse erweckt die moderne Gebrauchslyrik (eines Kästner u. a.), im besonderen bei der intellektuellen Jugend. Der zeitgemäße Mensch verabscheut gefühlsschwangere „Weekend"- und „Ferien"-Lyrik; er fordert von ihr Stellungnahme zu den Zeitproblemen und Anpassung an den Zeitgeschmack in Form und Inhalt. Wenn dies der Buchhändler erkannt hat, und wenn er gar selbst ein Liebhaber moderner Gebrauchslyrik ist, wird es ihm ein leichtes sein,

**davon groß an alle geistig Interessierten aller Volksschichten zu verkaufen.** *Hugo-Curt Vinz i. Hse. Lipsius & Tischer, Kiel.*

*

**Wegen Raummangel können hier nur diese wenigen Sortimenterstimmen gedruckt werden. Eine Anzahl Antworten weiterer, insbesondere auch Berliner Sortimentsbuchhändler, werden in der erweiterten Einzelausgabe dieses Bücherwurmheftes veröffentlicht: Der Lyrik eine Bresche. Einzelausgabe. 80 Seiten. 2.50. — Nachstehend allen Lyrikfreunden zur Benutzung und öfterem Gebrauch eine gedrängte**

# Auswahlliste von Lyrikbüchern:

Alverdes, Paul, „Die Nördlichen" (Ludw. Voggenreiter). — Walter Bauer, „Stimme aus dem Leunawerk" (Malik Verlag). — Becher, Johannes R., „Ein Mensch unserer Zeit" (Greifen-Verlag). — Benn, Gottfried, „Gesammelte Gedichte" (Kiepenheuer). — Bertram, Ernst, „Gedichte" (Insel-Verlag). — Billinger, Richard, „Gedichte" (Insel-Verlag). — Binding, Rudolf G., „Gedichte" (Rütten & Loening). — Blaß, Ernst, „Gedichte von Sommer und Tod" (Kurt Wolff). — Borchardt, Rudolf, „Die Schöpfung aus Liebe" (Horen-Verlag). — Braun, Felix, „Das innere Leben" (Insel-Verlag). — Brecht, Bert, „Die Hauspostille" (Propyläen-Verlag). — Bröger, Karl, „Kamerad, als wir marschiert" (E. Diederichs). — Brust, Alfred, „Ich bin" (Horen-Verlag). — Carossa, Hans, „Gedichte" (Insel-Verlag). — Däubler, Theodor, „Nordlicht" (Insel-Verlag). — Dauthendey, Max, „Gesammelte Gedichte und kleinere Versdichtungen" (Alb. Langen). — Diettrich, Fritz, „Gedichte" (Wolfg. Jeß). — Ehrenstein, Albert, „Die rote Zeit" (S. Fischer). — George, Stefan, „Das Jahr der Seele" (Bondi). — Haringer, Jacob, „Die Dichtungen" (Kiepenheuer). — Hatzfeld, Adolf von, „Gedichte" (Deutsche Verlagsanstalt). — Herrmann-Neiße, Max, „Sie und die Stadt" (S. Fischer). — Hesse, Hermann, „Trost der Nacht" (S. Fischer). — Heym, Georg, „Umbra vitae" (Kurt Wolff). — Hofmannsthal, Hugo von, „Die Gedichte und kleinen Dramen (Insel-Verlag). — Holz, Arno, „Das ausgewählte Werk" (Bong & Co.). — Huch, Ricarda, „Gesammelte Gedichte" (Insel-Verlag). — Kasack, Hermann, „Der Mensch" (Roland-Verlag). — Kerr, Alfred, „Die Harfe" (S. Fischer). — Klabund, „Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!" (Erich Reiß). — Kolbenheyer, Erwin Guido, „Lyrisches Brevier" (Georg Müller). — Kramer, Theodor, „Die Gaunerzinke" (Rütten & Loening). — Lasker-Schüler, Else, „Hebräische Balladen" (P. Cassirer). — Lersch, Heinrich, „Mensch im Eisen" (Deutsche Verlagsanstalt). — Loerke, Oskar, „Atem der Erde" (S. Fischer). — Lücken, Ivar von, „Gedichte" (Horen-Verlag). — Ludwig, Paula, „Der himmlische Spiegel" (S. Fischer). — Meyer, Alfred Richard, „Der große Munkepunke" (Hoffmann & Campe). — Miegel, Agnes, „Gedichte" (E. Diederichs). — Mitterer, Erika, „Dank des Lebens" (Rütten & Loening). — Mombert, Alfred, „Der himmlische Zecher" (Insel-Verlag). — Münchhausen, Börries von, „Das Balladenbuch" (Deutsche Verlagsanstalt). — Nadel, Arno, „Tänze und Beschwörungen des weissagenden Dionysos" (Stößinger). — Reinacher, Eduard, „Harschhorn und Flöte" (Deutsche Verlagsanstalt). — Rilke, Rainer Maria, „Das Stundenbuch" (Insel-Verlag). — Röttger, Carl, „Die Lieder von Gott und dem Tod" (Horen-Verlag). — Schaumann, Ruth, „Die geliebten Dinge" (Kösel & Pustet). — Schickele, René, „Weiß und Rot" (P. Cassirer). — Schnack, Anton, „Tier rang gewaltig mit Tier" (E. Rowohlt). — Schnack, Friedrich, „Das blaue Geisterhaus" (J. Hegner). —

Schröder, Rudolf Alexander, „Deutsche Oden“ (Insel-Verlag). — Seidel, Ina, „Weltinnigkeit“ (Deutsche Verlagsanstalt). — Sorge, Reinhard Johannes, „Der Jüngling“ (Kösel & Pustet). — Stadler, Ernst, „Der Aufbruch“ (Kurt Wolff). — Strauß u. Tornay, Lulu von, „Reif steht die Saat“ (E. Diederichs). — Trakl, Georg, „Die Dichtungen“ (Kurt Wolff). — Vesper, Will, „Briefe zweier Liebenden“ (H. Haessel). — Vring, Georg von der, „Verse“ (Carl Schünemann). — Wegner, Armin T., „Die Straße mit den tausend Zielen“ (Sybillen-Verlag). — Wildgans, Anton, „Sonette an Ead“ (L. Staackmann). — Zech, Paul, „Die Tierballaden“ (Wolfg. Jeß). — Zernatto, Guido, „Gelobt sei alle Kreatur!“ (Wolfg. Jeß). — Zuckmayer, Karl, „Der Baum“ (Propyläen-Verlag).

**Zeitschriften**, die sich ernst und zuverlässig der Lyrik annehmen, sind: Die Kolonne. Zeitschrift für Dichtung. Wolfg. Jeß-Verlag. Dieses kleine Blatt bringt in jedem Heft reichliche und gute Proben lyrischer Dichtung und zeichnet sich daneben durch eine scharfe und begründete Kritik an der unlänglichen Produktion der Modeautoren aus. — Der Taugenichts. Blätter eines kleinen Kreises. Herausg. Herbert Fritsche. Verlag Die Mitternacht. Ein erfreulicher Versuch, veröffentlicht nur Gedichte. — Auch die Literarische Welt hat immer wieder durch Veröffentlichung von Gedichten Gutes gewirkt und vorbildlich für Begabungen sich eingesetzt, die sonst nicht zu Worte kommen. — Die Flugblätter des Kartells der lyrischen Autoren (Alfred Rich. Meyer) stellen eine Art „Selbsthilfe“ der Lyriker dar und verdienen nachdrückliche Förderung. — Der Bücherwurm wird künftig der Abteilung „Der Lyrik eine Bresche“ in jedem Heft mehrere Seiten Raum geben und darin aus der Fülle der auf die Rundfrage eingegangenen Antworten weitere aufschlußreiche Abschnitte veröffentlichen, sowie hin und wieder junge und unbekannte Autoren zu Worte kommen lassen.




Herausgeber u. Schriftleiter: Karl Rauch, Berlin W 15, Lietzenburger Str. 38, I. Ruf Oliva 7098. Besuche nur bei vorheriger Anmeldung. Manuskripte und Anfragen ohne Rückporto Papierkorb. Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin. Postscheck 508 87 Berlin. Verantwortlich für Pädagogik: Hans Pech, Dessau/Anhalt; für Auswahl neuer Bücher: M. Wagner. — Der „Bücherwurm“ erscheint im allgemeinen jeden Monat. — Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig. — Verleger f. Österreich: Büchervertriebs- und Verlags-Gesellschaft m. b. H. — Herausgeber und Schriftleiter: Karl Stein, beide Wien 8, Langegasse 3, Fernruf A 28—3—95 A 278 04.

DER BÜCHERWURM
verbunden mit „Büchermonat“, „Vorhof“ und „Neue Bücher“
Monatsschrift für Bücherfreunde
Herausgegeben von Karl Rauch
1931 • 16. Jahrgang • Heft 9

# WIE LANGE SOLL DAS VERSAILLER DIKTAT NOCH GELTEN?

(1929) HANS GRIMM

Wir wollen uns nüchtern verständigen: Wir haben den Weltkrieg verloren; was geschichtlich zu einem verlorenen großen Kriege gehört, haben wir zu tragen. Eine Änderung vermöchte nur ein anderer und gewonnener Krieg zu schaffen.

Aber, als die Vielzahl des Feindes im Juni 1919 unter Verleugnung der 14 Punkte Wilsons, und das heißt der Bedingungen des Kriegsschlusses, den Frieden diktierte, wurde sie durch die eigene Vielspältigkeit und am meisten durch unseren innerdeutschen Zerfall verleitet, statt Maß Maßlosigkeit, statt Kühle Haß, statt Kenntnis Unwissenheit, statt Rechner Amokläufer zum letzten Worte kommen zu lassen.

Es entstanden Bestimmungen, die über alles das hinausgehen, was ein Besiegter je zu dulden hatte, und deren ungeheuerliche Folgen nicht uns allein körperlich, geistig und seelisch verzwingen, sondern für ganz Europa und weiter für die Welt und die Menschheit sich wie heranwuchernder, heimlicher Krebs zu erweisen beginnen.

Wird bei uns, den Erst-Opfern, die Ursache nicht erkannt, aufgewiesen, aufgehalten und beseitigt, so sind wir dazu bestimmt, das zu sein, was die englischen Zeitungen — von uns schreibend — schon 1918 „einen verwesenden Körper, der schließlich die Welt verpestet“ nannten.

Wir haben zum unmißverständlichen, einmütigen Hinweise vor aller Welt eine doppelte Pflicht, die Volkspflicht gegenüber unserem Kinderlande, die Menschenpflicht gegenüber der Menschheit, denn da wir in Versailles unterzeichneten, wurden wir allesamt Teilhaber und Mitschuldige des Diktats. Solange wir diese Pflicht des unmißverständlichen, einmütigen Hinweises vor aller Welt nicht erfüllen, wird das Versailler Diktat gelten. Wie sollen die Entfernteren, wie sollen die Gutwilligen, wie sollen die Männer weltpolitischen Blickes, wie sollen die einsichtsbereiten Ratlosen aller Völker sich zusammen-

finden, wenn die Deutschen, als erstbetroffenes Volk, sich nirgends darüber einig sind, wo an ihnen durch Versailles das Unrecht geschehen sei, das zugleich Unrecht an Europa ist.

Sobald einer vom Ausland nach Deutschland hinhorcht — und das versuchen viel mehr beunruhigte Menschen zu tun, als es scheint —, hört er bei aller Anstrengung niemals eine klare Forderung als letzte und unbedingte Notwendigkeit des ganzen deutschen Volkes, sondern er hört nur Stimmen, die einander verneinen. Der Wille und das Verständnis gegen Versailles, die mehr bedeuteten als das Rückgefühl gegen einen verlorenen Krieg, sind einfach nicht da.

Wir sind in der Lage von nächtlichen Schiffbrüchigen auf halbgesunkenem Schiffe; wer im Wasser liegt, schreit um Hilfe, wem es gelang, sich zu einem scheinbar sicheren Deckplatze durchzustoßen, der ruft in die Nacht, Hilfe sei gar nicht nötig.

Ich selbst meinte eine Synthese gefunden zu haben, als ich das Wort hinausschickte vom „Volk ohne Raum“, denn an unserer Raumlosigkeit durch Versailles verkrüppeln wir und werden zugleich die anderen krank. Der Ruf wurde einmütig nicht aufgenommen. Die einen sagten, Deutschland könne noch viele Menschen ernähren, es sei nur eine Frage der Technik; die anderen sagten, auf seelischen Raum käme es an; die dritten sagten, wir seien ein „Volk im Raum“; die vierten sagten: „Beileibe keinen Imperialismus“; die fünften sagten: „Er vergißt den Osten usw.“; was alles bald stimmte und bald nicht stimmte und nur das eine gemeinsam hatte, daß es die Synthese und das gemeinsame Verständnis und den gemeinsamen Willen gegen Versailles zerstörte. Ich erzähle dies als Beispiel. Das Ich ist zufällig.

Aber ich frage wieder, wenn wir selbst nicht leidenschaftlich wissen und aussprechen, jeder Mann und jede Frau und alle zusammen, was am Versailler Diktat so ungeheuerlich ist, daß es die letzten Lebensnotwendigkeiten unseres, und das heißt, des zahlreichsten Volkes Europas, verdirbt, wie soll es dann ein Engländer oder Franzose oder Amerikaner oder Italiener oder irgendein anderer erkennen?

Versailles bedeutete mehr als Rheinlandbesetzung, mehr als das, was sich jetzt Daweszahlung und Young-Plan nennt, mehr als Landraub, mehr als Beschimpfung, mehr als Untertänigkeit, Versailles bedeutet das gestörte Recht jedes Deutschen, deutsch zu leben, und vor allem jedes tüchtigen jungen deutschen Menschen zu seiner gottbestimmten Gelegenheit und Vollendung innerhalb des Schutzes seines Volkes, wie der Franzose und Engländer und Russe und Amerikaner und Chinese und Italiener und Bur und andere sie selbstverständlich haben.

Und Versailles wird gelten, bis wir mit e i n e m Willen verlangen, was wir verlangen müssen, und ganz gewiß keinen Tag kürzer.

Der vorstehende Aufsatz von H a n s G r i m m ist dessen Bekenntnisband „D e r S c h r i f t s t e l l e r u n d d i e Z e i t“ entnommen, der soeben vom Albert Langen Verlag ausgegeben wurde. Der Verfasser des großen dokumentarischen Zeitromans „V o l k o h n e R a u m“ — dieses Buches, das gerade in den jetzigen entnervenden Nottagen erneute Beachtung verdient und tiefere Erkenntnis der nationalen Schicksalsverflechtungen eindringlich öffnet — legt hier gesammelte Aufsätze aus seinem Schaffen und Wirken der letzten Jahre vor. Ein leidenschaftlicher Wille, ein aufrechtes Herz, ein unbestechlicher Charakter und eine über alle Zwistigkeit dem gesamten Volke zugewandte Liebe haben hier Zeile an Zeile zu Aussage, Bekenntnis und Anruf gefügt, um beizutragen mit aller Kraft, daß der Weg gefunden werde, der gegen fremde Übergriffe, gegen inneres Versagen und gegen die verständnislose Ohnmacht fast aller Verantwortlichen deutsches Dasein und deutsche Entwicklung in der Welt wieder ermöglicht. — K. R.

# SEINE MAJESTÄT, DER BUCHKRITIKER

MARTIN RASCHKE

Man erzählt sich in den Redaktionen, das breitere Lesepublikum sei skeptisch geworden gegen die Urteile der zünftigen Buchkritik. Deshalb rückt man hin und wieder in die literarischen Beilagen einen Aufsatz ein über die wesentlichen Aufgaben der Buchkritik, ihren augenblicklichen Tiefstand und die Möglichkeiten zu bessern, worauf alles beim alten bleibt. Einige große Zeitungen planen sogar, ihre kritischen Beilagen gänzlich aufzugeben, weil sie sich nicht verpflichtet glauben, kostenlos für ein Buch Reklame zu machen. Es scheint dem durchschnittlichen Journalisten schwer zu fallen, geistige Leistungen von Molkereiprodukten zu unterscheiden. Bei solchen Entschlüssen verkennt man aber nicht nur das Wesen des Buches, sondern auch die Aufgaben der Zeitung. Eine Zeitung ist da, um über das wesentliche Geschehen zu unterrichten, und in zweiter Linie, um es zu kommentieren. Niemand wird glauben, eine Zeitung mache für den Fremdenverkehr in den Landschaften des Krakatau Reklame, wenn sie meldet, daß im Zusammenhang mit einem Ausbruch dieses Kraters eine neue Insel für Tage oder für Wochen aus dem Meere stieg. Es ist ihre Aufgabe, das mitzuteilen. In gleichem Maße ist sie aber auch verpflichtet, über das Geschehen in den geistigen Bereichen der Menschheit zu unterrichten, über die Kämpfe und Plänkeleien an der inneren Front der Menschen.

Wer war es denn, der die Buchkritik zur albernsten Reklame erniedrigte? Die Zeitungen waren es. Sie vergaßen, daß eine Kritik ein Gespräch mit dem Autor vor der Öffentlichkeit ist. In ihrem Verlaufe haben sowohl die Absichten des Autors, die Mittel, derer er sich bediente, und die Einwände deutlich zu werden. Es macht den guten Kritiker, daß er kritisierend zugleich das Kritisierte mit seinen Stärken und Schwächen dem Leser klar werden läßt. Doch die Menge der Kritiker schimpft oder lobt nur, wenige können ein Buch an seinen eigenen Mängeln zu Grunde gehen machen.

Es müssen ja einige Sätze in jeder Kritik vorkommen, die für die Prospekte der Verleger verwendbar sind. Sonst schickt der Verleger keine Bücher mehr. Und ist es nicht eine gute Reklame, auf vielen Prospekten genannt zu werden: wir, das große Tageblatt, fanden dieses geringe Buch gut? Man macht Reklame für Bücher, weil man für sich Reklame machen will und Annoncenaufträge erhofft. Aber das Geschäft scheint nicht den gewünschten Umfang angenommen zu haben. Jetzt erwacht man in den Redaktionen: besser eine Seite Annoncen als eine Seite Kritik und Dienst am Geiste, und das beste eine Zeitung, die nur aus Annoncen besteht. Doch wenn irgendein dialogisierter Schmachtfetzen eines perversen Onkels von einem dieser Theaterköche angerichtet wird, da sind sie alle da und öffnen ihre teuren Spalten. Und die Korrespondenten versenden fleißig ihre Weisheit bis in die entfernteste Provinz. So dumme Stücke, daß man sie ignorierte, scheint es gar nicht zu geben. Welcher Zufall, wenn einmal ein gutes Buch die gleiche Aufmerksamkeit erregt! Irgendwelche Literaten, die zufällig in der Redaktion verkehren, suchen

es sich vielleicht aus dem Wuste von Einsendungen heraus, den Antiquariatspreis des Ausgesuchten bereits bedenkend und deshalb Leinenbände bevorzugend. Ein Mensch hat ein oder zwei Jahre an diesem Buche gearbeitet und sein Erfolg wird sein, daß ein anderer, nicht reichlicher begabt, eine halbe Stunde an die Auseinandersetzung mit ihm wendet. Stetig wechseln die Kritikergarnituren. Man betreibt das nebenbei und in Ermangelung eines besseren. Kaum hat sich der Leser an den neuen Namen gewöhnt und vermag den Umfang der Urteilsfähigkeit des Kritikers ungefähr abzuschätzen, da tauchen schon wieder neue Namen auf. Nicht einmal diese Möglichkeit wird im allgemeinen geboten, daß man die Flüchtigkeit der Einzelkritik allmählich durch die Bekanntschaft mit dem Kritiker, seiner Art und seinen Begriffen auszugleichen vermag.

Überall turnen sie sich an den Büchern vor, damit man merkt, wie klug sie sind, und wenn man gelesen hat, weiß man nichts über das Buch. Zu Hunderten turnen sie da um ihren Kopf. Der eine leidet an den beliebten Minderwertigkeitsgefühlen des deutschen Intellektuellen, sieht überall die Schatten kommender Revolutionen und rechnet ängstlich bei jeder Äußerung damit. Deshalb wirft er hin und wieder einem Buche vor, es sei bürgerlich, es sei unverantwortliches Kunstgewerbe und der Autor sei ein Opportunist. Hat es sich noch immer nicht herumgesprochen, daß der Opportunismus mit Vorliebe Kritiker zu beherrschen scheint? Sie haben doch heute zum größten Teile die Hoffnung, daß in irgendeiner kommunistischen Zentralstelle ein geheimer Kontrolleur sitzt, der diese pseudorevolutionären Bekenntnisse auf der Habenseite notiert wie die Märchenspiegel im Himmel alle guten Taten der Menschen, und daß jeder notierte Diener vor der Revolution sie dereinst vor dem Revolutionsgericht entlaste. Man liebt wohl seinen Kopf umso mehr, je weniger darin ist. Weil es aber ungewiß ist, ob wir vor der Weltrevolution nicht noch eine völkische Welle über uns hingehen lassen müssen, findet dieser Kritiker hin und wieder auch ein deutsches Wort wie Heimatlosigkeit und fehlende Rückverbindung. Man muß sich rechtzeitig ein Alibi beschaffen für die zwei drohenden Prozesse.

Was ist er für eine lächerliche Gestalt, dieser moderne Kritiker mit seiner kläglichen Angst unterzugehen, wie schielen die meisten nach links und rechts zugleich! Aber trotzdem sind sie sicher in dem Gefühl, zur sogenannten Vorhut der Zeit zu gehören, wenngleich sie immer nur einen Dauerlauf am Ort vollführen, immer an der Wand lang, ungewiß, ob sie nach rechts oder nach links rennen sollen. Er ist im Besitz der patentierten Zeitinhaltsangabe und kennt die Wege zur Zukunft genau, dieser geistige Bädeker, und immer wieder behauptet er mit ungeminderter Sicherheit, dieses oder jenes sei nicht zeithaft. Weil es hundert sagen, sagen es tausend, der Dummköpfe ist kein Ende, und dann denkt der erste Dummkopf, die Zeit sei mit ihm der gleichen Meinung. Haut jedem in die Fresse, der euch mit diesem Schreckgespenst „Zeit“ Angst machen will; er meint ja nur sein Vereinsprogramm. Weil Vergangenheit und gewesene Stilform für diese Art Kritiker immer ein Mangel ist, er Stil gegen Stil ausspielt, weil sein Hirn zu klein ist, zwei Formen

lebendig zu begreifen, runzelt er seine Brauen und verkündet der lauschenden Gemeinde: Jugendstil oder Expressionismus, längst gestorbene Generation. Und ringsum plätschert es in den Wasserköpfen: ja Strindberg, wie unerträglich dieser Muff, diese ungelüftete Marquardseele, und so verkleinern die „Kritiker" ohne Unterlaß die Welt, anstatt sie zu vergrößern. Sie werden untreu, sobald sie eine neue Liebe entdecken, können nichts loben, ohne etwas anderes zu tadeln, sie treten, wo alle treten, und wo alle dienern, dienern sie auch. Tun sie aber ihr Maul auf, dann reden sie positive oder negative Bauchbinden, dann reden sie druckreif, und ihr bißchen Gehirn hat immer den Durchfall.

Ein Gespräch mit dem Autor, ein Vergleichen des Geleisteten mit dem Ideal, das jeweils dem Verfasser vorschwebte? Nein. Sie fühlen sich im letzten durch Bücher belästigt oder rächen sich an den erschienenen Autoren dafür, daß ihre eigenen Bücher von allen Verlegern abgelehnt worden sind. Es ist nicht schlimm, wenn man nicht mehr auf sie hört. Sie kritisieren ja zum größten Teile nur, um zehn oder zwanzig Pfennig pro Zeile zu bekommen. Aber vielleicht schärft sich dann wieder einmal das Ohr für die wenigen kritischen Stimmen, die Deutschland hat, für Benjamin, für Franzen, für Alverdes, für die wenigen übrigen.

# DER LYRIK EINE BRESCHE

Über alles Erwarten hinaus hat das Lyrikheft des „Bücherwurm" (Doppelheft 7/8 — völlig vergriffen, erweiterte Einzelausgabe, 84 Seiten Umfang, kart. 2.50) einen großen Erfolg und begeisterte Zustimmung gefunden. Die „Literarische Welt" macht ausführlich auf das Heft aufmerksam und bemerkt: „Man sollte das Heft lesen; es ist geeignet, vielem Geschwätz ein Ende zu machen." Das „Berliner Tageblatt" charakterisiert das Heft als „in seinen Fehlern und in seinen Vorzügen gleich zeitgemäß und wichtig". Die Zeitschrift „Der Schriftsteller" begrüßt unser Versprechen, künftig in jedem Heft des Bücherwurm mehrere Seiten der Lyrik zu widmen, mit Bravo! — Als besonders freudige Bestätigung ist noch zu melden, daß Elisabeth Langgässer, eine der jungen Begabungen, die wir im Lyrikheft des Bücherwurm erstmals öffentlich vorstellten, kurz nach Erscheinen unseres Heftes den in diesem Jahre erstmals verliehenen Literaturpreis für dichtende Frauen des Deutschen Staatsbürgerinnen-Verbandes erhalten hat. Wir berichten darüber noch an anderer Stelle der vorliegenden Nummer.

Ein bedauerliches redaktionelles Versehen muß noch berichtigt werden. Hans Voß hatte der Schriftleitung mehrere Gedichte zur Auswahl übermittelt. Ausgerechnet entschloß ich mich im letzten Augenblick und ohne vorherige Mitteilung über die getroffene Wahl an den Verfasser zur Aufnahme des Gedichtes „Morgenlied", von dem sich nun herausstellt, daß es großenteils eine Übersetzung ist. Wunschgemäß wird die Berichtigung des Dichters hier wiedergegeben und zugleich versprochen, in einem folgenden Heft ein anderes Gedicht von ihm zu veröffentlichen. Karl Rauch

**Berichtigung.** In der Anthologie des Bücherwurms „Der Lyrik eine Bresche" ist ohne mein Wissen unter meinem Namen das Gedicht „Morgenlied" abgedruckt worden. Dies Gedicht ist keine eigentliche Originalschöpfung von mir (nur die letzte Strophe ist eigen), sondern eine freie Übertragung eines lateinischen Hymnus des Aurelius Ambrosius und steht neben einer andern Übertragung des Ambrosius als Auftakt in einem noch nicht veröffentlichten Lyrikband von mir, „Das Wort" betitelt. In dem Vorwort dieses Bandes wird näher ausgeführt, aus welchem Grund diese beiden Übertragungen aufgenommen worden sind und in welchem Verhältnis sie zu den nachfolgenden Originalgedichten stehen. Hans Voß

# NÄCHTLICHE ERSCHEINUNG

Und dies vernahm ich, da ich lauschend stand,
als mich ein Klang, fernhergeweht, betraf:
Geklirr von Pfeilen hallte durch das Land,
den Bogen spannte knirschend eine Hand,
die Sehne schrillte, und du schriest im Schlaf.

Zum andern Male klang der Bogen dann,
und nie ward so verstört dies Herz befunden.
Im Lande hielt die Nacht den Atem an,
und eine Stimme hob sich und begann:
Ich schoß, ich traf, ihr werdet nie gesunden!

Wolfram Brockmeier

# LIED ZU SINGEN BEI EINER WASSERFAHRT

Wir ruhen, vom Wasser gewiegt,
Im Kreise vertraulich und enge;
durch Eintracht wie Blumengehänge
verknüpft und in Reihen gefügt;
uns sondert von lästiger Menge
die Flut, die den Nachen umschmiegt.

So gleiten, im Raume vereint,
wir auf der Vergänglichkeit Wellen,
wo Freunde sich innig gesellen
dem Freunde, der redlich es meint!
Getrost, weil die dunkelsten Stellen
ein Glanz aus der Höhe bescheint.

Ach! trüg uns die fährliche Flut
des Lebens so friedlich und leise!
O drohte nie Trennung dem Kreise,
der, sorglos um Zukunft, hier ruht!
O nähm uns am Ziele der Reise
Elysiums Busen in Hut!

Verhallen mag unser Gesang,
wie Flötenhauch schwinden das Leben;
mit Jubel und Seufzern verschweben
des Daseins zerfließender Klang!
Der Geist wird erneut sich erheben,
wenn Lethe sein Fahrzeug verschlang.

Johann Gaudenz v. Salis-Seewis
Geschr. zw. 1794 und 1798

# K. PH. MORGANS „NICHT WARTEN – WIRKEN!"

Wir wollen Klarheit! Wir sind es satt, uns immer wieder mit Hoffnungen und Parteiprogrammen abspeisen zu lassen, wir können nicht länger leben in dieser fürchterlichen Ungewißheit über unser Schicksal, während wir die Katastrophe schon hereinbrechen sehen. Frei von politischen Vorurteilen müssen wir zur nüchternen Erkenntnis unserer Lage kommen, müssen sorgfältig alle Möglichkeiten überprüfen, die uns geblieben sind, um den gegenwärtigen Tiefstand zu überwinden. Dafür ist Morgans Buch eine ausgezeichnete Hilfe.

Ohne Parteibrille, ohne verhängnisvolle Illusionen, mit dem klaren sachlichen Blick des Tatsachenmenschen wird den Dingen auf den Grund gegangen. Dabei ist es erstaunlich, wie sehr sich dieser Ausländer in unsere Lage versetzen konnte, wie gerecht er auch gegen sein eigenes Land die Anklage fahrlässiger Politik gegenüber Deutschland erhebt. Kriegsschulden und öffentliche Finanzen, Tribute, Exportsteigerung und Konsumkraft des Landes, Rationalisierung, Arbeitslosigkeit. Sozialismus, Diktatur, Aufrüstung, Staatsreform, Volksmonarchie, die Zollunion und der Fünfjahresplan, — es gibt nichts in diesem Buch, was uns nichts angeht, es gibt keine Frage, auf die uns Morgan die Antwort schuldig bleibt. Dabei lehnt er es ausdrücklich ab, mit dem erhobenen Finger des allzu klugen Besserwissers vor uns zu stehen, der davon besessen ist, daß nur s e i n e Ideen die einzig richtigen sind. Morgan gibt keine Programme, sondern Anregungen, er gibt keine Allheilmittel-Rezepte, sondern er zeigt uns Heilungsmöglichkeiten. Wenn etwas zur Entgiftung unserer politischen Atmosphäre beitragen kann, dann ist es dieses Buch. Keine Partei wird es für sich in Anspruch nehmen können; in vollkommener Vorurteilslosigkeit des kritischen Urteils werden Schäden aufgedeckt und Vorzüge gelobt, wo immer sie sich finden, ganz gleich, ob rechts oder links. Trotz der ins Auge springenden nüchternen Einfachheit des Ausdrucks ist alles, was uns gesagt wird, außerordentlich gedankenreich und fruchtbar: eine vorzügliche Grundlage für sachliche politische Diskussion.

In der Auseinandersetzung mit diesem Buch wird sich zeigen, ob wir noch fähig sind, parteipolitisch unvoreingenommen Deutschland, seine Gegenwart und seine Zukunft zu beurteilen, ob wir imstande sind, aus uns selbst heraus wirklich fruchtbare Ideen zur Neugestaltung des Staatslebens hervorzubringen. Dieser Feststellung soll das Preisausschreiben des Georg Müller Verlages dienen, das im Anschluß an das Buch Morgans veranstaltet wird. Der Verlag setzt 20 000 Mark für die 80 besten Antworten an Morgan bzw. für Äußerungen über die angeschnittenen Probleme aus, die mit Hilfe von 7 großen Zeitungen aus allen Lagern ausgewählt und im Herbst dieses Jahres in einem Buche „Deutsche über Deutschland 1931, Stimmen aus allen Lagern" zusammengefaßt werden sollen.

Es ist ganz gleichgültig, von wem und wo bedeutsame Anregungen gegeben werden. Auf die fruchtbare Weiterentwicklung dieser Idee kommt es an. Daß wir bei unserem Ringen um den Aufbau gerade einen Amerikaner als Bundesgenossen haben, hätten wir vielleicht nicht erwartet. Er sei deshalb nicht weniger willkommen, zumal er mit so gutem Willen, so klarem Blick und mit einer jedermann so verständlichen, durchaus populären Schreibweise das Wort ergreift. — Es wird niemand in Deutschland geben, der das Buch nicht mit dem größten Gewinn lesen wird, es wird keinen politisch Verantwortungsvollen geben, der es nicht lesen müßte. Bekennen wir ruhig, daß wir dieses Buch nötig haben und hoffen wir, daß es bald seine Mission erfüllt und überflüssig wird.

Seit Wochen erhitzt sich die Berliner Sensationspresse im Erörtern der Frage, wer hinter dem Pseudonym „K. Ph. Morgan" stehe. Eingeweihte wußten bereits seit längerem, daß der Mann, der das Manuskript des Buches zum Verlag brachte, den Namen Harry Kamber trägt. Und die großen Berliner Redaktionen hätten das auch ohne den Umweg lauten Geschreis ebenso erfahren können. — Dabei bleibt Name und Person des Autors durchaus gleichgültig. Die Gedanken des Buches stehen zur Debatte. Regen sie und das Preisausschreiben des Verlages eine große Anzahl von Deutschen an, über die Wirren und Nöte e r n s t h a f t n a c h z u d e n k e n, deren einschneidende Auswirkung wir bitter genug in diesen Wochen spüren, so ist bereits viel geschehen — von den Vorschlägen und Plänen, die dann in dem geplanten neuen Werk Aufnahme finden sollen, einmal ganz abgesehen.

# EIN WEGWEISER — DER „GROSSE HERDER"

Seit etwa zwei Jahren erscheinen die großen deutschen Lexika in neuen Auflagen. Nun wird auch das Herdersche Lexikon herauskommen. Wenn darauf besonders und ausdrücklich verwiesen wird — während von den andern Neu-Auflagen nicht im gleichen Maße gesprochen wurde —, so müssen dafür schwerwiegende Gründe vorhanden sein. Das ist denn auch der Fall: Einmal handelt es sich beim „Großen Herder" um das einzige katholische Lexikon und dann stellt es vor allem nach seinem ganzen Aufbau etwas so grundsätzlich Neues dar, daß es für jede verantwortungsvolle Zeitschrift Pflicht ist, sich mit ihm zu beschäftigen.

Daß der „Große Herder" aus großzügiger, universeller, katholischer Weltanschauung heraus entstand, ist für uns Katholiken natürlich ungemein wichtig. Gemahnt sei auch noch: Man nehme die sogenannte Neutralität der anderen Lexika nicht für ein Einstehen in katholischen Dingen. In manchen entscheidenden Fragen läßt das akatholische Lexikon den Ratsuchenden doch im Stich, weil es eben nur „unbeteiligt" informiert, nicht aber objektiv führt! Weisen wir also mit gebührendem Nachdruck darauf hin, daß es für den Katholiken mit ausgeprägter Persönlichkeit aus klarem Zielbewußtsein nur das katholische Lexikon gibt.

Wozu dient ein Lexikon? „Zum Nachschlagen", wird geantwortet. Das heißen wir eine bescheidene Antwort! Bescheiden vor allem in einer Zeit wie der unsern, die aus ihrer Verworrenheit heraus höchst notwendig etwas anderes als Auskunft, mehr — nämlich Rat und Anleitung — braucht.

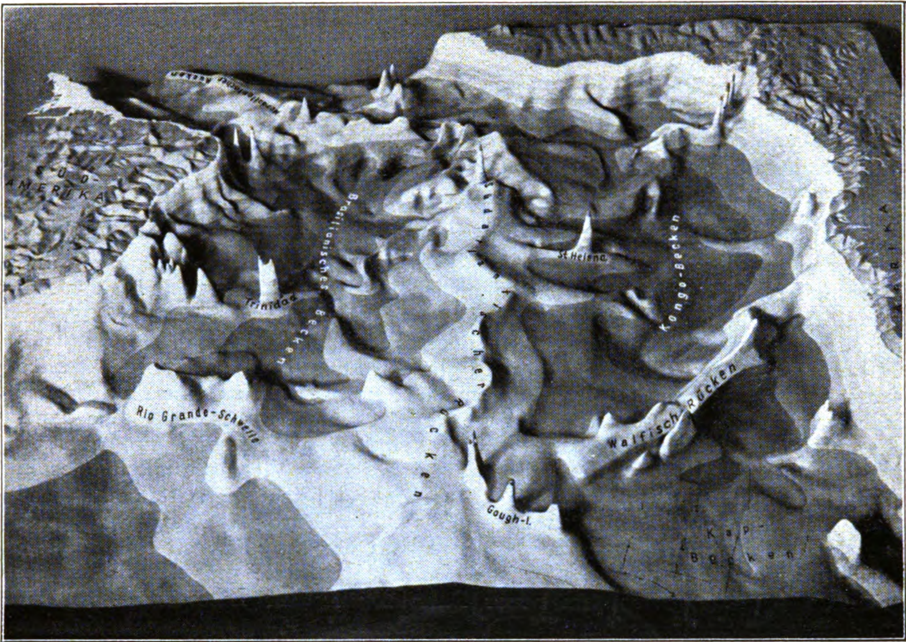
Daß schon früher einmal das Lexikon etwas ganz anderes als stets bereiter Wissensstapel, Nachschlagewerk war, das zeigt seine Geschichte. Alles was heute unter dem Titel „Konversationslexikon" läuft, stammt von der einst weltberühmten Enzyklopädie der Diderot und D'Alembert. Jene Aufklärer hatten sich wahrhaftig noch ganz andere Ziele gesetzt als nur Wissen zu sammeln um seiner selbst willen. Nach ihrer Absicht sollte das Lexikon beitragen, den einzelnen für seine Lebensarbeit bereit zu machen, sollte ihn zu eigener Anschauung bringen, sollte ihn weltanschaulich verändern — im aufklärerischen Sinne natürlich. Aber eines ist richtig: jene Enzyklopädie war etwas Lebendiges, aus dem Willen zur Lebensformung heraus Gewachsenes. Heute bietet sich uns das Bild — man kann es wohl symbolisch nennen —, daß nun ein katholisches Lexikon in unserer Zeit Kenntnisse und Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnisse nicht nur sammelt und darstellt, sondern gleich so gestaltet, daß dem Leser mehr als Wissen zuteil wird: nämlich Lebensantrieb, bessere Beherrschung der Lebenspraxis, Bindung zum ganzen. Versuchten wir, in einen Satz das Wesentliche des neuen Lexikons zu fassen, so müßte er heißen: Wissen nicht als Ziel, sondern als Mittel zum praktischen Wirken betrachtet.

Wissen — das heißt unser eigenes Wesen dehnen, es reicher machen durch Einbeziehung des Gewesenen, des von unsresgleichen Erforschten und Geordneten. Wissen — das heißt aber auch, recht verstanden, zur Gemeinschaft finden, sich der mannigfachen Verknüpfung menschlicher Beziehungen durch plastische Anschauung (in Geographie und Geschichte zum Beispiel) bewußt werden. Wissen — das heißt seine eigene Lebensführung bereichern und ausbauen. Also ist Wissen etwas Lebensverstärkendes, kann — richtig aufgenommen und gebraucht — zur aktiven Entfaltung unserer Kräfte führen; soll es auch!

Sehen wir nun zu, wie der neue Typ des Lexikons, der „Große Herder", seiner Aufgabe, uns praktisch zu helfen und in allem Denken und Handeln Richtung zu weisen, gerecht wird! Am besten läßt sich dies durch Beispiele erklären, deren einige wir also beliebig herausgreifen:

Wir suchen nach Auskunft und Rat über einen Giftschwamm, eine Nationalspeise, elektrische Beleuchtung, moderne Dichtung, eine Rechtssache, die Lage einer Stadt . . . Wie antwortet der „Große Herder"?

Giftpilz: Wir brauchen nur den üblichen Namen zu wissen und finden auf den ersten Blick was wir suchen. — Der „Große Herder" verzeichnet die Stoffe, Pflanzen, Tiere nicht allein unter ihrem Gruppen-, sondern auch den volkstümlichen Namen.




Aus dem „Großen Herder“: „DER BODEN DES ATLANTISCHEN OZEANS“ (100fach überhöht). Die Kontinente Afrika (rechts) und Südamerika (links) brechen steil zum südlichen Atlantischen Ozean ab. Dieser wird von dem nord-südlich verlaufenden Südatlantischen Rücken und mehreren Querschwellen, die teils als Inseln über die Oberfläche hinausragen, in einzelne Becken gegliedert. (Meereskunde-Museum, Berlin.)

**Nationalspeise:** Wir erfahren nicht bloß wo sie gegessen wird und herstammt, sondern auch wie man sie zubereitet.

**Elektrische Beleuchtung:** Hier stoßen wir auf die neuartige Dreiteilung der Artikel — 1. was jedermann interessiert, Charakterisierung des Stichwortes, 2. genaue Angaben für den Fachmann, 3. Anleitung für die Praxis — Verwendung, sparsamste Nutzung, Reparatur.

**Moderne Dichtung:** Wir finden einen der typischen zahlreichen Rahmenartikel, d. h. eine Abhandlung, die knapp aber erschöpfend die ganze Frage behandelt, beurteilt, zu ihr objektiv, aber eindeutig Stellung nimmt, uns zum Selbstfinden und -Lesen hinleitet.

**Rechtssache:** Es wird uns dargelegt, welcher und weshalb der oder jener Standpunkt vom Gesetz eingenommen wird — dann berät uns der „Große Herder“.

**Lage einer Stadt:** Mit einem Griff finden wir was wir suchen, weil alle Karten in einem Sonderband vereinigt sind, der auch übersichtliche Auskunft gibt über die wirtschaftlichen, verkehrstechnischen usw. Verhältnisse einer Stadt, eines Landes, eines Kontinents — und zum Vergleich mit unserer Welt anleitet.

Und all diese Antworten, Wegweiser auf unsere Fragen werden auch noch durch zahllose bunte und schwarze Zeichnungen und Bilder verdeutlicht.

Soviel vom Inhalt; was den Umfang angeht: 12 Bände und ein Atlas machen den „Großen Herder“ aus — warum nicht mehr, da es doch zwanzigbändige Lexika gibt? Nicht etwa nur um der Billigkeit willen, wie man bald feststellen kann (über die wir Leser ja auch nicht beleidigt sind), sondern weil die Zeit der Riesenwälzer dahin ist, weil wir den klaren, ohne Umschweife gegebenen entschiedenen Bescheid brauchen. Gelang es, zu beweisen, daß es Pflicht gegen sich selbst und gegen die Gesamtheit ist, ein so entscheidend wichtiges Universalwerk durchzusetzen und — sich selbst seiner zu bedienen?

Kn.

# DEUTSCHE TRADITION

RICARDA HUCH

Der Freiherr vom Stein war der erste, der den Freiheitsgedanken der Dichtung mit einem kühnen Schritt aus dem Reich der Idee in die Wirklichkeit hinüberschwang, und zwar, soweit das möglich war, im Sinne der Tradition. Für ihn war das natürlich, da er einem Stande angehörte, dessen Dasein an die Tradition des Reiches gebunden war. Er machte in Preußen der bis dahin üblichen Kabinettsregierung ein Ende, trat für ständische Mitwirkung bei der Gesetzgebung und Besteuerung ein und gab durch die Städteordnung dem Bürgertum die Grundlage der Selbstverwaltung. Sein Kampf gegen die Beamten- und Soldatenherrschaft fand in allen Schichten der Bevölkerung lebhaftesten Anklang; der Haß gegen die Vielregiererei, Einmischung und Überheblichkeit der Bürokratie flammte in ganz Deutschland, einschließlich Österreichs, so unwillkürlich und gleichmäßig auf, daß man glauben konnte, die uranfängliche Idee deutscher Freiheit wäre stark genug, um sich neue Formen zu schaffen. Wieder indessen schoben sich andere Einflüsse dazwischen, teils westliche, teils dynastische. Von Westen kam das Motto der Französischen Revolution „Freiheit und Gleichheit", das dem deutschen „Freiheit in der Vielgestaltigkeit oder in organischer Abstufung" so ganz entgegengesetzt war, kam die parlamentarische Herrschaft der reichen Bourgeoisie, die aus der Revolution hervorgegangen war, kam schließlich die Ergänzung derselben: der Sozialismus. Die für den Sozialismus gewonnenen Arbeiter und das auf Industrie und Bankwesen gegründete Großbürgertum, ein neuer Fürstenstand, der Libertät wollte, das heißt absolute Unabhängigkeit, bekämpften beide die im autokratischen Geiste verharrende Monarchie, die dann in der Not mit dieser Großfinanz, die sie im Grunde fürchtete und ablehnte, ein Bündnis einging. Das Bürgertum blieb in der Mitte zwischen den äußersten Enden Reichtum und Armut, Herrschaft und Opposition, schwach und unsicher und versank tiefer als je in die ehemalige Untertanenschaft. Ja, während es früher rebellische Opposition im Inneren verborgen hatte, unterwarf es sich jetzt mit Begeisterung der Dynastie, die wenigstens dem Namen nach das alte Kaiserreich wiedergebracht hatte. Es zeigte sich, daß die Tradition des Fürstentums, die auf Zentralisation, Militarismus und Finanzen ausging, stärker war als die des Reichs, dessen Idee Einheit, Freiheit und Recht war, von dessen Wesen aber die wenigsten einen klaren Begriff hatten.

Es ist ein merkwürdiger Vorgang, daß die Rückwendung zum Reich, wie sie in Goethes Götz sich darstellt und die sich in der Romantik fortsetzte und die eine ausgesprochene Freiheitsidee war, allmählich als Reaktion betrachtet wurde, zum Teil auch Reaktion wurde. Das hängt, glaube ich, damit zusammen, daß siegende oder herrschende Richtungen die Neigung und Fähigkeit haben, alle Bewegungen ihrer Zeit, auch entgegengesetzte, an sich zu ziehen, zu verschlingen und sich anzugleichen. Man kann sich das an dem Beispiel klarmachen, wie im 16. Jahrhundert das autokratische Fürstentum sich des ursprünglich freiheitlichen Protestantismus bemächtigte und ihn sich dienstbar machte. So ähnlich zog im 19. Jahrhundert die Monarchie die Romantik an sich und trübte und verdarb ihr Wesen; denn die Romantik, insofern sie mittelalterlich war, stand ja im Gegensatz zur neuzeitlichen Monarchie und kam auf als Protest dagegen im Namen der Freiheit. Dadurch, daß das Mittelalter agrarisch und die Neuzeit industriell und technisch war und zur Industrie und Technik sich keine Analogien im Mittelalter fanden, wurde die Romantik ohnehin von den



Riemenschneider: JOSEF VON ARIMATHIA (Selbstbildnis des Künstlers?) aus: Tilmann Riemenschneider. Ein Gedenkbuch von Justus Bier (Benno Filser, kart. 7.—).

Vertretern dieser Tendenzen als ganz und gar veraltet und unbrauchbar beiseitegeschoben. Man macht leicht den Fehler, daß man mehr auf äußere Form und Namen als auf das Wesen einer Sache achtet. So rückten mittelmäßige Schriftsteller mit allerlei mittelalterlicher Maskerade auf, malten fromme Maler schlechte Heiligenbilder und dergleichen, was von den Gegnern lächerlich gemacht wurde, und so hielten im vorigen Jahrhundert viele Achtundvierziger an der Wiederherstellung des Kaisertums fest, als wären mit dem bloßen Namen Kaiser schon die alten Ideale gesichert. Uhland, der als Romantiker und Reaktionär betrachtet wird, sah darin klar; er warnte vor dem preußischen Erbkaiser, von dem er begriff, daß er von dem alten Kaisergedanken wesentlich verschieden war, und ermahnte, auf dem Wahlrecht des Volkes zu bestehen; ob man den Erwählten Kaiser oder Reichsverweser oder Präsident nenne, darauf komme gar nichts an. Tatsächlich war der Kaiser des neuen Reiches von 1870 nicht Kaiser im mittelalterlichen Sinn, sondern Fürst. Äußerlich wurde die deutsche Tradition in dem neuentstandenen Reiche sehr gepflegt: Bilder der neuen Kaiser wurden neben den Bildern der alten aufgestellt, mittelalterliche Burgen wurden ausgebaut, Kaiser Wilhelm wurde als der Barbarossa des Kyffhäuser gefeiert. Dies alles wirkte künstlich und oft kitschig, weil Symbole immer unecht und häßlich ausfallen, wenn ihr Sinn nicht in der Gesinnung und im Handeln derer lebendig ist, die sich mit ihnen dekorieren.

Entnommen aus: Ricarda Huch, Deutsche Tradition (Erich Lichtenstein, kart. 2.00).

# POLITICA

CARL ROTHE

**André Siegfried / Das heutige Frankreich. Sein Charakter, seine Politik, seine Parteien. Übers. aus dem Französischen. S. 180. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttg./Berlin 1931. Brosch. 2.75, Ln. 4.50.**

Diese Studie des Leiters der Pariser Hochschule für Politik, im Französischen „Tableau de partis en France" betitelt, ist von einer außerordentlichen Freimütigkeit und Weite, in genauer Kenntnis seines Volkes, die sich auch in Auslandsreisen um fremde Maßstäbe bemühte. Sie führt durch das Gestrüpp der Parteien und Interessensphären, zeigt insbesondere ihre landschaftlichen Bedingungen und Abhängigkeiten und gibt in einer wahrhaft erschöpfenden Darstellung und Prägnanz ein zumal für deutsche Leser stets wieder aufzufrischendes Bild von dieser konservativen „Demokratie der kleinen Leute", einem politischen System, „das für das Einzelindividuum geschaffen und auf ihm aufgebaut war". Der Verfasser versteht das Formulieren: „Der innere Konflikt des Franzosen kann uns nicht entgehen: politisch ist sein Herz links, aber seine Brieftasche steht rechts . . . und praktisch hat jeder Franzose eine Brieftasche." Oder: „In seinen Augen ist Reichtum nicht etwas Bewegliches, das in Beziehung steht zum allgemeinen Wohlstand, sondern eher eine juristische Größe von sehr scharfen Umrissen . . . man glaubt, allein reich sein zu können." Hier sind die Kommentare zu allen Ebenen und Fronten der französischen Politik. Und wenn S. sagt: „Das französische Volk, dieses wunderbare Bild der Stabilität, verändert sich nicht", so schlägt er damit das schwere Kapitel des deutsch-französischen Problems in diesem an allen Ecken brodelnden, gärenden unfertigen Europa auf, in dem Frankreich materiell, ökonomisch und — geistig eine Insel zu werden, wenn nicht schon zu sein scheint. Die ungemein gute Darstellung ist gleichzeitig eine glänzende Bestätigung des Frankreichbuchs im gleichen Verlage.

**Waldemar Gurian / Der integrale Nationalismus in Frankreich. Vlg. V. Klostermann, Frankfurt a. M. 1931. S. 131. 4.80.**

Eine Ergänzung zu Vorstehendem bildet diese aus nicht minder gründlicher, an Ort und Stelle erworbener Kenntnis und wahrscheinlich durch persönliche Verbindungen vertiefte Spezialarbeit über die „Action française". Sie gibt eine Darstellung von der Entwicklung ihres bedeutendsten Kopfes, Charles Maurras, und eine Skizzierung der



**FREIHERR VOM STEIN IM ALTER**

Mit Erlaubnis des Verlages Eugen Diederichs in Jena entnommen aus: Hermann Haas, Freiherr vom Stein, mit 6 Bildnissen, geb. 2.— (Deutsche Volkheit).

ideologischen Grundlagen der Bewegung, deren eigentliche Bedeutung als „politisches Laboratorium" hoch genug veranschlagt wird, während sie hinsichtlich einer breiteren oder sogar machtmäßigen Wirkung „eine literarische und gesellschaftliche Angelegenheit geblieben" ist, zumal ihr Konflikt mit der Kirche es über beachtliche Ansätze nicht weiter brachte, die auf Kreise der katholischen Intelligenz bei der Suche nach Bundesgenossen gegen den Laizismus der Republik trafen. „Was fehlt, ist die Beziehung auf eine konkrete soziale Lage." Bleibt, was der Aktion über Frankreich hinaus Bedeutung verleiht, die Auseinandersetzung mit dem modernen liberalen Rechtsstaat in der Gleichsetzung von Nationalismus und Antiparlamentarismus, womit auch die deutsche Diskussion berührt wird.

**Rudolf Keller / Deutschland und Frankreich. R. Piper Verlag, München 1931. S. 112. 1.20.**

Ein Sammelsurium von Plattheiten, Oberflächlichkeiten und Gedankenlosigkeiten, daß man sich wundern muß, wie die Broschüre einen so renommierten Verlag gefunden hat. Aus der Feder des Herausgebers des sattsam bekannten „Prager Tagblatt".

**Hans Siemsen / Rußland — Ja und Nein.** E. Rowohlt Vlg., Berlin 1931. S. 262. Brosch. 5.80, Ln. 7.50.

Bericht von einer Rußlandreise, mit Temperament und Freundlichkeit. Auch dieser kehrt zurück mit Fragezeichen, ob es bei allem Großen an Opfer und Leistung das wirklich ist: Glück, Erfüllung, Gesellschaft, Nation, wie ihm einer sagte: „Mit jeder elektrischen Lampe, die wir in eine Bauernhütte hängen können, kommen wir unserem Ziele, kommen wir dem Kommunismus um einen Schritt näher.“ ??

**Rud. v. Valentini / Kaiser und Kabinettschef.** Nach Aufzeichnungen und Briefen. Verlag G. Stalling, Oldenburg i. O. 1931 S. 254. Brosch. 6.50, Ln. 8.00.

Sehr persönlich, im konventionellen Rahmen und Stil gehaltene Erinnerungen. Darunter Details aus heute schon unendlich fern und fast unwirklich mutender Vergangenheit, wie der Kaiserbesuch bei Leo XIII. Einiges Neues über die Daily-Telegraph-Affäre und vor allem den Konflikt zwischen Bethmann und der O. H. L., der auch zum Abschied des Verfassers beitrug.

**Hermann Haß / Freiherr vom Stein.** In „Deutsche Volkheit“, Eugen Diederichs Vlg., Jena 1931. S. 86. Geb. 2.00, Ln. 2.80.

Es ist kein Zufall, wie sehr die Totenfeier für Karl vom Stein Resonanz gefunden und besonders auch die Biographen gerufen hat. Die Darstellung seiner staatsmännischen Größe, die zu Unrecht lange im Schatten des großen Königs und Bismarcks stand, wendet sich an ein Geschlecht, das ihn zu begreifen beginnt aus einer Situation und Problematik, die der von damals oft bis in feine Nüancen ähnlich ist. Deutlich zu spüren, wie sich die jetzt erschienenen Arbeiten über Stein dem nicht entziehen können, was ihrer Ergiebigkeit nicht geschadet hat. Die kleine Biographie von Haß ist ein Musterstück dafür, wie zugunsten einer größeren Verbreitungsmöglichkeit ein riesiger Stoff erschöpfend behandelt werden kann, der wie kaum ein anderer heute politisch-pädagogischen Wert besitzt.

**Franz Schnabel / Freiherr vom Stein.** Vlg. B. G. Teubner, Leipzig. 1931. S. 162, Leinen 5.00.

Ähnlich — die pädagogische Note des Themas sehend — gliedert der Karlsruher Historiker das Material. Sein Buch ist eine höchst glückliche Verbindung von wissenschaftlicher Quellen- und Dokumentensichtung und einer Darstellung, die mit Absicht das historisch Dynamische herausstellt, wenn auch vereinzelt seine Deutung zu bewußt an die politische Gegenwart adressiert. Die sozialen Bedingtheiten der Epoche sind mit Fug stärker in den Vordergrund gestellt und Steins Überlegungen und Gedanken darüber ausgezeichnet interpretiert. Der Lektüre dient eine vehemente Sprache.

**Rob. Friedländer-Prechtl / Wirtschaftswende.** Vlg. P. List, Leipzig. 1931. S. 283. Brosch. 4.25, Ln. 6.00.

Der Verfasser will über die „Ursachen der Arbeitslosen-Krise und deren Bekämpfung“ schreiben. Es wird mehr daraus, das mutige Buch eines „common sense“ über die gesamten ökonomischen Fragen, die sich aus der Situation dieser Tage aufdrängen. Davon ausgehend, daß das Heer der Arbeitslosen nicht mehr Ausdruck einer vorübergehenden, konjunkturellen Krise, sondern einer strukturellen, einer Wirtschaftswende sei, stellt der Verfasser dem laisser faire des Liberalismus die unbequeme Frage: das soll alles in Ordnung sein, — und warum geschieht nichts? Er macht sich die Themen und Vorschläge zu eigen, die bereits allenthalben im Mittelpunkt der Debatte stehen, Siedlung und Kolonisation, Wirtschaftsplanung, Autarkisierung. Dazwischen auch ein sehr wahres Kapitel über den Russenplan, die brüchige Logik der liberalen Freizügigkeit abzuführen. Die kapitalistische West-Welt „fand sich bereit, dem sterbenden Bolschewismus das Leben zu retten. Sie gewährte bereitwilligst alle Hilfen. Sie ließ sich kaufen. . . . Und an der Spitze dieses selbstmörderischen Gebarens steht — Amerika!“

Kein wissenschaftliches Buch, am wenigsten dort der Zunft entsprechend, wo der Verfasser über die Chimäre Gold schreibt. Damit darf sich aber heute der Außen-

stehende ohne Scham blicken lassen, seitdem Herr Cassel und andere Kanonen sich über dieses Thema Seitensprünge leisten. Ein Volk in seiner drückenden Not kann nicht warten, bis es der Theorie gefällt, sich zu einigen. Zitate aus Lists „System der politischen Ökonomie", die Friedländer an den Eingang seiner Arbeit stellt, weisen den Weg.

**Hans Freyer / Revolution von rechts.** Eug. Diederichs Vlg., Jena 1931. S. 72. 2.00. Neunzehntes Jahrhundert und industrielle Gesellschaft sind am Ende, überlebt, ihre noch gültigen Formen zu überwinden. „Die großartige Dialektik des neunzehnten Jahrhunderts besteht in der Tatsache, daß der Mensch ohne wesentlichen Rest zum Gesellschaftswesen, daher die Geschichte in ihren zentralen Vorgängen zur gesellschaftlichen Bewegung: zum Klassenkampf wird." Aber: „Die industrielle Gesellschaft ist au fond ungläubig. Sie glaubt an nichts als an den Fortschritt: das heißt an ihren eignen Ansatz; sofern sie nicht im tiefsten Herzen auch daran zweifelt." Von „links" her kommt kein Anstoß, keine Kraft, wie man zu lang vermeinte. Vielmehr, „links" gehört dazu! „Als Kampf um den sozialen Fortschritt greift der soziale Gedanke den dialektischen Kern des 19. Jahrhunderts, den revolutionären Klassenkampf an" und liquidiert die revolutionäre Energie: „Das Wichtigste ist, daß das Prinzip der Arbeiterschaft in die industrielle Gesellschaft eingeordnet ist, und daß es sich selbst für die Einordnung entschieden hat."

Die Auflehnung, die Revolution kommt von „rechts", vom Volk her. Was es sei? Nicht die Nation des 19. Jahrhunderts. Aber alles, was im Schoße der industriellen Gesellschaft gegenwärtig zu seinem geschichtlichen Bewußtsein erwacht, offener Gegenspieler gegen ihr System, eine Front, die noch nicht feststeht, aber sich formiert: „An allen Stellen, wo Mittelstand zersetzt, Bauerntum bedroht, inselhafte Selbständigkeit vernichtet, Betrieb bürokratisiert, mit einem Wort industrielle Gesellschaft zur Reife gebracht wird", bildet sich die revolutionäre Dialektik der Gegenwart. Volk: „... Urkräfte der Geschichte; Dekrete des Absoluten; Geister, die der Natur ganz nahe waren, unfaßbar schöpferisch wie sie; ein großes unmittelbares Dasein, das Geschichte wirkt, aber sich in keiner Geschichte verströmt." Und von dort her kommt auch die Aufgabe, den Staat zu emanzipieren und aus der Hand der gesellschaftlichen Interessen zu befreien, „die ihn in Besitz genommen und zur neutralen Umschlagstelle für ihre Transaktionen gemacht haben".

In fast endgültiger Prägung gibt der Leipziger Soziologe seine Analyse, wohl wissend, wie weit der Weg nach diesem „rechts" noch ist.

---

**Elisabeth Langgässer preisgekrönt.** In diesem Jahre ist zum ersten Male für dichtende Frauen ein Literaturpreis ausgesetzt worden, und die Preisrichter des „Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes" haben mit dem ersten Preise auch eine wirkliche Meisterin bedacht, E l i s a b e t h L a n g g ä s s e r, von der bis jetzt gedruckt fast nichts vorlag, nur einige Gedichte (der „Bücherwurm" brachte in Heft 7/8 — Lyrikheft — ein Gedicht von ihr) und kleinere epische Stücke. Eingereicht waren von ihr zwei Werke, „Proserpina" und „Mars". Das erste, eine Kindheitsmythe in erzählender Form, schildert den Lebens- und Entwicklungsanfang eines Mädchens, wobei die Vergangenheit und die Natur der — rheinischen — Landschaft eine bestimmte und schicksalhafte Bedeutung haben; es ist ein ganz eigenartiges Kunstwerk, in dem die Geburt des Mythos aus dem Realen und die Verklärung der Realität ins Mythische offenbar werden. „Mars", eine Erzählung aus der Besatzungszeit am Rhein, beschreibt den Einzug fremder Offiziere in einen Gasthof und hat zum Höhepunkt ein Bacchanal, wie es leidenschaftlicher und kraftvoller kaum geschildert worden ist. E. b. G.

# MARSCHIEREN — NICHT TRÄUMEN!

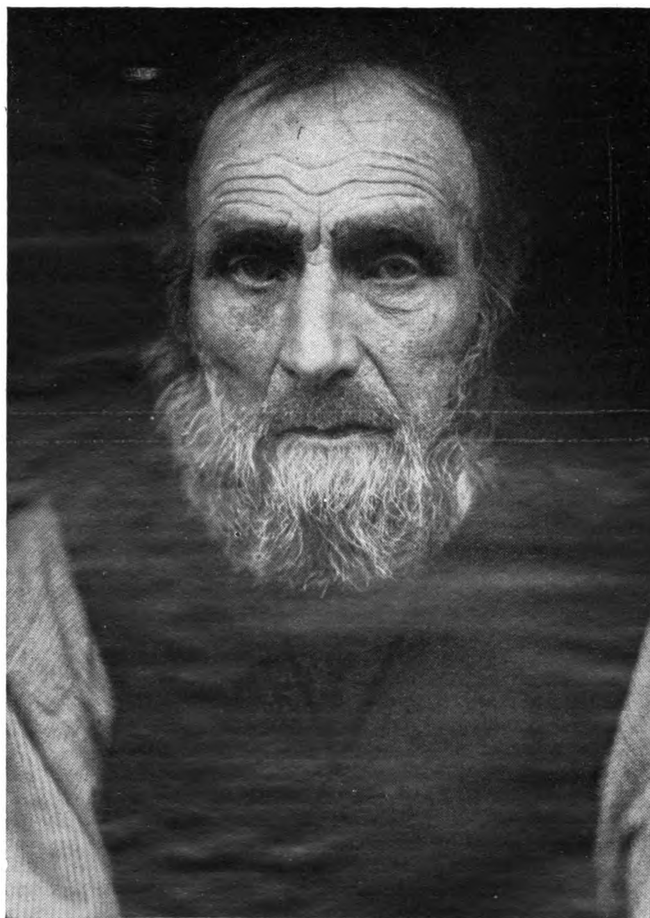
Emil Belzner, dessen Epos „Iwan der Pelzhändler“ noch unvergessen ist, schrieb den Roman *) der Produktion oder, besser, ein Gleichnis der Produktion: ein gewesener Major versucht seine Kriegserinnerungen zu Papier zu bringen. Aber die Erinnerung ist zerstört. Er spürt die Filter, die alles noch Bewahrte inzwischen durchlief und wie die Phantasie alles Erlebte verfärbte und ansiedelte im Gewöhnlichen. „Die Zerstörung entfaltet Gras und Fliederbüsche. Sie sichert sich ein gutes Andenken.“ Rings um ihn hat man sich wieder eingenistet in diesen fragwürdigen Frieden, in Armut oder in Reichtum. Verschwistert ist alles, Krieg und Frieden, andere Erscheinungsformen nur der gleichen Angst und der gleichen Gewalt. Nein, sich nicht auf das Gedächtnis verlassen, diese Buhlerin des Lebenswillens. Und er bricht auf, die Wirklichkeit zu suchen, ein Pilger, ein merkwürdiger Kreuzritter. Es beginnt sein quälender Kampf um die Wiederbeschwörung dieser gewesenen Wirklichkeit, die begraben liegen muß unter der Phantasie. Fraglich ist alles geworden. An einem Punkte will er die Welt anhalten, dieses stetige Fließen, und ihre wirkliche Tiefe messen. „Warum hilft Gott nicht?“ Er provoziert ihn, er will ihn herabzwingen, aber keine Sünde zwingt ihn herab. Dieser Major ist ein grotesker Gottsucher, der schließlich in die Erde geht, weil sich kein Himmel öffnet. Die Wirklichkeit bleibt ihm verloren, eingesponnen ist sie in die Lügen des Daseins. Der Schmerz darum macht ihn zum Narren. Ist denn das, was man greifen und sehen kann, nicht das Wirkliche, und muß es sich erst mit dem Traume mischen, bevor es wahr erscheint? Er schreibt nicht mehr, denn er will nicht das Märchen. In ihm ist die Welt aufgerissen. Er ist verflochten in das Glück und die Grausamkeit alles Werdens, keine Brust nur, mit der eine dekorative Phantasie die Not verstellte, keine seelische Kulisse, Fleisch ist er, das Mensch wurde, und er scheint ohne Haut. Hunger nach Wirklichkeit hat er, und doch findet er keinen Weg zu ihr, es sei denn den durch das Irreale. Nur die Landschaften bieten sich ihm unverfälscht, und er möchte wieder ein Stück Welt werden, den Tod nachholen, den er vergaß und der schon um ihn die geratenen Früchte des Herbstes treibt. Er wird Legende trotz seines Sträubens, und kehrt zurück zu den Toten.

Belzner selbst geht als Beobachtender und Erleidender durch dieses Buch. Romantisches Erbe ist in ihm lebendig. Forderten sie nicht einst, der Autor verändere sich doch, während er schriebe und deshalb müßte sich gleicher Weise sein Blickpunkt ändern? Auch Belzner wandelt sich während dieses dialogisierten Zweikampfes. Bald wird er aus seiner nur beobachtenden Position vertrieben und von der fordernden Wirklichkeit seiner Gestalt und ihrem Drange nach Freiheit überwachsen. Vergeblich war es, daß seine Phantasie diese Gestalt bequemer zu biegen suchte. Wir leben mit Belzner rund um diesen Menschen herum. Obwohl der Major führt in diesem Kampfe, ein merkwürdiger Engel, von Gott gesandt, wirkt er doch wie ein Insekt auf der Nadel. Belzner kreist ihn ein, grausam wie jeder Schreibende. Es ist eine schreckliche Treibjagd auf eine sich der Darstellung scheinbar entziehende Gestalt. Gewiß, Belzner seziert nicht, aber er schreibt, wie der andere sich immer schonungsloser entblößt, und das erzielt die gleiche Wirkung. Nirgends fabuliert er Zusammenhänge, nirgends bietet er die billigen Lösungen der Psychologie an. Trümmer eines Menschen nur liegen in diesem Buche herum, die auf sein Leben schließen lassen. Auch das Leben seiner Gestalt zerbrach in Belzners Händen gleich wie seinem Helden die Wirklichkeit. Nur in unserer Angst und unserer Schönfärberei, in dem Ja zur bürgerlichen Welt sei die Wirklichkeit gefangen? In jedem Ja ist sie gefangen. Fängt sie nicht auch Belzner ein, wenn auch nur ihren fernen Schritt, fängt er sie nicht mit seinen ungläubigen Augen? Es gibt eine Legende: es war ein Mensch, der ließ sich sezieren, um das Leben in sich zu finden, und er fand nur den Tod. Selbst dieses Buch übt ja das Weglassen aller Kunst, und dieses Weglassen dient hier wie überall einem Willen, einer zielhaften Phantasie. Dieser Roman sollte zu einem Roman für die Umwertung der Kunst, gegen das Fabulieren und gegen die werden, denen Kunst nur „ein Patentverschluß allen irdischen Jammers ist“. Es

*) Gebr. Enoch, Hamburg, 5.50.

erzählt, wie einem Dichter die Waffe seiner Kunst aus der Hand geschlagen wurde und wie er hinfort machtlos vor dem Leben stand. Doch es ist der Fluch des Dichters, daß jeder Stoff in seiner Hand zur Dichtung wird, und er die Dichtung nur angreifen kann, indem er dichtet. Und Belzner ist ein großer Dichter: keiner, der seine Gestalten mit Psychologie übertüncht und sie mit Zufriedenheit impft, sondern einer der wenigen, die sie ganz in sich aufnehmen und ihr Leben leiden, einer, dessen Liebe zum Leben noch so groß ist, daß er es nicht voreilig zu gestalten wagt nach üblichen Rezepten, sondern sich verwandeln läßt von seiner Macht. Endlich einmal nicht der beliebte Dauerlauf am Ort: hier geht ein Mensch seinen schweren Weg.

Martin Raschke



**Friesischer Bauernkopf**

**Stark verkleinertes Probebild aus dem neuen Deutschlandband von „Orbis Terrarum" (Atlantisverlag). 26.—.**

# WARNUNGSTAFEL

„Deutsche allein“ nennt Franz Schauwecker sein neuestes Buch, und im Untertitel wird es als „Schnitt durch die Zeit“ angekündigt. Hieße das absonderlich verworrene, mit bedenklicher Primitivität aus vielerlei, auch im Niveau auffällig unterschiedlichen Fetzchen von Reportage, Geschichten, Erlebnissen, Impressionen, Träumereien, Notizen und abwegigen Spintisierereien gemachte Buch „Ich allein“; so brauchte man sich damit nicht zu beschäftigen und könnte es ohne viel Aufhebens in die anwachsende Reihe jener Sorte von Selbstentblößungen instinktverlassener Zeitgenossen stellen, die sich aus allen Richtungen und Parteien über die noch immer allzu willige Leserschaft ergießen. Das Buch offenbart in seinen charakteristischen Abschnitten ärgste Minderwertigkeitsgefühle seines Autors, ein bewußtes Kokettieren mit jener Märtyrerrolle, die „man“ eingebildeter- und bedauernswerterweise als „Mann“ und „Klarsehender“ im Dunkel dieses demokratisch-verweichlichten Deutschland angeblich spielen muß. Diese Empfindung drängt sich mir auf vielen Seiten des Buches derart auf, daß ich zugunsten gesunder und aufrechter nationaler Kreise hoffe, sie rücken energisch von diesem Produkt privater Selbstbespiegelung eines sogenannten Führers ab, der hiermit endgültig seine Unzulänglichkeit bewies.

Die irrsinnige Übersteigerung kriegerischer Gesinnung im Abschnitt „Mädchen“ stellt für jeden auch nur einigermaßen Verantwortungsbewußten eine unerträgliche Belastung der nationalen Bewegung dar. Das Streitgespräch mit dem Kommunisten („Gegensatz“) ist reine Salbaderei. Bei dem Satz „Die Kälte hing kristallen in den Falten seines Rockes“ (S. 296) vermochte ich die sich aufdrängende Erinnerung an Frau Courths-Mahler nicht los zu werden; nachher auf Seite 308 kam diese schwüle Erinnerung noch weit eindringlicher herauf. Dort nämlich nennt er in einem Atemzug: Parteien, Marxismus, Psychoanalyse, moderne Literatur, wie sie durch Thomas Mann, Wassermann, die Courths-Mahler und Rudolf Herzog repräsentiert würde — und bezeichnet das, wodurch er von deren „materiellen Bestrebungen“ sich unterscheide, als eine unmittelbare und sehr tiefe Einheit mit Gott. Dies sollte Gott, wenn er noch seine Deutschen liebt, nicht zulassen. Jemand, der Sätze baut wie diesen: „Autos waren prachtvoll, Flugzeuge glitten mit einer phantastischen Herrlichkeit über Berge hin, Radio und elektrische Kraftwerke waren unerhörte Wunderwerke, bei denen nur eines zu bedauern war, daß sie noch nicht vollkommen entwickelt waren“ (S. 159), und jenen: „Die riesigen Autobusse donnerten an ihm vorüber, und im langen Straßenausschnitt zwischen den Dächern wanderten hoch oben die Flugzeuge, die nicht im mindesten etwa den Versuch machten, Gott näher zu kommen — was für ein überaus komischer Gedanke! —, sondern die nur erpicht waren, eine Filmschauspielerin, einen Boxmeister von Europa und drei Makler nach Hamburg zu bringen“ (S. 60), oder den: „Da platzte mit einem Mal die künftige Kluft der Entscheidungen auseinander“ (S. 61), dem gilt mit hundertprozentigem Recht jene bitterböse Charakteristik, die er (S. 61) einem anderen widmet: „. . . ruhmrediges und vorkriegsmäßiges Festgerede, das voll besten Willens und voll ohnmächtigen Könnens war“. Der von Schauwecker bedenklich oft angerufene alte Gott schweigt und läßt weiterhin regnen über Gerechte und Ungerechte, Berufene und Unberufene. Schauweckers Buch wird ihn so wenig erschüttern, wie irgendeines Menschen Tun oder Schreiben. Für das Ziel aber, das die erwachenden Bewegungen im Kampf um das neue Deutschland sich gesteckt haben, sind Schreibereien dieser Art ärgste Gefahr. Wirre Bilder wie die Schlußkapitel „Meer“, „Tier“, „Wald“, „Frau“, in denen der Autor offensichtlich mit dichterischer Wucht die alten Götter beschwören will, aber nur kundtut, daß ihm jede gültige Sprachgestaltungsmöglichkeit fehlt, gehören einwandfrei zum Kapitel Schundliteratur. Hier noch eine Probe: „Da kamen Frauen aus den lichten Wäldern mit hellem Schritt und leichtem Tritt. Sie trugen schlanke Krüge auf den schmalen Köpfen und gingen fliegend auf den weißen Füßen. Er sah in ihre stieren Blicke, die blauschwarz aus den großen Augen fuhren, während sie an ihm vorübergingen, ohne ihn zu sehen. Er sah die Männer aus den düsteren Gründen treten und klirrend über die Steine schreiten. . . .“ Häufung von Beiworten ist noch längst nicht Dichtung. Und Fidus machte das zu seiner Zeit alles um viele Grade besser.

Reuchlin

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

## DIE FABEL VON DER MOTTE UND VOM BÜCHERWURM

Die Motte sprach zu ihren Kindern: „Vor allen Dingen vergeßt nie, daß ihr nur eine Aufgabe habt, die, euch durchzufressen! Dazu gehört erstens, den geeigneten Stoff zu suchen, und zweitens, den kürzesten Weg zu wählen. Vertraut auf eure angeborenen Fähigkeiten, denn ihr stammt von mir. Höret auf meinen Rat, wenn ihr euer Durchkommen finden wollt, und laßt euch nicht etwa mit den entarteten Menschen und ihren auf den Kopf gestellten Begriffen über Kindererziehung und Lebensweisheit ein. Am besten zieht ihr euch auf jedem Wege von diesen Geschöpfen zurück, die von minderwertigen Genossen behaupten, sie hätten Raupen im Kopf oder vermottete Ansichten! Einer ihrer verhältnismäßig Weisen hat sehr richtig davon bemerkt: „Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!"

Die Motte schwieg erschöpft und glättete ihre Flügel. Dann fuhr sie fort: „Bedenkt auch dies: es ist unklug, Schatten zu werfen und aufzufallen! Wenn ihr schon an den Tag kommen wollt, so stellt euch ins rechte Licht, das will sagen: paßt euch eurer Umgebung an und werft ja nicht Schatten! Am besten ist es, wenn ihr immer wieder das mütterliche Dunkel aufsucht!"

Der Bücherwurm raschelte und tickte: „Sehr weise, Frau Muhme! Sie sprechen wirklich wie ein Buch, versteht sich, nachdem ich es verdaut habe! Gründlichkeit ist die erste Tugend. Man darf nichts auslassen, nicht ein einziges Blatt! Man hüte sich auch vor der leichten Kost! Je dicker, desto besser! Es hat sehr traurige Zeiten gegeben — sie sind nebenbei als völlige Entartung der Erde wissenschaftlich festgestellt —, in denen das Papier so schlecht war, daß ein Bücherwurm, der es mit seiner Bildung ernst nahm, sehr schnell am Ende war und mager vor Gram werden mußte. Das ist jetzt erfreulicherweise besser geworden. Die Wissenschaft ist wieder ein vortrefflicher Blattsalat! Haltet euch also immer an die Mahnung eurer verehrungswürdigen Mutter, meiner geschätzten Muhme: man muß sich durchfressen! Freßt euch überall durch und bevorzugt die schwersten Stoffe! Ihr werdet dabei sicher an Alter und Weisheit zunehmen. Es ist übrigens gleichgültig, ob ich von vorn oder von hinten anfange. Stoff ist Stoff. Das Buch, in dem ich mein Durchkommen finde, gehört allerdings einem jener groben, riesenhaften Flegel, vor dem eure verehrungswürdige Mutter bereits warnte, einem Menschen. Er erstand es vor und auf einem Bücherwagen und benutzt es als Briefbeschwerer. Er liest es nicht und versteht es nicht. G e h ö r t ihm das Buch, frage ich?"

„Keineswegs", antwortete die Motte, „so wenig wie jenem groben Flegel der Mantel gehört, den er zuweilen umwirft."

„Sehr reif bemerkt", knisterte der Bücherwurm. „Und jenes arme Geschöpf, Autor genannt, der das Buch geschrieben hat, lebt er etwa davon? — Eine nicht aufzuwerfende Frage! Diese Frage aufwerfen, heißt, sie verneinen! — Ich aber l e b e davon und beziehe — nebenbei — meine gesamt höhere Bildung daraus, wie ich bereits soeben — nebenbei — bewies!"

„Das ist der Zustand der Seligkeit, den ich euch so innig wünsche, meine Lieben!" sagte die Motte träumerisch zu ihren Kindern. „Aus der Literatur ins Leben übertragen: wenn man in die Wolle gerät! Es kennzeichnet ganz den groben Riesenflegel, den Menschen, wenn er im gleichen Falle rast und tobt . . . O, alle Flügel, da kommt er ja!" — —

„Der Klügere gibt nach", paukte der Bücherwurm hin und zog seinen Kopf zurück. „Ich begebe mich in meine lebenslängliche Anstellung. Denn obwohl jener Mensch weder von dem Bestehen meiner noch dem des Buches eine auch nur geringe Kenntnis genommen hat . . ."

Der Bücherwurm war verschwunden, die Motte desgleichen.
Sie fraßen sich so durch . . .

P a u l G u r k

# JUNGE GENERATION

Schon wieder kam ein Buch heraus
Von einem Manne namens Klaus.
Es ist die Blütezeit der Kläuse,
Ja, sie gedeihen wie die Läuse.

Man züchtet sie, man zieht sie groß,
Und sie entwickeln sich famos,
Und fühlen sich dabei ganz prima
In diesem schönen Treibhausklima.

Es ist der junge Jahrgang, den man schätzt
Und gleich in einen Sattel setzt.
Denn reiten wird er wohl schon können,
Und schließlich ist es ihm zu gönnen.

Heut trägt man nun mal Dichtersohn,
Heut trägt man junge Generation,
Ob man auch oft nach der Lektüre
Ein bißchen Übelkeit verspüre.

Man nimmt das eben mit in Kauf,
Und läßt den Dingen ihren Lauf.
Und sind auch spärlich die Talente:
Die Jugend hat das Wort. Man zahlt ihr Alimente.

Richard Drews

# FÜNF MINUTEN PÄDAGOGIK

**Walter Schönbrunn / Weckung der Jugend. Moritz Diesterweg. 7.80.**

In diesem Buche über modernen Deutschunterricht, geschrieben von einem schwärmerisch für seine Ideen begeisterten Lehrer, geht es um mehr als um die Reformierung und Belebung eines einzigen Spezialfaches: es geht um die lebendige Durchdringung des gesamten Unterrichtes, der gesamten Erziehung, ja unseres gesamten Kulturlebens von einem neuartigen, wirklichkeitsnahen Deutschunterricht her. Es geht um die Umwandlung der Wissensschule zur Erlebnisschule auf der Grundlage eines entschieden durchgeführten Arbeitsunterrichts. Jede Bindung, jeder Zwang wird abgelehnt; die — allerdings im Sinne Rousseaus geschickt geleiteten — Anregungen und Wünsche der Jugend selbst entscheiden über das Gepräge und den Gang des Unterrichts. Die Schule soll nicht mehr wie bisher an den Nöten und Schicksalsfragen der Jugend vorübergehen, sie entläßt nicht mehr mit totem Wissen, im günstigsten Falle mit einer Weltanschauung.' Sie antwortet der Jugend auf die Frage: was sind wir, was haben wir zu tun, welches ist der Sinn unseres Tuns? Sie entläßt mit dem Erlebnis, dem Bewußtsein, daß es sinnvolle Existenz gibt. Das natürliche Bildungsverlangen der Jugend wird auf das Leben selbst gerichtet, auf die Fülle der noch gegenwärtig lebendigen Kulturerscheinungen. Treffliche Mittel dazu sind volkskundliche Entdeckungsfahrten, Wanderungen, die den Sinn schärfen für unverfälschte Landschaft, für alles Bodenechte, Schlichte und Schöne in Natur und Kunst, dann Theateraufführungen der Schüler, philosophische, literarische, sprachliche Arbeitsgemeinschaften, Kunstbetrachtungen, Beobachtungsaufsätze usw. Nur auf dem Wege über gestärktes Gegenwartsbewußtsein, über unbedingte Bejahung der Gegenwärtigkeit unseres nationalen und kulturellen Lebens und durch Weckung zu eigener Verantwortung und eigener Bindung in Freiheit kann die Jugend zu einem vertieften Empfinden für älteres Kulturgut, für die großen unvergänglichen Kulturwerte der Menschheit geführt werden.

Freilich sind starke, ausgeprägte Lehrerpersönlichkeiten nötig, um hierbei Zufall und Willkür zu vermeiden. Wer darin — vielleicht nicht ohne Grund — phantastische Ideologie sieht, wird trotzdem eine Unmenge von klugen Beobachtungen, Gedanken und Anregungen zur Belebung des Unterrichtes in diesem Buche finden. Hans Pech

# NOTIZEN ÜBER BÜCHER

HERMANN HESSE

**Hans Fallada / Bauern, Bonzen und Bomben.** Roman. Ernst Rowohlt. 8.50.
Dieser Roman, mit einem mir an sich keineswegs sympathischen Naturalismus, aber meisterhaft geschrieben, erzählt eine typische Episode aus dem politischen Leben von heute und spielt in Pommern unter Bauern und Kleinstädtern. Man braucht eine Weile, bis man, als Landfremder, hinter der rüden Außenseite dieser Menschen und ihrer wüsten, säuischen Art zu reden die Natur erkennt. Alle diese Menschen, von denen kein einziger irgend vorbildlich ist, die einander immer nur mit Schwein, Sau, Scheißkerl usw. anreden, denen jede Korruption geläufig ist, die einander bestehlen, belügen, einander mit Spionage und mit Bomben auflauern — diese Menschen bilden zusammen eine Gemeinschaft, einen Knäuel von echtestem, blutigstem Leben, und sie alle haben, hinter ihren groben Gesichtern und dreckigen Redensarten, auch so etwas wie Ideale, so etwas wie Glauben, wie Gemeinsinn, und eine Ahnung davon, wie traurig weit ihre Wirklichkeit von allem Vernünftigen, allem Wünschenswerten entfernt sei. Nicht nur als ausgezeichnete Wirklichkeitsschilderung macht diese Dichtung Eindruck, sie atmet auch, ihrer scheinbaren Kaltschnäuzigkeit zum Trotz, echte Liebe und echtes Menschentum. Komponiert und geschrieben ist das Werk mit einer Sorgfalt und Verantwortlichkeit, die mich sehr gewonnen hat.

**Josef Maria Frank / Das Leben der Marie Szameitat.** Roman. Verlag der Bücherkreis G. m. b. H.
Kann man eine Dichtung empfehlen, ohne daß man ihren dichterischen Wert glaubt? Kann man ihr viele Leser wünschen, ohne daß man von der dichterischen Potenz des Verfassers überzeugt ist? Man kann es, und ich tue es hier, weil Franks „Roman" zwar keine bedeutende Dichtung, aber ein Zeitbuch von hohem Wert und von edelster Gesinnung ist. Es erzählt das Schicksal einer armen Frau und Mutter vom ländlich-proletarischen Anfang bis zum großstädtisch-proletarischen, bitteren Ende. Es klagt an, ohne zu schreien, es wirbt, ohne zu verführen. Es fehlt ihm die Anmut einer echten Dichtersprache, aber es hat dafür eine echte Leidenschaft für Wahrheit und Gerechtigkeit.

**Rudolf Schlichter / Zwischenwelt.** Ein Intermezzo. Ernst Pollak, Berlin-Charlottenburg.
Eine wunderliche Erzählung ist das, eine schwierige, sehr pathologische Erzählung von Liebesverirrungen, geschmückt mit einem Dutzend schöner, graziöser Zeichnungen vom Verfasser. Man hat beim Betrachten und Lesen den Eindruck: wer über Hilfsmittel verfügt wie dieser Dichter-Zeichner, dem sollte es gelingen, auch mit sehr schwierigen Anlagen fertig zu werden. Die Zeichnungen sind aber gelöster und zum Teil auch überzeugender als die Erzählung: in ihr bleibt der begabte Dichter zuweilen im Erklären stecken, statt zu erzählen. Oft aber streift er ganz nah an echte Geheimnisse und erreicht die Zone, wo es kein „Gesund" und kein „Pathologisch" mehr gibt, nur noch das Rätsel Leben.

**Grock / Ich lebe gern!** Bearbeitet von Ed. Behrens. Verlag Knorr und Hirth, München.
Wenn ein genialer Clown, durch ein Geldangebot verführt, einige seiner Erinnerungen aufschreibt, so dürfen wir nicht erwarten, daß der geniale Clown nun auch ein genialer Schriftsteller sei. Er ist es nicht, und auch sein Gehilfe konnte das nicht ändern. Grock hat als Schriftsteller nicht nur die Natur, den Zauber, die Kraft der Einfälle nicht, die er als Komiker hat, es fehlt ihm auch, wenn er schreibt, die Grundlage aller Kunst: das Ernstnehmen, die Hingabe. Als Akrobat bricht er den Hals, wenn er nicht aufpaßt und seine Sache nicht verflucht ernst nimmt. Als Literat kann er es sich leicht machen, ohne daß ihm etwas dabei passiert. Wir Kollegen von der Feder, die wir unser Metier ernst nehmen, nehmen Grock als Literaten natürlich nicht ernst. Aber wir lesen sein Buch doch, und wir verlassen es nicht ohne Gewinn, denn auch im leichtfertigen Bekenntnis liegt Wahrheit, und Wahrheit über einen genialen Menschen ist immer etwas wert. Es sind in Grocks Aufzeichnungen einige Züge seines Wesens übergegangen, sie zeigen uns einige (nicht alle) von den Quellen seiner Kunst, vor allem die Wucht seines Temperaments, seines echten Zirkusblutes, und die Stärke

des Willens, der ihn zum Herrn seiner vielen Begabungen macht. So sind wir Grock auch hier dankbar, wie wir es oft seiner Akrobatik, seiner Mimik, seiner Musikalität gewesen sind.

**Paul Alverdes / Reinhold oder die Verwandelten.** Erzählungen. Georg Müller, 4.50. Im Gegensatz zur Mehrzahl der Dichter aus der Kriegsgeneration macht Alverdes den Versuch, sein Kriegserlebnis nicht in Feuilletons, sondern in Bilder auszuprägen, und stellt sich dabei sichtlich bewußt unter die Zucht guter Tradition. Seine ausgezeichneten Erzählungen erinnern manchmal ein wenig an Binding, manchmal auch an die kurzen, schönen Erzählungen von Paul Ernst, jede von ihnen ist durch Sprache und Haltung wertvoll, und einige davon dringen ins wirkliche Erlebnis, in die Schicht der echten Bilder vor, die von keinem einzigen der großen Mode-Kriegsbücher erreicht wird.

**Rich. Hughes / Ein Sturmwind von Jamaika.** Roman. Deutsch von E. Mac Calman, Erich Reiß. 5.80.
Das ist eine der erstaunlichsten Erzählungen, die ich seit Jahren gelesen habe und die ich wohl nicht wieder vergessen werde. Einige Kinder geraten unter Seeräuber, leben lange auf deren Schiff, werden „gerettet", und tun, leiden und erleben überall so vollkommen andere Dinge als die, welche die Erwachsenen, die Eltern, die Seeräuber, die wohltätigen Damen, die Staatsanwälte bei ihnen voraussetzen. Ein orginelles, ein wunderbares Buch. Zusammen mit dem „Wolf Solent" von Powys ist diese Dichtung von Richard Hughes mir Anlaß geworden, die junge englische Dichtung wieder sehr ernst zu nehmen (wozu die klugen und sauberen, allzu tadellosen Romane von Huxley nicht genügt hätten).

**Charles Vildrac / Das Inselparadies.** Ein Roman für Kinder, mit Illustrationen von Edy-Legrand. Deutsche Ausgabe bei Erich Lichtenstein, Weimar. 5.60.
Eine liebenswürdige Kindergeschichte, die hübscheste, die ich seit langem gelesen, man kann sie Kindern etwa vom 10. oder 11. Jahr an geben. Die vergnügten spielerischen Zeichnungen passen vollkommen dazu.

**Gusti Jirku / Zwischen den Zeiten.** Roman. E. P. Tal & Co.
Das erste Buch einer neuen Autorin, eine Erzählung aus Jugoslavien, eine beachtenswerte, schöne kleine Dichtung. Mehr kultiviert als ursprünglich, sehr beobachtend, der Künstlerhingabe in hohem Maße fähig, mehr zeichnend und malend als eigentlich erzählend, hat die junge Dichterin gleich in ihrem ersten Buch eine scheinbar unbegrenzte Verfügung über ihr Können.

**Dr. Owlglass / Lichter und Gelichter.** Georg Müller, München. 4.50.
Kleine Erzählungen und Plaudereien, aber nicht jene fabrikmäßig hergestellten „Kurzgeschichten" und Feuilletons, mit denen uns die Redaktionen ihre literarischen Beilagen so erfolgreich verleiden, sondern sparsame, seltene Allotria und Ausflüge eines echten Humoristen. Der Dr. Owlglass, dessen Verse im Simplizissimus wir seit Jahrzehnten lieben, steht heute, ein alternder Mann, inmitten des jüngeren Nachwuchses in seinem alten Witzblatt wunderbar frisch und ist viel jünger, viel gewandter, viel reicher als alle seine später hinzugekommenen Kollegen, von denen nur Ringelnatz ihm an Kaliber etwa vergleichbar ist. Seine literarischen Ahnen und Hausgötter sind Rabelais, Grimmelshausen und auch Wilhelm Raabe. Das sind keine schlechten Eltern, und der Enkel ist trotz seiner kleinen Formate ihrer würdig. Ein Glück, daß es ihn gibt! Ein Glück, daß der alte Simplizissimus sich dies Stück Jugend bewahrt hat!
Auch dieses kleine Buch mit Erzählungen und Betrachtungen sei willkommen.

**Der kluge Zeitgenosse.** Aus dem Irrgarten der deutschen Kritik. Herausg. von Rud. K. Goldschmit. Niels Kampmann.
Eine wunderliche, spaßhafte und auch traurigmachende Lektüre! Da sind Urteile über große Künstler und Dichter zusammengestellt, verkennende, dumme Urteile, die uns zeigen, wie heftig der normale Dutzendmensch sich gegen das Genie sträubt, und die uns auch zeigen, wie wenig Kultur die deutsche Kunstkritik zu allen Zeiten gehabt hat. Was I. A. Scheibe anno 1737 über Joh. Seb. Bach, oder der Herr Glover anno 1823 über Goethe geschrieben hat, scheinen ja vereinzelte grobe Entgleisungen zu sein. Aber sie sind nicht vereinzelt, und sie sind heute nicht seltener als einst.

# ANMERKUNGEN ZU NEUEN BÜCHERN

**Drei Broschüren,** von denen ich wünschte, jeder junge Deutsche könnte sie lesen und besitzen, der suchend und tastend um ein Verständnis der gegenwärtigen Lage unseres Landes ringt und danach strebt, am rechten Platz sich mit seiner ganzen Kraft einzusetzen im Dienste für sein Volk:

**Reparationsfibel.** Mit Bildern von O. Garvens, O. Gulbransson, Th. Th. Heine, E. Schilling, W. Schulz und Ed. Thöny und knappem Text in vier Weltsprachen wird hier das Thema unserer Epoche illustriert, der Weg der Lüge gezeigt, der von Wilsons 14 Punkten bis zum offenbaren Zusammenbruch der Weltwirtschaft führte. Die überzeugende und aufwühlende Sprache dieser Bilder — in jedes deutsche Haus gebracht, im gesamten Ausland verbreitet — müßte entscheidend helfen, Einsicht und Vernunft zu wecken. (Verlag Broschek & Co., 2.80.)

**Eugen Diesel, Die Umgestaltung der Welt.** Zur Frage unseres technischen Schicksals. Wende des Blicks und des Willens aus dem Alten in das Neue hinein fordert Diesel in diesem sehr instruktiven Heft, Abwendung von der Mechanik zum Leben, von der bloßen Summation zum Geist, von der Klage über den Todeshauch der neuen Welt zum Vorsatz, auch ihr wieder unsere Götter zu entreißen. — Ich glaube nach allem, was Tag um Tag geschieht, nicht, daß die heute noch waltenden Machtfaktoren, daß die Glieder der älteren Generation Diesels Thesen auch nur verstehen, geschweige denn ihnen entsprechen werden. Der Vortrupp der aktiven jungen Generation wird in Diesels Formulierungen nur Bestätigung eigener Erkenntnisse, Festigung des eigenen Lebensgefühls finden, also diesen fundierten Beitrag eines Bewährten und Sachkundigen dankbar begrüßen und in den Reihen des Gros und der Nachhut umfassend verbreiten. (J. G. Cotta.)

**Hans Freyer, Revolution von rechts.** Der bekannte Soziologe und Zugehörige der vitalen „jungen Front" erledigt hier mit der ganzen schlagenden Wucht eindeutiger Abrechnung den gesamten überlebten, aber noch immer alle Kanäle des Denkens und Tuns verstopfenden Wust alter politischer Vorstellungen und Einteilungen, die insgesamt dem 19. Jahrhundert angehören. Zugleich richtet er den Blick auf jene neuen Tatsachen, die die Entwicklung des neuen Zeitalters beginnen, zeichnet den Typus, der heute dabei ist, Geschichte neu zu bestimmen, und läßt erstmals philosophisch begründet das Volk als Gegenspieler der industriellen Gesellschaft Wirklichkeit werden. Dieses Heft hebt alle Pseudobewegungen nationalistischer und romantischer Umtriebe aus ihrer Halbheit und bezeichnet aufs schärfste den Punkt, an dem zum vollen Einsatz die Berufenen sich zu treffen und den Zugriff zu beginnen haben. (Eugen Diederichs. 2.00.)

Karl Rauch

**Bruno Brehm / „Apis und Este".** R. Piper & Co. 6.40.
Ich halte ‚Apis und Este' für eines der bedeutendsten historischen Dokumente der letzten Jahre. Es ist von einer künstlerisch-plastischen Kraft, die atemlos mitreißt, dabei von einer Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe, die unserm zeitgenössischen Chronistentum geradezu Vorbild sein könnte. Alle vagen Meinungen über Notwendigkeit oder Vermeidbarkeit des Weltkriegsausbruchs sinken mit ihm dahin, unumstößlich und groß tritt das Schicksalhafte des vergangenen Geschehens an seine Stelle. Die ganze Welt sollte dieses Buch lesen, in alle Sprachen sollte man es übersetzen.

Edwin Erich Dwinger

**Joe Lederer / Drei Tage Liebe.** Universitas. 3.60.
Die kleinen Dinge sind es, die uns das Leben liebmachen, einfache, schöne Dinge, die man erfassen kann, ohne einer besonderen Weltanschauung zu bedürfen. Und so gibt es auch Bücher, die beglückend leicht sind, nichts geben wollen als ein gutes Ausruhen. Ein neues Buch der Lederer darf man wohl von vornherein zu diesen rechnen. Ihr kürzlich erschienener Roman „Drei Tage Liebe" erzählt uns von dem Erleben eines rührenden kleinen Dienstmädchens und eines jungen Möbelpackers, einfach, primitiv, ungebrochen naturhaft. Wehmütig wie die Liebe in den alten Volksliedern klingt es aus und ist ja auch nichts als eine Variation zu dem ewigalten Thema vom Finden und

Verlieren der Menschenherzen. Wenn das Thema hier neu wirkt, das Buch uns liebenswürdig fesselt, so liegt das eben am Charme, an der Gestaltungskraft der Joe Lederer.

M. Wagner

**Thornton Wilder / Die Frau aus Andros. E. P. Tal & Co. 4.00.**

Berückender Zauber antiker Welt liegt über dieser Erzählung. Auf der Insel Brynos lebt Chrysis, die Frau aus Andros, die die Menschen an sich lockt, Armen und Heimatlosen Schutz gewährt und den Jünglingen leuchtende Feste bereitet voller Schönheit. Was macht den Zauber dieses kleinen Buches aus? Die Weisheit dieser Frau, die kindhaft vertrauende Liebe ihrer jüngeren Schwester, die Gelassenheit griechischer Jünglinge? Oder die sanfte Melancholie, die wie ein Hauch über allem liegt? Bei aller vollendeten Schönheit der Sprache wirkt das kleine Buch fragmentarisch in der Gestaltung. Was aber stören würde an anderen Werken — an dem, was ich früher von Wilder las, ist es mir nicht aufgefallen —, auch das wirkt hier noch verschönend, so wie an einem schönen Torso, einer einzigen geborstenen Säule einem späten Jahrhundert die ganze griechische Welt wieder lebendig zu werden vermag. M. Wagner

**Erwin H. Rainalter / Heimkehr. Roman. L. Staackmann.**

Wir, die wir in die Steinwüsten der Städte verbannt sind, haben nicht mehr das Gefühl für Heimat und Erde. Aber dennoch drängt es uns dazu, wieder Wurzel zu fassen und auf eigener Scholle heimisch zu werden. Rückläufig auf die Flucht in die Stadt setzt allmählich die Heimkehr zur eigenen Scholle ein. Diese Sehnsucht unserer Zeit gewinnt in Rainalters Roman Gestalt in den Schicksalen zweier durch die Verlockungen der Industrie entwurzelten Bauern, die sich in zähem Ringen die Heimkehr in ihr unwirtliches Alpendorf erkämpfen. Der Grundzug des Romans ist ein lyrischer, aber doch von verhaltener Lebenskraft, die unermüdlich auf ihr Ziel hinarbeitet. Das Buch besticht durch seine Lauterkeit und Klarheit ebenso wie durch die künstlerische Reife des Dichters, der mit den sparsamsten Mitteln ergreifende Wirkungen erzielt.

Franz Spunda

**Georg Rendl / Der Bienenroman. Insel-Verlag. 5.00.**

Das ist natürlich kein Roman im gewöhnlichen Sinn des Worts, sondern eine dichterische Nacherzählung des Bienenlebens im Ablauf der Jahreszeiten auf Grund genauer Sachkenntnis. Ein sprachlich sauberes Buch, das den Versuch, den tieferen Sinn des Bienenstaates zu erkennen, biologisch trefflich meistert. Man hat seine Freude daran, wenn man Maeterlincks: „La vie des abeilles“ nicht kennt. Denn es hat nichts von der mystischen, inbrünstigen Versenkung des Flämen an sich, nichts von jenem Erschauern vor den Wundern des Lebens, sondern es zeigt ein mehr sachliches, fast heidnisches Erfassen des Lebensmechanismus. Es ist also je nach dem Standpunkt, von dem aus man das Bienenleben betrachtet, entweder ein Meisterwerk oder etwas Unzulängliches. Franz Spunda

**Rainer Maria Rilke auf Capri. Gespräche. Herausgegeben von Leopold von Schlözer. Wolfgang Jeß. Kart. 1.50.**

Diese Erinnerungsblätter an das Frühjahr 1907 haben den Reiz des Intimen, nicht aber den Wert des Gültigen. Die Persönlichkeit des frühen Rilke enthüllt sich im zufälligen Gespräch, ohne zur deutlichen und nachdrücklichen Ausprägung zu gelangen. Es ist verständlich und zu begrüßen, wenn man nach dem Tode des großen Dichters, der sich im Leben so zart und scheu verschloß, versucht, seine Persönlichkeit aus Briefen und Dokumenten zu erschließen. Nur darf Liebe und Verehrung nicht strenger Sichtung des Materials wehren. Der weltanschauliche Hintergrund dieser Gespräche ist der Zwiespalt des künstlerischen Menschen zu seiner härteren und ungeistigen Zeit. „Wir stehen zwischen zwei Welten“, sagte der Dichter. „Das Bürgerrecht in der alten haben wir verloren, in der neuen noch keines erworben.“ Das ist der Zwiespalt des ästhetischen Menschen mit der Wirklichkeit, wie er um die Jahrhundertwende den Kreisen der Neuromantiker eignete. Rilke hat ihn in seinem späteren Leben überwunden. Deshalb berührt uns eine solche verjährte Not historisch und von fern. Aber einmal klingt ein schönes und tiefes Wort an, das des Dichters Verbundenheit mit lebendiger Tradition ausspricht: „Die Schönheit des alltäglichen Lebens ruht auf dem Vermächtnis der Väter. Wo dieses lebendig ist, da führen die Toten die Finger des Künstlers.“

Martin Kießig

**Friedrich von der Leyen / „Die Forderung des Tages", „Das neue Reich". Eine Übersicht über die deutsche Dichtung der letzten Zeit (1925—30). Eugen Diederichs Verlag in Jena.** — Die Arbeit — deren Titel je einem repräsentativen Buch von Thomas Mann und Stefan George entnommen ist — erscheint als selbständiger Nachtrag zu des Verfassers Buch „Deutsche Dichtung in neuerer Zeit". Friedrich von der Leyen bemüht sich, ohne seine persönliche Einstellung zu verschweigen, den wichtigsten literarischen Neuerscheinungen der letzten Jahre objektiv gerecht zu werden. Er behandelt die Kriegsliteratur, die jungen Dramatiker, junge zeitbedingte und dichterische Prosa. Zu jener Art rechnet er etwa Döblins „Berlin Alexanderplatz", diese scheint ihm — und wir danken ihm den öffentlichen Hinweis — in Carossas Büchern den feinsten und edelsten Ausdruck zu finden. Kluge und maßvoll abwägende Worte weiß er u. a. über Thomas Mann zu sagen, während Hermann Hesse (Steppenwolf) scharfe Kritik erfährt. Die Lichtung der Stilwirrnis der Gegenwart scheint uns im ganzen bei von der Leyen nicht so geglückt wie etwa bei Kindermann (Das literarische Antlitz der Gegenwart), doch verdienen seine gütig-verständnisvollen und vor allem knappen Ausführungen Dank und Beachtung. Martin Kießig

# JUGENDBÜCHER

**Martin Luserke / Sivard Einauge (und andere Legenden, wie sie in der Schule am Meer erzählt wurden). Ludwig Voggenreiter, Potsdam.**

Martin Luserke, der bedeutende Pädagoge, Gründer und Leiter der Schule am Meer auf der Insel Juist, der verdienstvolle Förderer von Jugendbühne und hochstehendem Laienspiel, ist als Erzähler eigentlich nur in der Jugendbewegung bekannt geworden. Fremd und fern allem literarischen Snobismus werden seine „Zeltgeschichten" (2 Bände, bei Voggenreiter) von den Wandervögeln und Pfadfindern geliebt, und wenn je ein Rudel Jungens um ein nächtliches Feuer liegt, dann werden wohl diese Geschichten wach und erfüllen gespannte und zu unerhörten Taten bereite Seelen. Nun erscheint zum 50. Geburtstag Luserkes ein neuer Band Legenden und anderer seltsamer Er-

zählungen in der Art der Zeitgeschichten. Auch dieser neue Band umschließt eine Welt farbigen und heldisch bewegten Lebens. Die wahrhaft heldische Haltung scheint mir Hauptmerkmal Luserkescher Gestalten zu sein, die alle eine unsagbare Herbheit und Keuschheit des Gefühls, eine strenge und unbeirrbare Geradheit des Charakters haben. Diese Haltung berührt so unendlich wohltuend in einer Zeit, wo sehr unheldische Kreise mit marktschreierischer Gebärde das Prädikat heldischer Gesinnung für sich beanspruchen. Wenn dem bedeutsamen, aber sehr abseitigen Erzähler Luserke etwas zuwider ist, so sind es: Phrase, Sentimentalität, Verlogenheit des Gefühls. Seine Herbheit geht bis zur Härte. Und so ist sein Stil: männlich-herb, voller Ahnung und geheimnisvoller Deutung, die unausgesprochen zwischen den Zeilen liegt. — Die neuen Geschichten spielen fast alle in einer nordischen, halb mythischen Welt, auf deren Schauplatz Meerkönige, abenteuernde Seeräuber und kühne Wikinger treten. Die Mutmaßung: das stofflich Romantische dieser Geschichten entspringe einer etwas tagfremden Vorliebe, wird durch die Lektüre widerlegt. Sie enthüllt vielmehr einen starken, männlichen Positivismus, der durch würdige und wirksame Sinnbilder spricht.

Martin Kießig

**Fred Hildenbrandt / „Fritz Freemann wird Reporter". Franz Schneider.**
Dieses neue Buch des bekannten Feuilletonredakteurs ist ein vortrefflicher Wurf, keine „Erzählung für die Jugend" im gewöhnlichen Sinne, sondern wertvoller, tiefer, sachlich von wissenschaftlichem Wert, fast eine „Psychologie des Besonderen" zu nennen, des Reporters von Rang, eine Psychologie Fred Hildenbrandt. Indessen weder schwer, noch langweilig geschrieben, sondern leicht, anmutig, flüssig, auch für Kinder bis ins letzte verständlich, und dennoch auch wieder für Erwachsene durchaus genießbar, da vorbildlich flott, anregend und manche Aufschlüsse vermittelnd, die für talentierte Menschen geradezu von programmatischer Bedeutung sein können oder je nach Anlage tatsächlich sind. Das kleine Werk besitzt in hohem Maße enthüllenden Charakter. Fast möchte ich es ein Lehrbuch oder einen Leitfaden für angehende kleine Schriftsteller (auch große „Kleine") nennen. Aber es ist in einem Tempo, einer Sachlichkeit und in einer Sprache hingehauen, daß es sich wie ein aufregendes Wunder liest; man bewältigt es, sofort in seinen Bann gezogen, ohne zu ermüden oder den Wunsch zu spüren, eine Pause zu machen, in einem Zug.

Paul Tiews

**Nur eine Knabenseele . . . Herder & Co., Freiburg i. Br.**
Ein Buch, das von katholischer Seite kommt und mit sehr viel Takt und Zurückhaltung auf die Verwirrungen und Nöte eines einsamen Jungen hinweist. Daß aus heimlicher Onanie drückendes Schuldbewußtsein entspringt, das die sehr keusche und verschlossene Seele des kleinen dreizehnjährigen Grafen Hans Dym peinigt, ist ein — nach Angabe des anonymen Verfassers auf Grund von Familienpapieren jüngsten Datums bezeugter — Einzelfall, dessen Problematik aber die moderne Pädagogik überwunden sehen möchte. Das Buch ist mit Wärme und viel gutem Willen, nicht immer mit künstlerischem Können, geschrieben. Es verstimmte mich durch die geheimnisvoll verhüllte Andeutung des sexuellen Problems, das m. E. dadurch nur zu starke Phantasiebelastung erfährt und dem als Gegengewicht Schutz und Hilfe der Religion statt liebevoller und offener Aufklärung geboten wird. Martin Kießig

**Deutsches Schrifttum. Herausgegeben von der Deutschen Akademie in München. Verlag Ernst Reinhardt, je 60 Pf.**
Diese preiswerte Heftreihe enthält Auszüge aus den Werken zeitgenössischer Dichter. Es liegen bisher folgende Hefte vor: Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Ricarda Huch, Heinrich Federer, Hans Carossa, Jakob Wassermann, Hermann Stehr. Jeder dieser Dichter kommt in charakteristischen Proben zu Wort, denen jeweils eine gute Bibliographie des betr. Dichters angefügt ist. Der einzige Einwand gegen diese Kostproben moderner Literatur wird von den Herausgebern selbst entkräftet: „Die Werke sollen dadurch selbstverständlich nicht entbehrlich gemacht werden, der Leser soll im Gegenteil zu ihnen hingeführt werden." Höchst wertvoll ist aber die Verwendung dieser Ausgaben als Lesehefte für den Schulgebrauch, worin auch die Deutsche Akademie die Hauptaufgabe dieser Veröffentlichungen erblickt. Martin Kießig

## Zeitschriften

„Atlantis" entwickelt sich immer mehr zur schönsten und gehaltvollsten Bilderzeitschrift, die wir in Deutschland besitzen. Das Juliheft zeigt u. a. vortreffliche Wiedergaben von Riemenschneider-Plastiken und einen reich illustrierten Aufsatz über Falkenjagden. — Die Zweimonatschrift „Corona" hat ihren ersten Jahrgang vollendet. Das bibliophile Äußere der Hefte und die vorzüglichen Beiträge von Autoren allererster Namen, die vorbildliche Pflege lebendiger Tradition haben der „Corona" einen Stamm von Freunden aus jenen Kreisen gewonnen, in denen noch waches Verständnis für die überragende Leistung eines solchen Unternehmens in dieser materiell und geistig armen Zeit lebt. — Max Rychner entzauberte in sehr kluger und scharfer Weise in einem der letzten Hefte seiner gut geleiteten „Neuen Schweizer Rundschau" das Geschwafel Döblins. — Über „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner" berichtet mit Beigabe vieler Reproduktionen Kurt Martin im „Kunstwart". — Im Deutschen Kunstverlag erscheint seit kurzem eine neue Zeitschrift „Rufer und Hörer": die erste deutsche Rundfunkzeitschrift, in der man ernsthaftes kulturelles Streben feststellen kann. — Beyers große Monatschrift „Die Neue Linie" versucht mit modernsten Mitteln anregend Unterhaltung, gute Bildreportage und praktischen Modenteil zu mischen. Die Schriftleitung bemüht sich sichtlich, beste Kräfte zur Mitarbeit heranzuziehen. — Die Wochenschrift „Die Umschau" bleibt führend und unübertrefflich das aktuelle Blatt für alle Neuerungen und Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Eines der letzten Hefte berichtet über die Kleinkamera in der wissenschaftlichen Forschung und über die Möglichkeiten, Eheaussichten graphologisch zu bestimmen. — Neben der beliebten und gepflegten „Frau und Gegenwart" setzt sich immer mehr die praktische und durch Rat und Tat helfende „Neue Hauswirtschaft" als Blatt der denkenden Hausfrau durch. — Im „Deutschen Volkstum" bietet Wilhelm Stapel den Versuch einer Metaphysik des Staates, und Hermann Ullmann charakterisiert „Berlin und den Parvenü". — Einen sehr wertvollen Beitrag über „Europa und den Faschismus" enthält das Juniheft der „Deutschen Rundschau", während das Juliheft der gleichen Zeitschrift positive Vorschläge zur Praxis des Arbeitsdienstjahres von Ernst Wendler bietet, außerdem ein jugendliches Bekenntnis zu Goethe (Carmen Cahn-Wallerstein) und den Versuch einer positiven Deutung unserer Zeit von Richard Benz mit dem Titel: Plastische Kultur? — Die repräsentative Zeitschrift des Verlages Bruno Cassirer unter Karl Schefflers bewährter feinsinniger Leitung „Kunst und Künstler" bietet im Juliheft eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Kunst unserer Tage, dazu einen Bericht Gotthard Jedlickas über die große Lautrec-Ausstellung in Paris. — Im Juliheft von Alexander Kochs „Deutsche Kunst und Dekoration" schreibt Max Osborn über Akademie und Sezession in Berlin, Herman Keil über Sehbild und Schaubild, und Dirk van Sina steuert einen reich illustrierten Aufsatz über das bildhauerische Werk des Flamen Georg Minne bei.

D. R.

---

Das Umschlagbild unseres Heftes ist aus „Atlantis" (Juliheft) entnommen.

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.**



### Romane und Novellen

**Bloch, Jean Richard, Kurdische Nacht. Roman. Zsolnay. 6.00.**

**Castell, Alexander, Gefahr um Siebzehn. E. P. Tal. 5.80. Weg und Verirrung eines jungen wohlbehüteten Mädchens durch die gefährliche Ahnungslosigkeit ihrer siebzehn Jahre.**

**Demel, Edwin, Die Jagd nach dem Öl. Ein Abenteuer-Roman. Rembrandt-Verlag. 3.50. Kämpfe zwischen deutschen und amerikanischen Finanzgruppen um Ölfelder in Südamerika.**

**Ehrenburg, Ilja, Die heiligsten Güter. Roman der großen Interessen. Malik-Verlag. 5.50. Ein großer internationaler Industrieroman. Wie von Scheinwerfern erleuchtet gleitet Spieler und Gegenspieler am Leser vorüber und zeigt Verkettung und Lösung, List und Intrige auf.**

**Heuser, Kurt, Die Reise ins Innere. S. Fischer. 6.50. Der Europäer im Busch, in der grenzenlosen Einsamkeit afrikanischen Urwalds, die ihn allmählich zu verschlingen droht. „Opfer jeder ungefähren Traurigkeit."**

**Laforgue, Leo de, Hölle im Hirn. Domverlag. 6.50. Die Tragödie des genialen Malers Vincent van Gogh, sein Leiden und sein Wahnsinn ist zu einem erschütternden Roman gestaltet worden.**

**Ursula schreibt ins Feld. Die Liebesbriefe eines deutschen Mädchens an einen Frontsoldaten. Koebler & Amelang. 4.50.**

### Memoiren und Biographien

**Brann, H. W., Nietzsche und die Frauen. Felix Meiner. 8.50. Mit den Mitteln moderner Seelenkunde beleuchtet das Buch dies Problem in Nietzsches Leben. Das überraschende Ergebnis wirft ein neues Licht auf die ganze Nietzscheforschung.**

**Cohn, Paul, Um Nietzsches Untergang. Beiträge zum Verständnis des Genies. Mit einem Anhang in vier Briefen an den Verfasser von Elisabeth Förster-Nietzsche. Die Zeit von Nietzsches Erkrankung bis zu seinem Tode. Morris-Verlag. 4.75.**

**Haß, Hermann, Der Freiherr vom Stein. Diederichs. Sammlung Deutsche Volkheit. Pappe 2.00. Knapp und anschaulich ist das Lebensbild des großen Staatsmannes gegeben worden.**

**Madol, Hans Roger, Ferdinand von Bulgarien. Der Traum von Byzanz. Universitas. 10.00. Die Darstellung eines merkwürdigen, bewunderten und gehaßten Menschen, dessen zähe Lebensarbeit der Macht und Selbständigkeit Bulgariens galt.**

**Rosen, Friedrich, Aus einem diplomatischen Wanderleben. Transmare. 15.00. Diese Erinnerungen des langjährigen Gesandten sind nicht nur im Zusammenhang der Marokkokrisen interessant, die er aus unmittelbarem Erleben schildert, sondern haben gleichzeitig allgemeine politische Bedeutung.**

**Schnabel, Franz, Freiherr vom Stein. B. G. Teubner. 5.00. Der hervorragende Historiker gibt ein nach den Quellen orientiertes Bild des Freiherrn vom und zum Stein und weist Beziehungen auf zwischen ihm und unserer eigenen Gegenwart.**

### Reisen und Abenteuer

**Conninx-Girardet, Dr. phil. Berta, Äquatorial-Afrika vom Auto aus. Mit 91 Abbildungen. Orell Füßli. 9.60. Ein unterhaltendes Reisebuch mit ausgezeichneten Aufnahmen.**

Matthias, Leo, Griff in den Orient. Eine Reise und etwas mehr. Mit 150 Bildern. Bibliogr. Institut. 12.00. Ein ungeheures Gebiet — wie der Verfasser selbst sagt: „Also besuchte ich neun Länder, zweiundfünfzig Städte und durchquerte sechs Wüsten“ — ist in diesem Buch zusammengefaßt und anschaulich lebendig geworden, nicht nur durch den interessanten Bericht, sondern auch durch die neuartige Illustrierung des Werkes.

### Brennende Zeitfragen

Borchardt, Rudolf, Führung. Georg Müller. Kart. 1.50. Viel umstritten ist Borchardt seit seiner ersten Bremer Rede, doch nicht deswegen allein soll man dieses neue Werk von ihm lesen, sondern um der Eindringlichkeit und des Ernstes willen, womit er das Problem der Führung darin behandelt.

Flake, Otto, Nationale Erziehung mit einer Einführung von Ernst Möwe: Otto Flake (Leben, Werk, Gestalt, Beispiel). Wolfgang Richard Lindner. 7.00. Was Flake bisher als Künstler in seinen Romanen gestaltet hat, stellt sich hier als Aufgabe dar: zwischen und über den Extremen die Synthese zu schaffen.

Fried, Ferdinand, Das Ende des Kapitalismus. Eugen Diederichs. 5.80. Um den Zusammenbruch des Kapitalismus und um die Auflösung der Weltwirtschaft geht es in diesen ausgezeichneten kritischen Abhandlungen, die als einzelne Aufsätze in der „Tat“ bereits großes Aufsehen erregten.

Friedländer-Prechtl, Robert, Wirtschaftswende. Die Ursachen der Arbeitslosen-Krise und deren Bekämpfung. Paul List. 6.80. Die Arbeitslosen-Krise ist das Problem, von dessen Lösung das Schicksal des deutschen Volkes abhängt. Der Verfasser kennt sich gut aus in Wirtschaft und Industrie, da er selbst darin praktisch tätig gewesen ist, wodurch seine Kritik besonderes Gewicht erhält und der von ihm gewiesene Weg zur Reform der Wirtschaft von weiten Kreisen zu beachten ist.

Otto, Walter F., Der Europäische Geist und die Weisheit des Ostens. Gedanken über das Erbe Homers. Vittorio Klostermann. 2.00.

Spengler, Oswald, Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens. C. H. Beck. etwa 3.20. Der Vortrag Spenglers im Deutschen Museum wird in bedeutend erweiterter Fassung in Buchform erscheinen.

Vergin, Fedor, Das unbewußte Europa. Psychoanalyse der europäischen Politik. Das Vademecum jedes politisch Interessierten. Heß & Co. 8.50.

# DER BÜCHERWURM

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

## Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 • 16. Jahrgang • Heft 10

# NOT UND BEREITSCHAFT

**„Zu dieser Welt, wo ‚die Würfel eisern fallen', gehört ein eiserner Sinn, gepanzert gegen das Schicksal und gewaffnet gegen die Menschen. Denn das ganze Leben ist ein Kampf, jeder Schritt wird uns streitig gemacht und Voltaire sagt mit Recht: on ne réussit dans ce monde, qu'à la pointe de l'épée, et on meurt les armes à la main. Daher ist es eine feige Seele, die, sobald sich Wolken zusammenziehen oder wohl gar nur am Horizont sich zeigen, zusammenschrumpft, verzagen will und jammert. Vielmehr sei unser Wahlspruch:**

**tu ne cede malis, sed contra audentior ito." *)**

**Diese Sätze aus Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit" verdienen in den gegenwärtigen Wochen besondere Beachtung, da Not uns alle bedrängt und dunkele Ungewißheit über der nächsten und weiteren wirtschaftlichen und politischen Entwicklung hängt. Hüten wir uns vor Verzweiflung und Bitterkeit. Man überwindet eine Krise nicht durch Klagen und Händeringen, sondern durch Handeln und Wirken. Sage keiner, daß uns Bewegungsmöglichkeit und Handlungsfreiheit fehle. Nur auf das Zupacken kommt es an. Die heutige wirtschaftliche Not braucht durchaus nicht zur äußeren Verelendung zu führen, wenn wir nur die rechte Lehre aus jetzigem Geschehen ziehen und lernen am rechten Ort zu sparen, wenn wir zäh und bedacht danach streben, den geistigen Besitz zu erhalten und zu vertiefen, unbekümmert darum, daß wir auf manche schöne Äußerlichkeit verzichten müssen. Wir haben an der Front damals in harten Jahren auch vermocht, die Groschenlöhnung mehrere Wochen zu sparen und alle dürftigen Lockungen der Kantine zu meiden, um schließlich den von feindlicher Beschießung verschütteten Reclam-Faust uns glückstrahlend neu zu erstehen. Sollten wir ähnlich nicht auch heute bereit sein, den Besitz eines uns wertvollen Buches, statt über seine Unerschwinglichkeit zu klagen, uns an uns selber abzuverdienen? —**

**Karl Rauch**

*) Fürchte das Übel nicht, sondern tritt ihm umso mutiger entgegen.

# VERLORENES KUNSTGUT

Dr. GEORG JACOB WOLF-MÜNCHEN

Im frühen Sommer dieses Jahres brannte über Nacht der Münchener Glaspalast völlig aus. Tausende von Gemälden älterer und neuerer Zeit, zu einer großen Ausstellung kurz zuvor erst hier vereint, wurden ein Raub der Flammen. Darunter befand sich eine ganze Reihe der schönsten und wertvollsten Werke aus der Zeit der deutschen Romantiker. Die edelsten Stücke von Runge, Carus, Caspar David Friedrich, Schwind u. a. waren aus allen deutschen Museen zusammengetragen worden, um erstmals eine Gesamtschau des schöpferischen Reichtums dieser nächst der Gotik deutschesten Kunstepoche zu zeigen. Die Trauerbotschaft vom Brande erinnerte viele Zeitgenossen erst wieder daran, was eigentlich Deutschland hier besessen hatte. Der Leiter der Ausstellung, Dr. Georg Jacob Wolf, berichtet nachstehend von dem, das nun unwiederbringlich verloren gegangen ist. Der Verlag F. Bruckmann brachte soeben zu dem niedrigen Preis von 3.80 ein vorzüglich ausgestattetes Heft heraus, das unter dem Titel „Verlorene Maler-Romantiker“ die Mehrzahl der verbrannten Bilder in guten Wiedergaben vereint.

In der vierten Morgenstunde des 6. Juni 1931 wurde der altehrwürdige Glaspalast in München und mit ihm die große Münchner Kunstausstellung ein Raub der Flammen. So gründliche und so rasche Arbeit tat das wütende Element, daß von den mehr als viertausend Kunstwerken kaum hundert gerettet werden konnten. War darunter auch manches bedeutende Werk, wie etwa die Gemälde aus Ludwig von Herterichs großer Kollektion, und wurde manches Bildwerk, z. B. Rodins Büste des Mannes mit der gebrochenen Nase, noch aus dem Schutt geborgen, so waren diese Rettungen doch Zufallserscheinungen: gerade das Beste, das Unwiederbringliche, ist dahingesunken in Schutt und Asche. Man sprach von einer nationalen Katastrophe und durfte es, denn in der Geschichte hat diese Massenvernichtung von Kunstgut nicht ihresgleichen. Während man aber bei den Werken lebender und in der Kraft ihres Schaffens stehender Künstler doch in erster Linie an den materiellen Verlust denkt und dahinter die Möglichkeit des Ersatzes und der Wiederherstellung erblickt, empfindet man das wahrhaft Katastrophale doch eigentlich erst da, wo es sich um Gebilde heimgegangener Meister handelt. Man denkt besonders an Otto Strützel und Peter Paul Müller, zwei Landschaftsmaler des Münchner Kreises, deren starke, einheitliche Leistungen erst durch die Nachlaßausstellungen dieses Jahres ins Licht gerückt wurden. Auch auf die vernichteten Kollektionen von Cuno Amiet, dem feurigen Schweizer, der ebenbürtig neben Hodler steht, und von Erich Kubierschky, einem intimen Landschafter, ist hinzuweisen: beide Meister sind bejahrt und ihre Entwicklung ist fortgeschritten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und wenn beide Künstler auch heute noch im Lichte stehen, so wird es ihnen doch nicht mehr möglich sein, die Erscheinungsform ihrer Bilder, die vor dreißig und vierzig Jahren entstanden, heute zu wiederholen.

Indessen ist über dem allen etwas an deutschem Kunstgut im Glaspalastbrand zugrunde gegangen, auf das das Wort „Unwiederbringlich“ im vollsten Sinn zutrifft. Dies war Raub des Schicksals an deutschem Seelengut; in diesem Verlust gipfelt die „nationale Katastrophe“: 110 Werke von etwa 40 Meistern der deutschen Romantik wurden vernichtet. Die Ausstellungsleitung des Glaspalasts hatte den sehr begrüßenswerten Gedanken gehabt, die Ausstellung nicht allein durch Heranziehung fremdländischer Künstler zu bereichern und

mannigfaltiger zu gestalten, sie hatte auch den erfreulichen und würdigen Gedanken gehabt, sie durch die Heranziehung von deutschen Kunstwerken der Vergangenheit zu vertiefen, ihr Richtung und Programm zu geben. Man griff nach einer das deutsche Geistesleben besonders bewegenden und im Ausdruck bildender Kunst besonders schaubar gewordenen Epoche: nach der deutschen Romantik. Indem man die Veranstaltung nach zwei Seiten hin limitierte, nämlich unter Ausschluß der Graphik und Plastik, nur Gemälde zeigte, sodann aber Caspar David Friedrich und Moritz von Schwind als zeitliche Begrenzung nach oben und unten aufstellte, war für Konzentration gesorgt worden. Auch die Zahl der Gemälde war annähernd festgelegt worden und so konnten die Veranstalter der Ausstellung alles an die Auswahl der Qualität wenden. In der Tat ist, auch innerhalb der großen Deutschen Jahrhundert-Ausstellung in Berlin 1906, das Werk der deutschen Romantiker nie so eindrucksvoll und stark aufgetreten wie hier. Ohne peinliche Systematik, die ja auch schon gewisser äußerer Hindernisse wegen nicht möglich gewesen wäre, ist das Gewirr der einzelnen Strömungen und Richtungen innerhalb der romantischen Malerei mit aller wünschbaren Klarheit dargelegt worden. Man bekundete, wie vom deutschen Norden her, besonders angeregt von der damals viel besuchten Kopenhagener Akademie, in napoleonischer Zeit das romantische Element das tändelnde Rokoko und den steifen Klassizismus überwindet, wie zunächst literarische Strömungen vorschlagen, bald aber die Idee ganz ins Malerische projeziert wird, wie in Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge die jungen Führer der Bewegung hervortreten, die in Hamburg und Dresden ihre Mittelpunkte gewinnt. Der vielseitige Carl Gustav Carus und Georg Friedrich Kersting, die Gruppe jüngerer Hamburger Maler mit Oldach und Wasmann, Schinkel und Schadow schloß man hier an wies dem gegenüber die Bewegung auf, die aus dem deutschen Süden kam und in den deutschen Künstlerkolonie in Rom wurzelte. So traten die Nazarener mit Cornelius und Overbeck hervor und die Entdecker neuer, beseelter Landschaft, die auch vor südlichen Motiven deutsch blieb: J. A. Koch vor allem und die Brüder Olivier. Wie sich die beiden Richtungen begegnen und im Landschaftsbild, im durchgeistigten Porträt, im erzählenden Märchenbild Höchstleistungen vollbrachten, wurde durch die Sammlung ebenso klar schaubar wie das leise Abklingen der Bewegung gegen die Jahrhundert-Mitte zu, wo Ludwig Richter und Moritz von Schwind und der Münchner und Heidelberger Kreis mit Rottmann, Lucas und den Brüdern Fries die letzten der eigentlichen Romantiker sind.

Es war das Verdienst der Münchner Romantiker-Ausstellung, daß sie diese wichtige, heute wieder mehr als vor einem halben Jahrhundert lebenwirkende Romantiker-Zeit und Romantiker-Leistung in ihrer Vielseitigkeit des Wollens und Vollbringens und mit Proben aller Gruppen und Persönlichkeiten vorwies. Durch die tätige Mitarbeit deutscher Galerien und Privatsammler war dies gelungen. Am schwersten betroffen sind von diesen die Kunsthalle in Hamburg, das Kurpfälzische Museum in Heidelberg, das Hessische Landesmuseum in Darmstadt und die Sammlung Lahmann in Dresden. Auch die Nationalgalerie in Berlin, Pinakothek und Schackgalerie in München, die Kunsthalle in Karlsruhe, die „Ritter Kurts Brautfahrt“ von Schwind lieh, die Museen in

Dessau, Gotha, Breslau, Leipzig, Nürnberg, Innsbruck, Winterthur, Mainz trauern um verlorene Schätze.
Dem Münchner Kunstleben gab der Glaspalastbrand eine erschütternde Cäsur. Eine neue Ära beginnt. Aber der Lebensmut und die Schaffenskraft sind da, Mächte des Aufbaus sind am Werk und schon die innerhalb Monatsfrist zusammengebrachte gute Ersatzausstellung in den weiten Sälen des Bibliotheksbaues des Deutschen Museums in München beweist, daß der bejahende Wille der Münchner Künstler nicht in den Flammen unterging. Und doch will sich keine Freude über den Wiederaufbau einstellen; die Geister der verlorenen Romantik umschweben trauernd das Werk von heute und lassen uns seiner nicht froh werden.

# FRANZ KAFKA

MARIANNE WAGNER

„Lesen Sie Franz Kafka nicht", so warnte mich jemand vor Jahren und fügte nach einer Pause zögernd hinzu: „Er ist zu gefährlich." Ja, gefährlich ist er, wie alle jene es sind, die sich bis an den Rand der Welt vorwagen, die in dieser furchtbaren Gegend nicht nur flüchtiger Gast sind, sondern Monate, Jahre am unermeßlichen Abgrund aushalten und den Aublick des Todes überdauern um der Erkenntnisse willen. So einer war Franz Kafka! Und dieser Beitrag will für alle, die ihn nicht kennen, nichts sein als ein Versuch zur Verführung, denn man muß sich wohl mehr verführen als führen lassen, um erstmals in diese Regionen vorzustoßen.
Franz Kafka, einer der früh Vollendeten, erlag 1924 dem Anfall einer Tuberkulose, die er wohl schon länger verborgen in sich trug. Fast sein ganzes Werk hat er als Manuskript hinterlassen, nur weniges war fertig abgeschlossen. Einige kleine Erzählungen waren erschienen, „Ein Landarzt", „Strafkolonie", „Ein Hungerkünstler", außerdem zwei schmale Bändchen, „Die Verwandlung" und „Der Heizer".
Drei Romane fanden sich in seinem Nachlaß außer dem Tagebuch und den sonstigen zahlreichen kleineren Fragmenten, die alle seiner Verfügung nach vernichtet werden sollten. Nur der liebevollen Tätigkeit seines Freundes Max Brod verdanken wir es, daß diese Werke erhalten blieben, herausgegeben wurden und damit in das deutsche geistige Besitztum eingingen. Der besondere Anlaß dieses kleinen Aufsatzes ist die Herausgabe eines Bandes ungedruckter Erzählungen und Prosa aus dem Nachlaß, die Max Brod zusammen mit Hans Joachim Schoeps besorgt hat. Der unter dem Titel „Beim Bau der chinesischen Mauer" veröffentlichte Band erschien im Verlag Gustav Kiepenheuer, dem bei dieser Gelegenheit für diese schöne Ausgabe besonderer Dank gesagt werden soll.
Selten ist ein dichterisches Werk so vollkommen einheitlich wie das Kafkas, selten aber wohl auch so schwer und vielfach deutbar. Von seinen hinterlassenen Romanen ist der am leichtesten lesbare „Amerika", und zwar deshalb, weil dem aus Europa und dem elterlichen Heim hilflos nach Amerika entlassenen Jungen offenbar ein Ausweg gezeigt wird; der Kampf ist nicht ganz so drückend wie in den anderen Werken, das Ziel scheint erreichbar zu sein. Denn sonst — und da sind wir schon mitten in Kafkaschen Problemen — ist wohl ein Ziel sichtbar, aber niemals ein Weg, oder vielmehr die Wege

zeigen sich später als Irrwege. Doch bevor wir diese besonderen Probleme berühren, sollen erst die anderen Werke erwähnt werden. „Das Schloß“ und „Der Prozeß“ sind die beiden dunklen und eigenartigen Romane, die vor allem diese Kernprobleme zeigen. Im „Schloß“ kommt ein Landfremder, der eigentlich keine Aufnahme finden soll, in das Dorf, lügt sich für den Moment heraus, er sei als Landvermesser hergerufen — und erhält aus dem Schloß die überraschende Bestätigung, daß er Landvermesser ist. Aber trotzdem erlangt er keine Berechtigung, keine Arbeit. Er gelangt niemals ins Schloß, immer wird er gehindert mit dem Beamten zu sprechen, der sein Vorgesetzter ist. Sein ganzes Leben ist ein Weg zum Schloß. Als Schuldiener findet er zwar schließlich Arbeit im Dorf, aber die Bestätigung seiner Aufnahme in die Gemeinschaft erhält er erst sterbend. Grauenvoll ist dieses vergebliche Ringen, das ihn immer tiefer sinken läßt und — um auch das zu sagen — aufregend spannend in seiner Vergeblichkeit. Noch drückender ist der Kampf in dem anderen Roman „Der Prozeß“. Ein Bankbeamter wird mitten im Alltag vor ein geheimnisvolles Gericht gestellt. Er weiß seine Schuld nicht, kennt nicht seine Ankläger, auf Dachböden und in dunklen Hinterwohnungen findet er sich zu den unheimlichen Gerichtsverhandlungen ein. Wie eine Spinne im Netz fängt ihn dieser Strafprozeß langsam ein, zermürbt ihn, unentrinnbar ist er ihm verfallen, bis er daran stirbt.

In den ebenfalls außerordentlichen kleineren Erzählungen kehrt diese Kafkasche Welt immer wieder, im „Landarzt“, in der unerbittlich geschriebenen „Strafkolonie“ usw. Eine meisterliche Erzählung ist auch „Josefine, die Sängerin, oder das Volk der Mäuse“. Die Art dieser Erzählung ist ähnlich den „Forschungen eines Hundes“ und dem „Bau“, die in dem oben erwähnten Nachlaßband „Beim Bau der chinesischen Mauer“ mit anderen vereinigt sind. Dieser Band bringt wie ein Extrakt noch einmal alle Kafkaschen Probleme und Motive, zeigt den ganzen faszinierenden Aufbau seiner Erzählungen. Im „Bau“ erzählt ein Tier von sich, von seinem Leben, seinen Sorgen in seinem Erdbau. Ich habe kaum etwas Erregenderes je gelesen, als das Suchen dieses Tieres nach seinem geheimen unbekannten Feind, die zitternde Lebensangst vor allem Fremden. In den „Forschungen eines Hundes“ läßt er diesen Hund verzweifelt nach Erkenntnissen und Wahrheit ringen, die ihm, befangen in vererbten Irrtümern und den eigenen Unsicherheiten, doch stets unerforschbar bleiben müssen. Kafkas etwas wehe Ironie deckt den ganzen Abgrund der Einsamkeit aller Wesen in diesem Hundedasein auf. Kurze hintergründige Skizzen enthält der Band außerdem, Aphorismen, die Kafkas Weltanschauung vielfach aufhellen und dem Leser verständlich machen, und die außerordentliche Titelerzählung „Beim Bau der chinesischen Mauer“, die bereits im vorigen Jahr in der Zeitschrift „Der Morgen“ abgedruckt wurde. Die Kafka eigene Verwobenheit von Realität und Symbol hat in diesem Fragment etwas Einzigartiges an Bildhaftigkeit des Denkens geschaffen. Max Brod sagt in seinem Nachwort, daß dieses Fragment einer größeren, wahrscheinlich bereits vollendet gewesenen Novelle entstammt, die Kafka dann selbst verbrannte, wie er auch andere seiner Arbeiten vernichtet hat.

Wenn Technik eines Romans nicht Routine und verstandesmäßig erfaßbare Regeln bedeutet, sondern eine dem Rationalen sich entziehende Einheit von Form und Inhalt, so erreichte Kafka eine höchste Technik. Fragt man sich nun, warum er leider immer noch weiten Kreisen unbekannt geblieben ist, so muß man eben das, was ich mit Technik bezeichnete, berücksichtigen. Phantastisch

nennt man seine Romane, aber das sind sie nicht im üblichen Sinn. Der Alltag ist mit dem scharfen Blick eines guten Beobachters gesehen. Mitten hinein in diesen Alltag, in diese Wirklichkeit kommt aber plötzlich das Unheimliche, ein unangreifbar Metaphysisches und scheint realer als alle Wirklichkeit. Mit überscharfer Traumdeutlichkeit sehen wir das unheimliche Gericht, hineingestellt in die unzweideutige Realität des Stadtbetriebes und des Banklebens. Wer photographiert, kennt die Schwierigkeiten, die ein Anfänger hat, sich im Negativ zurechtzufinden — und so ein Negativ scheint mir das Werk Kafkas: Die Seiten und die Farbflächen sind ausgetauscht, das erschwert das Sehen. Nicht also seine Metaphysik, die Schwere seiner Gedanken scheint der Grund zu sein, weshalb sich die Leser der Kafkaschen Welt zu entziehen suchen, sondern der Alpdruck dieses Welttraumes. Vergleiche sind immer schwierig und nur halb richtig. Aber es mag gestattet sein, in diesem Zusammenhang auf einen Maler zu weisen, der ähnlich scharf die Wirklichkeit sieht und plötzlich — vielleicht nur an den Umrissen eines Schattens, ein Überreales zeigt, das mehr Wirklichkeit in sich trägt als alles andere, und bei dessen Anblick man einen ähnlich unheimlichen Schreck empfindet wie bei Kafkas Schilderung des unentrinnbaren Gerichts oder des unerreichbaren Schlosses: Edvard Munch. Es geht von beiden die gleiche Faszination aus, mit außergewöhnlicher Bildkraft wird die Magie des Alltags gestaltet.
Das immer wiederkehrende Motiv Kafkas ist die nahezu untragbare Einsamkeit des einzelnen und sein Streben zur Gemeinschaft. Im „Schloß" finden wir das Motiv, im „Bau der chinesischen Mauer", in den „Forschungen eines Hundes" sehen wir es von der anderen Seite her, der Trapezkünstler ist ebenso wie der „Hungerkünstler" die Gestalt gewordene Einsamkeit des Menschen, und noch unendlich viel Beispiele ließen sich dafür heranziehen. Immer neue Variationen fand er zu diesem Thema, das tief und dunkel in ihm geklungen haben muß, Heimatlosigkeit ganzer Generationen haben es in ihm geschaffen. Mit dieser Einsamkeit verbindet sich die Hilflosigkeit des Menschen, die Lebensunsicherheit, die ihn allen Ängsten offen hält, ihn weglos allen Nöten preisgibt. So sehen wir Josef K. im „Prozeß" hilflos in all seiner Betriebsamkeit seinem Verhängnis gegenüber. Der Bankbeamte Josef K. wird beschuldigt, aber er weiß seine Schuld nicht, macht immer neue Versuche, seine Unschuld nachzuweisen, und verirrt sich immer tiefer, bis die Strafe verhängt wird. Wofür Strafe? Das wissen wir nicht, das weiß nicht einmal er selbst, wir ahnen es aber und bezeichnen es mit dem alten Wort „Erbsünde". Und tatsächlich finden wir in dem neuen Nachlaßband unter den Aufzeichnungen „Er" folgendes: „Die Erbsünde, das alte Unrecht, das der Mensch begangen hat, besteht in dem Vorwurf, den der Mensch macht und von dem er nicht abläßt, daß ihm ein Unrecht geschehen ist, daß an ihm die Erbsünde begangen wurde." Verschüttete Wahrheiten der Völker werden wieder lebendig und dunkle Weisheiten. Kafka war tief religiös, denn nur aus dieser Haltung konnte der Begriff der Erbsünde wieder Gestalt gewinnen. Die Schuld unserer Väter tragen wir im Blute und müssen sie sühnen, schuldlos Schuldige vor einer höheren Gerechtigkeit. In Kafkas Gottesauffassung lebt vieles vom Geist des alten Judentums, ich verweise da auf ein Essay von Willy Haas über Franz Kafka in seinem Buch „Gestalten der Zeit", ohne dessen Deutung zu übernehmen. Es verhält sich aber so, daß christliches Empfinden sich gegen diese Art „Erlösung" wehrt, wie sie im „Schloß" geschildert wird. Max Brod weist im Nachwort des Romans ausdrücklich darauf hin, daß das Schloß die göttliche Lenkung des menschlichen

Willens (des Dorfes) bedeutet, der Landvermesser K. also mit der göttlichen Macht um Erhörung ringt. Dieses Lebens verzweifelter Kampf wird mit einer kargen Bestätigung beschenkt, die zu spät kommt. Und so sieht diese göttliche Gnade in den Augen der Dorfbewohner aus: „Kann denn ein einzelner Beamter verzeihen? Das könnte doch höchstens Sache der Gesamtbehörde sein, aber selbst diese kann wahrscheinlich nicht verzeihen, sondern nur richten." Freilich kennt K. auch das christliche Entsagen nicht, sondern ist mit allen Fesseln an das Irdische gebunden und muß doch sein gewaltiges Ringen mit der Schloßbehörde durchkämpfen, die nach menschlichen Begriffen sich offenbar grob ins Unrecht setzt. Und hier mag wohl wieder ein Zug des Judentums hervortreten: Nicht so sehr mit der Seele als mit dem durstigen Geist zum Jenseitigen strebend, doch unlöslich der Erde verhaftet, sind sie wohl nicht widerstandsfähig genug, diese ungeheure Spannung auszuhalten; der Jude wird zerrissen von der Gegensätzlichkeit seiner Natur, heimatlos auch im Geistigen. Er zerbricht, wie K. der Landvermesser zerbricht, und so mag die Verklärung seiner Todesstunde durch die Bestätigung seiner Aufnahme in die Gemeinschaft des Dorfes für ihn wirklich Gnade bedeuten. Übrigens ist uns dieser Schluß durch Max Brod überliefert, der Roman, auch Fragment geblieben, bricht vorher ab. Auch dieses Fragmentbleiben im Kafkaschen Werk scheint mir wesentlich. Kafka, der das Ziel sah, wußte um alle menschliche Unzulänglichkeit, an der die Erreichung desselben immer scheitern muß. Lohnt sich ein Abschluß? Aufzuzeigen ist nur der menschliche Irrweg.

Aber tiefer als alle diese Probleme dürfte bei Kafka eines der undeutbaren Rätsel des Menschenlebens liegen: die Frage nach der Willensfreiheit. Das irrsinnige Treiben und Getriebenwerden Josef K.'s im „Prozeß" ist eine Hölle an Grausamkeit; Mut und vielleicht Liebe müssen dazu gehört haben, das zu schaffen. „Man muß wieder alle Kräfte zusammennehmen und darf sich nicht ergeben" wird Josef K. bedeutet, und doch erfährt er gleichzeitig immer wieder, daß die Eingaben umsonst sind, ungelesen in die Akten wandern und neue von ihm gefordert werden. An Zügen des Mundes sehen Eingeweihte bereits das Schicksal der Angeklagten voraus, handeln muß er aber so, als ob seine Taten Einfluß auf sein Schicksal hätten. Wiederum sind seine Entscheidungen, einmal getroffen, unwiderruflich. „Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt — es ist niemals gutzumachen" (Landarzt). Und in den „Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und dem wahren Weg" im Nachlaßband steht folgender Satz: „Er ist ein freier und gesicherter Bürger der Erde, denn er ist an eine Kette gelegt, die lang genug ist, um ihm alle irdischen Räume frei zu geben, und doch nur so lang, daß nichts ihn über die Grenzen der Erde reißen kann. Gleichzeitig ist er aber auch ein freier und gesicherter Bürger des Himmels, denn er ist auch an eine ähnlich berechnete Himmelskette gelegt. Will er nun auf die Erde, drosselt ihn das Halsband des Himmels, will er in den Himmel, jenes der Erde. Und trotzdem hat er alle Möglichkeiten und fühlt es, ja er weigert sich sogar, das Ganze auf einen Fehler bei der ersten Fesselung zurückzuführen." Der Raum würde es nicht gestatten, alle die Beispiele für die Unumstößlichkeit des Schicksals und der Gebundenheit des Menschen in Kafkas Büchern anzuführen, sie könnten beliebig fortgesetzt werden.

Abschließend noch diese Stelle aus den „Betrachtungen": „Alle menschlichen Fehler sind Ungeduld, ein vorzeitiges Abbrechen des Methodischen, ein scheinbares Einpfählen der scheinbaren Sache." Vielleicht liegt hier der Schlüssel für alle menschliche Schuld in Kafkas Romanen: daß der Frevel, den seine

Menschen begingen, die Ungeduld war, dieses eine: Nicht warten können auf den Willen Gottes. Damit würde Kafka einmünden in die Mystik aller Völker und Zeiten, und es wäre kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Gesetz, demzufolge seine Menschen, weil sie es übertreten haben, an der Ungeduld des eigenen, sich empörenden Willens zerbrechen, und jenem des Tschuang-Tse, das er seinem Volke als Wegweiser zum vollkommenen Leben gibt: „Verharre im Nichttun, und die Welt wird aus sich selbst gut sein!"

# DAS LESEN DER FRAU

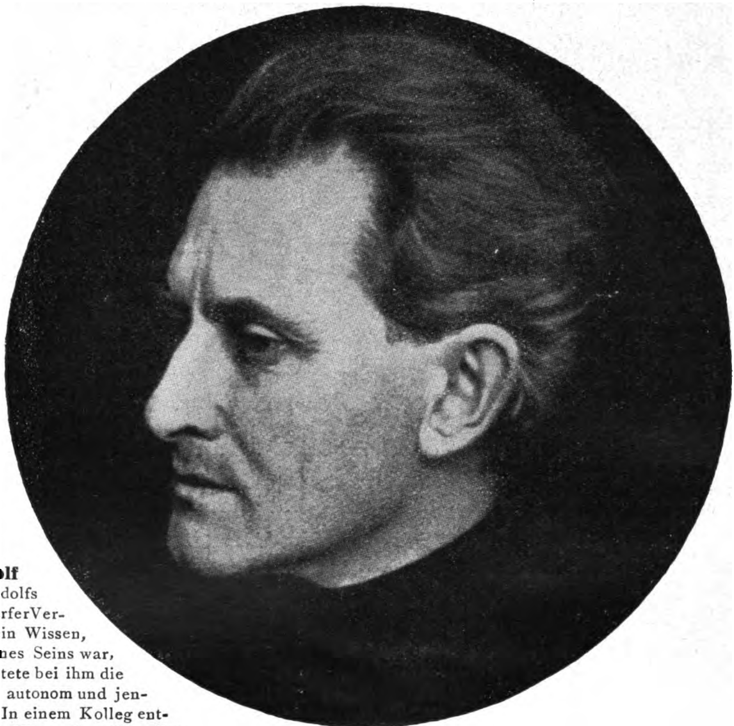
OSCAR A. H. SCHMITZ

Der am Ende des letzten Jahrhunderts unternommene krampfhafte Versuch, nachzuweisen, Mann und Frau seien, abgesehen von dem körperlichen Geschlechtsunterschied, völlig gleichgeartete Menschen, ist gescheitert. Die Frauen haben indessen dadurch nichts verloren, denn wenn auch die Vertiefung unseres psychologischen Wissens ihre Grundverschiedenheit von den Männern erwiesen hat, so zwingt uns zugleich das Durchdringen jener von Goethe zuerst vertretenen polaren Weltanschauung, in dieser Verschiedenheit des Wesens keine Verschiedenheit des Wertes zu erblicken. Zugleich ist im ganzen Abendland vom Werden einer neuen Geistigkeit die Rede, wobei es sich darum handelt, aus der Zwickmühle eines engen Entweder-Oder in ein freieres, weltumfassenderes Sowohl-Alsauch einzumünden. Jede Festlegung auf eine ausschließliche Theorie wirkt heute unfruchtbar, so in erster Linie die Anmaßung, die Welt ausschließlich aus der männlichen Psychologie zu verstehen. Die unwiderlegliche Tatsache, daß das Denkvermögen der Frau geringer ist als das des Mannes, beweist uns nicht mehr, daß darum die Frau nichts über den Sinn der Welt zu sagen hat, sondern daß der Sinn der Welt nichtausschließlich vom männlichen Denken her verstehbar ist. Das Verständnis jeder Lebenserscheinung unterliegt gleichermaßen dem richtigen Denken und Fühlen. In besonderem Maße gilt das von den Erzeugnissen des Geistes, wie sie sich in Büchern spiegeln.

Daß Frauen heute alle Arten Bücher lesen, würde an sich nichts beweisen. Das könnte aus bloßem Geltungstrieb kommen, um jene von der Weiblichkeit meist etwas überschätzte Fähigkeit des „Mitredenkönnens" zu erwerben. Aus diesem Grund hat der Mann auch heute sein Mißtrauen gegenüber weiblichen Urteilen, wenigstens in geistigen Dingen, noch nicht aufgegeben. Noch immer hat man leicht den Eindruck, daß Frauen die Bücher, die sie oft so gierig verschlingen, gar nicht eigentlich verstehen. Meint man nun freilich mit Verstehen das objektive männliche Verstehen, so hat man recht. Für die Frauen ist die Frage maßgebend: was bedeutet dieses Buch für mich? Ja, das kann so weit gehen, daß das, was sie aus einem Buch herausholen, überhaupt nicht darin steht, zum mindesten von dem Verfasser gar nicht bewußt gemeint ist. Bisweilen liegt es wohl als unbewußte Unterströmung darin, und in solchen Fällen zeigt sich oft verblüffend die weibliche Intuition.

Solange wir also unter Verstehen das einseitig objektive Verstehen des Mannes begreifen, kann unser Urteil über weibliches Lesen leicht negativ ausfallen. Erkennen wir aber an, daß es noch ein anderes Verstehen gibt, dann öffnet sich uns eine neue Welt, die es uns begreiflich macht, warum gerade die größten männlichen Geister immer wieder das Verstehen der Frauen gesucht und hochgeschätzt haben, nach dem Hölderlinschen Vers: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste." Gibt es nun für dieses weibliche Verstehen auch einen Beweis wie für das objektive Verstehen, das prüfungsmäßige Ausfragen? Ja, aber dem Wesen der Sache nach ist er rein subjektiv. Die Wahrheit zu gestehen, auch ich weiß nicht, was eigentlich die Frauen mit Büchern machen, auf die sie sich flackernden Auges stürzen, und die sie einem, falls sie diese löbliche Gewohnheit haben, voll Begeisterung zurückbringen. Aber solche Frauen verleiben sich jedenfalls etwas von einem Buche persönlich ein und verwandeln dadurch sich selbst, was man von der Wirkung der objektiv-sachlichen männlichen Lektüre nicht immer behaupten kann.

Ich weiß, nach dieser Verteidigung des weiblichen Verstehens von Büchern ist seine Fragwürdigkeit nicht behoben, und ich denke nicht daran, es über das männliche Ver-



**Friedrich Gundolf gestorben.** — Gundolfs tiefer, heller u. scharfer Verstand suchte nie ein Wissen, das außerhalb seines Seins war, und nirgends arbeitete bei ihm die denkerische Kraft autonom und jenseits der Psyche. In einem Kolleg entfiel ihm einmal ein Wort, das diese Haltung und die Bedingtheit des Geistigen durch das Leben scharf umriß. Es lautete: „Was man nicht leben kann, soll man nicht denken."

stehen stellen zu wollen, ich trete nur für seine Gleichberechtigung ein. Auch das wird den typisch männlichen Denkern als zu viel erscheinen, sie werden höchstens bereit sein, es nebenher für eine Teestunde zu dulden. Damit aber stellen sie sich selbst ein Armutszeugnis aus. Bei näherer Analyse dieses einseitig männlichen Denkens, das absolut nicht aus oder über sich hinaus kann, ergibt sich immer als Grundlage die Angst vor dem Irrationalen. Nun ist es aber der größte Triumph des größten Denkers, nämlich Kants, daß er die jenseitige Grenze des Denkens gegen das Irrationale und das Gefühlsmäßige sicher abgesteckt hat. Wer das Denken bis zu seiner jenseitigen Grenze durchschritten hat, vermag auch dem Teil der Welt gerecht zu werden, der durch das Denken überhaupt nicht erfaßbar ist, ohne daß dadurch eine Verwirrung des objektiven Denkens innerhalb seiner Reichweite entsteht. Diese tritt allerdings leicht ein, wenn sich denkschwache Männer, besonders in der Jugend, blind weiblichen Urteilen, etwa auch über Bücher und Kunstwerke, beugen, oder aber im eigenen Denken stecken bleiben, es übersteigern und damit auf Gebiete anwenden, wo nur das Gefühl urteilen oder die Intuition das Irrationale schauen kann. Den Frauen sind zwar diese Grenzen des Denkens nicht bewußt, aber sie überschreiten sie mit einer Unbekümmertheit, die zwar unwissenschaftlich ist, aber zu lebensvollen Einsichten führen kann. Darum ist, was Frauen sagen, besonders was sie über Bücher sagen, infolge der subjektiven Beimischung oft unzuverlässig. Wichtig ist nur, was sie meinen. Das aber wird am besten verstanden von Männern, die das Denken so sehr als zweite Natur besitzen, daß sie es nach Belieben ein- und ausschalten und damit auch bewußt phantasieren können. Der tiefste Wert des weiblichen Denkens besteht darin, daß es unbewußt zum Teil Phantasie ist. Darum sind wohl nie weibliche Kritiker von Rang zu erwarten, was natürlich nicht ausschließt, daß eine Frau ihrem Enthusiasmus über ein Buch auch einmal überzeugenden öffentlichen Ausdruck gibt; das geniale Verstehen der Frau wird immer gerade im Subjektiv-Persönlichen liegen und auch hier sein natürliches Kraftfeld finden.

# DER LYRIK EINE BRESCHE

Nachdem das Doppelheft des Bücherwurm (Nr. 7/8), das der Lyrik gewidmet war, völlig vergriffen ist, empfehlen wir unseren Lesern die große erweiterte Einzelausgabe des Heftes, das den Titel „Der Lyrik eine Bresche" trägt und bei 84 Seiten Umfang nur 2.50 kostet. Es eignet sich vortrefflich zu Geschenkzwecken, sollte aber von Deutschlehrern auch für den Unterricht in den Oberklassen verwendet werden.

K. Heymann-Gerharz, Mainz, schreibt:
Wenn Rilke seine Sonette an Orpheus mit einer Anrufung gewissermaßen des Horchens mit dem Ohr beginnt (man kann nämlich auch mit dem Magen hören oder mit dem Gaumen usw.), so beginnt auf der anderen Seite jedes wirklich wesenhafte Horchenlernen mit dem Aufnehmen des lyrischen Gedichts. Und eine Zeit, die die Lyrik vernachlässigt, verliert damit das, was ein wesenerfülltes Hinhorchen an Lebensinhalten vermitteln kann. Sie verliert das Ohr, wo es Hinwendung ist zum Trinken der Schönheit in der Natur — die „Tempel im Gehör".

# DIE REICHENAU

Du selige Insel weit umgrenzt
Von blauer Berge Bogen,
Es küssen deinen grünen Saum
Die weißbekrönten Wogen.

Es schäumt der See, es treibt der Strom
Du liegst in heitrer Stille.
Und Frucht gedeiht und goldnes Korn
In Lust und Gnadenfülle,

Die Gott der reichen Au gewährt;
Sie schmückt sich ihn zu grüßen.
Die Felder liegen schön gestreift
Ein Teppich seinen Füßen.

Im grünen Laub die Traube reift
Nach Gottes hohen Planen,
Die bald, erprangt zu dunklem Glanz
Die Kelter muß erfahren.

O Trank wie flüssig Blut so hell,
Du sollst uns stets gemahnen
An jenen Wein, der zeitig ward
Mit dreiunddreißig Jahren,

Dem aufgericht' dies Heiligtum,
Ein Bau den Einen preisend,
Der aller Welt ist Brot und Wein
Die ganze Menschheit speisend.

Hans Voß



## DIE DEUTSCHE SAAR:

**Aussicht in die Saarschleife bei Kloef. Probebild aus „Das Land an der Saar" (kart. 4.—). Deutscher Kunstverlag, Berlin.**

**Deutsche Lande — deutsche Kunst.**

Die unter diesem Titel vorliegende und durch immer neue Bände sich weitende Sammlung des Deutschen Kunstverlages gehört zu den verdienstvollsten Unternehmungen, die das deutsche Verlagswesen der Nachkriegszeit hervorgebracht hat. Heimatsinn, Bodenverbundenheit, Geschichte der Städte und Landschaften und bei aller Volkstümlichkeit vertiefte Kunstpflege auch der unberühmten Teile des Reiches haben hier eine Stätte gefunden, die mit den allervorzüglichsten Mitteln der Drucktechnik Bewundernswertes leistet. Ich erinnere an den schönen Band „Das Land Anhalt" (brosch. 6.50), in dem ein Paradies der mitteldeutschen Landschaft erschlossen ist mit Kleinoden mittelalterlicher und klassischer Baukunst, die nur wenige kennen. Neu erschienen kürzlich: Land an der Saar (br. 4.—), Hannover (br. 4.—), Schleswig (br. 3.—).

# NEUE NIETZSCHE-LITERATUR KURT LIEBMANN

Das Werk von Brann „Nietzsche und die Frauen“ (Felix Meiner Verlag, Leipzig) nimmt eine Zwischenstellung ein. Es stellt sich — und dies ist das Positive — gegen jede Art idealisierender, mythologisierender, die wahren Realitäten verdeckender Genie-Interpretation und wendet die Ergebnisse moderner Analyse an, darin Nietzsches begonnenen Weg der Entlarvungen weiterführend. Andererseits ist der Verfasser dem ganzen Phänomen Nietzsche — und die Realität des Menschen Nietzsche ist nur vom ganzen Phänomen des Lebens aus zu erkennen — nicht gewachsen.

Wie hilflos blind sich ein Teil der offiziellen Nietzsche-Forschung dem Menschen Nietzsche gegenüber benommen hat, zeigt die dringliche Bemühung, mit der der Verlag sowohl wie der Verfasser die Problemstellung rechtfertigen. Tatsächlich ist dies jedoch nötig. Es ist beinahe unfaßbar, daß es heute noch Kreise gibt, die Nietzsches Verhältnis zum Weib außer acht lassen oder hinter die „Philosophie“ stellen. Nun kann aber die Philosophie Nietzsches nur dann ganz erlebt werden, wenn das polare Leben, und zwar in seinen nacktesten Triebmächten, erkannt wird. Ein stärkster Pol dieses Lebens ist aber das Weibliche. Es ist geradezu absurd, zu glauben, daß Nietzsche sich mit dem Weiblichen nicht auseinandergesetzt habe, und zwar stärker als jeder nichtdionysische Mensch.

Brann versucht, den Kampf Nietzsches mit dem Weiblichen in seinem Leben und Werk aufzudecken. Es ist das Positive und Neue des Buches, daß hier die Masken Nietzsches entlarvt werden, daß dem Pathos, der Distanz, dem Stil und den Lebenstatsachen selbst auf den Grund gegangen wird. Keineswegs leitet den Verfasser die Sensationslust. Keineswegs wird damit ein „geweihtes Bild“ zerschlagen. Ich sehe gerade in dem Versuch Branns den ersten Weg zu einem neuen Menschenbild Nietzsches, entworfen mit den eigenen Mitteln Nietzsches, den psychologischen Entlarvungen. Daß hier ein Anfang ist, und in vielen Teilen noch dazu ein unzulänglicher, liegt nicht an der Methode, sondern an dem Nichtgewachsensein des Verfassers gegenüber der großen Aufgabe. Dennoch ist auch dieser Anfang zu begrüßen.

Das Positive des Buches. Brann erkennt auf dem Wesensgrund Nietzsches die stärksten Triebe zum Weib. Er erkennt diese Triebe auch da, wo sie maskiert sind, also in dem Pathos der Kritik des Weiblichen, in der Ironie, in dem Weib-Ideal Nietzsches, in der Flucht vor dem Weiblichen. Er erkennt das Scheitern der Beziehungen Nietzsches zu Frauen in der Grundlage hyperintellektualistischer Triebunsicherheit. Diese Methode der Analyse, die Brann an einzelnen Schicksalen (Lou Salome, Cosima Wagner) anwendet, führt tatsächlich viele Schritte weiter zur Verwirklichung des realen Menschenbildes Nietzsches. Vorzügliches leistet der Verfasser in dem Abschnitt „Triebverdrängung und Bildersprache“, in dem die Bildersprache vor allem des „Zarathustra“ als typischer Ausdruck stärkster erotischer und sexueller Wünsche analysiert wird.

Das Negative des Buches. Brann kompliziert in vielem zu sehr die Realität. Die Dinge liegen tatsächlich viel einfacher. Es ist völlig ungerechtfertigt, etwa die Annahme der Schwester Nietzsches, Nietzsche habe für persönliche Liebe keine Zeit gehabt, zu ironisieren. Das Problem der Keuschheit ist tatsächlich bei Nietzsche gleichzeitig auch ein Problem der Kräfte-Ökonomie. Brann betont zu sehr die Angst Nietzsches vor der immer wieder auflebenden Libido. Nietzsche aber ist ebenso Artist gewesen wie Flaubert. Und der sagte: „. . . Bewahre deinen Peniskrampf für den Stil. . . . Beruhige dein Fleisch und sei wohl überzeugt, daß eine Unze verlorenen Spermas mehr ermüdet als drei Bücher voll Blut.“ Weit wirklicher und einfacher erscheint mir auch der „Heiratsfeldzug“ Nietzsches zu sein. Im letzten hat Nietzsche nicht die gefürchtete Impotenz und Triebunsicherheit von der Ehe abgehalten, sondern die Übermacht des Geistes, die Größe der Aufgabe und die Erkenntnis der Fragwürdigkeit dieser Institution. Die tatsächlichen Bemühungen Nietzsches um eine Ehefrau sind kein Gegenbeweis. Man kann als Analytiker den Satz Nietzsches: „Der verheiratete Philosoph gehört in die Komoedie“ als Selbstrechtfertigung, als Maskerade eigener Unsicherheit gegenüber der Frau entlarven. Immerhin: wer sich Nietzsche als



„Fremde Natur. Trockenheit. Wüste. Auf diese Erde fällt nichts anderes als der Schatten dessen, der hindurchzieht." Verschwommener Schatten des Verfassers von „Griff in den Orient" (Leo Matthias), Bibl. Inst., 12.—, auf einem Wüstenritt. Ein eigenartiges Reisebuch, das mehr durch die philosophischen Spekulationen und klugen Aphorismen des Autors anregt als durch geschaute Wirklichkeit der fernen Länder. Ein umfangreicher Bilderteil mit auffällig originellen Unterschriften ist dem Textteil angefügt.

glücklichen Ehemann mit Nachwuchs im traulichen Heim oder als verheirateten Bohemien vorstellen will, der mag das.

Brann ist auch in der Interpretation von Nuancen nicht sehr glücklich. Mit einer geradezu erheiternden Schwerfälligkeit müht er sich ab, zu beweisen, wie sehr doch Nietzsche mit der Forderung, die er an das Weib stellt: „hübsch, heiter und vor allen Dingen geistig unbedeutend" unrecht hat. „Nietzsche überschätzt zweifellos gewaltig die Bedeutung der äußeren Reize beim weiblichen Geschlecht." — Wirklich? Wirklich? „Friedrich Nietzsche, der Bekämpfer der unnatürlichen christlichen Moral, der Verherrlicher der nackten Triebe (wirklich?), der Erfinder der blonden Bestie (na, na!), ist im Innersten seiner Psyche stets so weit „Christ" geblieben, daß er trotz aller gegenteiligen Behauptungen mindestens für sich selbst die geschlechtlichen Regungen als unfein, unsauber und brutal empfunden hat!!!" Solche Stellen absoluten Mißverständnisses Nietzsches sind nicht wenige in dem Buch. Sehr peinlich und kleinlich wirkt die Art der Ausfälle gegen Frau Foerster-Nietzsche. Vor allem: Brann ist der Meinung, daß Nietzsche zur wahren Erkenntnis des Weibes die Erfahrung und die Nähe gefehlt habe. Richtig ist, daß wesentliche Erkenntnis gerade aus der Distanz heraus möglich ist. Richtig ist, daß ein schöpferischer Mensch mit einem Blick Typisches erkennt und nicht die Skala der Erfahrungen braucht. Die Urteile Nietzsches über das Weib sind keine Fehlurteile aus Selbsthaß oder aus Abseitigkeit. Sie geben Typisches und berühren gar nicht das Persönlich-Menschliche irgendeiner Frau X Y Z.

Das Fragwürdige des Buches. Brann hält eine luetische Infektion Nietzsches für gewiß. Brann zitiert in Hinsicht darauf, ob und wann sich in Nietzsches Werk Spuren der beginnenden Krankheit bemerkbar machen, das Buch von Kurt Hildebrandt: „Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk." Dieses Buch hätte viel eher in Hinsicht auf die Fragwürdigkeit der syphilitischen Ansteckung zitiert werden müssen. Mir erscheint ferner die Hypothese Branns, daß Nietzsche in den beiden Fällen, in denen er Geschlechtsverkehr hatte (wer will und soll das feststellen?), die Infektion aus inneren Sühnegründen bewußt herbeiführte, um für das Vergehen gegen seine eigene ethische Höhe Selbstjustiz zu üben, eine völlige Verzeichnung des dionysischen, auf physiologischen Erkenntnissen beruhenden Wesens Nietzsches zu sein. Brann zitiert als Parallelfiguren Otto Weininger, der aus Sühnemotiven Selbstmord beging, und Sören Kierkegaard. Wenn es irgendwelche Antipoden Nietzsches gibt, so sind es diese beiden. Wer daran Geschmack findet, sich Nietzsche als christlichen Sühnehelden im Bordell vorzustellen, der mag das. Branns Hypothese ist durch gar nichts real belegt.

*

Paul Cohn: Um Nietzsches Untergang mit vier Briefen von Frau Förster-Nietzsche (Morris-Verlag, Hannover).

Der Verfasser wendet sich gegen apoliktisch behauptete Krankheitsursachen Nietzsches: gegen die luetische Infektion und gegen die romantisch-psychologische Deutung, als sei Nietzsche an seiner Philosophie wahnsinnig geworden. Cohn stellt mit erkennender Liebe und starker Einfühlungskraft das übernormale Wesen des ekstatischen Genies dar und will verständlich machen, daß ein so besonderer und bis zum äußersten sensibler Organismus Nietzsches einem Erregungszusammenbruch immer sehr nahe stehen kann, zumal die erregte Physis durch Mittel wie Chloralhydrat und dem javanischen Giftstoff, der nach Cohn Haschisch gewesen sein kann, fraglos die Erschütterung vorbereitet hat. — Frau Förster-Nietzsche tritt in den Briefen an den Verfasser für den Fall Wagner und das javanische Mittel als letzte Ursachen zum Untergang ein. Einer Aufklärung bedarf noch der angeblich mit der Unterschrift Siegfried Wagners gefälschte Brief, der Nietzsche aufs tiefste verletzt hat. Warum soll denn Siegfried Wagner diesen Brief nicht geschrieben haben? Wenn auch das Buch einiges sehr wichtige und neue Material bringt, so trägt es natürlich im letzten zur Klärung der Frage nach Nietzsches Untergang auch nicht bei. Wichtig ist es in der Zurückweisung reiner Phantastereien und psychiatrischer Überheblichkeiten.

# BEITRÄGE ZUR KULTUR- UND ZEITKRITIK

Der deutsche Reichskanzler hat es dieser Tage im Verlaufe der Unterredung mit einem englischen Journalisten ausgesprochen, daß Europa einem Winter entgegengeht, der härter werden wird, als je ein Winter seit 100 Jahren für unseren Kontinent gewesen ist, [illegible]
zu erwartenden Arbeitslosenziffer von mindestens 7 Millionen das deutsche Volk von diesem drohenden harten Winter am ärgsten vor allen anderen Ländern betroffen werden wird. — Es ist so, daß — wohin immer man reihum hören mag — das gewaltige Ausmaß der Katastrophe, die über uns allen lastet, wohl erkannt wird, kaum einer heute noch sich an billige und seichte Illusionen verliert, wie es bis vor ganz kurzer Zeit ja bis zu allerhöchsten Stellen noch üblich war, ja zum guten Ton gehörte. — Aber Wege des Weiterkommens weiß kaum jemand zu nennen, und die billige Parole des Harrens und Durchhaltens kann nach fast zwei Jahrzehnten täglich aufreibender und nervenzehrender Nöte auch vor dem zähesten Naturell nicht mehr verfangen.
Unsere Zeitschrift hat in Heft 2 und Heft 4 des laufenden Jahrgangs „Beiträge zur Kultur- und Zeitkritik" veröffentlicht, in denen wichtige Teilprobleme unserer geistigen und materiellen Volksexistenz erörtert wurden. Wir nehmen heute die Reihe dieser Beiträge wieder auf. Der nachstehende Aufsatz unseres Mitarbeiters Kurt Liebmann erscheint uns besonderer Beachtung und gründlicher Diskussion wert. Wir besitzen nicht jenen wachen Glauben an Europa, den er als den seinigen begründet vorträgt, wir empfinden seinen Gedanken eines Triumvirats der geistigen Führer in der heutigen mechanisierten Welt schwerlich erfüllbar, aber seine Charakteristik des Nationalsozialismus unterstreichen wir eindeutig, sein Herausstellen des Nietzsche-Ethos empfinden wir als dringende Notwendigkeit gegenüber den auf allen Gassen sichtbaren Zersetzungen, und sein Aufruf gegen den bevorstehenden Goethe-Rummel, dessen Auswirkungen jeder Verantwortliche beim heutigen Hunger- und Bettelstadium eines großen Teiles unserer Volksgenossen als nationale Schmach empfinden muß, dieser Aufruf zur Besinnung auf die Verantwortung vorm Geiste ist uns aus dem Herzen geschrieben. Wir stellen Kurt Liebmanns Thesen zur Diskussion. Wir bitten unsere Leser, sich mit Rede und Gegenrede zu dem hier vorliegenden Versuch einer neuen Grundlegung zu äußern. Wir bitten im besonderen auch um geeignete Vorschläge dazu, wie ohne überflüssiges und schädliches Repräsentationsgetue, ohne steifleinene offizielle Geschäftigkeit und ohne ein heute unerträgliches Oberlehrer-Festpathos jene Schicht der Nation, in der Goethe nicht in Schrift und Buchstabe, sondern im lebendigen Geist wach und wirkend ist, ein Gedächtnis des 100. Todestages dieses unseres größten Genius zu begehen vermag.

Karl Rauch

# DEUTSCHE WERTGEMEINSCHAFT ZUM AUFBAU EUROPAS

KURT LIEBMANN

**Zwischen Zwölf und Mittag kann noch viel geschehen. Viel ist es, zu wissen, daß nicht alles geschehen kann. Ein Ameisenstaat, den Ochsenfüße zertrampelt haben, wird auch nicht über Nacht wieder aufgebaut. Viel ist das Bewußtsein vom neuen Leben. Mehr ist die Tat. Beginnt, ehe es zu spät! Sind wir denn in Schilda? Zwanzig Jahre lang muß auf Kosten des Volkes herumexperimentiert werden, ehe die Regierung das entscheidende Wort spricht: rigorose Kürzung aller öffentlichen Ausgaben. Eine neue Jugend muß dafür sorgen, daß es nicht nur beim Wort bleibt, sondern Tat werde. Endlich nun! Jedes Jahr sei eine Ewigkeit.**
**Das Nationale ist nicht das Nationalistische. Das Übernationale ist nicht das Internationale. Die Wirklichkeiten der übernationalen europäischen Aufgaben können nur begonnen werden, wenn zuallererst mit den nationalen Aufgaben begonnen wird. Werden mit der allergrößten Opferbereitschaft nicht sofort die neuen Verwandlungsaufgaben eines neuen deutschen und europäischen Menschen furchtbar ernst genommen, dann ist es vorbei. Dann enden wir**

in einem Brei von Phrasen. Der Zustand ist nicht mehr auszuhalten. Man kehre den Augiasstall aus.

Daß einzelne wegen irgendwelcher diplomatischer Läppereien, hinter denen die gierigsten Wünsche einiger Kapitalisten stehen, Kriege provozieren, ist jetzt kaum mehr möglich. Es ist ein Fortschritt, daß sich die Herren Minister gegenseitig Besuche abstatten. Man merkt, daß die Völker unruhig werden. Die Herren Minister können viel. Das aber können sie nicht: Eine neue Generation erziehen im Sinne einer neuen Wertgemeinschaft. Wirtschaftliche Ordnungen sind sehr wichtig. Siegt jedoch nicht gleichzeitig eine neue Jugend, die einer tausendjährigen Kultur und der Nietzschewelt verpflichtet ist, so wollen wir lieber amerikanisch oder russisch werden.

Die Jugend, die blühen und sich entfallen will, muß fordern und selbst damit beginnen, daß zur Stunde mit aller Barbarei der nationalen, politischen, geistigen Gegensätze Schluß gemacht wird. Jede absolute Forderung ist eine Barbarei. Eine Realität ist es, wenn mehrere und viele sich zu einer Macht vereinigen und in das gegenwärtige Chaos zeugen, es packen und wenden.

Das Dringendste: Der absurde Zustand, daß in einer Notzeit wenige eines Volkes schwelgen und daß die meisten verkommen, muß aufhören. Er kann nur aufhören, indem eine neue Jugend es als nationale Pflicht fordert, daß die nachgewiesen Reichsten zum Aufbau Deutschlands schnellstens beitragen. Man senke energisch die hohen Gehälter. Setze eine Höchstgrenze für alle Berufe fest. Wenn ein Opernsänger dafür nicht singen will, dann soll er seinen Mund halten. Wenn ein Regierender in irgendeinem Amte damit nicht leben kann, dann soll er von seinem grünen Tisch abtreten. Von der Regierung muß gefordert werden, daß sie Kredite und Mittel nicht etwa verwendet zum sinnlosen Aufbau der Großindustrie und Großtechnik. Die Staaten selbst müssen gezwungen werden, anzufangen mit der äußersten Bedürfnislosigkeit und Vernunft. Es ist eine Gemeinheit, ewig zu jammern und dabei besinnungslos zu schwelgen. Die Völker sollen mit dem Aufbau Europas selbst beginnen. Sie sollen gemeinsam gegen jeden Rüstungswahnsinn protestieren. Es muß aufhören, daß kapitalistische Machtgruppen aus Europa ein Schacherobjekt machen.

Es ist völlig veraltet, daß irgendwelche politisch Talentierte allein über ein in der tiefsten Krise befindliches Volk entscheiden. Einen Napoleon soll man nicht suchen. Man bilde ein Triumvirat der geistigen Führer. Ein Deutscher, ein Franzose, ein Italiener. Es sollen die Weisesten, Gütigsten, Wissendsten sein. Sie sind bei jeder politischen Entscheidung wie Sibyllen zu befragen. Sie sollen Jugend heranbilden und die wahren Vertreter des Volkes sein. Sie müssen die Jahrtausende in sich haben und vollkommen frei sein von allen modernen Programmen und Freigeistereien.

Vollkommen unmöglich werden die extremen Parteien rechts und links. Ebenso unmöglich natürlich die verwaschene und verschlafene Mitte. Soll Deutschland der Schauplatz von Knüppel- und Schuß-Szenerien zwischen Rowdies und wildgewordenen Knaben sein? Die Bewegung des Nationalsozialismus ist eine echte und in ihren Ursprüngen gesunde Reaktion gegen die Ruinierung der Erdwerte. Die Politik der Nationalsozialisten ist reinste Barbarei.

Die großen Vorbilder Deutschlands und Europas sind Goethe, Nietzsche, Pannwitz. Sie geben eine Wertlehre des Organischen, eine schöpferische Synthese der Gegensätze, eine Vernunft und vor allem ein Ziel des Menschen und keine Primitivität und Mechanik von Programmen. Von da aus begreife man alle

notwendigen Bewegungen der dialektischen Freiheit ein, also auch den Marxismus. Er ist die notwendige Gegenbewegung gegen die ausschweifende Metaphysik und Verabsolutierung des Geistigen. Er gründet eine Naturwissenschaft der Wirtschaft und ermöglicht eine ökonomische Disziplin der gesellschaftlichen Zustände. Dabei wirkt er nach dem Gesetz der Dynamik und verwandelt, sofern er nicht in Bürokratismus entartet, jede Erstarrung. Man errichte eine deutsche Akademie, in der die Lehren der großen Führer gelernt und in Tat verwandelt werden. Dann kann es einmal geschehen, daß wir Rußland Werte geben. Gelingt es nicht, die Nietzschewelt durchzusetzen, dann wird Europa von Rußland umgebildet und die europäische Kultur ist für alle Zeiten verloren. Man stelle das Nietzsche-Ethos, das als einziger Politiker Europas Mussolini bejahte, voran: Sobrieta, die Mäßigkeit, Genügsamkeit, Freude am Kleinen, Einfachheit in Sitte und Gewohnheit, Schlichtheit der Lebensweise. Serenita, die Heiterkeit, Helle, Ruhe der Seele. Fede, das Vertrauen, die Treue zum Führer. Sacrificio, Opferbereitschaft.

Man zeige große persönliche Humanität gegen die Arbeitenden. Dann wird sich organisch ein Volksstaat bilden.

Zu erwägen wäre die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht als Zucht und Ertüchtigung der Leiber, nicht als Militarismus. Armeen, wie die Kommunisten wollten, als Arbeitsarmeen, die mehr produzieren, als ihre Unterhaltungskosten betragen.

Deutschland selbst höre nun endlich auf mit allem Repräsentationsquatsch. Es ist maßlos viel Geld verschleudert worden. Man organisiere das Goethejahr 1932 — wenn man es schon feiert — zu einem nationalen Opfertag. Der Festredner Gerhart Hauptmann stelle sein Honorar dem Volke zur Verfügung. Ebenso alle Literaturprofessoren. Ebenso alle Städte. Man mache aus Goethe keine Gelegenheit zu Schützenfesten und Fremdenausbeutung. Die Deutschen sollten sich endlich einmal vieler Dinge schämen. Dann kann es besser werden. Die Macht einer neuen Jugend protestiere fortgesetzt gegen den Kitsch in Film, Theater, Buch. Nicht vom Nationalistischen, Religiösen oder Moralischen her, sondern aus dem Instinkt eines neuen Typus, der durch Nietzsche bestimmt ist.

Dies alles ist der Anfang eines Anfanges. Man beginne ohne jede Erregung, ohne jede Maßlosigkeit. Jeder im kleinsten Kreise. Viele in größeren Kreisen. Europa — und Deutschland ist Europa — steht vor der Entscheidung: Entweder Aufbau. Nicht aber Aufbau dessen, was todesreif ist. Eine neue Geschichte beginnt mit Nietzsche. Entweder wird sie erfüllt oder Europa wird aufgesogen von vitaleren Völkern.

Gründende Werke eines neuen Lebens und einer deutsch-europäischen Politik sind: Goethes Romane und Gespräche mit und ohne Eckermann (Auswahl der Gespräche ohne Eckermann im Insel-Verlag); Napoleons Memoiren; von Nietzsche das Gesamtwerk, vor allem aber der „Wille zur Macht". Als Einzelausgaben (Reclams Universal-Bibliothek) seien empfehlen: Vom Nutzen und Nachteil der Historie, Schopenhauer als Erzieher und Nietzsches Philosophie in Selbstzeugnissen, ausgewählt von Alfred Baeumler: I. Das System, II. Die Krisis Europas; von Rudolf Pannwitz führen unmittelbar in das neue Leben und die europäische Politik: Die Krisis der europäischen Kultur, Die Deutsche Lehre, Deutschland und Europa, Das neue Leben (Erziehungsroman) und alle Flugblätter (Verlag Hans Carl, Feldafing); den Versuch einer Zusammenfassung bleibender Geisteswerte gibt Kurt Liebmann in „Vom Ursprung zur Vollendung. Ein Lebensbuch kosmisch-religiöser Bindung" (Eugen Diederichs Verlag).

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

**Auch ein Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit**

In einem der letzten Hefte der „Neuen Schweizer Rundschau“ hat Max Rychner in sehr erfreulicher gerader Art die Seichtheit von Alfred Döblins „Wissen und Verändern“ aufgezeigt. Döblin antwortet im Augustheft der „Neuen Rundschau“, macht sich's leicht, unsachlich, nebenhin und fragt: „Was versteht ein reicher Mann aus Zürich von Dingen in Deutschland?“ — Solche rhetorische Frage wird — das weiß er gut — ihre Wirkung nicht verfehlen. Weil er reich ist, weil er in Zürich lebt, hat er zur Debatte der Geistigen nichts beizutragen. Er aber, Döblin selbst? Dies Bekenntnis seines Lebens fügt er an:

„Ich habe in Berlin die Gemeindeschule besucht, bin unter schweren Verhältnissen aufgewachsen, habe dreiundvierzig Jahre im Berliner Osten verbracht, nicht als Zuschauer, sondern als einer, der hier lebte, arbeitete und sich durchschlug. Ich habe viel gelesen, Geistes- und Naturwissenschaft, Philosophie und auch Karl Marx. Aber mein größter Lehrer ist dieses kleine Leben gewesen, waren die Fabrikmauern und diese Straßen und diese Menschen, deren Art ich kenne und zu denen ich selbst gehöre.“ —

Wie rührend, wie bewunderns- und lobenswert! Wirklich hier macht einer Ernst mit der Forderung, sich einzuschränken, sich zu bescheiden, in dieser großen Leidenszeit des Volkes schlichter und mitleidender Bruder der kleinen Leute im trostlosen Berliner Norden zu sein. Wirklich? —

Im Adreßbuch kann jeder nachlesen, daß der Herr Doktor Alfred Döblin am Kaiserdamm 28 wohnt, in der vornehmsten Bourgeoisgegend des Berliner Westens . . .

Reuchlin

**Was ein Waschzettel zuwege bringt**

Das Bemühen der Mediziner und Chirurgen um die Beseitigung der Geburtswehen ist zum heilbringenden Ziele gelangt. Der Eintritt des jungen Weltenbürgers ins menschliche Dasein wird keiner Mutter mehr Schmerz bereiten. Wie? Der Waschzettelschreiber des Brunnenverlags Willi Bischoff in der Wilhelmstraße hat die Lösung gefunden, den Fluch der Paradiesausstoßung von uns genommen. So zu lesen im Waschzettel- und Anzeigentext des neuen Romanes „Genossen“ von Felix Riemkasten: „Weder für noch gegen spricht hier eine Tendenz, die etwa grollend und wollend im Bereiche des Ungekonnten steckengeblieben wäre, sondern die Menschen in diesem klaren, wahren und sehr warm geschriebenen Buche über das Volk sind als vollkommen reife Früchte der Erkenntnis vom Baume gefallen.“

Und noch hat keine medizinische Fakultät dem, der's schrieb, den Ehrendoktor verliehen?

Reuchlin

# FÜNF MINUTEN PÄDAGOGIK

**Anna Freud / Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen.** Hippokrates-Verlag, Stuttgart. RM. 3.50.

Diese Vorträge, von der Tochter des Begründers der Psychoanalyse. vor Horterziehern der Stadt Wien gehalten, sollen Erziehern jeder Art eine erste Vorstellung von den Grundbegriffen der Psychoanalyse — Verdrängung, Reaktionsbildung, Ödipuskomplex, Analkomplex usw. — geben. Zu bezweifeln ist, ob der Familienstolz der Anna Freud, ihre Unduldsamkeit gegen alle Gegner ihres Vaters der rechte Weg dazu ist. Auf jeden Fall füllt das Büchlein eine Lücke in der pädagogischen Literatur aus; und bei aller Ablehnung ihrer Einseitigkeiten und Überspitzungen sollte man nicht die Bedeutung der Psychoanalyse für den nachdrücklichen Hinweis auf die Auswirkungen der allerersten Kindheitserlebnisse unterschätzen.

**August Messer / Pädagogik der Gegenwart. Alfred Kröner. 3.75.**
**Ein klarer, fachlicher Führer durch die chaotische Vielgestaltigkeit der modernen pädagogischen Bestrebungen und Probleme. Die objektive Art, in der August Messer allen modernen pädagogischen Richtungen — der Psychoanalyse, der Individualpsychologie, der Landschulheimbewegung, den Entschiedenen Schulreformern usw. — nach ihrer positiven und negativen Seite gerecht zu werden sucht, erzeugt in ihrer weltentrückten Unpersönlichkeit den Eindruck, als schaue der Verfasser von einem hohen Berge aus schmerzlich lächelnd den menschlichen Kämpfen zu.**
**Martha Muchow / Psychologische Probleme der frühen Erziehung. Verlag Kurt Stenger, Erfurt.**
**Ein sehr beachtliches Heft, das von der „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt" herausgegeben wurde und das auf die bedeutungsvollen, noch in weiten Kreisen des Volkes durchaus verkannten Einflüsse der frühesten Kindheitserziehung auf die Charakterbildung und Persönlichkeitsentwicklung hinweist. Auf der intuitiven Erziehungsweisheit des Volkes und den bildungspsychologischen Einsichten der natürlichen Erzieher fußend, nimmt es vor allem die Gedanken der Leipziger psychologischen Schule auf und zeigt die Bedeutung des Strukturbegriffs und des Entwicklungsgedankens für jede fruchtbare und für die praktische Pädagogik wirklich brauchbare Bildungspsychologie.**
**Elli Lehbert / Von der Liebe zu unseren Kindern. Ein nachdenkliches Buch für Alle. Verlag Ernst Reinhardt, München. RM. 2.80.**
**Es gehört schon ein gut Teil Ideologie dazu, das prächtige Mystikerwort: „Gott wird in der Kreatur auf eine wunderbare und unaussprechliche Weise geboren" als Vorwort vor ein Buch zu setzen, das die alles sexualisierende Freudsche Libidotheorie zur ausschließlichen Grundlage der gesamten Erziehung macht. Das „Buch einer Mutter für Mütter" . . . Arme Mutter, die in den Äußerungen kindlichen Lebens nichts als unterdrückte Triebkräfte, sexuelle Konflikte und Analkomplexe sieht! — Hans Pech**

# SPANNUNGEN IM MITTELMEER-GEBIET NACH DEM WELTKRIEG

VON PROFESSOR DR. PAUL HERRE

Mit alledem hatte sich die Lage der Dinge im Mittelmeer seit dem Kriegsende wesentlich verändert. Nicht nur daß die Interessengegensätze zwischen England und Frankreich zumal im Orient offen zum Ausdruck kamen: vor allem drohte die Aktivität Italiens die Machtverhältnisse von Grund auf zu verschieben. Gewiß erlaubte es die Ungleichheit der Kräfte Mussolini nicht, den von ihm beanspruchten Anteil an dem Kriegsgewinn bei beiden Partnern gleich nachdrücklich einzufordern. Wie die früheren demokratischen Regierungen war auch er genötigt, Lavierungspolitik zu treiben, und die Festsetzung des Verhältnisses der Flotten Englands und Italiens durch die Marinekonferenz von Washington (Anfang 1922) auf 5 : 1,75 wies ihn bei der geographischen Lage seines Landes ebenso auf die Anlehnung an das britische Inselreich wie der aufdringliche Imperialismus Frankreichs, das selbst oder mit Hilfe seiner Trabanten in Osteuropa eine Art von militärischer Diktatur auszuüben suchte. Tatsächlich wurde der lateinische Bruderstaat der eigentliche Widersacher Italiens, und wenn auch Mussolinis sprunghafte Politik die Linie im einzelnen verwischte, so zeichnete sich die Front gegen Frankreich doch immer deutlicher ab. Die Aktion auf dem Balkan und im Orient galt von vornherein kaum weniger Paris als Belgrad, und zumal in den Beziehungen zu Südslawien und Albanien spiegelte sich unmittelbar der Gegensatz gegen die französische Republik wider.
Aber die Zuspitzung des Verhältnisses zu Frankreich hatte zur Folge, daß Italien in eine wachsende Abhängigkeit von England geriet. An sich stand das britische Inselreich den italienischen Ansprüchen freundlich gegenüber, schon um der wertvollen Funktionen willen, die der Apenninstaat als Gegengewicht gegen Frankreich im Mittelmeer übte. Es ließ sich deshalb zu einer kolonialen Abtretung am Dschubafluß in Ostafrika herbei (Juli 1924). Durch den Notenwechsel vom 14. und 20. Dezember 1925 zwischen Rom und London über Einflußzonen in Abessinien ergab sich sogar eine Art von wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Freilich blieb diese auf dem Papier.
Die planvolle Paktpolitik Italiens auf der Balkanhalbinsel und im Orient stimmte selbst England allmählich bedenklich, und von der Befürchtung erfüllt, daß der ausbreitungshungrige und -bedürftige faschistische Staat mit seinen nationalen Ansprüchen den britischen Interessen am Mittelmeer vielleicht gefährlicher werden könnte als die bevölkerungsmäßig saturierte französische Republik, begann es, seinem Schützling gegenüber Zurückhaltung zu üben. Ja, es schloß sich im Sommer 1928 mit dem alten Ententegenossen zu einer neuen engen Interessengemeinschaft zusammen, in der das Frankreich Poincarés und Briands unbedingt das Übergewicht hatte.

Dieser Abschnitt ist dem von Professor Dr. Paul Herre verfaßten Werk „Weltgeschichte am Mittelmeer", das in der Sammlung „Museum der Weltgeschichte" erschienen ist, entnommen.



**LIGETI, Paul,** *Der Weg aus dem Chaos.* **Eine Deutung des Weltgeschehens aus dem Rhythmus der Kunstentwicklung. Georg D. W. Callwey. 22.—. Hier ein Probebild aus dem Werk:**

**BILDNIS DER GIOVANNA TORNABUONI von Domenico Ghirlandajo (1449—1494). Dieselbe körperhafte Auffassung der Natur — man beachte das Haar —, dazu aber noch strengeres Festhalten an der Dreieckskomposition und insbesondere an der Bildfläche. Das ganze Motiv ist mit der Bildfläche parallel gestellt.**

# ANMERKUNGEN ZU NEUEN BÜCHERN

**Rainer Maria Rilke / „Briefe aus den Jahren 1906—1907.“ Hrsg. v. Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Insel-Verlag.**

Schon bei der Besprechung des 1. Bandes der Briefe konnte darauf hingewiesen werden, wie bedeutsam es sei, daß wir aus den Briefen lesen, auf welche Weise es in Rilke vorgebildet lag, über Rodin nach seinem Sinne hinauszuwachsen. Die Briefe dieser kurzen Spanne Zeit nun, von Mai 1906 bis Oktober 1907, bringen deutlich das Charakteristische und Notwendige in der Entwicklung des Dichters: die Entfernung von Rodin und die Zuneigung zum Werk Cézannes. Das Dazwischen interessiert uns weniger — und eine große Reihe von Briefen sind an Freunde gerichtet, sind wirklich Briefe, sind wirklich Briefe und nicht mehr einfache Gefäße eines aus- und überfließenden Geistes. Sie sind wirklicher und tragen nicht mehr die Zeichen einer sklavischen Hingabe und Verehrung und damit Selbsterniedrigung wie im besonderen Falle Rodin. Rilke arbeitet — und es sind immer Briefe da, die den Empfänger um Entschuldigung bitten, weil der Absender so lange auf Antwort warten ließ, auch Briefe, die mitteilen, wie fern der Dichter jeder Beurteilung seines Werkes stand, wie er es nie fertig brachte, Kritiken nur anzusehen. In ihm wächst in diesen Jahren organisch das Gefühl des Arm- und Einsamseinmüssens um jeden Preis, um jedes Opfer. Es stimmt damit überein, daß er unbekannte, abseitige Orte Belgiens aufsucht, wie Furnes, und aufsuchen will, wie Saint-Pol-de-Léon oder Saint-Jean-de-Doigt in der Bretagne und Anacapri, daß er die „bürgerlichen Dinge von einer malerischen Tatsächlichkeit ohnegleichen“ schätzt wie Chardin's Flaschen, Äpfel und Firmenschilder, daß er sich mit Van Gogh beschäftigt und den Zeichnungen Rodins, die so ganz anders sind als seine Plastiken, daß er sich die billige Volksausgabe von Ibsen wünscht und den Regen empfindet, wie

man ihn empfinden muß, völlig ungerüstet und ganz nahe — man möchte sagen — in ihm. Er nimmt den Dingen und Erscheinungen die Eigenschaften und Gewalten, die ihnen die Menschen gegeben haben, er sieht alle, und auch die widerwärtigen, so wie sie sind, ohne Schrecken, ohne Freude, ihre Natur. Die „Wirklichkeit ins Auge fassen", wie man es damals dem russischen Volke sagen wollte, das war noch nicht alles. Vielmehr ist es das: „auf gewisse Dinge, was wir zu lernen haben: auf gewisse Dinge nicht acht geben, zu gesammelt sein, um an sie, an die man nie mit dem ganzen Wesen heran kann, mit irgendeiner empfindlichen Seite zu rühren . . . alles nur mit dem ganzen Leben fühlen . . ." Und zuletzt vor Cézanne weiß er, daß man auch über die Liebe hinauskommen muß, sie „aufbrauchen muß in anonymer Arbeit", daß so „reine Dinge entstehen, wie sie vielleicht keinem gelingen". Wie war es vorher?: „Ich ließ mich hinreißen von der Seele, welche von mir ausging, sie kam über mich mit ihrem großen übertriebenen Dasein . . . ich schritt näher und sah, sah nicht die Natur, sondern die Gesichte, die mir sie eingab. Wie wenig hätte ich damals vor Cézanne, vor Van Gogh zu lernen gewußt!" Die tiefe Erkenntnis des Schaffenden (weit von jeder ästhetischen Prätention, wie man sie ihm zumutete), die zum „Requiem" für Paula Becker-Modersohn führt, um derentwillen man viel persönliche Briefe dieses Bandes hingeben wird, nur nicht diesen, darin Rilke zwanzig Jahre vor seinem Tode (fast in der gleichen Nacht des endenden Jahrs) seinen mitternächtlichen Spaziergang in Capri beschreibt, ungeheuer hellhörig, ahnend und mythisch.

Siegfried Freiberg

**Prosa von Rudolf Alexander Schröder**

Eine Traumerzählung ist Rudolf Alexander Schröders neues Buch „Der Wanderer und die Heimat" (Inselverlag). Die Deutung des Traumes gehörte bis vor kurzem in das Gebiet des Aberglaubens. Heute hat sich die Psychoanalyse seiner angenommen, man achtet wieder auf die Träume, analysiert sie und findet bestimmte Deutungen im Sinne Freuds. Damit glaubt man diese Welt erschöpft, die Magie des Traumes liegt uns Heutigen so fern, wie sich die transzendente Schau aus unserem Weltbild verloren hat. Aus unserem Weltbild, nicht aus unserem Leben, denn was innewohnt, bleibt unverlierbar, nur wir sind blind geworden, wir haben die Sehkraft für das Transzendente verloren. Unser Gesichtskreis hat sich verengt, je erregter unser Leben in Tempo und Anspannung wurde. Wahrscheinlich verlangt unsere Zeit den begrenzten Blick — aber gut ist es für die anderen, zu wissen, daß einige sich die Schärfe des Auges bewahrt haben, zweigesichtig geblieben sind. Weil wir keinen Gebrauch mehr davon zu machen wissen, meinen wir, daß Fernsicht allem Leben überhaupt überflüssig geworden ist und wissen nicht, daß Dichtung mehr ist als Spiel und köstliche Seltenheit, daß ein Dichter wie Rudolf Alexander Schröder ebenso notwendig ist wie z. B. Politik. Nicht weil seine Dichtungen von erlesener Schönheit sind — daß sie es sind, ist beglückend —, sondern weil sie den Blick vom Allzunahen ablenken auf ein Fernliegendes, Hintergründiges, Metaphysisches. Wir würden Not und Widersprüche unserer Zeit leichter bewältigen, könnten wir bisweilen die Dinge transparent werden lassen vor unseren Blicken, daß sie ihre Geheimnisse, Beziehung und Rhythmus, uns preiszugeben gezwungen wären. Wenn früher Dichtungen Antworten waren, so scheinen sie heute sinnlos geworden, weil niemand da ist zu fragen. Ein Buch wie Rudolf Alexander Schröders Roman — es ist sein erstes Prosabuch — ist eine geheimnisvolle, dunkle Antwort, aber weil einer da ist, der antwortet, muß da nicht doch auch ein inbrünstig Fragender gewesen sein, der diese Antwort ausgelöst hat?

Es ist ein Traum, den Schröder erzählt, Kindheit und Heimat ist Ausgangs- und Endpunkt der Bilder; denn das ist keine fortlaufende Erzählung, Bilder sind es, abgerissen, lose zueinander geweht. Das einzelne Bild ist visionär mit der Kraft des Traumauges erblickt, eben deshalb wirkt alles so einmalig. Es ist unsere Welt, aber wir sehen sie neu durch das Auge dieses Dichters, er lehrt uns Blinde wieder sehen. Unauffällig gleiten die Bilder ineinander, wie eben nur im Traum. Sie zeigen uns auch nicht das ganze Leben, sie verschweigen viel. Sie führen uns selten und, fast will es uns scheinen, ungern ins Haus, aber dafür zeigen sie uns die Gärten mit ihrer unerschöpflichen Herrlichkeit, die unendliche Weite und Größe der Felder und Wiesen,

die hinter dem Hause liegen. Der Wanderer ist hellsichtig, wie wir es nur im Traume sind und erlebt wiederum unwirkliche, traumhafte Überraschungen. Und immer ist es so, als schimmere durch jedes dieser unsagbar schönen Bilder ein anderes herauf, so wie der Wanderer den Eindruck hat, als würde in den tief gelegenen, einsamen Marschwiesen ein etwas härterer Aufschlag eines Hufes der dort weidenden und mit ihren Fohlen glücklich spielenden Stuten „das dunkle, gurgelnde Wasser aus dem grünen Teppich hervortreten lassen". Der Wanderer weiß auch, daß „der Mensch eine ewige Unruhe um der Ruhe willen" ist, er will mit uns wandern, um uns hinabzuführen an die Brunnen der Heimat. Und sollte er wirklich den Heutigen unnötig erschienen sein, so wird er einmal verbindendes Glied einer künftigen Generation sein.

Marianne Wagner

**Barbra Ring / Klein Mette. Roman a. d. Norwegischen von Cläre Greverus Mjöen. Georg Müller Verlag.**

Wir wissen, daß Kinderbücher fast so schwer zu schreiben sind wie Tierbücher und daß das nur den Begnadeten gelingt. Die andren machen Miniaturen daraus, eine Liliputkunst, Vermenschlichung oder Verälterung. Und es ist seltsam zu sehen, daß dem Norden mehr von dieser Gnade geschenkt ist als uns. Wo sind nach dem Tode Friedrich Huchs bei uns die Lagerlöf, Gunnarsson, Marie Hamsun? Die Bengt Berg, Hauckland, Fönhuss? Und was steht bei uns unter dem Kapitel Verwirrung und frühes Leid? Es kann gegen die Pflege ausländischen Gutes viel eingewendet werden, aber zu einer Zeit, in der Alfred Döblin einen Literaturpreis an eine Frau wegen ihrer „erotischen Zügellosigkeit" verteilt, wollen wir uns dieses Buches doppelt freuen, das Barbra Ring uns nach ihrem „Peik" geschenkt hat. Hier wird die Geschichte eines kleinen Mädchens erzählt, dessen Mutter aus ihrer Ehe geht und dessen Vater in der Trunkenheit ins Wasser stürzt. Die Geschichte einer kleinen, leidenschaftlichen und glühend lebendigen Welt, an deren Rand die Gestalten der Großen ihre großen Spiele spielen, die doch soviel kleiner sind als die Spiele des Kindes. Eine Geschichte, die mit unbestechlicher Gerechtigkeit und der großen, wortarmen Liebe erzählt wird, die nur die Tiere, die Kinder und die Dichter haben. Mit jener Knappheit der Mittel und jener vorbildlichen Sparsamkeit der Hand, die ein Erbe der nordischen Erde zu sein scheinen, wo die Landschaft, das Schicksal und die Kunst nur mit ihren Konturen sprechen. Wo keine Zerfaserung ist und keine Überladung, keine Artistik und keine Schwüle der Atmosphäre. Wo ein Feld nichts als ein Feld und wo ein Schicksal schweigend und groß ist. Wo die Werte noch nicht zersetzt, das Seiende nicht aufgelöst, die Generationen nicht umgekehrt sind. Ein Buch somit, das das Größte schenkt, das geschenkt werden kann: die zweite Ebene, die hinter dem Sichtbaren liegt, und von der der Blick gleich weit zu Gott und zum Menschen hat, die Ebene der Weissagung, der Kunst und der Kinderseele. Ernst Wiechert

**Otto Brües / Der Walfisch im Rhein. Roman. Horen-Verlag.**

Dieser Kölner Roman aus der Inflations- und Besatzungszeit ist ein sehr achtbares und gepflegtes Werkchen. In geschicktem Querschnitt durch den menschlichen und sozialen Aufbau der alten, ehrwürdigen Metropole hat Otto Brües ein Fazit ziehen wollen und es ist ihm weithin gelungen. Zwischen dem patrizischen Geschlecht der von Achten und dem Schlepp-Kahn des Schiffers Drikkes, der eine prachtvolle Tochter hat, spinnen sich bunte Fäden. Junge Reporter machen ihre ersten Klimmzüge. Graphologie und Astrologie spuken hinein, echte Nachkriegsingredienzien. Der Ruhrkampf zuckt dazwischen mit bösen Scheinen. Kölscher Frohsinn indes und stromgeborene, reife Menschlichkeit verklären schließlich allen Wirrwar der Zeit und der Herzen.

Die Diktion des Romans, an Thomas Mann geschult, ist sauber und reizvoll. Dr. D.

**Nietzsches Werke, Auswahl in 4 Bänden. Mit einer Biographie von Karl Heckel, einer philosophischen Darstellung von Alfred Baeumler und Nachwort von Kurt Hildebrandt. Ausstattung von Prof. J. Wiemler. Bd. 1—3 je Mk. 4.—, Bd. 4 Mk. 4.80.**

Diese vierbändige Ausgabe der Werke Nietzsches will ein geschlossenes Bild seines Wesens und seiner Lehre vermitteln. In drei umfangreichen Bänden erscheinen die wichtigsten Einzelwerke aus seinen verschiedenen Schaffensperioden vollständig und ungekürzt, mit sämtlichen Vorworten und Nachträgen; der 4. Band bringt eine originale

Sammlung in systematischer Anordnung „Nietzsches Philosophie in Selbstzeugnissen“, ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Baeumler, die vor allem das Material zum „Wissen zur Macht“ und die sonstigen Nachlaßaufzeichnungen berücksichtigt. Die Biographie von Karl Heckel zeichnet in liebevollem Eindringen die äußeren Züge von Nietzsches Leben und schildert Entstehung und Inhalt seiner Werke. Die geschmackvolle Ausstattung der Bände entspricht dem Wert und der Bedeutung des Inhaltes. X. X.

**Bô Yin Râ / Das Gespenst der Freiheit.** (Kobersche Verlagsbuchhdlg., Basel) und **Das Mysterium von Golgatha** (Richard Hummel, Leipzig). Auch diese beiden letzten Werke des großen Weisen und Führers sind wieder, wie alle anderen Bücher von ihm, wertbeständige Literatur. Sein „Gespenst der Freiheit“ lehrt uns, dieses gefährliche Gespenst, an das unsere Zeit so blindlings glaubt, erkennend zu vernichten. Das ist der erste Schritt zur w a h r e n Freiheit, die wir nur im Bewußtsein „unserer ewigkeitsgezeugten Wirklichkeit“ erleben und besitzen. Dieses Buch ist dazu angetan, die Grundlage einer echten Reformation unseres Staats- und Privatlebens zu sein — ebenso wie das „Mysterium von Golgatha“ uns den Weg zurück zu den heiligen Quellen weist, an denen wir genesen werden wie die Kranken, die der „große Liebende aus Nazareth“ heilte. Denn Christus ist lebendig in diesem Buch, das einer der „Leuchtenden des Urlichts“ über einen „Leuchtenden des Urlichts“ schrieb. Wer die Gegenwart Jesu verloren zu haben glaubt, oder wer sie nie besaß, sei auf dieses Werk verwiesen, das zu den reinsten christlichen Büchern aller Zeit gehört.

H e r b e r t F r i t s c h e

**Verlaine. Deutsch von Martin Hahn.** (Würfel Verlag, Berlin.) Eine gute Auswahl der Gedichte des großen Poeten, aber fast alle Stücke viel zu wörtlich übersetzt. Sonette wie „Nevermore“ mit ihren vierfachen Endreimen können wir im Deutschen nur ungeschickt wiedergeben. Auch Hahn bringt hier nur das üble Geklingel zustande, das

wir schon von Schaukals Versuchen her kennen. Es wäre viel besser, wenn der Übersetzer mehr Wert auf die Wiedergabe des Inhalts und der für Verlaine so typischen Melodie („Musik! So lautet meine Lehre . . .") gelegt hätte, als auf die Kopie der Reimanordnung. Trotzdem ist das Werk, gemessen an den anderen Verlaine-Verdeutschungen, nur zu empfehlen. Einige Gedichte daraus, besonders die schalkhaften „Fêtes galantes", können sich durchaus neben dem Original sehen lassen. Ob allerdings Martin Hahns Verlaine-Nachdichtungen neben denen Paul Zechs, die hoffentlich bald erscheinen, standhalten werden, wage ich zu bezweifeln.

Herbert Fritsche

**Joseph Wittig / Michel Gottschlichs Wanderung. Eugen Salzer. 1.20.**

Allen denen, die Joseph Wittig, dem tiefsten und innigsten Theologen und Erzähler unserer Zeit, noch nicht begegnet sein sollten, darf geraten werden, mit seinem neuesten Büchlein zu beginnen, mit „Michel Gottschlichs Wanderung"; und die, die ihn kennen und den Inhalt der Gesamtausgabe in sich aufgenommen haben, werden von neuem sehen, wie der Dichter, immer derselbe und immer ein anderer, immer dasselbe sagt und sich doch nie wiederholt. Wittig verläßt hier die autobiographische Form und teilt uns eine Begebenheit mit aus dem Leben eines schlichten Mannes, der partout Rationalist sein möchte, aber von dem Mystischen so aufdringlich verfolgt wird, daß er es anerkennen muß. Wie alles, was von Wittigs Feder kommt, ist auch dieses Schriftchen voller Weisheit, und zwar der natürlichsten, die das, was man als Kind schon gewußt und inzwischen leider vergessen hat, von neuem weckt. So wird uns etwa das Ruchlose eines Satzes wie „Zeit ist Geld" ohne tiefsinniges Philosophieren aufgezeigt, und man lernt sie wieder wie im Traume erfassen, „sie, die doch ein Wunder ist, Geld aber nicht". Emanuel bin Gorion

**Grupe-Leon-Cornel Schmitt / Naturkundliches Bilderbuch. Heft 1: Am Waldesrand; Heft 2: Haus, Hof, Garten; Heft 3: Das Feld im Winter. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. Je RM. 2.90.**

Eine neue, vielversprechende naturkundliche Sammlung mit kurzem, anschaulichem Text und je etwa 70 bis 80 prachtvollen Aufnahmen nach der Natur, Bildern aus dem Leben der Pflanzen und Tiere in Wald und Feld und Garten, während der verschiedensten Zeiten des Jahres aufgenommen. Die Sammlung wird fortgesetzt, und die Bände, die für die nächste Zeit in Aussicht genommen sind (Laubwald, Nadelwald, Bach und Wiese usw.), versetzen jeden Naturfreund in gespannte Erwartung. Hans Pech

**Herman Hefele / Goethes Faust. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz), Stuttgart. Geb. RM. 5.80.**

Es ist ein glücklicher Gedanke von Herman Hefele, die Faustdichtung in engster Verbindung mit Goethes Leben zu behandeln. Die innige Verflochtenheit zwischen Goethes Biographie und dem Faust fordert eine historische Darstellung geradezu heraus, die geschichtliche Betrachtung der Entstehung, Entwicklung und Gestaltung der Faustdichtung erweist sich als „die beste Goethebiographie". So gelingt es Herman Hefele, die vollendete ideelle Einheit dieses Lebenswerkes Goethes zu erfassen, er verliert sich nicht an Einzelheiten, sondern er bringt den Sinn des Ganzen, die innere Konsequenz und Logik des Geschehens klar, übersichtlich und fest umrissen zum Ausdruck. Hefele ist ganz von Goethes Willen zum Objektiven beseelt; er hält sich in seinem Buche streng an die objektiv gegebene Wirklichkeit — in diesem Fall also an Goethes Leben und an den Faust — und er vermeidet jeden subjektiven Deutungsversuch. Man braucht ja auch beim Faust nichts hinzuzutun und hinzuzudeuten, es braucht nur der tiefere Gehalt aufgezeigt und auf das Wesentliche hingewiesen zu werden. Durch diese Selbstbescheidung, die allerdings mit einer tiefgründigen gedanklichen Durchdringung Hand in Hand geht, hat Herman Hefele eine klar gegliederte, einprägsame, von Glanz und Fülle, Tiefe, Weisheit, Ernst und herber Tragik des Faust erfüllte Darstellung geschaffen. Sein Buch weist eine ungewöhnliche Kraft der Verdichtung auf, wodurch Faust und das goethische Leben zum Mythos werden, zu einer

seelengeschichtlichen Entwicklung und seelenbildenden Erfahrung von „stellvertretender Bedeutung“.

Hefeles Buch ist nicht nur eine wertvolle Bereicherung der Goethe-Literatur, es ist darüber hinaus ein Werk, dem als Beitrag für eine sittliche, geistige und religiöse Sinn- und Zielgebung unserer Gegenwart weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Hans Heinrich Härlen

# BÜCHERBERICHT ZUM SOMMERENDE

Weil die anspannende Not dieser Sommermonate längere Abwesenheit nicht erlaubte, mußten lange gehegte, weitschweifende Pläne einer Reise durch die Schweiz und ins südliche Frankreich zurückgestellt werden und eine Art Pendelverkehr zwischen dem Berliner Arbeitstisch und einem traumverlorenen, geruhsamen Dörfchen im Fläming (diesem köstlichen Stück Waldeinsamkeit abseits vom quetschenden Wochenendbetrieb der Reichshauptstadt) zur Erholung genügen. Sie haben genügt, und es sind schöne Sonnentage gewesen, die abseits des Redaktionsstaubs in ungebundener Freiheit erlebt werden durften. Aber: der einmal ersehnte Sprung aus der Welt der immer in neuen Stößen sich türmenden Bücher radikal heraus konnte so nicht getan werden. Sie blieben immer da, ihnen wuchsen immer neue Zufuhren — und manchmal war es dann auch sehr schön, sie zu haben: bei Regentagen im Dorfwirtshaus oder nach dem erfrischenden Bad im Wiesenbach beim Faulenzen in der Sonne. — Erschütterndstes Erlebnis wurde der Roman Walter von Molos „Ein Deutscher ohne Deutschland“, der in fertiger Buchausgabe erst Mitte September erscheinen wird. Der liebenswürdige Verleger ermöglichte mir durch Zusendung roher Abzüge bereits im Sommer die Lektüre dieses Lebensromanes des großen Deutschen Friedrich List, in dessen bitterem und zähem Ringen mit all den hemmenden und klemmenden Instanzen und Machenschaften, Gemeinheiten und Eitelkeiten von Machthabern und Verantwortlichen, die das werdende Deutschland der ersten sechs Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts hindern wollten und hinderten, seinem großen Schicksal das eine umfassende Gefäß zu bauen, wir ein angreifendes Spiegelbild heutiger Zustände, heutiger Geisteskämpfe aufwühlend erkennen. Ich werde über dieses Buch, sobald es kaufbereit vorliegt, noch ausführlich sprechen. Molo hat nach einigen Jahren Schweigen hier mit schärfster Konzentration ein symbolisches Schicksal gestaltet und ein Abbild der ganzen ungeheuren Vielfalt Deutschland gegeben. In der bunten Fülle wechselnder Szenen des Buches treten uns fast alle wichtigen Dialekte deutscher Landschaften, vom Hamburger Platt bis zum Schwyzer Dütsch entgegen, und die Meisterschaft, mit der es Molo gelungen ist, die Schattierungen der Mundarten mundgerecht wiederzugeben, bestätigt äußerlich den Eindruck, der aus dem Inneren dieses gewaltigen Werkes wächst: die Not des ganzen Deutschland zittert hier, und der unerschütterte Glaube des ganzen Deutschland lebt in diesem Buch, zündet und zeugt! — Georg Schmückle, „Engel Hiltensperger“, der Roman eines deutschen Aufrührers (Strecker & Schröder, 10.—) liegt geschichtlich weiter zurück, entrollt den breiten Rahmen der Bauernkriege, ist aber ähnlich nahe unseren aufgewühlten Jahren deutscher Verzweiflung und deutscher Zerrüttung, deutschen Trotzes gegen des Schicksals schwere Schläge wie Molos Listroman. Schmückle gibt einen Geschichtsroman allerbesten Stils und großen Formats. Sein Hiltensperger wird vielen von uns sichtbar zum Streitkameraden werden. Und das für die weitere Entwicklung unseres Volkes verhängnisvolle Versagen Luthers vor der elementaren Volksbewegung der Bauernkriege wird schmerzlich bewußt. — Zu zwei Männern aus der Historie gesellt Max Mohr zwei Mannskerle unserer Zeit in seinem neuen Roman „Die Freundschaft von Ladiz“ (Georg Müller). Robust, derb, bajuvarisch und gesund, herzerfrischend natürlich erzählt Mohr und läßt den Leser überquellend selbst an dieser heidnischen Mannesfreundschaft mit teilhaben. Großartig die Hintergründe alpiner Landschaft. Prächtig die Frauengestalten, die neben und mit diesem Männerpaar leben; aber die letzten Seiten enttäuschen. Die beiden Kerls, die so männlich derb, so gesund und so naiv bubenhaft sind, erscheinen ganz besonderen Ranges, daß man ihrem Geschick und Lebenswandel auch einen besonderen Ausgang wünscht. Mich

jedenfalls hat's verdrossen, daß man sie zuletzt, am Ende einer heroischen Hochtour, ins irgendwo irgendwie Gemächliche zurückwandern sieht. Ich hätte sie umkommen lassen, denn das niedere Leben ist solchen Naturen schlimmer als der Tod. — Alternde Reife (goethesche zweite Jugendlichkeit) liegt über Wilhelm Schäfers „Haus mit den zwei Türen" (Georg Müller, 3.50) und den darin mit Biederkeit erzählten Liebeskämpfen zwischen dem sechzigjährigen Mann, seiner siebzigjährigen Frau und der sechsunddreißigjährigen Nichte, wozu sich die ländlich naive, etwas eitle Liebe zu einem Auto gesellt, der wir Jüngeren nicht ganz mehr zu folgen vermögen, weil uns schon selbstverständlich geworden, was hier noch mit strahlenden Augen gestreichelt wird. — Das Leben des Genies aus der Enge einer kleinen Stadt in die Weite der Welt hat uns meisterhaft im „Johann Christof" Romain Rolland erzählt. Schön, daß wir die ungekürzte Ausgabe der Jugendjahre jetzt in Ganzleinen für 3.75 kaufen und lieben Freunden schenken können. Vorbildlich, daß der Verlag Rütten & Loening diese verlegerische Tat unternahm und uns für bald auch die anderen Bände zu gleichem Preise verspricht. — Romain Rolland hat vor Jahren Panait Istrati entdeckt und in die Welt der Bücher eingeführt. Istrati erzählt die Geschichte einer herben Jungmännerfreundschaft in „Michail". Wie edles Blut auch unter verlaustem Dreck den Bruder im Geiste spürt, wie in einer einfachen Welt denkbarster Anspruchslosigkeit reinere und süßere Schönheiten des Daseins blühen als in aller Zivilisation, das ist hier jedem sehnsüchtigen Herzen les- und lebbar dargelegt. Und der heiligen Freundschaft junger Männer ist ein hohes Lied gesungen! — Desselben Istratis bei Piper soeben erschienene „Tage der Jugend" bleiben dagegen blaß, erscheinen fast etwas überflüssig, bleiben aber folkloristisch interessant. — Mit seinen früheren Werken schuf Bruno Brehm sich bereits einen guten Namen. Dieser junge Österreicher hat eine verblüffend vielgestaltige Plastik der Sprache, vorzügliche Beobachtungsgabe und einen volkhaft gesunden Humor. In seinem neuen großen Roman „Apis und Este" zieht er den Schleier von den Vorkapiteln der Weltkriegsentstehung. Die Atmosphäre der nationalistischen Verschwörung der Serben wird erschütternd deutlich. Wir erleben zitternd, wie Glied zu Glied sich fügt in der Schicksalskette Europas, die der kleine Fanatiker-Geheimbund eines kleinen Balkanvolkes unterm untätigen Zusehen der großen Regierungen schmiedet, und deren Folge der Weltkrieg wurde. Ein Stück dichterischer Zeitgeschichte, das jedes Herz ergreifen wird. — Der verstorbene Hugo Ball, enger Freund Hermann Hesses, ging in zerrütteter Zeit steil einsamen Weg der Verinnerlichung und der Rückverbindung mit der una sancta. Er war einer unserer besten Geister. In „Hugo Balls Weg zu Gott" berichtet seine Lebenskameradin Emmy Hennings-Ball von Stationen seines Lebensgangs (Kösel & Pustet). — Aus dem Nachlaß Hugo von Hofmannsthals bietet der S. Fischer Verlag einen Sammelband Aufsätze, Reden, Essays, Betrachtungen, zu deren Themen u. a. Goethe, Stifter, Grillparzer, Balzac, Max Reinhardt, der Journalismus, die Bühne, die Tanzkunst, die Gartenkunst gehören. Die Beiträge über die Sprache und die Landschaft sind vielleicht wertvollster Teil des gepflegt ausgestatteten Bandes, darin auf jeder Seite das tiefverwurzelte Deutschtum und das vornehme Wesen dieses geliebten Toten vernehmbar lebt. — „Corona", die erlesen schöne Zweimonatsschrift Hofmannsthalschen Geistes, hat den Verlag gewechselt. Sie erscheint jetzt bei R. Oldenbourg. Heft 1 des zweiten Jahrganges enthält u. a. Bindings wundervolle Goetherede und den ersten Teil einer Traumgeschichte von Hermann Hesse. — Im 250. Tausend erschien Diedrich Speckmanns „Heidjers Heimkehr" (Martin Warneck, 2.85). Dem Wesen der Landschaft und der Menschen, unter denen ich meine dörflich abgeschiedenen Sommertage verlebte, steht dieses Buch ganz nahe. Und solange solche Menschen in deutschen Landen ihr schlichtes Leben führen, wie es aus diesem Buche spricht, solange wird über alle Not hinweg der deutsche Weg ein Weiter stets finden und in dem, was das Schicksal gewährt, einem Begnügen und einem Erfüllen sich geben. — Ebenfalls für 2.85 ist das städtische Gegenstück Heidjers zu haben: Altmeister Wilhelm Raabes „Chronik der Sperlingsgasse" (G. Grote). Wie geruhsam war dieses alte Berlin, wie weit verloren ist uns diese bedachte Großvaterzeit — und wieviel Werte entdecken wir in ihr, die uns verloren

gingen! Und doch: gerade unseren Tagen kann die Raabewelt eine wohltuende Medizin sein. „Es ist eigentlich eine böse Zeit! Das Lachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil!“ Die Chronik fängt so an, und der sie schrieb, ist nun schon 100 Jahre alt. Gebe Gott, daß wir in der Chronik unserer „bösen“ Zeit auch so viel Überlegenheit und Lebenswitz zu finden vermögen wie dieser Raabe! — Nach dem Stoß der Romane ein paar Bände nüchterner Zeitzusammenhänge, einige Beiträge aus der Welt der Tatsachen. Ich empfehle als grundlegendes Werk zur Tributfrage, von der aus immer noch und weiterhin ein gut Teil europäisches Geschick bestimmt wird: „Die deutschen Tribute“, Zwölf Reden von Prof. Edgar Salin (Hobbing, 6.—). Tatsachen werden dargestellt ohne Schminke als Tatsachen, die sie sind. Und Wege der Lösung werden gewiesen ohne Ressentiment und ohne Illusion, aber unter dem Primat der Vernunft und des Geistes und vor der Warte der Verantwortung. Zur Besinnung und Einsicht eine Fibel, die ich auch den Staatsmännern in die Hand wünsche. — Theodor Lüddecke legt den ersten Band eines auf drei Teile geplanten umfangreichen Werkes vor: „Meisterung der Maschinenwelt“ (Menschentum und Möglichkeit). Der Verlag Paul List versucht mit diesem verdienstvollen Unternehmen die Erfüllung dessen, was Ford einmal forderte, als er schrieb: „Jeder denkende Mensch hat eine bestimmte Vorstellung, was sein sollte; aber was der Welt mangelt, ist ein sozialer und wirtschaftlicher Grundriß.“ Sprache und Stil des Werkes sind beglückend unliterarisch und zupackend grob, sachlich. Am Kurfürstendamm wird man über Lüddeckes Unbekümmertheit lächeln. Aber die deutsche Entwicklung wurde nie vom Kurfürstendamm her bestimmt. Literaten, Wirtschaftler und Pädagogen finden gleicherweise fruchtbare Anregungen für die Praxis ihres Tuns. Lüddecke schwätzt nicht, sondern er wirkt ins kleinste Alltägliche hinein. Hoffentlich gelingt ihm Fortführung und Vollendung des begrüßenswerten Werkes. — Der Literatenklüngel aber, der vielleicht mit einer Handbewegung Lüddeckes Darlegungen beiseite schieben will, schaue sich doch einmal Spenglers neues Bändchen „Der Mensch und die Technik“ an. Es kann bestimmt nicht schaden, daraus begründet und faßlich zu erfahren, wie nicht vom Hirn her allein, sondern gleicherweise von dem kunstvollen Gebilde der Hand her der Mensch seinen Weg in Unterscheidung von den anderen Geschöpfen dieser Erde begonnen hat. Was Technik bedeutet, wohin sie uns gebracht hat, und welche Haltung unser würdig, nun wir am Ende der technisierten Welt, am Ende der Herrschaft der weißen Rasse stehen, dies alles lese ein jeder in Spenglers sehr verführerisch geschriebenem Buche nach, nehme seine Thesen an oder schlage sich mit ihnen herum. Wie immer der Leser sich entscheide, das Generalthema unserer Epoche ist hier angeschlagen und wird von einem Virtuosen geistiger Disziplin interpretiert . . . Wenn ich mir klarmache, wie unvergleichlich viel wohler ich persönlich mich während der Wochen auf dem Dorfe gefühlt habe gegenüber dem lähmenden Stadtdasein, das so vielfältig menschliche Bewegungsfreiheit hemmt und auf seine Freizügigkeit so stolz tut: dann begreife ich ganz primitiv physisch, wie unerschütterlich recht Spenglers Deutung hat.

Karl Rauch

---

# DAS ENDE DES KAPITALISMUS

**Im Vergleich zum Vorjahr sind Bucherscheinungen politischen Charakters erheblich zurückgegangen. Auffällig ist, wie in der verminderten Produktion des zurückliegenden Halbjahres solche Arbeiten einen steigenden Anteil einnehmen, die sich um Sinngebung und Interpretation des Geschehens bemühen. Vom Geistigen her, d. i. letztlich aus höchster politischer Schau, hat die gegenwärtige Krisis unseres gesamten Daseins einige ganz große Deutungen erfahren, die bereits weiter führen als bloße Fragestellungen. Es seien nur zitiert Ziegler, Fünfundzwanzig Sätze vom Deutschen Staat, Freyer, Revolution von rechts, Diesel, Deutsche Wandlung, wie auch die Neuauflage seines „Weg durch das Wirrsal", Tritsch, Erneuerung einer Nation. Zugleich wartete das Staatsrecht mit einer Reihe neuer Versuche auf, fanden die wirtschaftlichen Vorgänge notwendige Kritik sowohl von sogenannten Fachleuten, als auch von dem gesunden Menschenverstand der Außenseiter, letztere mehr oder weniger abgestimmt auf „Krise des Kapitalismus", die jüngste Arbeit die von Friedländer-Prechtl. In der Publizistik fanden einen besonderen Widerhall die Aufsätze Ferdinand Frieds in der „Tat", die soeben in einem Buch zusammengefaßt erschienen sind. Leider, muß man sagen, denn die Veränderungen, die mit den Aufsätzen vor sich gegangen sind, dadurch daß man sie zusammenstellte, beeinträchtigen die ursprüngliche Wirkung in auffallender Weise. Es ist richtig, was in diesem Zusammenhang Carl Rothe in Nr. 32 der „Politischen Wochenschrift" über die Friedschen Arbeiten schreibt:**

„Sie versuchten aus der Vielfalt und Unübersichtlichkeit der Tagesereignisse, vor allem der wirtschaftlichen, das Wesentliche zu geben und in ihnen eine Richtung zu sehen. Sie waren ad hoc geschrieben, sie wollten so verstanden sein, wie auch ihre gelegentlichen Informationen im guten Sinne journalistische Treffer waren. Sie hatten den Mut zu einer höchst persönlichen Deutung und das Verdienst, in einer Art von Vorbereitungsfeuer die Erkenntnis zu bekräftigen: Krise des Kapitalismus. Daß sie für den Tag geschrieben waren, immer wieder an die aktuellen Vorgänge anknüpften und sich an ihnen orientierten, daß sie deshalb auch — im besten Sinne — erfrischend „ungeistig" blieben und sich mit Recht um „Weltanschauung" nicht bekümmerten, war ihre Rechtfertigung, vermutlich auch ihr Erfolg. Infolgedessen ließ sich auch bei der Lektüre über vieles hinweggehen, über den oft störenden Stil des raschen Schreibmaschinendiktats, über die Tatsache, daß manches von andersher aufgelesen war, über Ungenauigkeiten, zumal in Zahlenangaben, die gelegentlich ein bißchen happig vergewaltigt waren — Verbände leisten sich hierin unter dem fadenscheinigen Gewand der wissenschaftlichen Exaktheit viel schlimmere Dinge —, wie auch über das schwache Fundament von Einzeldarstellungen — das schwächste hiervon der Artikel über die großen Vermögen —, über all das ließ sich hinweglesen. Den Arbeiten war das Glück beschieden, hinter gepolsterte Direktions- und Verbandszimmer zu dringen, wo man sich allzulange in liberalem Optimismus schaukelte, und mancher Glaube an das allein seligmachende laisser faire hat von dort her einen ersten Stoß erhalten. Das sind Verdienste, wenn man will, ein erfolgreiches Stück echter Journalistik, ja auch Politik."

„Jetzt liegen die Aufsätze, gesammelt und redigiert, als Buch vor mit dem Titel „Ende des Kapitalismus". Alles das was ihre Schwächen rechtfertigte zum Vorteil einer beständigen, aus der Fülle sich überstürzender Ereignisse greifenden Aktualität, ja was solche Mängel um des spontanen Eindrucks und der unmittelbaren Verarbeitung willen verlangten, wirkt sich zum Nachteil der Bucherscheinung aus. Die Elastizität ist dahin, es ist eine literarische Sache geworden, und nicht die beste. Was im Aufsatz spontan und lebendig, wirkt im Buch oberflächlich, was dort aggressiv und unbekümmert, ist hier rechthaberisch, was dort ein spannungsvolles Fluidum verriet, wird hier zur Literatur, was im Aufsatz vollendete Skizze, ist hier ein unbefriedigender skizzenhafter Torso. Ein „Kommunistisches Manifest" auf 265 Seiten ist ein Unding."

**Der entscheidende Akzent der Kritik wird in die Frage gelegt: Wie weit kann man ein und dasselbe Thema immer wieder variieren, ohne an den Punkt zu gelangen, da die Monotonie des Trommelns notwendigerweise den politisch-pädagogischen Effekt aufheben muß, und wie weit kann überhaupt der politische Mensch Dinge noch literarisch verarbeiten, die zwar als Ziel konkret gedacht sein können, die aber auszusprechen den Charakter „einer ins Leere verlaufenden Romantik des intellektuell Interessanten" (Max Weber) annehmen müssen? Rothe sieht diese allerdings schwer ziehbare Grenze in den letzten Aufsätzen Frieds überschritten und meint:**

„. . . schon besteht hier die Frage, ob man das noch so hinschreiben darf. Was er (Fried) über Außenpolitik sagt, ist eine literarische Phantasie. Er spricht von einer Erschließung des gesamten südosteuropäischen Raumes, gewiß — muß sich aber selbst gleich einschränken, dafür wäre „Voraussetzung freilich ein ähnlicher grundlegender staatlicher und sozialer Umbau im Südosten" wie in Deutschland. Voraussetzung allerdings, leider nicht so ohne weiteres von uns zu bestimmen und so ohnehin zu erreichen, so wenig wie „die Einbeziehung der halbasiatischen und asiatischen Gebiete in einen neuen Wirtschaftsraum". Exkursion eines literarischen Utopismus — nicht weil es gedacht ist, sondern weil es geschrieben wird, weil man sich eine politische Wirkung davon verspricht, indem man es zu Papier bringt. Denn hier steht man vor der Entscheidung, darüber nicht mehr schreiben zu dürfen, immer vorausgesetzt, daß man politisch mehr will, als eine Monatsschrift zu füllen."

Wirkten die sich immer und in jedem Heft wiederholten Selbstzitierungen Frieds in den Heften der „Tat" schon peinlich, so wird mit der Herausgabe dieses Sammelbuches seine Geschwätzigkeit im vermeintlich Positiven weit gefährlicher, als sein früheres destruktives Schreiben und Panikmachen vielfach schien. Zum Wirkenwollen gehört auch und vornehmlich Schweigenkönnen Oder will auch der „Kreis der Tat" nicht mehr als einen politischen Salon? Reuchlin

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.**

### Romane und Novellen

**Geißler, Horst Wolfram, Die Dame mit dem Samtvisier. Hugendubel. 5.60. Ein Stück europäischer Politik aus der Rokokozeit wird mit diesem Lebensroman der Herzogin Maria Anna von Bayern entrollt.**

**Holländer, Felix, Ein Mensch geht seinen Weg. Ullstein. 4.50. Der letzte vollendete Roman des vor kurzem gestorbenen Autors.**

**Kromer, Heinrich Ernst, Zigeunerfahrt. J. P. Bachem. 6.70. Ein köstliches Buch ist die Vagabundenerzählung dieses Jungen, der aufbricht, um nach Spanien zu wandern, in München landet und dort seine ersten zaghaften Schritte als Kunstjünger versucht. Freilich muß er dem Leben schweres Geld zahlen, aber reicher an Begegnungen und Erlebnissen, an Menschenkenntnis und Verständnis und reifer kehrt er, nachdem er sich behauptet hat, zu seinem Vater heim.**

**Meisner, Michl, Burschen in Sonne und Wind. Roman einer neuen frohen Jugend. Drei Masken. 4.80. Studenten in Würzburg. Sturm und Drang heutiger Jugend, die ihre Probleme wie Werkstudententum, Parteipolitik usw. ernst nimmt und in Debatten Klärung sucht, die aber auch froh und gesund wie jede Jugend ist.**

**Schäfer, Wilhelm, Das Haus mit den drei Türen. Georg Müller. 3.50. Ein schöner Frühsommer in der Schweiz, Berge und Sonne machen die drei Menschen froh und leicht, heben sie aus ihren gewohnten Bindungen und stellen sie in neue Ordnungen. Liebe verwirrt sie und läßt sie in neuen Beziehungen sich wieder finden, junge, übermütige Liebe reifer Menschen.**

### Biographien, Briefe

**Gunther, Heinrich Brüning, Berliner Kommissionsbuch. Kart. 1.40. Die erste**

Lebensbeschreibung des Reichskanzlers dürfte in breitesten Schichten reges Interesse erwecken.

Briefe des Francesco Petrarca. Eine Auswahl, übersetzt von Hans Nachod und Paul Stern. Verl. die Runde. 18.—.

Fehse, Wilhelm, Im Spiegel des alten Proteus. Wilhelm Raabe als Seher unserer Zeit. Zum 100. Geburtstag Wilh. Raabes. Verl. Dt. Rundschau. Halbleinen 4.60.

Freiherr v. Stein, Briefwechsel, Denkschriften und Aufzeichnungen, bearbeitet von Erich Botzenhardt. Heymann. Jeder Band 25.—, Subskriptionspreis bis 30. September je 20.—. Das Werk erscheint in sechs Bänden zu je 40 Bogen etwa. Bd. I wird im August ausgegeben, das Gesamtwerk wird Anfang 1933 fertig vorliegen.

Olzon, Gösta, Ivar Kreuger, der Weg zum Weltbankier. Übersetzt von Ernst Ball. Grethlein. Erscheint demnächst, etwa 10.—.

### Politik und Wirtschaft

Kautsky, Benedikt, Reparationen und Rüstungen. Heß & Co. 4.80.

Wilhelm, Dr., Staatsminister a. D., Volk im Dienst. Wesen und Wirkung der allgemeinen Arbeitspflicht. Ein deutscher Sieben-Jahr-Plan. List-Verl. 5.80. Dem schwersten deutschen Problem, dem der Arbeitslosigkeit, sucht der Verfasser mit überparteilicher, ernster Verantwortung eine Lösung zu geben durch die — auch bereits von ihm gesetzgeberisch formulierte — Einführung der Arbeitsdienstpflicht.

General Landwehr, Hunger. Die Erschöpfung der Mittelmächte 1917/18. Amalthea-Verl. 8.00. Die Ernährungsfrage 1917, der Hunger, der die Widerstandskraft lahmlegte, all das, was im Land die Kriegführung erschwerte und bedrohte, wird hier aufgerollt und ins Gedächtnis zurückgerufen.

### Brennende Zeitfragen

Reichenbach, Hans, Ziele und Wege der heutigen Naturphilosophie. Meiner. 1.80. Das Programm der neuen, naturphilosophischen Richtung, in kurzer, übersichtlicher Form dargestellt.

Sandt, Emil, Das Trio: Religion — Moral — Technik und Gott. Wollermann. 5.75. In einer Umwertung aller Werte sieht der Verfasser das Mittel, den verfahrenen Wagen wieder flott zu machen, das Verhängnis vom Schicksal des deutschen Volkes abzuwenden.

Tillich, Paul, Protestantisches Prinzip und proletarische Situation. Cohen. Geh. 1.50.

Tritsch, Walter, Erneuerung einer Nation. Alfr. Protte. 5.00. Ein ernster Versuch, die Einheit zwischen deutschem Staat und deutschem Volk herzustellen.

### Dramen

Angermayer, Fred A., Achtung! — Parade. Drama in drei Akten. Cotta. Kart. 2.80. Einer der ungeheuren Soldatenfriedhöfe Nordfrankreichs bildet den Hintergrund des Geschehens und wird in seiner grauenhaften Eindringlichkeit zum Symbol.

Reinhardt, Ludwig, Problematik. Drama. Amalthea-Verl. 4.00. Ein Spiel der Nachkriegsgeneration.

### Volksausgaben

Raabe, Wilh., Die Leute aus dem Walde. Klemm. 2.85.

Billige neue Ausgaben des Zsolnay-Verlages: Galsworthy, Die Ersten und die Letzten. Kart. 2.50. — Werfel, Kleine Verhältnisse. Kart. 2.50. — Zarek, Begierde. Kart. 6.—.

### Neue Reiseführer

Die Fiba-Bummel-Bücher. Bisher erschienen: Venedig, deutsche Ausgabe, illustr. mit alten Stichen. Lein. 5.60. — Dito, englische Ausgabe. Leinen 6.80. Fiba-Verlag. — Die Reihe wird fortgesetzt. — Grieben, Grenzlandführer für die wandernde Jugend. Zunächst erschienen: Ostpreußen. Rheinische Grenzlande. Jeder Band kart. mit 20 Zeichnungen 2.—.

Baedeker, Paris und seine Umgebung mit Reims und Verdun. 19 Karten, 44 Pläne und Grundrisse. 12.—.

### Verschiedenes

Der 87jähr. Lujo Brentano, Neffe von Bettina von Arnim und Clemens Brentano, gibt demnächst im Eugen Diederichs-Verlag in Jena seine umfassenden Lebenserinnerungen heraus, die neben den Familienerinnerungen vor allem sein Wirken und seinen Kampf um die sozialpolitische Entwicklung Deutschlands enthalten, von den 1860er Jahren bis zur Gegenwart.

**Hanselmann, Heinrich, Geschlechtliche Erziehung des Kindes.** Rotapfel-Verlag. Kart. 1.30. Ein ausgezeichnetes Hilfsbuch für Eltern und Erzieher.

**Hürlimann, Martin, Die Schweiz.** Der neue Band der schönen Reihe „Orbis terrarum" im Atlantis-Verlag. 26.—. 288 ganzseitige Bilder in Kupfertiefdruck. 56 Seiten Einleitung und Erläuterungen zu jedem Bild.

**Nietzsche, Friedrich, Die Unschuld des Werdens.** Der Nachlaß, ausgewählt und geordnet von Alfred Baeumler. Kröner. 2 Bände je 3.75, in einem Dünndruckband zusammen 11.—. Entscheidend wichtig für jeden Nietzsche-Leser ist der umfang- und aufschlußreiche, bisher unveröffentlicht gebliebene Nachlaß Nietzsches. Eine große Lücke in der Nietzsche-Forschung hat sich damit geschlossen.

**Wolf, Dr. Georg Jacob. Verlorene Maler-Romantiker.** F. Bruckmann. Volksausgabe. Kart. 3.80. In guten Reproduktionen sind die Bilder wiedergegeben, die dem Brand im Münchner Glaspalast zum Opfer fielen. Bilder von Moritz von Schwind und Ludwig Richter, uns seit unserer Kindheit vertraut, finden wir darin, ebenso Caspar David Friedrich und Runge und viele andere. Es ist ein unersetzlicher Verlust am deutschen Volksgut uns durch diesen Brand geschehen.

**Das Buch von Deutschland.** Eines der bedeutendsten Bilderwerke ist Kurt Hielschers mit 280 ganzseitigen Bildern aus allen Teilen des Deutschen Reiches versehenes Buch mit dem vielversprechenden und verpflichtenden Titel „Deutschland". Der Untertitel „Landschaft und Baukunst" besagt, welcher Art die Bilder Kurt Hielschers sind. Bisher sind von dieser einzigartigen photographischen Schöpfung nicht weniger als 136 000 Stück verbreitet. Wie wir erfahren, veröffentlicht Hielscher jetzt eine neubearbeitete Auflage seines Buches, die, in bestem Kupfertiefdruck ausgeführt, in manchem die früheren Auflagen noch übertrifft. Gerhart Hauptmann hat ein von dichterischer Einfühlung getragenes Vorwort beigesteuert, und von Hans Thoma, dem das Werk gewidmet ist, enthält es den letzten handschriftlichen Brief in Faksimile — ein erschütterndes Dokument aus den letzten Tagen des greisen Künstlers. Thoma ruft an einer Stelle seines Briefes dem artverwandten Meister der Schwarz-Weiß-Kunst begeistert zu: „Das ist ja das Bildnis meiner herzlieben, meiner deutschen Heimat, über der die deutschen Seelen ihre ewigen Reigen schwingen!" Das Deutschlandbuch erscheint von jetzt ab im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Ganzleinen 24.—, Halbleder 28.—, Schulausg. 25.—.

Herausgeber u. Schriftleiter: Karl Rauch, Berlin W 15, Lietzenburger Str. 38, I. Ruf Oliva 7098. Besuche nur bei vorheriger Anmeldung. Manuskripte und Anfragen ohne Rückporto Papierkorb. Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin. Postscheck 50887 Berlin. Verantwortlich für Pädagogik: Hans Pech, Dessau/Anhalt; für Auswahl neuer Bücher: M. Wagner. — Der „Bücherwurm“ erscheint im allgemeinen jeden Monat. — Druck von Ernst Mauckisch, Freiberg, Sa. — Verleger f. Österreich: Büchervertriebs- u. Verlags-Gesellschaft m. b. H. Herausgeber und Schriftleiter: Karl Stein, beide Wien 8, Langegasse 3, Fernruf A 28—3—95 A 378 04.

DER BÜCHERWURM

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 • 16. Jahrgang • Heft 11

# À PROPOS „LADY CHATTERLEY"

MARTIN RASCHKE

D. H. Lawrence, der unlängst verstorbene Dichter, schrieb einen Roman „Lady Chatterley und ihre Liebhaber". Die englische Originalausgabe wurde mühselig in einer kleinen italienischen Druckerei gesetzt, in der niemand englisch verstand. Das Erscheinen des Buches rief in England und Amerika den gewohnten Entrüstungssturm hervor. In Deutschland wagte E. P. Tal nur eine subskribierte Ausgabe.

Was wird in einem solchen gehetzten Buche dargestellt? Es ist die Geschichte einer Lady, die unbefriedigt bleibt von ihrem Manne, einem kunstbeflissenen Hinkemann, und erst nach manchen Umwegen in der Liebe zu einem Förster völlig zur Frau erwacht. Sie lebte in einer Gesellschaft von Larven, die nur noch die Gebärde des Lebens hatten, nicht aber das Leben. Ihr Handeln stand nirgends in einem lebendigen Verhältnis zu ihrem Denken, fremd waren ihnen Hände und Geschlecht. Die Natur? Sie ist nur noch ein Objekt der Ausnutzung, eine Weide, oder, wenn es schlecht geht, eine rührende Kulisse, vor der sie ihre beziehungsarmen Gespräche führen. Darin protzen sie mit ihrer Leere, gefangen in der Öde der Zivilisation. Was ist Liebe mehr als ein Gesellschaftsspiel, bestenfalls ein Sprungbrett ins Geistige? Man erinnert sich nicht gern an die Nächte, sie gehören einem anderen Menschen. Und wir begreifen diese Frau, die es in diesem Treibhaus der Perversionen nicht leidet, wo alles fruchtlos sich selbst befriedigt. Nicht Langeweile oder die Sehnsucht nach Abenteuer führt sie, sondern das Leben, das jede Frau dorthin zu gehen zwingt, wo sie fruchtbar werden kann.

Die Liebe dieser zwei Menschen wird uns geschildert, alle Stationen ihres Zueinanderfallens, Beischlaf und Sattsein. Nichts verbirgt Lawrence vor uns, nie läßt er den beliebten Vorhang fallen. Es scheint mir sogar, als zöge er den Vorhang an allen den Stellen, wo er bisher mit Ausnahmen zu fallen pflegte, besonders weit auf. Die Liebesszenen sind naturalistischer aufgefaßt als andersgeartete Abschnitte des Buches. Es widerstreiten sich zwei verschiedene Techniken des „Weglassens". Um ein verwandtes Beispiel zu nennen: es ist künstlerisch unmöglich, Menschen in einem Roman naturalistisch sprechen zu lassen,

solange man die Vielfalt ihrer Bewußtseinsvorgänge und ihr theoretisch unbegrenztes Milieu stilisiert und stilisieren muß. Wirkliche Menschen reden nie so auffällig, so „menschlich“, wie sie es in naturalistischen Romanen zu tun pflegen, wo das mehr oder minder stilisierte Milieu die Zufälligkeiten ihres Ausdruckes zu deutlich erkennen läßt. Menschen lieben sich auch nie so „auffällig“, wie es Lawrence darstellt. Er hat verschiedene Grade von Realismus innerhalb eines Werkes angestrebt; das verzerrt oft die wirklichen Proportionen.
Doch Lawrence wollte vor allem wirken. Es ging ihm darum, eine Erkenntnis, die ihm wichtig für alle schien, plakatmäßig zu illustrieren. Aber das Gleichnis, das er für sein Wollen fand, überzeugt weniger als sein Wollen. Deshalb möchte ich sagen, daß seine Broschüre „à propos Lady Chatterley“ mir wesentlicher erscheint als der Roman, der allzu offensichtlich in Kern und Schale zerfällt. Denn es ist kaum der Grad von Intensität erreicht, wo diese illustrierenden Menschen gänzlich mit ihrer „Rolle“ verwachsen, wo sie nur noch Menschen aus sich und für sich sind. Wie Lawrence ihre ungebrochene Liebe mehr aus Sehnsucht, denn aus einem körpererfüllten Sein schuf, so scheint sich auch ihre Sinnlichkeit zu einem Teile noch aus dem Protest gegen die unsinnliche Öde ringsum herzuleiten. Sie bleiben sentimentalische Menschen, die das retour à la nature noch nicht vergaßen, und nicht immer gelingt es ihnen, die Gebärden des Naiven auf einer höheren Ebene des Bewußtseins zu wiederholen. Solche und ähnliche Gründe hätte eine Kritik gegen dieses Buch anführen können, nie aber den Vorwurf der Schamlosigkeit, wie es tausendfach geschah. Lawrence kämpft ja im tiefsten nicht um eine größere Betonung des Sinnlichen gegenüber dem Intellektuellen; es geht ihm um die bedrohte Einheit des Menschen. Er fordert nicht Sinnlichkeit vom Menschen (das wäre unsinnig), sondern Ehrfurcht vor der Sinnlichkeit, das aber heißt weder ihre Unterdrückung im Denken, noch ihre Banalisierung. Der Mensch reicht von den Zehen bis zum Kopf, er hat Geschlechtsteile und Augen, Lippen und Hände, dessen sollte er sich nicht schämen; tief reichen seine Wurzeln in die Geschichte des Lebens, und er trinkt aus den gleichen Gründen, wo Frühling und Winter sich vorbereiten. Doch nach wie vor sind einzelne Körperteile tabu, und die Darstellung ihrer Funktionen überläßt man der Pornographie. Die Bürger verwechseln gern, daß Ehrfucht nicht mit Verschweigen gleichzusetzen ist, sondern eine Qualität der Darstellung sein kann. Ist es nicht für jeden geraden Menschen, herausgelöst aus der Tradition, unverständlich, warum man sagen darf, daß die Brust einer Frau schön sei, ihr Mund oder der Schwung ihrer Hüften, daß der aber, der die Form eines Hintern schön nennt oder ein männliches Geschlechtsteil, obszön gescholten wird und unter Ausschluß der Öffentlichkeit schreiben muß? Wir sind mit Lawrence einig, daß es keine menschlichen Vorgänge geben darf, die sich der Darstellung durch den ehrfürchtigen Menschen entziehen, und daß es keine Wörter gibt, die er nicht gebrauchen dürfte, wenn es eine künstlerische Notwendigkeit erfordert. Daß wir noch keine genügende Sprache zur Darstellung körperlicher Vorgänge haben, ist kein Gegengrund. Ein Schattendasein durch viele Jahrhunderte hat diese Gebiete der Sprache entarten und verkümmern lassen. Warum aber sollten Begriffe peinlich und verpönt sein, die menschliche, herrliche Vorgänge meinen? Da sind die Betschwestern gekommen, haben die Hände vor die nicht vorhandene Brust geschlagen und empört geschrieben, dieser Lawrence erniedrige den Menschen in ihnen, der sich mühsam genug aus den Fesseln der Geschlechter emanzipiert hätte, erniedrige die Frau wieder zu einem „dumpfen Ge-

schlechtswesen". Wohl dem, der noch „erniedrigt" wird, wohl dem, der noch Augenblicke erlebt, in denen er nicht weiß, wo er endet, in denen er Frühling oder Herbst wird, Jahreszeit, wie alles ringsum. Denn jeder kann sich als Mensch nur erfüllen, indem er den Weg des Mannes oder der Frau zu Ende geht. Wieviel ist schon ein „Menschentum" wert, das an Atavismen verloren ginge, wenn es einen Mann über sich erdulden mußte. Es gibt kein drittes Geschlecht. Nur Mensch sein zu wollen ist eine Sackgasse.

Ich glaube, die Zeit ist vorüber, wo wir allzu stolz auf unsere Städte, auf unsere Werften und auf unser künstliches Licht sein durften und diesem Stolze bedenkenlos opferten. Die Zeit des Raubbaues an der Natur des Menschen geht zu Ende. Wir sind keine Nomaden mehr, wir sollten auch unserem eigenen Körper gegenüber nicht die Gefühle eines Nomaden für sein Weidestück haben. Er kann es verlassen, ein Volk aber ist angewiesen, mit sich zu wirtschaften oder zugrunde zu gehen. Das hat nichts mit einem Pazifismus mit der Natur zu schaffen, wie Oswald Spengler neulich solchem Denken vorwarf. Die Etappen der europäischen Menschheit drohen zerstört zu werden. Niemand kann sich von der Natur eliminieren, ohne zu sterben, ein Volk noch weniger als der Einzelne. Wir können uns nur mit der Natur ein größeres Leben über eine Generation hinaus sichern.

Denn auch uns bestimmen nach wie vor die Gezeiten des Himmels, des Meeres und der Erde, mögen wir auch zwischen sie und uns alle unsere Lampen gehängt haben, damit wir die Düsternis nicht spüren, die in der Ferne uns umgibt. Wir wollen keinen ohnmächtigen Frieden schließen, aber wer wird auf die Dauer gegen Windmühlenflügel kämpfen wollen, solange der Wind weht. Wir haben nichts gelernt als einige Gesetze anzuwenden, die wir nicht begreifen, und es ist nach wie vor an uns, ehrfürchtig zu sein, ehrfürchtig vor dem Leben um uns und in uns, das uns zwingt, uns als Mann oder Frau zu erfüllen, das uns erregt mit seinen Jahreszeiten, solange wir leben. „Niemand kann die Krokusblüte auslöschen', schreibt Lawrence, niemand außer dem Leben, das sie einmal durch andere Formen ersetzen wird. D. H. Lawrence hat manches von der deutschen Jugendbewegung gelernt, die er durch seine Frau, eine Deutsche, kannte. Wie sie kämpfte er für die Einheit des Menschen, für einen neuen Zusammenklang alles Handelns und Denkens, wie sie ersehnte er die „Rückverbundenheit" mit der Erde. Doch es gibt kein Zurück, wo Zusammenhänge verloren sind. Niemand kann sich wieder in den Kreislauf alles Lebendigen einschalten, niemand kann Ehrfucht vor Kräften lernen, die er nicht mehr in sich tätig empfindet. Die Zeiten einer heidnischen Kirche, wie sie Lawrence plante, sind vorbei. Wir wollen uns hüten, unsere Sehnsucht mit wirklichem Sein zu verwechseln. Die Zukunft eines Volkes liegt nicht bei den Einzelnen, sondern bei dem Leben; es bleibt uns nicht viel mehr, als dieses Leben zu segnen. Wenn sich aber jeder besänne, was es bedeuten kann, Mann oder Frau zu sein, und daß auch in ihm laut das Herz alles Lebens schlägt, dann sind auch solche „vergebliche" Thesen zumindest für den einzelnen nicht vergeblich gewesen.

---

Der Roman D. H. Lawrence „Lady Chatterley und ihre Liebhaber" erschien in einer Subskriptionsausgabe (20.—) bei E. P. Tal & Co.; im selben Verlag auch die Broschüre „A propos Lady Chatterley".

# LIST, DER DEUTSCHE, BEI DEN SCHWEIZERN

## WALTER VON MOLO

Sie waren in der Mitte des Vierwaldstädter Sees. Ruhig schwamm der Kahn auf der wundervoll glatten, sonnebestrahlten Fläche, in der sich die grünen Berge spiegelten.

Der Anblick der Landschaft, die Ferne, die friedlichen Ufer beruhigten Follen nicht. Er redete:

„Jedes Volk schließt mit seiner Regierung einen Vertrag. Das Volk überträgt seiner Regierung seine Rechte und Pflichten. Für diesen Vertrag zahlt und blutet es. Jede Übertretung dieses Vertrages ist Hochverrat; befreit den anderen von seinen Verpflichtungen, treibt ihn in den berechtigten Zustand der Notwehr! Wer sich gegen eine vertragbrüchige Regierung erhebt, ist kein Revolutionär; die Revolutionäre sind immer die Regierenden, darum müssen sie niedergeworfen werden. Wer sich gegen eine Regierung erhebt, die ihre Menschenpflicht verletzt, stellt die göttliche Ordnung wieder her. . .!"

Mit unbeweglichen Gesichtern hörten die Schweizer aufmerksam zu. List saß ohne Teilnahme, er hatte wieder ein Schreiben, diesmal aus Graubünden, bekommen: ‚Wir verleihen keinem Deutschen, gegen den seine Regierung ist, unser Bürgerrecht.' Wieder nichts. Und dort wär's so billig gewesen, hätte das Leben wenig gekostet! Hätte, hätte! . . . Die Stunden, die er an einer Privatschule gab, gingen zu Ende, die Druckerei, an der er sich mit seinem letzten Geld beteiligte, warf keinen Gewinn ab, und Stuttgart schwieg.

Bös sah er die Schweizer an und dachte: Im Grunde mögen sie uns alle nicht! Ihre behäbige Art versteht unsere Aufgewecktheit nicht. Sollen wir nicht aufgeregt sein? Mißhandelt, in der ganzen Welt rumgehetzt, vaterlandlos? Warum redet Follen hier derart? Er begeht Unsinn über Unsinn. Warum stellt er uns bloß? Können wir das nicht unterlassen? . . .

„In zweitausend abgesonderten Gebieten leben die deutschen Hämmel!" schrie Follen. „Vor sechsunddreißig Landesvätern erniedrigen sie sich. In Frankfurt, untertänigst ersterbend, verneigen sich diese Esel vor denen, von denen sie vernichtet werden!"

Wenn er nur endlich still wäre!!

Follen erhob sich und breitete die Arme aus und sang überspannt laut in die Weite:

„Brüder, so kann's nicht gehn,
Laßt uns zusammenstehn,
Duldet's nicht mehr!
Freiheit, dein Baum fällt ab,
Jeder am Bettelstab,
Beißt bald ins Hungergrab;
Volk ins Gewehr!"

Die Schweizer verzogen ihre Gesichter über so viel Lärm und Überschwang. Lists Nerven begannen vor Zorn zu beben, seine Stirn, mit den zwei senkrecht gewachsenen Sorgenfalten, verdüsterte sich. Sie hatten recht, so benimmt man sich nicht, und erst recht nicht in der Fremde. Follen war aber auch im Recht, leicht ist es, den Gelassenen zu spielen, wenn man versorgt ist, einem Lande angehört, das zu klein und zu unwichtig ist, dauernd der Zankapfel größerer Nachbarn zu sein.

„Wir liegen auf keiner geschützten Insel zwischen Bergen wie ihr!“ schrie List die Schweizer an. „Wir sind verurteilt, das Herz Europas zu sein!“ Überlegen lächelte der Züricher am Steuer.
List krampfte die Hände zusammen: Es war wie in Paris und in London! Er gab Follen doch nicht in allem recht, nur in der Stimmung, in der Veranlassung dazu — aber da ganz! Da verstand er ihn, war er mit ihm verbunden, einig! Da hatte Follen Recht, Deutschland entleibte sich selbst. Soll da ein Deutscher ruhig, „gemütlich“ zuschauen? Wie einen Hund hatten sie ihn behandelt, behandelten sie ihn weiter. War es nicht schandbar, daß er weder vom König, noch vom Gericht auch nur einer Antwort gewürdigt wurde? Diese waren schuld, daß man ihn und Deutschland hier ewig kritisierte, schuriegelte, herabsetzte, über die Achseln ansah, mit Mißtrauen verächtlich gleich einem Aussätzigen schmähte, daß es überall hieß: ‚Niederlassung ist nicht erlaubt.‘ — ‚Aus politischen Rücksichten.‘ Uhland, der Tübinger Abgeordnete, schwieg. Der war durch das Geld seiner Frau gesichert, der tat „patriotisch“, bieder und treu, seine Stücke spielte das Hoftheater, der saß in der Sonne. Und Schlayer? Der gab keine Antwort, kroch sachte und sicher empor.
Lists Augen funkelten umher, sein Mund wurde hart.
Gedemütigt hatte er sich, angefleht hatte er Schlayer, ihm zu helfen, zu raten. ‚Armer Freund‘, hatte der ihm geschrieben, ‚es ist gleichgültig, ob du aus Bosheit, Unverstand oder mangelnder Einsicht gefehlt hast.‘ Gefehlt hast? Unverstand, Bosheit, mangelnde Einsicht!! . . . „Ihr könnt leicht dummdreist lächeln,“ schrie List die Schweizer an, die nicht wußten, warum es geschah, „die folgenden Generationen werden erkennen, daß ich im Recht bin! Bei euch ist die mangelnde Einsicht!“
Sie legten die Arme übereinander, um ihn zu genießen — so nahm er das auf, was nur Verlegenheit war und langsameres Denken. Seine „Europäischen Blätter“ waren in Aargau verboten worden, die Freiburger gaben das Gutachten über seinen Prozeß nicht ab.
„Brüstet euch nur mit eurer sogenannten Freiheit, die ihr gepachtet habt!“
Aufs Äußerste gereizt, weil sein Vaterland ihn schutzlos ließ, schrie er seinen lange gehemmten Zorn aus, seine Verbitterung, seine Sorgen, seinen Kummer, die Qual seiner gedrückten Ehre, des getretenen Menschen, seiner unklugen Wahrhaftigkeit, die Spannung seines brachliegenden Temperamentes, das stets dem Mittelmaß so peinlich ist, seinen Mut, der aller Welt unrecht erschien, die grauenvolle Einsicht, daß der Vorsehende, der früher Wissende, Vorangehende unterliegt, unterliegen muß, zum Leiden, Verkanntsein bestimmt ist — seine beleidigte, grenzenlos aufs Letzte gesteigerte Liebe zu Deutschland:
„Krämer seid ihr, das Geld ist euer Gott, ihr anmaßlichen Gimpel! Eure dummdreisten Bauernrepubliken sind um nichts weniger dumm und eng als alles bei uns. Zieht nur höhnisch die Nasen, ihr Trottel, kleinliche, niedrige, engstirnige, hartherzige, knauserige Trottel seid ihr, ihr seid ein deutscher Stamm, das sagt alles! — Feiglinge seid ihr, Verräter! Aus Eigennutz seid ihr vom großen Vaterland abgefallen — meine Heimat wird euch überleben!“
„Mer habe euch rausg'schmisse!“ rief einer der Schweizer zufrieden — das war deutsche Art! Sie begannen ihn auszulachen.
List war außer sich hochgesprungen und wurde sich bewußt, daß er mit seiner kurzen, stämmigen Gestalt, in seiner emporgereckten Stellung, seinem Keifen, dessen Herkunft sie nicht kannten und daher nicht begriffen, sonderbar grotesk aussehen mußte. Sie lachten immer mehr und nun schallend über seinen unvermittelten, ihnen ganz unerklärlichen Ausbruch.

Er stierte um sich: sie hatten keine Ahnung, was in ihm vorging, wie tief er litt, wie man ihn zerschnitt, brach legte, austrocknete, verdorrte. Und er wirkte ja auch komisch. . .

Er zitterte, zerfiel, widerwärtig stieg in ihm die angeborene Sucht zur deutschen Objektivität auf, trat vor ihn hin und verwies: dein Angriff war ungerecht, du hast über das Ziel hinausgeschossen mit deiner Beschimpfung; du hast damit echt „deutsch“ gehandelt! Aber, in was für Lagen und Zustände hat man mich auch getrieben? Wie herauskommen, von sich loskommen, wenn man so gepeinigt wird?

Dröhnend begann Follen zu singen:

„Nun tut sich im Glauben die Allmacht kund . . .“

„Ruhig!“ schrie List. „Schweig!“

„daß durch der Freiheitliebe Verbindung . . .“

„Ru-hig!! Verrat' uns nicht weiter!“

Follen brach ab: List hatte auf ihn zuspringen, ihn schlagen wollen, aber das Gleichgewicht verlierend, war er in den See gestürzt; das Boot schwankte.

Bleich, verlegen über die ihnen so fremde Verbindung von Ernst und gräßlicher Narrheit, die aus List hervor und über sie hinweg geweht war, faßten sie ihn an den Haaren und zogen ihn ins Boot.

Da saß er nun in eine Reisedecke gewickelt, den triefenden Kopf tief herabgesenkt.

Alles schwieg. Sie ruderten langsam und lautlos scheu.

Unbekümmert, mit kaum herabgelassener Stimme begann Follen wieder einen neuen Rettungsplan zu entwickeln:

„Alle Freigesinnten müssen nach Nordamerika auswandern. Dort gründen wir die deutsche Republik. Dann erklären wir Deutschland den Krieg und erobern es . . .“

Niemand gab Antwort.

Als der Kahn ans Ufer stieß, trennten sie sich; schnell und wortlos.

Dieser kurze Abschnitt gibt eine charakteristische Probe der Art, mit der Walter von Molo leidenschaftlich und eindringlich, mit zeitaktuellen Parallelen gespickt, in seinem neuen Roman „Ein Deutscher ohne Deutschland“ den tragischen Lebensgang Friedrich Lists darstellt. Ich habe schon im vorigen Heft des Bücherwurm auf das Erscheinen dieses außerordentlich bedeutsamen Buches hingewiesen. Möge es den Weg besonders zur Jugend finden. Sie kann daraus nicht nur Geschichte und deutsches Schicksal lernen, sondern vor allem auch tieferes Verständnis der heutigen Notzeit daraus erfassen. Der Preis des 560 Seiten starken Bandes ist außerordentlich niedrig bemessen: kart. 5.80, Lein. 7.80. — Nur wenn diejenigen, die heute Sachwalter und Lenker der deutschen Staats- und Volksdinge sind, aus Lists Werdens- und Leidensgang die richtigen Konsequenzen ziehen, läßt sich die Krise meistern, deren Gründe tiefer noch als in der allgemeinen Weltkrise in der Grundnatur des einzelnen Deutschen und der Zwiespältigkeit unserer Nation liegen. K. R.

---

## Karl Robert Langewiesche gestorben

Am Tage, da dieses Heft in Druck geht, trifft mich die erschütternde Nachricht vom plötzlichen, allzu frühen Tode des Verlegers der Blauen Bücher: Karl Robert Langewiesche in Königstein im Taunus. Er war mir bei Übernahme des Bücherwurm und dessen Ausbau ein immer väterlich bemühter, sorgender und ratender Helfer und Gönner, dem ich vieles danke. Eine würdigende Gesamtdarstellung seines einzigartigen Lebenswerkes wird das nächste Bücherwurmheft bringen. Das heutige Heft zeigt zwei Probebilder aus demnächst erscheinenden Heftchen seiner schönen Sammlung „Der Eiserne Hammer“, die er selbst noch liebevoll zusammenstellte. Karl Rauch

# SZENE AUS DEM DRAMA „STEIN"

HANS HENNIG VON GROTE

Wir geben nachstehend eine Probe aus dem „Stein"-Drama des jungen Autors Hans Hennig von Grote, der weiteren Kreisen erstmals durch seinen Kriegsroman „Die Höhle von Beauregard" bekannt geworden ist und in die Reihe der besten Köpfe der Kriegsgeneration gehört. Die Uraufführung dieses „Stein"-Dramas geschah in der Berliner Funkstunde im Juni d. J. Das Stück findet hoffentlich bald seinen Weg zu den Bühnen.

**Steins Quartier in Prag, Frühjahr 1812.**

**Stein (zusammengesunken vor seinem Schreibtisch): Es ist nichts mehr . . . Wenn die Welt zusammenstürzt, mag sie mich unter ihren Trümmern begraben. Das ist besser, als noch länger den Atemzug der Verpesteten spüren zu müssen, weil es das Leben so verlangt . . .**

**Diener (kommt): Es steht ein Besucher vor der Tür.**

**Stein: Ich will keinen Menschen mehr sehen, auch dein Gesicht nicht, denn es lehrt mich, daß ich Versprechungen gegeben habe, die ich nicht einlösen kann.**

**Diener: Sie werden immer mein Herr bleiben!**

**Stein: Es gibt keine Herren mehr, außer dem einen . . .**

**Diener: Der Besucher kommt aus Preußen . . .**

**Stein: Preußen? Willst du mich toll machen? Preußen ist nicht mehr. Es schloß das Bündnis mit Frankreich. Ganz Deutschland unter Napoleon vereint wird in den neuen Krieg gegen das dumm-täppische Rußland ziehen. Hardenberg — deine Politik, um die du die Freiheit des Volkes verrietest! — Laß mich, — laßt mich alle!**

**Der fremde Besucher (ist eingetreten): Herr Freiherr vom Stein!**

**Stein: Wer will von dem Niemand etwas?**

**Der fremde Besucher: Preußen!**

**Stein: Schon wieder der Name, der aus dem Gedächtnis der Deutschen ausgelöst sei seit jener schmachvollen Konvention . . .**

**Der fremde Besucher: Dann kann ich gehen . . . ?**

**Stein: Wer sind Sie?**

**Der fremde Besucher: Einer von vielen, der sein Land verrät — so sagen die anderen — weil er die Gedanken seines Königs nicht mehr versteht, — aber doch ein Teil des Landes, wenn die Wehr, die ihn schirmt, noch etwas zu gelten hat, — ein Unglücklicher aller Unglücklichen, die tun wie Verräter, — denn so sagt der General von Yorck — ein preußischer Offizier, der dem König den Dienst kündigt . . .**

**Stein: Könige können irren, der Sinn einer Nation ist ewig . . .**

**Der fremde Besucher: Im Namen von Châzot, Lützow, Dohna, Clausewitz . . .**

**Stein: Clausewitz?**

**Der fremde Besucher: . . . . . . im Namen aller derjenigen preußischen Offiziere, die ihr Vaterland verlassen, weil sie dem fremden Unterdrücker nicht zu dienen gewillt sind . . .**

**Stein: Ist Preußen doch noch lebendig?**

**Der fremde Besucher: . . . im Namen der Hunderte, die ihren Degen — Rußland zur Verfügung stellen, auf daß er sich wider Napoleon wende . . .**

**Stein: Geschehen noch Zeichen, rührt sich der Geist, an dem ich zu zweifeln wagte, gibt es noch Männer in Deutschland?**

**Der Offizier: . . . frage ich, Exzellenz, sind wir Buben und Verächtliche, weil das Herz wider uns aufbegehrte? Dürfen wir das Haupt noch frei erheben, das wir um des Landes willen nicht zu Boden senken wollten in Scham und Not? Gibt es ein Verstehen für unsere Handlung, oder müssen wir ausgelöscht werden, wie unsre Namen aus der Armee Preußens?**

Stein (sehr schleppend): Warum fragt Ihr mich, den Wegelagerer, der dort und hier um Dienste bettelt, damit er sein Werk vollenden kann? Was soll ich Euch sagen, der ich um die Dinge in Deutschland weiß, daß es mir das Herz bluten macht? Sitzen nicht überall oben Beschränktheit, Feigheit und Eigennutz, spreizen sich über den Gliedern des Volkes, daß es sich nicht zu rühren vermag? Deutschland geht unter, wenn Preußen stirbt. Preußen hat die Hoffnungen aller Gutgesinnten und Redlichen zum zweiten Male seit Aspern und noch schrecklicher enttäuscht. Wehrlos, gefesselt überantwortete es sich seinem gefährlichsten Feinde. Kein Schimpfwort, und holte man es mitten aus der Gosse hervor, wäre schlimm genug, um das Tun seiner Regierenden zu brandmarken, — wenn Sie nicht wären . . .

Der preußische Offizier: Stein!

Stein: Sie Glücklicher, Glückliche alle, die Ihr noch gegen den boshaften Feind der Freiheit zu kämpfen imstande seid. Vielleicht krönt das Schicksal selbst Euer Tun . . .

Der preußische Offizier: Sie werden dieses Schicksal sein!

Stein: Ich? Man glaubt noch an mich, der ich längst keinen Glauben mehr habe . . .?

Der preußische Offizier: Er schläft nur — jeder Luftzug kann ihn wecken . . .

Stein: Es gibt nur noch Winde, die uns umblasen.

Der preußische Offizier: Und vorwärts treiben . . . Ich trage zwei Botschaften bei mir, — die eine ist von Clausewitz . . .

Stein: Er möge in Rußland schüren und hetzen. Es werden Zeiten kommen, in denen der Zar schwankt und zittert. Jeder Vierzigste in Frankreich steht unter Gewehr, alle Völker Deutschlands rücken gegen den Osten, die Sintflut wider ihn . . . (er wendet sich erschüttert ab).

Der preußische Offizier: Herr von Clausewitz fragt durch meinen Mund Ew. Exzellenz, ob der Freiherr vom Stein sich der Arbeit entziehen will, die seiner in Rußland harrt?

Stein: Ich mich entziehen? Aber niemand trat von dort an mich heran. Seit Jahren läßt man meine dringenden Ratschläge außer acht. Man will in sein Verderben rennen. Kann ich fern von der Stätte des Unheils den Wagen aufhalten, der dem Abgrund zueilt?

Der preußische Offizier (zieht ein Schreiben aus der Brusttasche): Rußland ruft.

Stein: Wer? Was ist das? (öffnet den Brief mit zitternder Hand) Ein Schreiben durch den Prinzen von Hessen?

Der preußische Offizier: Napoleons Stern fällt in dieser Stunde.

Stein: Ein Begleitschreiben für einen Brief aus Moskau . . . vom Zaren . . . (sinkt, das Schreiben in der Hand, auf einen Stuhl).

Der preußische Offizier: Nun reißt ihn der Himmelswind, den Gott selber sandte . . .

Stein (lesend): „Die entscheidenden Umstände des Moments müssen alle Gutgesinnten, alle Freunde der Menschheit vereinen. Napoleon will die Knechtung Europas vollenden, und um dieses zu erreichen, muß er Rußland niederwerfen."

Der preußische Offizier: Durch Preußen . . .

Stein: „Die Freunde der Tugend und alle Wesen, die von den Gefühlen der Unabhängigkeit und der Liebe zur Menschheit beseelt werden, hängen ihr Herz an die Sache der Freiheit. Sie, Herr vom Stein, der Sie so glänzend sich ausgezeichnet haben, dürfen nur ein Gefühl hegen, mitzuwirken bei dem Siege . . ." (läßt den Brief sinken, aufschreiend) Der Zar ruft mich zu sich . . . !

Der preußische Offizier: Sie wollen ihm helfen?

Stein: Gott selbst gab mir die neue Waffe in die Hand . . . Ich Kleinmütiger wollte verzweifeln . . . ewig leuchtet die Sonne über der Welt . . .

Der preußische Offizier: Wann kommen Sie?

Stein: Sofort! Es gibt keine Stunde, die würdiger wäre, als diese. Fort mit dem Stock, ich fühle mich frisch wie ein Fant, der in das Leben jubelt. Ihr habt einen Wagen, Freund? So braucht Ihr nicht lange säumen. Hinter mir bleiben Papiere



BILDNIS MARTIN SCHONGAUERS von Hans Burgkmair (Aus „Das Malerwerk Hans Burgkmairs“. Verlag Benno Filser, Augsburg).

und heiße Gedanken. Klein ist das Gepäck, das ich mit mir führe, und doch soll ich einen Riesen aus den Wolken stürzen, in die er sich freventlich begab, um seine Blitze über die zitternde Menschheit zu schleudern. Mein Wille ist stark wie nie zuvor — ihn bringe ich dem Zaren von Rußland.

Der preußische Offizier: Sie sind das Herz, — wir schirmen es mit dem Degen . . .

Stein: Ja! Preußen wider Preußen . . . für die Freiheit der deutschen Nation!

(Vorhang.)

# RICARDA HUCH ERHÄLT DEN GOETHE-PREIS

BERNHARD DIEBOLD

Wenn eine Frau in Deutschland der Ehrung des Frankfurter Goethe-Preises nach Wesen und Wert ihres Werkes und Charakters in jedem Betracht vollkommen würdig war, so ist es Ricarda Huch, die heute siebenundsechzigjährige Dichterin. Nicht weil sie der Goetheschen Art im seelischen Erleben und im künstlerischen Formen allzu nahe verwandt wäre, sondern weil sie als einzig lebende Schriftstellerin die klassische Totalität, die geistige Grundlage der Nachfahren von Weimar nicht nur bildungsmäßig, sondern im Blut in sich besitzt. Mit „Dichterin“ ist bei dieser großen Persönlichkeit so wenig gesagt, wie wenn man im höchsten Rang auch Goethe nur als Dichter statt als Geist betrachten und bewerten würde. In Ricarda Huch fand, wie vielleicht noch nie in der Geschichte, die bedeutende Frau sich zu einer fast systematischen Einheit der Person bei aller Vielheit der Interessen und Talente. Madame de Staël blieb bei aller Genialität des Spürens eine Journalistin. Cosima Wagner war der grandiose Reflex ihres großen Lebensgefährten. Die Lagerlöf ist bei ähnlicher romantisch-historischer Anlage viel ausschließlicher Poetin, und als solche bedeutender als die Huch. Sie aber, Ricarda Huch, ist ebenso kritischen als produktiven Geistes, ebenso männlich-ethisch wie weiblich-lyrisch; ebenso „klassisch“ in der kühlen Distanz zu ihren Stoffen wie „romantisch“ in der stimmungsvollen Hingabe an die Farbe und die Schwebungen ihres Prosa-Stils. „Aus dem Meer des Wissens laß' satt mich trinken in tiefem Zug“, dichtet sie; und fährt in der gleichen Strophe fort: „Gib von Liebe und gib von Haß meiner Seele einmal genug.“ Verstand und Gefühl fordern hier ein gleiches; und das erstaunliche ist, daß das für eine Frau fast unerreichbar scheinende Gleichgewicht gelingt: die gefestigte „Persönlichkeit“ hält die Waage mit den noch schwankenden Schalen des Erkennens und des Fühlens in wissenden Händen. Die tiefen Augen aber wissen zugleich, daß das Schwanken der Waage das Leben ist, und daß das ruhende Gleichgewicht die Weisheit bedeutet und schließlich den Tod. Denn die Ruhe ist weiser als die Bewegung. Und der Tod dauert länger als das Leben. Das ist klassisch. Das ist das Geheimnis jeder klassischen Form, daß sie das Leben überhöht bis in die tote Ewigkeit.

Aus klassischem Blickpunkt erlebt Ricarda Huch die Welt. In ihrer ersten Lebenshälfte erschienen die Gedichte, glühende Verse von Tod und Liebe; es erschienen zugleich ihre erlebtesten, dem eigenen Bekenntnis nächsten Romane: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“, später „Vita Somnium Breve“ und „Aus der Triumphgasse“: Im „Ursleu“, den jeder lesen soll, ist die Leidenschaft dem eigenen Herzen abgeschrieben: eine Ballade, ein lyrisch unterbautes Epos, das zu den wenigen großen Büchern jener Spät-Romantik, die man Neuromantik nennt, gehört. Ganz eigen und den Bezirk der literarischen Ahnen Keller, Meyer, Mörike, Storm verlassend, wird Ricarda Huch, als sie (gelernte Historikerin) schaffend in die Welt der Geschichte tritt: Luther, Wallenstein, Garibaldi, und die Menschen des Risorgimento werden bald im historischen Roman, bald im dichterisch gesteigerten Geschichts-Essay zu lebendigen Denkmälern, großartig durchfühlten und durchkritisierten Gestalten, die aber nicht isoliert auf den Ehrensockel gestellt werden, sondern in einer Unmasse von genau gesehenen Mitmenschen die so komplizierte und gar nicht eindeutige Rolle ihrer



**Das Brandenburger Tor**

**(phot. Dr. Weller) aus „Der preußische Stil" von Moeller van der Bruck (Korn, Breslau)**

Taten spielen. Längst vor Döblins „Wallenstein“ war die Form der epischen Aufreihung in Ricarda Huchs „Großem Krieg in Deutschland“ — es ist die Dreißigjährige — vorgebildet und in bedeutenden Bildern durchgeformt. Ein Hauptwerk der Dichterin ist ein Buch der Wissenschaft: ihre zweibändige Geschichte der deutschen Romantik. Nicht „Wissenschaft“ als philologische Literarhistorie, sondern als Psychologie einer Epoche, die vor Ricarda Huch in ihrem seelischen Keim und sinnlichen Religiosität fast unverstanden war. Es bedurfte zur Ergründung dieser fast weiblichen Mentalität der romantischen Schule des Instinktes einer Frau, die gleicherweise Gefühl und Sehnsucht wie Verstand und Wissenschaft in sich vereinigt. Daß diese seltene Frau mit männlichstem Verstand doch ihre Kraft aus ihrer Weiblichkeit bezog, sagt uns die Strophe eines Liebesgedichtes:

„Wenn je ein Schönes mir zu bilden glückte,
war's, weil ich hingegeben deinem Wesen,
mit meiner Seele mich in dich verzückte . . .“

Einige wichtige Bücher der Dichterin: Aus der Triumphgasse. Diederichs. 6.50. — Erinnerungen von Ludolf Ursleu. Cotta. 6.—. — Der große Krieg in Deutschland. Zwei Bände. Insel. 18.—. Gekürzte Volksausgabe. 2.50. — Die Romantik. Haessel. 18.—. — Michael Unger. Insel. 8.50. — Wallenstein. Insel. 4.50. — Luthers Glaube. Insel. 6.—. — Alte und neue Götter. Dtsch. Schweiz. V. A. 10.—.



## BRUNO BREHM

# PAAR WORTE ÜBER DEN DICHTER BREHM

STEFAN DRAKE

Bruno Brehm, der sich erst vor wenig Jahren mit seinem ganz überlegen beobachtenden Roman „Der lachende Gott" mutig und erfrischend frech in die vorderste Reihe der lebenden deutschen Humoristen stellte; Brehm, der eine kurze Weile später über seinen Esprit hinaus auch das Sentiment für sich entdeckte und in „Susanne und Marie" sein blühendes Talent bewährte — dieser Brehm nun geht jetzt noch einen Schritt weiter: In seinem historischen Roman „Apis und Este" einbezieht er das Epos seinem Kreis. Mit eindringlicher Gewalt, wo es sein muß, aber auch mit lässiger Weichheit schildert er Situation, formt er Menschen, sieht er Landschaft. Mit allen Sinnen hört, riecht und fühlt er alle Dinge im zu meisternden Bezirk (auch wenn er schließlich manches verschweigt). Brehm ist nun kein beachtliches Talent mehr, kein Literat mehr — der Schriftsteller ist jetzt ein richtiger Dichter geworden!

Der sagenhafte Apis: Offizier, nationalrevolutionärer Serbe, 1903 Seele der Verschwörung gegen den Serbenkönig Alexander Obrenovič und seine Frau Draga, geborene Lunjeviča; Führer der Königsmörder; 1914 Organisator des Attentats von Serajewo (jenes Attentates zwar, das in uns ganz andere Probleme und Gefühle auslöst, als nur national-serbische). Apis also ist hier grausamer, phantastischer Held des Buches. Aber diese Person ist eigentlich nur Folie, oft nur notwendiges Requisit. Auch der Este, Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, muß sich im Thema mit der Rolle des schließlich zu Ermordenden begnügen. Aber was sich dazwischen auftürmt, Milieu, bunte Fülle von Charakteren, Städte, Wälder, Könige und Tiere, das ist ungeheuerlich — und wurde bewältigt. — Eine gefährliche Klippe wurde geschickt umgangen: die hohe Politik. Wohl stimmen Daten und Schauplatz, wohl ist es ein Roman, der auch die Forderungen der Historiker befriedigen kann. Aber dieses ist hier unwichtig, daß, was und wo sich etwas ereignete; aber wie es geschah, und wie es nun geschildert wird, ist bedeutsam. Die Vielfalt psychologischer Komplexe, die meisterlich pointierten Dialoge, das einfache oder komplizierte Irgendein-Leben irgendwelcher Menschen, und wie es uns ergreifen kann: das sollte hier interessieren. Und es interessiert uns! (Auch das, was Bruno Brehm noch zu sagen verspricht.)

# DER LYRIK EINE BRESCHE

Wenn wir bewußt in unserer Zeit leben, können wir uns auch ihrem literarischen Ausdruckswillen nicht verschließen, denn er spiegelt nicht nur das Gesicht der Zeit, sondern (und das vielleicht noch weit öfter und auch dichterischer) ihr Wunschbild, ihre Sehnsucht. So ergeben sich literarische Stilperioden, die nie ein Letztes und Reifstes darstellen, sondern immer ein Bedingtes, ein Auf, ein Ab, das morgen wechseln kann. Betrachten wir nun den Stilwillen unserer jüngsten (echten) Dichtung, so finden wir Abkehr vom verkrampften Schrei, von der schäumenden, aber maßlos wuchernden Begeisterung des Jünglings, von der Sprengung der Form und ihre Ausweitung ins Unbegrenzte, von der seelischen Analyse und der Freude am Triebhaften und Verborgenen (alles Symptome letztjähriger Dichtungen, die sich noch in unseren Tagen behaupten) — und Hinwendung zum zuchtvoll geformten, gültigen Wort, zu dem strengen, heiter ausgereiften Maß des Mannes; Eifer und Anklage läutern sich zu ruhiger Betrachtung und ernstem Willen zur Tätigkeit; im Grenzenlosen schweifende Phantasie findet Genüge an den einfachen Schönheiten der Welt, auch steigt sie nicht mehr mit dem Rüstzeug zersetzender Analyse in die Untergründe des Lebens, sondern

will echtes, tief leidenschaftliches und ungebrochenes Gefühl durch Ehrfurcht, Glauben und Liebe überformen.
Das alles sind natürlich nicht Kennzeichen einer soeben heraufdämmernden Stilrichtung, sondern Merkmale am Werk auch schon älterer Dichter, aber Richtungen künstlerischen Wollens überschneiden sich stets in der Zeit. Das oben Gesagte gilt für alle Gebiete der Dichtung, so auch für die Lyrik. Seit der Überwindung des Expressionismus sind wir sehr mißtrauisch geworden gegen laute Töne und haben ein feines Gefühl für gespreizte und unechte Begeisterung. Maß, Haltung und Genügen fordern wir vom Gedicht. Alle Hochachtung vor Franz Werfels Liebe zum Menschen und Mitleid mit aller Kreatur, — unsere Frömmigkeit ist stiller und ruht tiefer im Herzen. Wir finden sie rein und uns nah etwa in Richard Billingers herzwarmen Versen wieder. Ich habe zwei Namen genannt, die die alte und die neue Form decken sollen. Bevor ich das Neue noch mit ein paar weiteren Namen belege, will ich es erst mit einem Schlagwort umreißen. Es scheint sich (auf dem Gebiet der gesamten Dichtung) ein neuer poetischer Realismus anzubahnen. Auch die Lyrik bestätigt dies. Von älteren Dichtern gehören — ohne daß ich hier abstempeln will — Hans Carossa und Rudolf G. Binding zu dieser Richtung. Jüngere Vertreter sind Billinger und Max Mell, auch Zuckmayer, ferner Ruth Schaumann, Manfred Hausmann gehören hierher, auch mag man den von mir an dieser Stelle letzthin angezeigten Wolfram Brockmeier dazu rechnen.

Martin Kießig

# GESANG ÜBER FELDERN

ELISABETH LANGGAESSER

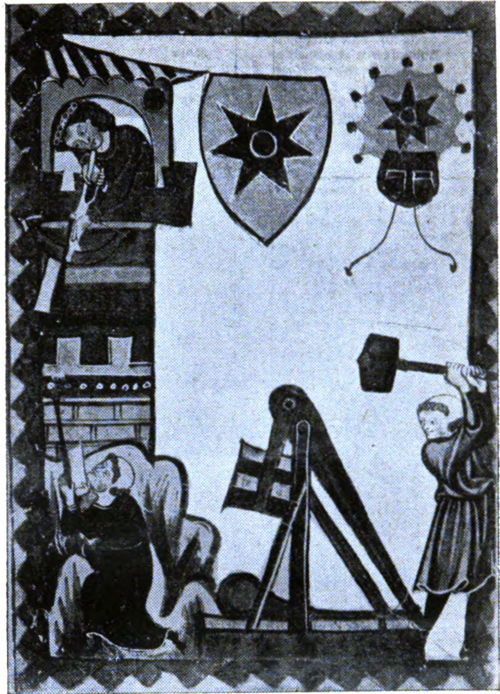
Enterbte der Fluren, am Bachbett geboren,
Empfangen, gezeugt, wo das Schilfröhricht brach,
Im Sturm aus olympischen Lenden verloren,
Verfolgt und von grasenden Herden erkoren,
Bewahren wir Kräuter die flüchtige Letter
Des Vaters und zeichnen im Umriß der Blätter
Noch Jupiters Brauen, die schrecklichen, nach.

Wir tragen die Schärfe, den Haß und die Süchte
Der zornigen Gäa in grünendem Blut,
Das Wasser, den Mond und die alten Gerüchte:
Daß göttliche Kraft sich der Tiergestalt mischte
Und Vogelmilch, Hahnenfuß, Wolfsmilch der bangen,
Im Blütenstand zitternden Stunde entsprangen,
Da Junos Gemahl in der Wildnis geruht.

Wir feurigen Söhne und gleißenden Töchter
Des Blitzes auf keimträchtig triefendem Thron,
Bastardische Kinder, verzweigte Geschlechter
Aus Schönheit und Überfluß — niemals gerechter
Und niemals geringer als Feldfrucht und Reben —
Entfalten die dunklere Nahrung und geben
Den Schlaf und die Liebe in Orchis und Mohn.

Der Herausgeber des Bücherwurm, Karl Rauch, spricht Anfang Oktober in der Berliner Funkstunde über den „ewigen Daseinswert des lyrischen Gedichts". Genauer Tag und Stunde werden in dem Rundfunkprogramm mitgeteilt.

Am Sonntag, 27. September, liest im Rundfunk („Deutsche Welle", Berlin-Königswusterhausen) der Dichter Hans Voß aus der von ihm erneuerten Edda den Gesang „Signy".



# VOM BRIEFSCHIESSEN IM MITTELALTER

## FRANZ M. FELDHAUS

Um 1310 wurde in der Gegend des Bodensees eine der wertvollsten Bilderhandschriften des deutschen Schrifttums angefertigt, die „Große Heidelberger Liederhandschrift", die man früher irrtümlicherweise als Manessesche Handschrift bezeichnete. Die Handschrift enthält die Gedichte von mehr als 130 Minnesängern. Die kostbaren Malereien stehen mit dem Text nicht in Verbindung. Einige dieser Bilder sind technisch recht interessant. Da sehen wir eine Blide. Ein Krieger schlägt mit einem schweren Holzhammer den Bremsnagel aus dem Geschütz heraus. Dadurch wird der Hebel frei, das oben links hängende schwere Gewicht sinkt nach unten und reißt die unten waagerecht liegende lederne Schlaufe nach oben hin. In der Schlaufe liegt ein schwerer Stein, der durch die Kraft des sinkenden Gewichtes gegen den Feind geschleudert wird. Scheinbar unabhängig von dieser kriegerischen Szene ist links eine Liebesszene dargestellt. Wir sehen eine Burgmauer, die von einem Turm überragt wird, oben hoch schaut eine Jungfrau — kenntlich durch den Kranz im Haar — heraus. Vor der Burgmauer ist eine Felsenkluft angedeutet. Dort hockt ein junger Mann. Die Maid schießt einen Pfeil von einer Armbrust ab. Der Pfeil wird von dem Jüngling aufgefangen. Das wäre nichts Sonderbares, wenn nicht an dem Pfeil auf der Armbrust und an dem aufgefangenen Pfeil je ein weißes Rechteck zu erkennen wäre. Was geschieht hier? Das große Geschütz deutet darauf hin: wie man im männermordenden Krieg schießt, so schießt man hier im Minneleben, aber nicht vernichtende Geschosse, sondern belebende Briefe. Die weißen Rechtecke an den Pfeilen sind Briefe. Das Briefschießen, uns schon aus der Antike bekannt, wird hier abgebildet.

Aus Franz M. Feldhaus, Die Technik der Antike und des Mittelalters (aus der Sammlung „Museum der Weltgeschichte"; Athenaion-Verlag, Potsdam).

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

## KRIMINALROMANE

RICHARD DREWS

Nimm etwas Fletcher vor dem Schlafengehn,
Zehn Tropfen Wallace werden auch genügen,
Du wirst die Wirkung bald vor Augen sehn,
Und bald in tiefstem Schlummer liegen.

Es ist unmöglich — wirklich — glaub es mir,
Von Wallace — trotzdem's der Verlag behauptet —
Gefesselt zu sein; er kann ja nicht dafür,
Daß ihr ihm Spannung innewohnend glaubtet.

Er ist ein Trunk, der eilig schläfrig macht,
In zehn Minuten bist du in Narkose,
Wer länger über seinen Büchern wacht,
Der leidet sicher nur an Herzneurose.

Ein Mord kann immerhin voll Spannung sein,
Doch zehn nicht mehr. Das zeugt nur Langeweile.
Man schläft befletchert und bewallaced ein,
Mitunter schon nach einer Zeile.

Was sagen Sie? Ob ich nun gegen Fletcher sei?
Im Gegenteil. Ich schätze Kriminalromane.
Sie gleichen sich zwar wie ein Ei dem andern Ei,
Und man wird leicht Romane-Monomane.

Doch spart man Geld, denn der Etat ist schmal,
Man liest und braucht nicht nachzudenken.
Man spart die Kosten für das viele Veronal,
Schlafpulver in Tablettenform kann man sich schenken.

**Mit Tü-Ta-Ta in den Goetherummel hinein!**

Ein Student promovierte dieser Tage in Würzburg mit einer Dissertation „Die Zahnschmerzen Goethes und seine Zahnärzte". — Was uns da für 1932 noch alles bevorstehen mag!!

## EIN PREIS FÜR DIE BESTE GEGENWARTSNOVELLE

Der von der „neuen linie" ausgesetzte Novellenpreis von RM. 15000.—, der jährlich i Höhe von RM. 3000.— zur Verteilung kommt, ist, wie das Septemberheft der Zeitschrift mitteilt, fü das Jahr 1932 für die drei besten deutschen Gegenwartsnovellen ausgesetzt worden. Der Jury gehören an:

Dr. Paul Fechter, Berlin
Dr. Alfons Paquet, Frankfurt/Main
Frau Helene v. Nostitz, Berlin
Dr. Wilhelm von Scholz,
Dr. Bruno E. Werner, Berlin.



**Püppchen bekommt Schlagsahne**

(Probebild aus dem entzückenden Kinderheft „Mariechen“ (Eiserner Hammer, 1.20)



**Der Lausbub mit seiner Schwester**
(aus „Erinnerungen" von Ludwig Thoma)

**Ludwig Thoma / Erinnerungen.** 21. bis 25. Tausend. Gedenkausgabe mit 46 Bildern. Albert Langen, München. RM. 7.50.
Thomas „Erinnerungen" gehören zu dem edelsten Literaturgut nicht nur des Bayerlandes, sondern des deutschen Sprachschatzes überhaupt. Ein aufrechter Mann von klarem Verstand und warmer Tiefe des Gemütes, bodenbeständig und weltoffen, zeichnet hier mit der Schlichtheit des großen Dichters sein Leben auf und gibt damit ein treues Bild der Heimat, wie sie in Land und Stadt zu seiner Zeit gewesen ist. Das München um die Jahrhundertwende, dieses interessante München, das damals in Deutschland geistig führend war, steht hier in seiner ganzen Buntheit und in seinem ganzen Glanz vor unserem Blick. Wieviel bedeutende und eigenartige Menschen haben Thomas Weg gekreuzt und sind mit ihm ein Stück gegangen, und wie lebendig weiß er diese Charakterköpfe mit ein paar sicheren Strichen zu umreißen! So war es ein Bedürfnis, Thomas „Erinnerungen" endlich einmal in einer wirklich schönen Gedenkausgabe dem deutschen Volke darzubieten, wie es nun sein Verlag zu seinem zehnten Todestage tut. Ihr Wert wird noch erhöht durch 46 dokumentarische Bilder, die dem Buche beigegeben sind. Hier sehen wir Thomas Vorfahren und seine Eltern, ihn selbst als Kind, als Lausbuben, als Schüler und Studenten, als jungen Rechtsanwalt und in den späteren Jahren, so wie sein Volk ihn kennt, beim Eisschießen und auf der Jagd, beim Mähen auf dem eignen Grund, wie sehen all die Häuser, die in seinem Leben eine Rolle spielen, von dem Geburtshause in Oberammergau und dem Forsthaus in der Vorder-Riß bis zu seinem von Ignatius Taschner gebauten Rottacher Heim, sehen die Landschaften, die Freunde, die seinem Herzen am nächsten standen, sehen das Grab in Egern, das ihn viel zu früh für uns verschlang. So wurde hier ein äußerlich und innerlich gleich schönes Buch geschaffen, das ein rechtes deutsches Hausbuch werden soll und werden wird. Denn es kann nicht anders sein, als daß unser Volk dem Dichter Treue wahrt, der ihm ein so gefühltes Bild der Heimat gab. Gilt doch von Ludwig Thoma, wenn überhaupt von irgend jemand, Theodor Fontanes Wort: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du."

Die „Gesellschaft zur Rettung der Literatur“ in Berlin veranstaltet den ersten Leseabend dieses Winters am Sonntag, 18. Oktober, 20½ Uhr abends, in der Tanzschule Antoine, Kurfürstendamm 23, unter dem Titel Dokumente des anonymen Deutschlands: gedruckte und ungedruckte Dichtungen von Heimann, Hertha Koenig, Elisabeth Langgässer (von der Verfasserin gelesen), Loerke, Remarque, Emil Strauß, Hans Voß, Joseph Wittig. Unkostenbeitrag 50 Pfennig. Verantwortlich: Emanuel bin Gorion.

# FÜNF MINUTEN PÄDAGOGIK

**Schwedtke-Salewsky / Arbeit und Forschung der Jugend.** Verlag Lipsius & Tischer, Kiel. RM. 8.—.

Ein lebendiges, aus der Fülle der Praxis für die Praxis geschriebenes, jede Polemik ausschließendes Buch über Wege und Ziele des modernen neusprachlichen Unterrichtes. Es verzichtet darauf, Probelektionen zu geben, die nur zu leicht als Norm angesehen werden und zur Schablone erziehen. Jede Stunde muß eine Neuschöpfung, ein einmaliges Erlebnis sein, will sie wirklich auf die Dauer fruchtbar sein und anregend wirken. Die beiden Verfasser begnügen sich damit, aus ihren Erfahrungen Wege zu zeigen und Richtlinien aufzustellen, nach denen man verfahren kann. Als Hauptgesichtspunkte für die Unterrichtsgestaltung gelten ihnen Jugendhaftigkeit, Lebendigkeit und Selbsttätigkeit der Schüler, ohne daß sie dem vielgefeierten Gotte Arbeitsunterricht um jeden Preis opfern:

„Nur Jugendhaftigkeit, das heißt Verzicht auf alles, was nur noch historischen Wert „hat, und Lebendigkeit des Unterrichts werden die Schüler zur freudigen Mitarbeit „bringen. Lehrervortrag und Schülerdarbietung, Lesen, Singen, Sprechen, Aufführen, „Fragen stellen, Probleme suchen, große Zusammenhänge aufdecken, Berichte über „längere Abschnitte geben, Zeitungslektüre über aktuelle Themen treiben und die „Literatur durchstreifen, Kunstbetrachtung und zeichnerische Betätigung, alles muß „in buntem Wechsel, allerdings nach wohldurchdachtem Plan zusammenwirken, damit „das Interesse der Schüler stets wachgehalten wird.“ Die jugendpsychologischen Einsichten sollen freilich nicht dazu führen, dem Selbstbetätigungstrieb der Jugend hemmungslos nachzugeben und sich ihrer Diktatur zu unterwerfen. Die — unaufdringliche — Führung des Lehrers ist unentbehrlich, weil ja der Schüler Stoffe und Ziele des zu Lernenden noch gar nicht kennt. —

Das Buch gibt viele Anregungen für Grammatik-, Lektüre- und Gedichtbehandlung, für Zeitungslektüre, Kunstbetrachtung, Forschungsfahrten, Arbeitsgemeinschaften usw. Wichtig ist auch ein Verzeichnis der bedeutenderen wissenschaftlichen Werke für die neuphilologische Handbibliothek. —

Die bekannte, weit verbreitete **„Geschichte der Pädagogik“ von August Messer (3 Bände. Jedermanns Bücherei. Jeder Band RM. 2.85)** ist in neuer, verbesserter und erweiterter Auflage erschienen. Vor allem der dritte Band zeigt erfreuliche Erweiterungen in der Darstellung der Geschichte des Volksschulwesens und der Reformbestrebungen und der wissenschaftlichen Pädagogik der Gegenwart. —

**Eugen Lerch / Hauptprobleme der Französischen Sprache.** 2 Bände. Band I: Allgemeines; Band II: Besonderes. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Vorträge und Aufsätze des bekannten Romanisten über Eigentümlichkeiten und schwierige Kapitel der französischen Morphologie, Syntax, Phonetik und Stilistik. Vor allem die Kapitel über den französischen Infinitiv, über den Konjunktiv, über die Typen der Wortstellung, über die Negation und der wertvolle Beitrag „Nationenkunde durch Stilistik“ werden in ihrem Versuch, gewisse Eigenheiten der französischen Sprache — z. B. die streng geregelte Wortstellung — aus dem französischen Nationalcharakter zu erklären, dem Lehrer des Französischen in seiner praktischen Schularbeit zur Deutung und Klärung schwieriger Probleme von großem Wert sein. —

**Geistige Formung der Jugend.** Herausgegeben von Hermann Maaß. Reichsausschuß der Deutschen Jugendverbände, Berlin. RM. 4.50.

Größtenteils stark parteipolitisch gefärbte Aufsätze über die Stellung „der“ Jugend zu einzelnen Fragen der Zeit, zu Film und Rundfunk, zu Buch, Musik, Theater usw. Einseitig gegen alles, was bürgerlich scheint, voreingenommen, die bürgerliche Jugend mit ihren Minderwertigkeitskomplexen, ihren Sentimentalitäten, ihrem „sich hinauflügen

in die Lebensformen einer nichtsnutzigen mondänen Gesellschaft" in Grund und Boden verdammend, die fortschrittselige Gesamthaltung der jungen Arbeiter dagegen bejahend und ihre Irrtümer und Schwächen bereitwilligst entschuldigend. Daneben aber stehen prächtige, tief und unparteiisch sehende, zeit- und geistesgeschichtlich bedeutsame Aufsätze, wie der Martin Luserkes über die Bedeutung des Laienspiels und der von Fritz Reusch über den Gestaltwillen der Jugend in der Musik oder der — wenn auch in seinen Gruppierungen und Normierungen gekünstelt erscheinende — von Otto Bartning über die Bedeutung der Kunst für den heutigen Menschen, so daß es unmöglich ist, sich von der Grundhaltung und der Richtung dieses Buches ein klares Bild zu machen.
Hans Pech

# NOTIZEN ÜBER BÜCHER

HERMANN HESSE

**Wilhelm Schäfer / Das Haus mit den drei Türen. Georg Müller. 3.50.**
Vielleicht ist der „Held" dieses Buches, der Doktor Hediger in Schwyz, ein wenig veraltet und drollig mit seinem Gemütshabitus, der vor fünfzig Jahren niemand aufgefallen wäre. Und vielleicht ist der skurrile Einfall mit den drei Türen im Hause Hedigers nicht ganz schwer und vollwichtig genug, um Mitte und Titel eines Buches abzugeben. Vielleicht ist diese ganze Erzählung von der späten zweiten Pubertät eines alternden Mannes ein wenig virtuos und nicht ganz von innen her gearbeitet, ein wenig könnerisch und eigenwillig-barock. Aber was einem beim Lesen eines Schäferschen Buches an solchen Einwänden einfallen mag — es wird bald hinfällig vor der Freude an Schäfers scharf zeichnender, zugriffiger Erzählermanier, und vor der Bewunderung für die Meisterschaft und Sicherheit, die er besitzt. Es sind sehr wenige aus seiner Generation übrig geblieben, deren einst geliebte Bücher uns heute nicht verblaßt sind. Zu den wenigen gehört Schäfer. Es sollte je und je einer der jungen Autoren einen solchen bewährten Könner und Meister sich gut ansehen und von ihm zu lernen suchen!

**Ludwig Renn / Nachkrieg. Agis-Verlag, Wien-Berlin.**
Ruhig, sachlich, anständig, ein würdiger Nachfolger von Renns Kriegsbuch, ist dieser „Nachkrieg" eines der ganz wenigen Bücher über die erste Nachkriegszeit, die ich zu Ende lesen konnte — und ich habe es unter andrem mit einigen sehr berühmten und erfolgreichen versucht.

**Paul Cohn / Um Nietzsches Untergang. Mit Anhang von Elis. Förster. Morris-Verlag, Hannover. 4.75.**
Mit zahlreichen Belegstücken und mit Ehrfurcht vor seinem Gegenstand erzählt der Verfasser die Geschichte von Nietzsches Krankheit und Sterben. Es sei anerkennend hervorgehoben, daß Paul Cohn, wenn er über ein krankes Genie schreibt, sich seinem Objekt nicht in jener blöden Assistenzart-Manier überlegen fühlt, mit dem heute Biographie und Psychologie des Genies zumeist getrieben wird. Das kleine Buch ist wertvoll und bringt mehreres Neue.

**Heinrich Mann / Geist und Tat, Aufsätze. G. Kiepenheuer. 4.80.**
Sieben Aufsätze über französische Persönlichkeiten und französische Probleme. Die beiden Kernstücke des Buches sind die Aufsätze über Flaubert und über Zola, Meisterstücke dieses aufregenden, zugleich beredten und spröden Essayisten. Da und dort in diesen bewundernswerten Arbeiten klingt ein Ton von Reife, von Ruhe, von Herbst und überlegenem Verzicht (z. B. in manchen Zeilen der Studie über Anatole France), der mir das Buch besonders lieb macht.

**Rud. Alexander Schröder / Der Wanderer und die Heimat. Inselverlag. 5.—.**
Das erste Prosabuch Schröders, des Lyrikers und Malers. Eine liebenswerte, herzliche und schöne Dichtung.

**Hans Siemsen / Rußland. Ja und Nein. Ernst Rowohlt. 7.—.**
Ein gutes Buch, ein lebendiger und ernster Augenzeugen-Bericht über Rußland. Es ist keine Parteischrift, aber es sieht Rußland mit Liebe und findet das Positive in den russischen Zuständen und Versuchen. Der russische Radikalismus wird nicht mitgepredigt, aber es wird die Menschlichkeit gezeigt, mit der seine Verwirklichung sich häufig vollzieht. Die Vorgänge in Rußland, darüber lügen uns alle Zeitungen des Westens nicht hinweg, sind ohne Zweifel das Wichtigste, vielleicht das einzig Wichtige,

was in der äußern Welt unsrer Zeit vor sich geht. Es gibt andre Welten als diese, und Rußland steht zur Zeit mit diesen andern Welten nicht gut, es verhält sich allem Jenseitigen, allem Geist, aller Religion gegenüber kindlich und trotzig, aber es hat vor dem Westen die Aufrichtigkeit voraus, und in allen Dingen der realen Politik, der materiellen Umgestaltung ist Rußland das einzige Land der Welt, von dem wir zu lernen haben. Siemsens Buch will nicht urteilen und abrechnen, es will zeigen und einführen, es verdient Beachtung und Liebe.

# ANMERKUNGEN ZU NEUEN BÜCHERN

**Das Antlitz des Alters.** Photobildnisse von Erich Retzlaff. Einleitung von Jacob Kneip. Pädagogischer Verlag. Düsseldorf. Leinen 8.50. — Das ist alles in allem das schönste und wertvollste aus der Fülle der Bilderbücher, die ich kenne. Porträts alter Menschen, Bauern, Bäuerinnen, Handwerker, Tagelöhner, Schiffer, Arbeiter, Arbeiterinnen und daneben Mönche, Ärzte, Künstler, Schauspielerinnen. Das Alter der Dargestellten schwankt zwischen 68 und 93 Jahren. Harte, zerwühlte, strenge und gütige Gesichter. Das Leben hat ihnen allen tiefe Furchen gegraben — und der Betrachter empfindet von Blatt zu Blatt stärker aufwühlend eines: Ehrfurcht. Jacob Kneip hat einen sehr warmherzigen, leuchtenden Text dazu geschrieben. Das Ganze ein Geschenkbuch für alle, die in unserer aufgelösten Zeit nach Besinnung und Festigung suchen.

Karl Rauch

**Zweimal Deutschland:** Martin Hürlimann, Deutschland. Mit Einleitung von Ricarda Huch. Atlantisverlag, 26.—. — Kurt Hielscher, Deutschland. Mit Geleitwort von Gerh. Hauptmann. F. A. Brockhaus, 24.—. — Die Orbis Terrarum-Reihe hat als Ersatz des in ihr nicht mehr aufgelegten alten Hielscher-Deutschland-Bandes einen umfangreichen neuen Bilderband unter Zuziehung der ersten und führenden Fachphotographen und mit der verantwortlichen Leitung Martin Hürlimanns geschaffen, der das Gesicht des neuen Deutschland und die wichtigen Überlieferungen der Geschichte zu einem Ganzen webt. Ricarda Huch schrieb eine sehr umfangreiche und gehaltvolle Einleitung dazu, in der die deutsche Geschichte von alters her bis zur schmerzlichen Gegenwart dargestellt und zu aktivem Glauben aufgerufen wird. Daneben erscheint bei F. A. Brockhaus das alte Hielscherwerk wenig verändert, im wesentlichen das romantische Deutschland erfassend und unter Beibehaltung der pathetischen Vorrede Gerhart Hauptmanns, die heutigen Ohren fast etwas rostig klingt. Je nach Geschmack und Vorliebe wird der eine dieses, der andere jenes sich anschaffen oder als Geschenk wählen. Der geringe Mehrpreis von 2 Mark bei dem neuen Atlantisband wird gegenüber dem Brockhausdruck aufgewogen durch entschieden bessere Druckleistung. Ich persönlich halte ja den Tiefdruck für ein barbarisches Verfahren, besonders bei der Wiedergabe von Landschaften, deren schwingende Feinheiten er verwischt, und bei der Darstellung von Baukunst, deren Tiefenwirkung er aufhebt. Was aber herausgeholt werden kann mit den Mitteln dieses Verfahrens, das hat Atlantis herauszuholen verstanden und sichtbar keine Mühe gescheut. Im Brockhausband stören mich eine Anzahl verklexte Drucke.

Karl Rauch

Roy Chapman Andrews / **Mit Harpune, Büchse und Spaten.** Ein Forscherleben. Brockhaus. 9.50. — Die abenteuerliche Karriere eines kühnen Gelehrten, der mit dem Scheuern der Fußböden des amerikanischen Museums für Naturgeschichte in New York seine Laufbahn begann und dessen Lebenswerk gekrönt wurde durch die Riesenexpeditionen in die Wüste Gobi, über die schon früher in seinem Werk „Auf der Fährte des Urmenschen“ berichtet wurde. Der höchst spannende und wissenschaftlich wertvolle Text wird belebt durch eine Reihe erstaunlich guter und lebendiger Bildbeigaben. Eines der trefflichsten Reisebücher!

Herm. Fried

Georg Foerster, **Machtwille und Maschinenwelt.** Deutung unserer Zeit. Alfred Protte, Potsdam. — Der Untertitel ist allzu kühn, naiv kühn, wenn man bedenkt, daß selbst ein Format wie Spengler seine Äußerungen zu den Gegenwartsproblemen nur „Versuche einer Deutung“ nennt. Foerster ist ohne Zweifel klug, aber gehört zur Gattung

jener klugen Köpfe, die sich in Einseitigkeit und Überspitzung verbohren und mit ihnen zur zweiten Wesensnatur werdender Überheblichkeit die Weite der Welt in ihre Formulierungen pressen, also beengen. Bedenklicher als dies ist aber Foersters offenbare Schwäche, Weltbilder einer ihm überlegenen Weltschau zu verkleinern und mit einer unphilosophisch verbohrten, fast spießigen Kritik den Kosmos Pannwitzschen Denkens etwa zu einem Popanz zu erniedrigen, was für den tiefer Sehenden entschieden mehr gegen Foerster spricht als gegen das Werk dessen, den zu kritisieren ihm einfach das Format fehlt. — Die weit über seine tatsächlichen Möglichkeiten hinausschießenden Übergriffe in Abzug gebracht, bleibt der Rest von Foersters Erörterungen zum Thema des Maschinenzeitalters und der geistigen Hintergründe unserer Wendezeit anregend, wertvoll und beachtenswert. Aus der Flachheit des Tages heraus kann seine Broschüre manchen Zeitgenossen zu Nachdenken und Besinnung geleiten. Und das bleibt auf alle Fälle hohes Verdienst, denn sehr richtig spricht Foerster gegen den Schluß seines Werkchens einmal aus: „Es ist heute Feigheit, ungeistig zu sein, denn das heißt, die mit der Apriorität von Raum und Zeit gegebene Konsequenz des Willens zur Macht nicht erfüllen, und zumal als Ingenieur, Industrieller, Wirtschaftler, Politiker, eine Aufgabe nicht leisten, die um des Sinnes der Technik und um der künftigen Kultur einer geschlossenen Menschheit willen geleistet werden muß, aber nur geleistet werden kann aus dem Geist des Willens zur Macht. . . .“ Karl Rauch

**Walter Tritsch / Erneuerung einer Nation.** Alfred Protte, Potsdam. Br. 3.80, Gb. 5.—. Fast eine Anthologie des deutschen Werdens, insonderheit seiner politischen Gestaltung und Formen. Fast eine Anthologie, denn dieses schmale Buch, voll von Perspektiven und Überlegungen, verdiente auf jeder Seite ein Verweilen und Weiterspinnen, leidet aber unter seiner allzu knappen, skizzenhaften Führung, die manchmal letzte Präzision vermissen läßt. Eine von weit her geführte Auseinandersetzung mit dem Geist der Welt klingt aus in einen sicheren Glauben an die deutsche Sendung in dieser Auflösungszeit, in dem Glauben an die Wandlung „des geheimen Deutschlands“, dessen Stunde Tritsch heranreifen spürt und dessen „Stimmträger für die ersten Weckrufe zunächst im kleinsten Kreis“ er in Stefan George sieht. R.

**Hans Sterneder / Sommer im Dorf.** Tagebuch eines Besinnlichen. L. Staakmann Verlag. In diesem Buche stehen sehnende Worte von dem Erleben einer Sommernacht neben einer Betrachtung über den Segen des Barfußgehens. Und plötzlich taumelt ein weißes Taubenfederchen aus der Luft, doch schon sitzen wir neben einem freiheitsseligen Tippelbruder auf schmalem Feldweg. Noch redet die Seele Chinas von Liebe, Genügsamkeit, Demut, Ordnung, Einfalt und Ernst und schon sind wir wieder in Gedanken über die geheimnisvollen geistigen Kräfte im Pflanzenreich gefangen.

Und doch brauchen wir uns nicht erst zu fragen, was einigt alle diese scheinbar so lose aneinandergeknüpften Gedankenreihen. Wir müssen es fühlen, daß jede Betrachtung unter einem einigenden Bande steht. Dieses Band mündet in die friedvolle stille Welt Hans Sterneders; es ist sein Lebensbekenntnis.

Hans St. erfüllt wissend die göttliche Fügung seines Schicksals, das von ihm verlangt in Demut, Glaube und Liebe zu leben. Die Kraft, die ihm solches vollbringen läßt, liegt darin, daß er von der Erde gespeist wird. Thea Ernst

**Dorothea Dernburg-Höfer / Babys Welt als Wille und Vorstellung.** Paul Neff, Berlin. 5.50. Ein deutscher Verlag brachte ein nicht sensationelles, deutsches Buch einer nicht bekannten Verfasserin und hatte sofort einen großen Erfolg. Nur das Buch einer jungen Mutter über ihr heiteres, begabtes kleines Mädchen, von seiner Geburt an bis etwa zu seinem siebenten Jahr. Der Erfolg des Buches bewies: Nein, wir wollen durchaus nicht immer das grelle Buch. Wir wollen auch nicht immer Welt- und Deutschland-Beglückungspläne, in jeder Woche einen andern. Wir wollen nicht immer hören, daß unsere Welt zerbrochen ist. Dieses Buch gibt die Bausteine der Ewigkeit, aus denen sich unsere Welt immer formt. Das innige Glück einer kleinen Familie aneinander, Mutter, Kind und Vater. Nur von ganz wenigen Büchern geht solch ein Glücksgefühl aus wie von diesem. Es ist nicht idyllisch auf Kosten von Bewegung und Erkenntnis. Das Geschehen ist einfach, ganz ohne äußere Verwicklung. Aber es bringt die Offenbarung, wie fesselnd, wie bewegt tägliches Leben sein kann, aufgefaßt von

reicher Erkenntnis und Herzenswärme. Die Abenteuer der kleinen „Biene" sind, so gesehen und dargestellt, spannend genug. Und sind überall die Abenteuer des feinen, klugen und gesunden Kindes überhaupt, angeschaut, erkannt und dargestellt durch das Miterleben der begabten jungen Mutter.

Gewiß geht als Untermelodie auch in diesem Buch leise die Wehmut mit, daß auch für innerliche, in allem Äußern nicht anspruchsvolle Menschen gegenwärtiges Leben nicht einfach ist. Vor allem beim Leser die Wehmut, daß dieses Kind einzeln ist, keine Geschwister hat. Ein so feines Kind kann von seinen verständnisvollen Eltern nur zart behandelt werden. Geschwister würden ihm Herz und Sinne in gesunder und munterer Aufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit doch gehörig abreiben. Unsere Erziehung soll um unsere Kinder Glück bauen. Anderes ist für Eltern, wie sie sein wollen, nicht möglich. Unzweifelhaft wird tiefe Freundschaft mit ihren heranwachsenden Kindern solchen echten Menschenbildnern jede Liebe lohnen. Echte, tiefe Freundschaft zwischen Eltern und Kindern ist heute, trotz aller Gegenbeispiele im Vordergrund, nicht seltner, sondern häufiger als früher. Aber alles selbständige Leben jenseits des Elternhauses ist heute sehr schwer. Geschwister geben die Welt des Erlebens auf der gleichen Stufe, ja, doch schon auch ein Kampffeld. Sie gehören zur Entwicklung, und ihr so häufiges Fehlen in unsern kleinen Familien läßt das kindliche Leben verarmen und stellt es unter Gefahr.

Aber, wie dem auch sei: Frau Dernburg-Höfers Buch beglückt. Auch um der schönen Formung des reichen Erlebens willen. Ihm möchte Dauer zu verheißen, auf jeden Fall zu wünschen sein.

Margarete Kurlbaum-Siebert

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.**

## Romane und Novellen

Berend, Alice, Das Gastspiel. S. Fischer. Kart. 3.50, Ln. 4.50. Ein neues frohes, warmes Buch der Alice Berend. Aus dem Schicksal der Sängerin, die aus Alltag und Ehe sich zurücksehnt ins Künstlerdasein und zu ihrer silbernen Hochzeit wieder die Bretter betreten will, formt sie eine Erzählung voller Humor und Güte.

Hirsch, Karl Jakob, Kaiserwetter. S. Fischer. 6.—. Liebevoll und zornig, ernst und humorvoll ist hier der Vorkriegsmensch und sein Alltag gesehen.

Kiß, Edmund, Die letzte Königin von Atlantis. Koehler & Amelang. 4.80. Die Liebesgeschichte der letzten Königin von Atlantis — vor 14 000 Jahren.

Lauff, Joseph von, Elisabeth Wandscherer, die Königin. Koehler & Amelang. 4.80.

Martinus, Johannis, Morisan. Herbert S. Loesdau. 5.80. Ein medizinischer Zeitroman, der von menschlicher Unzulänglichkeit, Vertrauen und Resignation, tragischen Konflikten und unzerstörbaren Hoffnungen erzählt.

Menzel, Gerhard, Wieviel Liebe braucht der Mensch? Wilh. Gottl. Korn. 5.—. Erschütterndes Frauenschicksal: Verlangen nach Liebe und Güte, wo Gier und Egoismus geboten wird und endliches Zugrundegehen am Hunger der Seele.

Miegel, Agnes, Dorothee — Heimgekehrt. Gräfe & Unzer. 2.50. „Dorothee" ist die Geschichte eines kleinen, frühverstorbenen Mädchens, „Heimgekehrt" diejenige eines Arztes, der nach vielen Jahren des Erfolges zurückfindet in die Heimat und die Erinnerungen seiner Jugend.

Sackville-West, V., Schloß Chevron. S. Fischer. 7.—. Ein Kulturbild aus dem englischen Hochadel im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Graziös, exklusiv, geistreich und verspielt, kultiviert, maßvoll, herrschsüchtig, eng und hohl zugleich.

Turgenjew, Iwan, Propyläen - Ausgabe. Sämtliche Werke in 12 Bänden. Propyläen. Halblein. je 5.50, Halbpergament je 7.—. Der 12. und letzte Band dieser schönen Gesamtausgabe ist so-

eben erschienen und enthält u. a. „literarischen Erinnerungen“ einige Novellen, interessante Briefe und Veröffentlichungen aus dem Nachlaß.

### Gedichte

Ginzkey, Franz Karl, Balladenbuch. L. Staackmann. 5.—. Ginzkeys Balladen erstmalig gesammelt, eine schöne Festgabe zu seinem 60. Geburtstag.

### Biographien

Koch, W. H., Im Tropenhelm. Friedrich Floeder. 6.—. Das Kriegstagebuch eines Kamerunkämpfers, der Kriegs-Roman der deutschen Schutztruppe.

Koskull, Baronin Marie Luise, Damals in Rußland. Koehler & Amelang. 4.80. Eine deutsch-russische Aristokratin hat hier ihre Memoiren geschrieben, Jahre des Krieges als Schwester des Roten Kreuzes, dann die Zeiten der Revolution, gegen die sie sich auflehnt und von der sie, wie andere mit ihr, überrannt wird.

Marwitz, Bernhard von der, Stirb und Werde. Wilh. Gottl. Korn. 5.80. Die junge Generation von 1914 wird in den Tagebuchblättern dieses Frühvollendeten wieder lebendig. Rilke, Claudel, Gide sind Namen, die häufig wiederkehren, Führer im Kampf um seine künstlerische Bestimmung. Voll Schönheit war dieses Leben, voll einer todgeweihten Schönheit. Als Pflicht wurde der Krieg ertragen, als notwendiges Leiden hingenommen und endlich der Tod erlitten.

Salburg, Gräfin Edith, Deutsches Bilderbuch der Zeit 1926—1930. Koehler & Amelang. 4.80. Ein neues Erinnerungsbuch der Gräfin Salburg, deren Erlebnisse als Schriftleiterin in einer bayrischen Kleinstadt, in der Redaktion eines Kaufhauses, Begegnungen mit Menschen und Landschaften.

Thoma, Ludwig, Erinnerungen. Albert Langen. 7.50. Illustrierte Gedenkausgabe zum 10. Todestag des Dichters am 26. August 1931.

Weismantel, Leo, Elisabeth. Sebaldus-Verlag. 5.50. Das Leben und die Tragik der heiligen Elisabeth, unsentimental dargestellt, gesehen in der Einheit des religiösen Erlebens.

### Reisen und Abenteuer

Andrews, Roy Champman, Mit Harpune, Büchse und Spaten. F. A. Brockhaus. Geh. 8.—, Ganzln. 9.50. Ein Forscherleben unserer Tage schließt sich hier auf, das amerikanische Vagabundenleben eines von seiner Arbeit, seinen Forschungen Besessenen. Erscheint in Kürze.

Burkhart, Walter, Der Reiher-Jäger von Gran Chaco. F. A. Brockhaus. 3.75. Spannende Abenteuer, Jagden auf Tiger, Suche nach Gold, Freundschaften mit Indianern, buntes abenteuerliches Leben.

Desgranges, Der Korsar des Weltkrieges. Grethlein. 6.50. Abenteuerliche Fahrten, Jagden auf Frachtschiffe mit Konterbande, „der Kaperkrieg der Alliierten“.

Herrmann, Albert, Lou-Lan. 66 Abb. u. 7 Karten. F. A. Brockhaus. Geh. 6.50, Ln. 7.50. China, Indien und Rom im Lichte der Ausgrabungen am Lobnor. Sven Hedin, der die alte Stadt Lou-Lan wieder entdeckte, hat das Vorwort des Buches geschrieben.

Kohl-Larsen, Dr. L., Die Arktisfahrt des „Graf Zeppelin". Union. Ca. 9.50. Das offizielle erste Aeroarktik-Buch mit viel. Illustrationen, in mehreren Fremdsprachen. Das Buch dürfte von internationaler Bedeutung sein.

**Länderkunde**

Hoffmann, Dr. Walter, Südost-Europa. Wolfgang Richard Lindner. 9.80. Notwendig ist es, sich politisch wie wirtschaftlich über den Balkan zu orientieren, wobei diese Broschüre wertvolle Hilfe leistet.

Mitteleuropa, herausgegeben unter Mitwirkung der deutschen Luft-Hansa. Bibl. Inst. 15.—. Das Buch gibt eine eingehende Beschreibung aller Flugstrecken Deutschlands, der Schweiz, Tschechoslowakei, Österreichs, Ungarns, mit allen Zugangslinien aus den anderen europäischen Ländern.

Wachs, Prof. Dr. Horst, An deutschen Meeren. Brehm. 3 Bände. Einzeln Halbln. 1.80. In einem Band 4.80. In ausgezeichneten Bilddarstellungen und erläuternden Texten erstehen die deutschen Küsten vor dem Beschauer, die Watten der Nordsee, die bewaldeten Ostseeküsten, Steilufer und Dünen mit allem, was wir am Strand an lebenden und toten Dingen finden.

**Literaturgeschichte**

Mumbauer, Johannes, Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit. In zwei Bänden. Erster Band. Herder & Co. 16.—. Eine Darstellung der deutschen Dichtung der letzten 40 Jahre auf geistesgeschichtlicher Grundlage. Von einheitlichen Gesichtspunkten ausgehend gibt der Verfasser einen leichtverständlichen Führer durch das zeitgenössische Schrifttum, durch zahlreiche Textproben vervollständigt.

Schmitz, Dr. Victor H., Friedrich Gundolf. Weiß. Steif geheftet 1.50. Ein ausgezeichnetes Bild von Gundolfs Persönlichkeit — ein Dank des früheren Schülers.

Witkop, Philipp, Goethe, Leben u. Werk. J. S. Cotta. Ln. 9.50, Halbldr. 14.50. In lebendiger Anschaulichkeit ist es Witkop gelungen, das Leben und Werk Goethes knapp und klar darzustellen.

**Brennende Zeitfragen**

**Bauer, Ludwig, Morgen wieder Krieg. Rowohlt. Kart. 4.80. Ein politisches Buch, das uns alle angeht. Ludwig Bauer, Mitarbeiter der „Basler Nationalzeitung", sieht die internationalen Zusammenhänge klarer als viele anderen. Er weist auf die drohenden Wetterwolken und zeigt die Gefahren auf, die zu einem kommenden Kriege treiben können.**

**Knickerbocker, H. R., Der rote Handel lockt. Fortsetzungsband zu „Der rote Handel droht". Rowohlt. Kart. 5.80. Knickerbocker hat sämtliche wichtigen Handelsplätze zwischen Helsingfors und Neapel besucht und ist zu wichtigen und überraschenden Ergebnissen gekommen. Sein Zahlenmaterial bringt erstaunliche Beweise.**

**Kries, Wilhelm von, Herren und Knechte der Wirtschaft. Verlag Deutsche Rundschau. Brosch. 4.40, Ln. 5.30. Das Buch führt zu den Quellen der Wirtschaft, gibt Grunderkenntnisse und bekämpft den „Wirtschaftswidersinn" unserer Zeit.**

**Kurella, Alfred, Mussolini ohne Maske. Mit 80 Bildern nach eigenen Aufnahmen. Neuer Deutscher Verlag. Kart. 3.50, Lein. 5.—. Ein Gegner des Faschismus berichtet von seiner Reise durch das heutige Italien.**



**Das neue Notrecht, Herausg. v. Dr. jur. F. Koppe. Spaeth & Linde. Text und Erläuterungen des gesamten Notrechts seit dem 13. Juli 1931 in Form von Blattsammlungen mit sämtlichen einschlägigen Durchführungsbestimmungen, Richtlinien und Verwaltungsanordnungen. Für die Praxis bearbeitet unter Mitwirkung namhafter Spezialisten von Rechtsanwalt Dr. jur. Fritz Koppe.**

**Siegfried, André, Die englische Krise. S. Fischer. Geb. 4.—, kart. 4.50, Ln. 5.50. Der französische Soziologe gibt uns die Auswirkungen der englisch-französischen Spanungen, ihrer geistigen und wirtschaftlichen Gegensätzlichkeit und der weltwirtschaftlichen Krise zu erkennen, in die alle gezogen worden sind und die nicht nur die Zukunft Englands entscheidend beeinflussen.**

**Steuermann, Carl, Weltkrise — Weltwende. F. Fischer. Geh. 3.50, kart. 4.—, Ln. 5.—. Die Entwicklung der Kapitalwirtschaft Westeuropas und Nordamerikas zeigt, daß die Privatwirtschaft vor dem Zusammenbruch steht, daß eine Entscheidung für oder gegen Planwirtschaft zu den Lebensfragen nicht nur unserer Wirtschaft gehört.**

**Lebensführung**

**Bô Yin Râ, Das Buch der Liebe. Kober. 5.—. Das Buch von der gewaltigen Urkraft, die „dir auf Erden eine Götterfreiheit gibt, weil alles sich ihr beugen muß, was dir begegnen kann".**

**Breysig, Kurt, Der Aufbau der Persönlichkeit von Kant aufgezeigt an seinem Werke. F. G. Cotta. In Büttenumschlag 6.—. Ein Versuch zur Seelenkunde des Gelehrten, nicht vom Leben, sondern vom Werk her in Angriff genommen.**

**Freud, Sigm., Schriften zur Neurosenlehre. Internat. Psychoanalyt. Verl. 9.—. Ein ausgezeichneter Sammelband Freudscher Schriften über „Hemmung, Symptom und Angst", „Technik der Psychoanalyse", „Übertragungsliebe" usw.**

**Moeller van den Bruck, Der preußische Stil. Korn. 7.80. Die dritte Auflage dieses Buches erscheint in neuer Fassung. Der Verfasser verbindet den Stil mit Gesinnung und Haltung, die Haltung mit dem politischen Bewußtsein. Stil wird zum Schicksal, hinter dem Mythos steht.**

**Nietzsche, Friedrich, Die Unschuld des Werdens. Kröner. 2 Bde. je 3.75. Der**

Nachlaß. Ausgewählt und geordnet von Alfred Baeumler. Kein Nachlaß im üblichen Sinne, nichts Zufälliges, sondern ein geordnetes neues Werk.

Prinzhorn, Dr. Hans, Charakterkunde der Gegenwart. Junker & Dünnh. Brosch. 5.—. Philosophische Forschungsberichte. Heft 11. Ein sachkundiger Führer durch die charakterkundl. gerichteten Bücher.

Schulz, Karl, Die feiernde Schule. Walter S. Mühlau. Kart. 7.—. Grundgedanken, Berichte und Vorschläge über Schulfeste, an einer Reihe von Beispielen aus der Praxis gezeigt.

Straaten, Hans tor, Die Technik des Erfolges. Felsen-Verlag. 5.—. Tor Straaten sucht die Grundregeln des Erfolges aufzudecken und damit dem Leser die Möglichkeit zu geben, selbst das für seinen Tag, für seinen Erfolg Notwendige zu tun.

Werfel, Franz, Realismus und Innerlichkeit. Zsolnay. Kart. —.50. Ernste Worte und mahnende Gedanken gegen Verflachung und Zersetzung.

### Nachschlagewerke

Gumpert, Dr. Martin, Die gesamte Kosmetik. 228 Seiten. 45 Abb. Georg Thieme. 15.—. Eine Geschichte der Kosmetik, Entstellung und Philosophie, Physiognomik und Ästhetik, Entstellungsbekämpfung. Ein Grundriß für Ärzte und Studierende, aber auch für Masseure, kosmetische Institute und für alle diejenigen, die bei ihnen Hilfe suchen.

Koch, Dr. Alexander, Stickereien und Spitzen für kunstliebende Frauen. Jahresband 1931. Alexander Koch. Vorzugs-Ausgabe in Japan mit Goldpr. 30.—. Ein prachtvolles Geschenk für die Dame.

Meyers Kleines Lexikon, 3 Bde. Bibliographisches Institut. Jeder Band in Halbleder 28.—, in Ganzleinen 25.—. Der erste Band dieses zeitgemäßen Lexikons, das bewußt konzentriert und vereinfacht wurde, um sich der allgemeinen Lage anzupassen, wird im Herbst dieses Jahres erscheinen.

Pfohl, Neues Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. F. A. Brockhaus. Teil I: Spanisch-Deutsch, Ln. 7.—. Teil II: Deutsch-Spanisch, Ln. 9.—. Beide Teile in einem Leinenband 15.—.

# DER BÜCHERWURM

verbunden mit „Büchermonat“, „Vorhof“ und „Neue Bücher“

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1931 • 16. Jahrgang • Heft 12


## VON DER NOTWENDIGKEIT GUTER ZEITSCHRIFTEN

KARL RAUCH

„Abstand gewinnen von der groben, maßlosen Aktualität hier wie von der lebensfremden Selbstherrlichkeit dort, von der Mechanisierung, Technisierung und Vereinseitigung auf beiden Seiten. Wirken gegen die Entwertung des Wortes wie gegen die Verwirrung der Maßstäbe. Arbeiten im Sinne der Besinnung, der Sichtung und Sammlung, der Verantwortlichkeit des Geisteslebens, einer produktiven Kritik, der Erhaltung des Lebendigen und Förderung neuer positiver Kräfte“: dies formuliert der Herausgeber des „Kunstwart“, Dr. Hermann Rinn, als den gültigen Sinn einer Zeitschrift. Ich möchte meinen, daß es eines Appells an die geistigen Schichten heute weniger als je bedürfen sollte, dieses „ordnenden Sinnes“, dieser Notwendigkeit wertvoller, mit Umsicht und Haltung geleiteter Zeitschriften sich bewußt zu sein und bewußt zu bleiben. Eine erregte, aufgeregte, gequälte, nach allen Richtungen hin ausschauende und suchende Zeit wie diese, die wir zu durchleben und zu durchkämpfen haben, bedarf dringender als eine beruhigte Epoche der Zielsetzung und der Versuche zu Sammlung und Klärung, die nur erreichbar sind aus der erprobten Arbeits- und Kampfgemeinschaft zwischen der Leitung einer Zeitschrift, ihren Mitarbeitern und der Leserschaft, die diesen sich anzuvertrauen willens ist und von Station zu Station solchen Vertrauens Rechtfertigung erlebt. In die Hände der guten Zeitschriften deutscher Zunge ist heute eine der vornehmsten Aufgaben zur Neubildung der Gesinnung und der Gemeinschaft gelegt. Und da so viele Unzulänglichkeiten auf anderen Gebieten des Volksdaseins uns belasten und bedrücken, dürfen wir dankbar anerkennen, daß es eine erfreulich hohe Anzahl Zeitschriften gewichtigen Fundaments gibt, dür-

fen wir aussprechen, daß in ihrer Arbeit zuversichtliche Verheißungen ruhen für ein Weiterkommen und einen Neubau unserer Welt.

Nun wir uns alle einschränken müssen, der Trug des vermeintlichen Wohllebens zerschlagen wurde und die Bestände aller Kassen zusammenschrumpften, sollten wir vor neuen Irrtümern uns hüten. Irrtum nämlich und Fehler würde es zu nennen sein, wenn der geistig Lebendige innerhalb der notwendigen Sparmaßnahmen seines Etats den anderen Dingen des Daseins voran beginnt, seine „Kulturausgaben“ einzuschränken. Den Sinn der Zeit, die Bedeutung der Wende erkennt nur der, der sich klarmacht, daß auf Äußeres vielfach verzichtet werden kann, daß Geistig-Notwendiges aber nicht entbehrt werden darf, damit der Mensch Mensch bleibe und denkend, tätig teilhabe am Geschehen seiner Zeit. Solches Teilhaben ist aber nur möglich heute wie früher und heute mehr noch als früher im Verarbeiten und Sammeln der geistigen Geschehnisse an der Hand einer gutgeleiteten Zeitschrift.

Torheit und Selbstausschluß aus dem geistigen Mittun am großen fließenden Entwicklungsprozeß deutscher Neuwerdung würde es darstellen, wenn jemand heute seine Jahre hindurch vertraute Zeitschrift abbestellt. Lieber soll er einmal im Monat auf ein Mittagessen verzichten und einen Fasttag einrichten. Aber das, was bewährt und erwiesen all die Zeit hindurch ihm geistig wertvoll gewesen, soll er nicht preisgeben. Eher noch versuche er, da die aufgewühlte Zeit vielerlei Umblick und Vertiefung fordert, eine ergänzende Zeitschrift dazu zu bestellen. Opfer, dafür gebracht, ist gar kein Opfer, sondern Weg zur eigenen inneren Bereicherung und Kräftigung, wirkliche Nöte zu bestehen. Daß wir unseren Lesern in erster Linie empfehlen, nicht nur selbst dem „Bücherwurm“ treu zu bleiben, sondern dazu auch sich um die Werbung neuer Bezieher zu bemühen, bedarf keiner Begründung. Wir glauben und fühlen es aus täglichen Zuschriften der Leser und der Buchhändler bestätigt, daß der „Bücherwurm“ eine ganz besondere und dringliche Aufgabe der Sichtung, Beratung und der Verlebendigung der Dinge des Buches zu erfüllen hat und daß er sie steigernd erfüllt. Es hat gerade in den letzten Wochen sich gezeigt, daß unsere Monatsschrift ihrer frischen und zupackend tapferen Gestaltung wegen viele neue Freunde, die ein solches Blatt sich wünschen, finden kann, wenn unsere alten und getreuen Freunde die Mühe nicht scheuen, mit Probeheften und persönlicher Werbung tätig zu sein.

Um solche Stützung unserer Arbeit bitten wir die gesamte Leserschaft. Der Kreis von Menschen, für den unser „Bücherwurm“ eine wirkliche Notwendigkeit darstellt, ist sicherlich bei weitem größer als derjenige, den wir heute erfassen. Wir können aber mit den üblichen Mitteln geschäftlicher Propaganda

unter den heutigen Verhältnissen an all diese Fernstehenden und Wartenden nur schwer heran. Einmal kostet diese Werbung viel Geld, und das unsere ist knapp. Zum andern aber braucht gerade ein Blatt so persönlich ansprechender Haltung wie der „Bücherwurm" persönliches Wirken, um Boden und Freundschaft zu finden. Möge keiner unserer Bezieher unterlassen, wenigstens einen weiteren Bezieher im Kreise seiner Bekannten jetzt in der Zeit auf Weihnachten hin zu werben. Der Zuwachs an Beziehern wird durch Ausbau und Besserung des Inneren und Äußeren des „Bücherwurm" allen Lesern zugute kommen. —

Zur Ergänzung des Bücherwurm, der als billigste deutsche Literaturzeitschrift immer noch unübertroffen voransteht, empfehlen wir zur Auswahl noch

**Zeitschriften von Wert**

Atlantis. H: Martin Hürlimann. V: Atlantisverlag. Heft 1.50.

Corona. Zweimonatsschrift. V: R. Oldenbourg, München. Heft 4.—.

Deutsche Rundschau. H: Rudolf Pechel. V: Deutsche Rundschau, Berlin. Viertelj. 5.50.

Europäische Revue. H: K. A. Prinz Rohan. V: Europ. Revue. Viertelj. 6.—.

Der Kunstwart. Monatshefte für Kunst, Literatur und Leben. H: Hermann Rinn. V: Georg D. W. Callwey, München. Viertelj. 4.50.

Die neue Linie. V: Otto Beyer, Leipzig. Heft 1.—.

Die Neue Literatur. H: Will Vesper. V: Ed. Avenarius.

Die Neue Rundschau. V: S. Fischer, Berlin. Viertelj. 7.—.

Neue Schweizer Rundschau. H: Max Rychner. V: Girsberger & Cie., Zürich. Viertelj. Fr. 4.50.

Die Tat. H: Hans Zehrer. V: Eugen Diederichs. Viertelj. 4.20.

Der Türmer. Deutsche Monatshefte. H: Dr. Fr. Castelle. V: Heinrich Beencken, Berlin. Heft 1.50.

Der Vorstoß. Wochenschrift für die deutsche Zukunft. H: Max Fischer. V: Wilh. Greve. Heft 60 Pf. (In dieser Wochenschrift schreibt u. a. der Herausgeber des Bücherwurm regelmäßig über wichtige literarische Erscheinungen und Persönlichkeiten.)

Zeitwende. H: Tim Klein, Otto Gründler, Fr. Langenfaß. V: Beck, München. Viertelj. 5.—.

„Die Technik des Erfolges" nennt Hans tor Straaten sein soeben im Felsen-Verlag, München (5.—), erschienenes Buch, das nicht mit äußerlich mechanistischen Rezepten, sondern mit begründeter Psychologie die Erfolgslehrbarkeit beweist und eine Schulung vermittelt, die in allen menschlichen Situationen sich als nützlich und fördernd erweisen kann. Wer willens und fähig ist, die Lehren eines erfahrenen und disziplinierten Mannes zu hören und sich zu erarbeiten, dem sei das Werk nicht zum Lesen, sondern zum wirklichen Studium empfohlen. Die Disziplinierung und Ordnung des Einzelmenschen bleibt unumgängliche Voraussetzung einer Änderung und Besserung der Zustände insgesamt. Ein Buch wie dieses kann manchem zum Heilmittel werden.

K. R.

# KARL ROBERT LANGEWIESCHE ZUM GEDÄCHTNIS

KARL RAUCH

„Reell“ und „solid“: diese beiden Grundbegriffe der Vorkriegsjahre sind seit geraumer Zeit tot. Bis ins Kleinste hinein baute man früher sein Leben auf das Sein. Heute gilt weithin der Schein. Ein reell handelnder Kaufmann wird nahezu als minderwertig betrachtet. Um des äußeren Vorteils willen scheuen viele der Heutigen vor Gewissenlosigkeit nicht zurück. Ethik, Staatsgesinnung, bindendes Gefühl der Gemeinschaft: wo ist all das noch lebendig? Das heutige Staatssystem erzieht geradezu zu Unehrlichkeit, Steuerhinterziehung und anderen die Gesamtheit treffenden Schädigungen. Daß man mit diktatorischen Notverordnungen jetzt dagegen ankämpft, beweist nur, mit welch grausiger Konsequenz die Regierungen während der vorangegangenen Jahre die Gesinnung der Unsolidität gezüchtet haben. Und im bürgerlichen Leben wird allerorten innerer Wert gering geachtet, Aufmachung über alles geschätzt.

Der vor wenigen Wochen unerwartet, jäh und früh verstorbene Karl Robert Langewiesche hat für mich inmitten der Flut von Unsolidität und gemeinschaftswidrigem Eigennutz ringsum in der Gesamtheit seiner Persönlichkeit, in der Anlage seiner verlegerischen und kaufmännischen Unternehmungen bis in die kleinste Einzelheit hinein eine gefestigte Insel aller jener Tugenden bedeutet, die zu allen Zeiten für die Ordnung des Lebens eines Einzelnen und eines Volkes unentbehrlich gewesen sind und unserer Generation unter dem Druck der Kriegs- und Nachkriegszersetzungen verloren gegangen waren. Manch einem ist zuweilen die peinlich genaue Sorgfalt, die eiserne Unerschütterlichkeit seiner Maßnahmen in einer Umwelt, da alles bereit und fähig war, sich je nach Stunde und Umstand heute so und morgen so zu biegen und anzuschmiegen, an dem Menschen und dem Verleger Karl Robert Langewiesche als absonderlich, skurril oder rückständig erschienen. Ich empfinde es als eine besondere Tragik, daß gerade während des Jahres 1931, das für einen größeren Teil der Nation langsame Besinnung aus weiter Verirrung, beginnende Lösung aus vieler Verwirrung, anhebende Gesinnungsänderung weiter Schichten bringt, dieser Karl Robert Langewiesche uns durch den Tod entrissen wurde, der aller guten Geister deutschen Wesens teilhaftig war, mit unermüdlicher Treue ihnen diente und gesunden Blutes im Bunde mit härtester Energie sich freizuhalten vermochte von allen Infektionen, die Seele, Geist und Leib des Volks befallen hatten und deren allgemeine Überwindung noch lange Zeit und harte Kämpfe bedingen wird.

Von Geburt her schwachen Körpers hat Karl Robert Langewiesche bis in die Todesstunde hinein mit Zähigkeit, Eifer und hingebender Freude an die Arbeit, die sein Dasein sinnvoll ausfüllte, dem Leben Stück für Stück seiner Leistung abgerungen. Und wenn es dem oberflächlichen Beschauer während der letzten Jahre oft schien, als sei das da in dem schönen Königstein ein idyllisches Verlegerdasein, eingespielt und geordnet, von keinerlei innerer oder äußerer Krise anzurühren, so hat der Oberflächliche just übersehen, daß diese alle Lähmungen und Wendungen verlegerischer Konjunkturen und Moden eigenwillig und ohne irgendeine Konzession überdauernde, klare, saubere und anständige, aufbauende Verlagstätigkeit Ergebnis äußerster Kraftanspannung und sicherer Zielbewußtheit gewesen ist, daß alles Erreichte Frucht unverdrossenster Arbeit war. „Wenn auch die Leiden des Lebens durch seine Freuden nicht aufgewogen werden, so wird doch beides überboten durch das Glück der Arbeit . . .“, so schreibt Karl Robert Langewiesche selbst auf der ersten Seite seiner schlichten Lebenserinnerungen („Aus fünfundzwanzig Jahren“). „Arbeiten und nicht verzweifeln“ lautete der Titel eines seiner ersten Verlagswerke, des Auswahlbandes Thomas Carlyle, und dem ersten Bändchen der Sammlung „Der Eiserne Hammer“ hat er den Titel „Arbeit bringt Freude“ gegeben. Geadelte Arbeitsgesinnung, aus der allein das Leben seine besten Kräfte zieht, lebt in jedem dieser Worte, die nicht Worte blieben, sondern im täglichen Tun von ihm in Wirkung umgesetzt worden sind. Solche Arbeitsgesinnung wieder zurückzugewinnen einer Zeit, die sich daran gewöhnt hat, dem Nichtstun Prämien zu setzen, Millionen Arbeitswillige aus der Wirtschaft auszuschalten und Unternehmertum zu ersticken, statt seine Freudigkeit zu beleben: steht als dringendste, einfach als die Aufgabe vor uns allen. Wie auch ein kranker Körper gestrafften Geistes und mit unbeugbarer Energie reichsten Schaffens fähig gebildet werden kann, das hat — Vorbild für Nachlebende langehin — Karl Robert Langewiesches Lebensgang bewiesen. Wie er dem Leben Kraft, Segen und Fülle abgerungen hat, so muß es gleicherweise die gesamte Nation, müssen es zuerst die geistig Bewußten des Landes. Sein Leben bis in die kleinsten Züge hinein kann uns Richtschnur für die notwendige große Gesinnungswandlung und Gesinnungsfestigung werden, ohne die wir verloren gehen müssen.

Im Anschluß an die vorstehende Betrachtung des Menschen Karl Robert Langewiesche wird ein weiterer Aufsatz mit der Würdigung seines verlegerischen Lebenswerkes im nächsten Heft des Bücherwurm erscheinen.

# „VOLK OHNE RAUM“ FÜRS VOLK

PAUL FECHTER

Der von Will Vesper geleiteten „Neue Literatur“ (Verlag Eduard Avenarius, Leipzig) entnehmen wir anläßlich der Volksausgabe von „Volk ohne Raum“ den nachfolgenden Aufsatz.

Vor fünf Jahren erschien Hans Grimms großer Roman „Volk ohne Raum“, das erste Buch, in dem ein Autor es unternahm, unser politisches, nationales Schicksal zum Thema einer Dichtung zu machen. Das Buch hat in diesen fünf Jahren einen starken Erfolg errungen; es sind, obwohl die zwei Bände nicht weniger als 25 Mark kosteten, 60 000 Exemplare abgesetzt worden. Viele Hunderttausende haben es gelesen; trotzdem aber ist zu sagen, daß der Erfolg im Grunde viel zu klein ist. Sollte es wirklich, wenn man schon darauf verzichtet, Bibliotheken und Büchereien, die das Buch erwerben mußten, in Abrechnung zu bringen, im Deutschen Reich nur sechzigtausend Leute geben, die imstande sind, ein Buch wie dieses zu erwerben? Wenn in Norwegen ein neues Werk von Hamsun erscheint, so hat es binnen weniger Wochen eine Auflage von mindestens 30 000 Exemplaren. Das heißt, wenn man die Einwohnerzahl Norwegens auf rund drei Millionen ansetzt, daß jeder hundertste Mann das Buch erworben hat, ganz gleich, welches Thema es behandelt: Die sechzigtausend Exemplare, die von dem Grimmschen Roman im Lauf von fünf Jahren abgesetzt wurden, bedeuten, daß bei sechzig Millionen Deutschen — die Österreicher und die Auslandsdeutschen sollen noch gar nicht mitgerechnet werden — erst jeder tausendste das Buch gekauft hat. Dabei kann man selbst in den heutigen Zeiten mit Sicherheit sagen, daß es erheblich mehr deutschempfindende und deutschgesinnte Menschen gibt, die in der Lage gewesen wären, selbst heute noch den Preis für das Buch zu erlegen.

Immerhin: wenn man die seelische Verfassung einer Nation Büchern gegenüber als gegebenen Faktor nimmt, so ist zu sagen, daß diese 60 000 Exemplare einen Erfolg bedeuten, den man beim Erscheinen des Werkes selbst mit kräftigem Optimismus nicht ohne weiteres voraussetzen konnte. Bücher sind nun einmal etwas, das für die eigentliche Menge des Volkes nur dann als Kaufobjekt in Frage kommt, wenn sie nicht nur dick, sondern gleichzeitig zum mindesten im Verhältnis zur Dicke auch noch billig sind. Was normalerweise zu hoffen war, hat sich bei diesem Buch erfüllt — obwohl man auf der andern Seite gerade Grimms Buch nicht nur in den Händen von sechzigtausend Lesern und Käufern, sondern von wenigstens sechs Millionen gewünscht hätte.

Von hier aus begrüßt man es mit wirklicher Freude, daß der Verlag Albert Langen sich jetzt entschlossen hat, von diesem wichtigsten Buch der Nachkriegszeit eine Volksausgabe herzustellen, die dem Roman Grimms hoffentlich jetzt die Verbreitung schaffen wird, die man für ein Buch wie „Volk ohne Raum“ verlangen muß. In einem starken Band auf Dünndruckpapier liegt die neue ungekürzte Ausgabe vor; sie kostet noch nicht einmal ein Drittel vom Preis der alten, nämlich 8,50 Mark.

Es besteht jetzt die Möglichkeit, daß alle die, die sich bisher durch den Preis von dem Besitz, vielleicht sogar von der Lektüre des Buches fernhalten ließen, den Roman erwerben; sie sollen es trotz der schlechten Zeiten tun; denn dieses Buch gehört — die Phrase trifft hier einmal wörtlich zu — wirklich in jedes Haus, dessen Bewohner mit lebendigem Anteil das Schicksal der Nation in ihrer schwersten Zeit mitleben und mittragen wollen.

Der Roman Hans Grimms ist nämlich — man muß das immer wieder feststellen — bei aller großen Kunst, die sein Verfasser in zäher Arbeit aus seiner Erzählung herausgehämmert hat, nicht nur ein Roman. Er ist viel mehr als ein bloßes Stück Kunst; er ist das Bekenntnis eines Menschen, der sich im Tiefsten seinem Land und seiner Nation verbunden fühlt, zu eben diesem Land und dieser Nation. In dem Roman wird all das formuliert und ausgesprochen, was die Besten der deutschen Nation in den letzten Jahrzehnten gefühlt und erkannt haben; es wird ausgesprochen mit einer gläubigen Kraft und zugleich mit einer Strenge und Festigkeit, die das Gefühl ins Männliche im besten Sinne hebt und dieses Buch über das Bekenntnis des Einzelnen hinaus zum bleibenden Ausdruck dessen macht, was heute Millionen im Lande fühlen und für

das Land und das Volk wollen. Hans Grimms Buch ist vor allem für die heraufrückenden Generationen ein Führer und ein Helfer zur Klarheit über das, was notwendig ist. Es zeigt den Weg, den die Menschen, die sich nicht als Angehörige irgendeiner Partei, sondern als Bürger des Landes fühlen, als Träger seiner Kultur und seines lebendigen Daseins, gehen müssen. Indem es die Entwicklung seines Verfassers wenn auch im Bilde aufweist, den Weg zu einem freien, wirklichen Bürgertum, das nicht mehr höfisch wie das alte Bürgertum denkt und fühlt, sondern völkisch im höchsten Sinn, zeigt es den Nachkommenden, wo allein der Weg der Nation zu sich selber gehen kann.
Denn das ist der eigentliche Sinn und die eigentliche Bedeutung des Romans: daß er als erstes großes Beispiel und Wegweiser für die Entwicklung dasteht, die Volk und Dichtung des Volkes in gleicher Weise nehmen müssen. Die große Dichtung der Deutschen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war zuletzt trotz aller Herrlichkeit Bildungsdichtung, gebunden an bestimmte Voraussetzungen des Wissens, zu Hause in einer kleinen Oberschicht nicht im Ganzen der Nation. Was dann an sie anknüpfte, die Literatur des 19. Jahrhunderts, die nicht mehr Dichtung war, sondern Berufssache, war nicht einmal mehr Bildungsangelegenheit einer bestimmten Schicht, sondern von vornherein geschrieben für bestimmte Kreise mit bestimmten Lebens-, beinahe Klatschvoraussetzungen; das große Ganze, das Volk, die Nation ging hier noch viel leerer aus. Der Roman Hans Grimms ist der erste große Versuch, nicht Literatur sondern Dichtung aus dem allgemeinen Lebensgefühl, aus dem gemeinsamen Schicksal des Ganzen heraus für das Ganze und jeden einzelnen in diesem Ganzen zu schaffen. Er ist von hier aus gesehen das erste Beispiel einer großen Dichtung aus dem Volk und für das Volk — ohne Herablassung, ohne Popularität oder gar primitive Bildungstendenzen —, ein Buch, entstanden aus der einfachen, selbstverständlichen Zugehörigkeit zum Volk, aus dem Bekenntnis zu ihm und seiner Not. Und darum hat dieses Buch mehr als irgendein anderes aus unserer Zeit die Kraft, nicht nur zum Volk zu sprechen, jedem, der Teil des Volkes ist, etwas zu sein und zu sagen, sondern was noch viel wichtiger ist, mit zu arbeiten an der Schaffung dieses Volkes, die immer noch als Aufgabe vor uns steht. Was in den Tagen der Reformation einmal einsetzte und von Luther nicht vollendet werden konnte, steht jetzt von neuem als Aufgabe vor uns; aus der zersplitterten Vielheit von Stämmen, Schichten, Parteien, Einzelgängern endlich ein Ganzes im Gefühl, ein Volk auf dem Grunde gemeinsamen Daseinsempfindens, gemeinsamer Beziehungen eben zum Ganzen zu werden und zu schaffen.
Der Roman „Volk ohne Raum" hat in dieser Richtung schon sehr viel getan; es wird ihm noch sehr viel zu tun übrig bleiben. Und da sie die Lösung dieser Aufgabe aufs schönste erleichtert, ist die Volksaufgabe, zu der sich der Autor und der Verlag Albert Langen entschlossen haben, aufs wärmste zu begrüßen — nicht aus literarischen Gründen, sondern weil sichs ums Ganze, um die Nation handelt.

# INS GOETHEJAHR WACKER HINEIN

KARL RAUCH

Daß man in Würzburg bereits Dissertationen über Goethes Zahnschmerzen schreibt, wurde unseren Lesern im vorigen Heft des Bücherwurm berichtet. Wir werden sicherlich bald noch andere Goethescherze erleben. Nichts wird uns erspart bleiben! Schon hat der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main die Mitwelt mit einer Goethe-Siegelmarke beglückt, gegen die flammende Proteste von allen Vertretern des guten Geschmacks gerichtet wurden. Noch ist es bisher nicht gelungen, sie ins Stuttgarter Kitschmuseum zu verbannen. Da wir die Beziehungen der Kommunalspitzen zu Geist, Kunst und Würde nie allzu hoch eingeschätzt haben, wundern wir darüber uns nicht sonderlich. Wir sehen auch dem Wettrüsten der Zehntausende berufsmäßiger Festredner unter Führung des Reichskunstwarts, der den Goethefilm vorzubereiten sich ge-

müßigt sieht, mit aller möglichen Fassung entgegen. Es ziemt gegenüber dem allen die höhere Gelassenheit, die Goethe selber einmal bekundete:

„Ja, wer eure Verehrung nicht kennte!
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente!" —

Wirklich: nichts darf uns überraschen und verdrießen. Wir wissen ja zur Genüge, mit welch abgestandenen und hohlen Mitteln diese Zeit Erinnerungstage und Gedenken zu „feiern" gewohnt ist.

Wieso auch sollte ein Geschlecht, das noch stets zu beweisen nicht unterlassen hat, wie unabwendbar es Zylinder mit Würde, Steifheit mit Erfülltsein, Pathos mit Ergriffenheit verwechselt, plötzlich vorm Gedenken des hundertjährigen Todestages seines größten Genius sich so entscheidend wandeln, da seine offiziellen Festeveranstalter doch niemals erfassen werden, wie sehr haargenau für sie gerade dieses Dichters Wort aus dem Anfang des Faust gilt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" ? — Sie leben ja nun einmal alle davon, daß sie im schmalen Geisteswinkel ihres Wesens, sofern gesteigertes Selbstbewußtsein ihr seelisches Rückgrat stärkt, sich selbst für „goetheschen Wesens" halten, oder — sofern sie bescheidenen Gemütes sind, sich aufrichten an der sie selber mitbestrahlenden Gloriole des „Er war unser!" Wer hat denn im Ernst gedacht, daß er dies alles ändern könne? Ich glaube keiner!

„Die Literarische Welt" versucht mit viel Bemühen darzulegen, daß es geboten sei, alle Goethe-Feierlichkeiten abzusagen und den Großen schweigend zu ehren. Wir können solcher Ansicht nicht zustimmen. Welche Instanz wollte und dürfte sich vermessen, den einzelnen oder den Gruppen des Volkes, die Goethes gedenken wollen, das zu verbieten, und wer wollte so töricht sein, Formen der Feiern vorzuschreiben, wo keinem doch das Recht beschnitten werden darf, den Großen zu ehren, wie er's für richtig hält.

Nein! Wie immer sie wollen, so wollen wir sie feiern lassen! Daß sie überhaupt Goetheschen Geistes gedenken, ist doch ein Wert, wie sehr auch hier oder dort und vielfach er verbogen werde, bleibt doch auch im mißratensten Falle ein Versuchen, Tasten, Greifen aus allem oberflächlichen Wirrwarr, aller Zerrissenheit des aufgelösten Tages in die Gefilde höheren Geistes. Jeder Hauch Goethescher Wesenheit, der durch die vielfarbige Kläglichkeit, die blinde Anmaßung, die Vielgeschäftigkeit der bevorstehenden Goethefestlichkeiten vom Reichstag bis nach Posemuckel, von Hinterkautzen bis zum Kurfürstendamm hindurchbricht oder hindurchzubrechen instandgesetzt wird, kann und wird förderlich und heilsam sein.

Das Volk feiert auf seine Weise. Niemand soll es dabei stören. Keiner wird zu zählen vermögen, wie vielen Jungen und Jüngsten der Zeit Goethesche Begegnung aus politischer Verhetzung und Zersetzung heraus Weganfang der Besinnung und Festigung zu umfassender Bildung werden kann!

Gegen Reklamefestmarken wollen wir uns wehren, gegen allen Trödel- und Ablaßkram, der seinen Namen mißbraucht, gegen Goethefilme, deren Titelrolle möglicherweise Gerhart Hauptmann angetragen wird, weil kein ander Haupt reihum sich findet, das gepflegte Ähnlichkeit verriete, gegen rundfahrtenmäßige und geschäftstüchtig arrangierte Goethereisen nach Weimar in

---

Der Fürst der Welt und eine törichte Jungfrau.
Aus dem prächtigen großen Bilderwerk über das Straßburger Münster, das der Deutsche Kunstverlag, Berlin, herausgebracht hat und das eines der schönsten und wertvollsten Kunstbautenbände unserer Zeit genannt zu werden verdient.



der Art von Käses Sight-seeings. Dies alles — Kitsch und plumpe Geschäftlhuberei — werde angeprangert, bekämpft. Sonst aber: lassen wir jedem Feier und Gedenken nach seiner Wahl und Möglichkeit.
Schließlich: es geht ja darum vor allem, daß gegen die Verbissenheit und Verranntheit der Interessengruppen, Parteien, Klassen und sonstige Abschließungen alle, alle, die des fähig sind, Möglichkeiten finden, des Goethe-Geistes „Werde“ zu spüren. Seine Totalität, seine Universalität den Festgefahrenen und Beengten sichtbar zu machen, bleibt Aufgabe — schön und groß — und durch keinerlei Fehlgriff zu trüben.
Dem Versuch der „Literarischen Welt“, Schweigen über den kommenden Goethetag zu hängen, hat Karl Voßler die Erkenntnis entgegengesetzt: „Ob wir vorbereitet, fähig, würdig und innerlich berechtigt sind, den Todestag Goethes zu feiern, kommt gar nicht in Frage. Wir sind dazu verpflichtet!“ Und das, meinen wir, soll gelten! Solange Boxmeister und Filmschauspielerinnen gepriesen, geehrt und umjubelt werden, solange würde gröbster Unsinn heißen müssen, den Gedenktag eines Goethe mit Schweigen zuzudecken. Nichts wahrlich hat unsere Zeit nötiger als eine neue Bewußtwerdung seines Geistes . . .

*

Ein persönlicher Vorschlag zum Schluß: Jeder, der seinen Goethe zu Hause im Bücherfach stehen hat, der — wenn er es nicht sowieso täglich tut — greife in diesen Monaten vor den Feiern danach und frische die Werte sich auf der Gespräche, des Meisters, des Faust, der Romane, lese Götz, dies schmetternd lebendige Stück ewige, ganzaktuelle Geschichte deutscher Tragik. Und wer — jung oder alt — noch keinen Goethe besitzt, der kaufe ihn für Weihnachten vor allem anderen, das sich aufdrängt. Es gibt der schönen und preiswerten Ausgaben genug in der Buchhandlung für jeden Geschmack und für jedes Vermögen . . .

# JEDERMANN TRÄGT EINEN TOTEN HEIM

## ERNST WIECHERT

Sie hoben die Leiche in den Sarg, nahmen die Zeltbahn ab, beugten sich noch einmal über das weiße Gesicht, das ihnen hart und befehlend entgegenblickte, und schlossen dann den Deckel.
Als alles fertig war, blieben sie noch eine Weile sitzen, jeder den Kopf an ein Rad gelehnt. Die Sterne standen über dem Hof, und ein nächtliches Tier bewegte das trockene Laub an der Gartenmauer. Camarade hob den Kopf und lauschte nach dem leisen Geräusch. Sie wußten nun, daß es zu Ende war. Es war anders, als sie manchmal geträumt hatten, aber sie empfanden keine Enttäuschung. Das Rad des großen Schicksals rollte und ließ sie ein wenig zur Seite, mit ihrem dumpfen, erschöpften Leben und dem schweigenden Sarg auf dem kleinen Gefährt. Sie hatten keine andere Zukunft als diesen Sarg in die Erde zu senken und ein Kreuz über seiner Stätte zu richten. Sie wußten nicht, was dahinter sein würde. Sie glaubten, daß nur Schlaf kommen würde, ein tiefer, unendlicher Schlaf, aber sie wußten nicht, ob dahinter ein neuer Morgen kommen würde, ein neues Leben, ein neues Werk. Sie dachten nicht an das Vaterland. Das Vaterland lag hinter ihnen, zu Atomen zerbröckelt, zu Skeletten gebleicht, zu Kreuzen erstarrt. Vielleicht würde ein neues Vaterland erstehen, vielleicht würde man ohne Vaterland auskommen. Sie wußten es nicht und wollten es nicht wissen. Sie wollten den Weg zu dem großen Strome wissen, und ob es ihnen gelingen würde, den Befehl des Toten auszuführen. Das war das Testament des Krieges, das für sie geschrieben war. Sie hatten keinen Waffenstillstand und keinen Frie-



**Der Komet 1910a am Abendhimmel Ende Januar 1910.** Zeichnung R. Henseling (entnommen aus: Kosmische Heimat, Unser Sonnensystem. Von Robert Henseling. Dieses reich illustrierte Bändchen erschien zusammen mit einem zweiten „Kosmische Ferne, Die Wunder der Sterne“ desselben Forschers in der Reihe des „Eisernen Hammer“, Königstein/Taunus, jedes Bändchen 48 Seiten mit einer Fülle vorzüglicher Bildwiedergaben, je 1.20).

den. Sie hatten nichts als einen Befehl, und der Befehl war mehr als Krieg oder Frieden. „So, Korp'ral", sagte Oberüber, „nun wollen wir man losziehen."
Johannes nahm den Gurt um seine Schulter, und Oberüber legte die Hände auf das hintere Ende des Sarges. Sie hatten jeder eine Pistole in der Tasche. Alles andere lag auf dem Wagen. Camarade stand auf und trat neben Johannes. Und dann fuhren sie auf die stille, dunkle Straße hinaus. Sie sahen beide noch einmal nach rechts, wo die erstorbene Front sich dehnen mußte, und wandten sich dann nach Osten. Ihre genagelten Schuhe klangen hart auf dem Stein der Straße, und die Räder rollten dumpf unter dem Haus des Todes, das sie trugen.
Sie wandten sich nach Süden, der Eifel zu, um das belgische Land zu vermeiden. Niemand kam ihnen entgegen, niemand überholte sie. Sie waren die letzten der großen Armee. Regen fiel auf die ausgefahrenen Straßen, und Nebel hing über der Zerstörung der Dörfer und Wälder. Sie schliefen in verlassenen Baracken, unter tropfenden Bäumen, in den verfallenden Höhlen der Erde. Sie schliefen wenig, denn auch in ihrem Schlaf hörten sie den Befehl: „Jenseits des Rheins . . ." Es kam vor, daß eine Dorfstraße sich füllte, daß man finster in ihrem Wege stand, die Hände drohend in den Taschen. Dann richtete sich Johannes auf aus seinem gebückten Schreiten und sah mit seinen traurigen Augen von Gesicht zu Gesicht. „Notre lieutenant! . . ." sagte er leise. Immer traten sie zur Seite, mitunter nahmen sie die Mützen ab. „Laissez passer!" sagte eine ernste Stimme. Sie brauchten ihre Waffen nicht.
Als sie die Grenze überschritten hatten, beschleunigten sie ihren Marsch. Es kam vor, daß ein Bauernfuhrwerk sie eine Strecke lang mitnahm, ein Lastkraftwagen. Oberüber erzählte ihre Geschichte, Johannes saß schweigend nach rückwärts gewandt, und blickte auf den Sarg, der dunkel und schmutzbedeckt hinter ihnen herschwankte. Täglich zogen sie die Schrauben des Deckels an, aber kurz vor dem großen Strom konnten sie es sich nicht verbergen, daß ein leiser und schwerer Duft mit ihnen ging, vom Winde vertrieben, aber immer wiederkehrend, und daß es Zeit für sie war, die Stätte der Ruhe zu finden.
Bei Nacht zogen sie über die Brücke. „Unser Kamerad", sagte Oberüber kurz. Dann mühten sie sich einen Tag lang die Uferberge hinauf, in die nebligen Wälder hinein, bis sie eine Lichtung auf der Höhe fanden, unweit eines Forsthauses, von der man nach Osten über das Land blicken konnte. Oberüber ging zur Förstersfrau. Der Mann marschierte noch irgendwo auf der Straße des Rückzuges. Er kam mit zwei Spaten wieder, und unter einer dunklen Fichte gruben sie das Grab. Die Frauen halfen ihnen den Sarg hinunterlassen, und dann schütteten sie den Hügel auf.
Die Dämmerung fiel schon über den Wald. Sie sprachen kein Gebet. Sie saßen unter dem dunklen Baum, den Kopf an die feuchte Rinde gelehnt, die erschöpften Hände auf der nassen Erde, und sahen über den Hügel hinaus auf die Wipfel des Waldes, der die östlichen Hänge hinunterstieg. Das Testament war vollstreckt, der Krieg war zu Ende.

Ernst Wiecherts Kriegsbuch „Jedermann" ist soeben im Verlag Georg Müller erschienen. Die vorstehenden Abschnitte sind dem Schlußteil des Buches entnommen und mögen unseren Lesern einen ersten Eindruck von der dichterischen Tiefe und menschlichen Größe dieses Kriegsbuches vermitteln. Wiechert gibt keinerlei sachliche Berichte, deren wir hunderte und tausende besitzen. Mit seinem Kriegsfreiwilligen Johannes wird auch der laueste Leser selbst in den Schicksalsbann des Krieges gezogen. Abgesehen von einigen knappen Absätzen bei Binding, Stücken von Carossa und Novellen von Alverdes ist dieses Buch Wiecherts das dichterisch stärkste Zeugnis vom Kriege überhaupt. Wer von der Fülle der Nur-Berichts-Kriegsbücher genug hat, wer der Pseudowirklichkeit der bewußt und unbewußt nachträglich korrigierten Kriegsaussagen der Stümper und Fälscher nicht mehr erliegt, dem rate ich zu diesem Buche. Es wird ihn erschüttern und erheben. Einige Szenen darin haben Ewigkeitswert. Die Geschichte vom Schlachtentode Percys, des Kameraden und Führers, dem Heimgeleit des Sarges, den des Toten Befehl und Wunsch erfüllend Johannes und Oberüber als letzte der deutschen Rückzugsarmee durch das drohende Frankreich hindurch bis zu den Ufern des Rheines bringen, der Besuch bei der Mutter des Gefallenen: dies mit aller großen Meisterschaft sprachlichen Könnens vollendete Heldenlied wird in die Weltliteratur eingehen. K. R.

# RICHARD BILLINGER

## EINE LEBENSSKIZZE

G. HAUPT

Richard Billinger wurde am 20. Juli 1893 in St. Marienkirchen bei Schärding auf der österreichischen Seite des unteren Inntales als Sohn eines Ökonomiebesitzers und Krämers geboren. Von Vaters Seite her stammt die Familie aus dem Bayerischen bei Straubing, die Mutter kommt aus einer Schweizer Arztensfamilie, in St. Gallen beheimatet. Der Junge „Das Heiligbüblein" ist von vornherein für den geistlichen Beruf bestimmt; der Bruder soll Nachfolger des Vaters in Anwesen und Geschäft werden. Richard besucht also die Lateinschule, ohne besondere Abenteuer rückt er auf, macht schließlich sein Maturum auf der hohen Schule zu Ried im Innkreis. Es ist nichts besonders an ihm als seine herkulische Gestalt, die auf die mütterliche Familie, ein wahres Geschlecht von Riesen zurückgeht.

Gestalt und Körperkraft bringen Billinger auf den Gedanken, Athlet zu werden. Nur deshalb wechselt er nach dem ersten Semester in Innsbruck — was er dort studiert oder studieren soll, weiß er selbst kaum, zum Priester jedenfalls hat er nicht das Zeug — nach Kiel hinauf, — der österreichische Bauer an die Wasserkante, weil er dort einen Ruderklub weiß, in dem seine Kräfte am Platze sind. Irgend etwas ist in ihm im Schwunge, er ahnt, er weiß, daß etwas ganz anderes aus ihm herausbrechen wird, auf der entgegengesetzten Seite seines Daseins. —

Eines Tages hört er die Kirchenglocken in Kiel; er summt sein erstes Gedicht mit ihnen mit, 27jährig. Er kanns, er wills nicht niederschreiben, weil ihm die Schrift den Ton, die Melodie nicht wiedergeben kann, de sein Wort innerlich begleitet. Er behält alles im Kopf, er sagt es her, wenn es herausbricht, wenn man ihn bittet. In Wien, wohin er zurückgekehrt ist, sitzt im Literatencafé Grete Wiesental, die Tänzerin, an seinem Tisch. Sie hört ihn seine Verse sagen, sie spürt das Einzigartige, daß hier Bauerntum seit langem wieder dichterische Sprache gefunden hat, aus dem Herzen bewegt, doch stark, bildreich und ahnungsvoll.

Die Wiesental ruft Freunde herbei. Max Mell muß es hören, Hugo von Hofmannstal schickt seine Tochter Christiane, zum Stenogramm, wenn der Riese mit geballter Faust seine zarten Verse spricht. So kommt das erste Buch zustande, der Lyrikband „Über die Äcker". Hofmannstal bringt ihn zu Reinhardt, das „Perchtenspiel" wird in Salzburg bei den Festspielen aufgeführt, man ist Staunens und Wunderns voll über den Kerl von einem Bauern, der so unerhört plastisch-musikalische Verse in ein dramatisches Spiel mit hinüberbringt. Fast lachhaft, wie gerade der Festspielsnob bis ins Letzte bewegt wird von dieser Sprache, jungfräulicher fetter Erde gleich, die der Pflug in Brocken bricht.

Noch ein Gedichtband kommt heraus, ein Buch Lyrik, das geht und nicht von vornherein Ladenhüter wird, noch zwei Spiele entstehen: so ist das Jahr 1931 gekommen. Aus der Entdeckung eines engen Wiener Kreises ist ein Name geworden, der in Deutschland Bedeutung hat, — nur weiß man nicht ganz, wo man diese ungebärdige Gestalt einzuordnen hat. Ein wie Eigener er ist, wird jetzt die Uraufführung der „Rauhnacht" in München erweisen, für die Kubin die Bühnenbilder gemalt hat, in der der Regisseur das unerhörte Experiment wagt, die Gestalten des Spieles aus dem Münchner Volk zu nehmen und des Theaters völlig ungewohnte Leute auf die Bühne zu stellen, — wird weiter der erste Prosaband zeigen, der jetzt noch mit zwei weiteren Spielen bei Georg Müller erscheint: „Die Asche des Fegefeuers", eine Folge des Erzählens aus der eigenen Jugend, — von der Muhme, die eine Hexe war, von allem, was sich in das Herz des Jungen senkte. Noch ein Spiel hat er fertig, heiterer Färbung, Reinhardt wird es aufführen, — eine große Prosaerzählung bereitet sich vor!

Richard Billingers frühere Bücher erschienen im Inselverlag. Jetzt bringt Georg Müller einen neuen Band „Spiele" und das erste Prosabuch „Die Asche des Fegefeuers" heraus. Beide Werke erscheinen rechtzeitig vor Weihnachten.

# DER LYRIK EINE BRESCHE

## ÜBER DIE STOPPELN

Die Eiche spielt wie ein Dudelsack,
Vom Schwall der jungen Stare gebläht;
Huflattich schlängelt den weißen Hals,
Wenn Wind über seinen Rücken geht.

Die Iris plattet die längliche Frucht,
Wie die Eidechse sparsamer Glut —
Als grüne Hode schwankt sie und schwillt
Von schlafendem Zeugungsmut.

Zwölf Rebhühner flogen als flöge der Lehm —
Ich bin auf ihrem Nacken geritten!
Die Stoppeln pfeifen, es pudert der Staub,
Kamille duftet zerschnitten.

Ich wanderte in die Wesen aus,
Sie litten mich traumeslang —
Dann riegelten sie das ängstliche Haus:
    Wie Zikadenschaum
    Vertrocknet der Traum
Und dauert nur im Gesang.

Wilhelm Lehmann

## NACHTREGEN

Bedächtig steigt und dünn das Rauschen
wie Wasser steigt in totgesagten Gründen.
Bald hebst du an, die Sinne zu vertauschen.

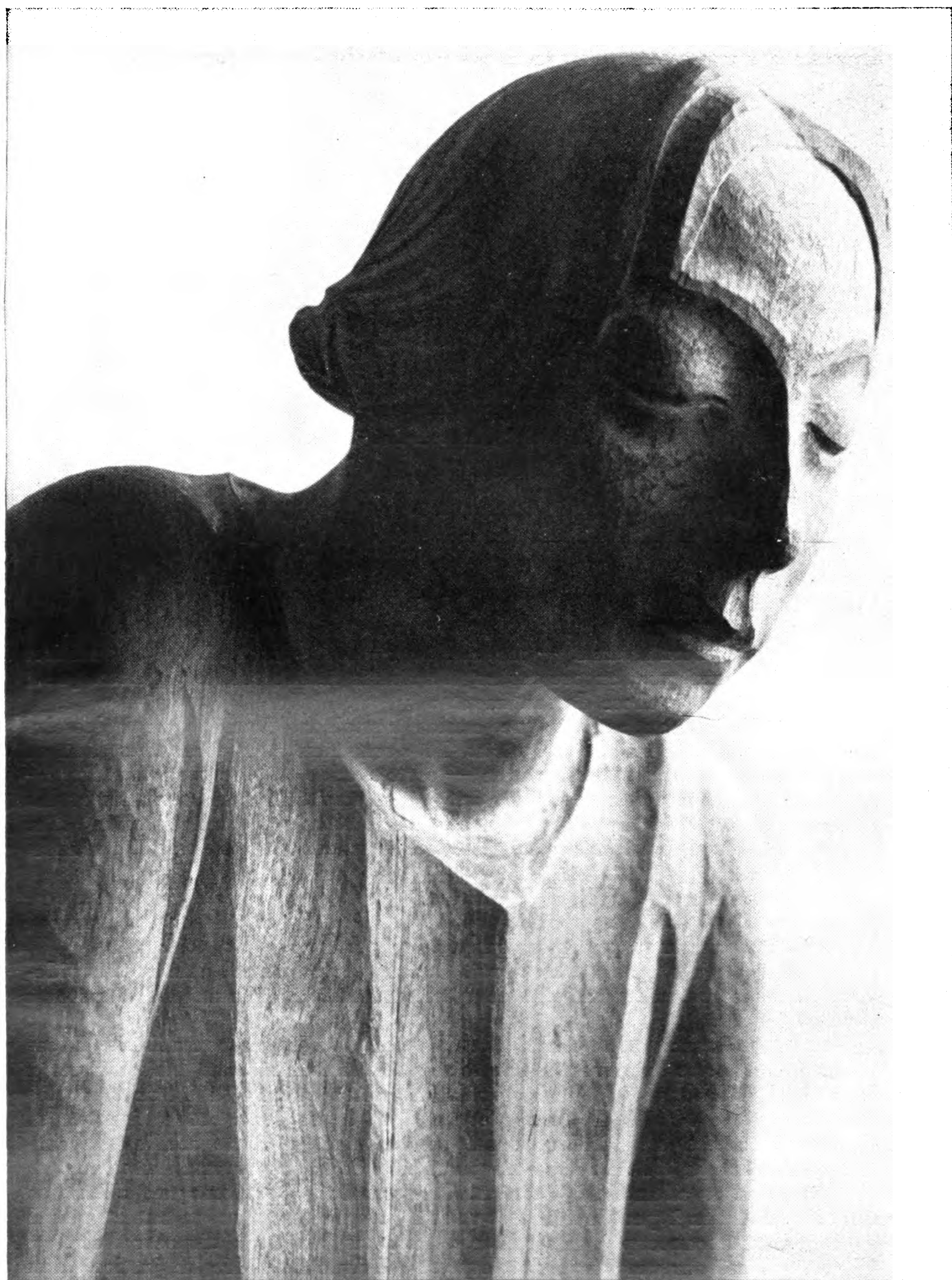
Es wächst dein Ohr hinaus ins Unerhörte —
Die Nacht ist ohne Schwall von Winden
und ohne Vollmond, der sich sonst empörte.

Vor deinen Fenstern singt etwas, ermüdet
und sonder Vielfalt, wie Gesang des Blöden
der morgendlich die dreizehn Säue hütet.

Du hörst den Regen auf den Rinnen spielen.
Vergebens hoffst du, daß ihn Sterne töten
und frühe Fröste, die ihn überfielen . . .

K. H. Bühner

„Vom ewigen Daseinswert des lyrischen Gedichts." Dieses Thema behandelt der Herausgeber des Bücherwurm in der Berliner Funkstunde am 20. Oktober abends 18.35.



**Ernst Barlach · Klosterschüler (Ausschnitt / Kopf)**
**Bild aus C. D. Carls, Ernst Barlach. Rembrandtverlag, kart. 4.—**

# BEITRÄGE ZUR KULTUR- UND ZEITKRITIK

## Frankreich und Deutschland

### Die ungelösten Probleme von Versailles

**Wir veröffentlichen im folgenden einen uns auf Bitte zur Verfügung gestellten Artikel von Albert Touchard, einem Sohn des früheren französischen Botschafters am russischen Zarenhof. Es verdient beachtet zu werden, daß A. Touchard diese Gedanken schon vor längerer Zeit niedergeschrieben hat in einem Augenblick, als das französisch-deutsche Verhältnis eine besonders kritische Phase durchzumachen hatte. Im Hinblick hierauf und ungeachtet mancher Vorbehalte zu den Einzelheiten dürften die Ausführungen ihrer inneren Haltung wegen bei uns für eine politisch bedeutungsvolle Äußerung französischen Geistes empfunden werden. Touchard ist kein Berufspolitiker, sondern unabhängiger Schriftsteller. Seine politische Zugehörigkeit darf nicht in den Kreisen des links gerichteten französischen Pazifismus gesucht werden. — Auf literarischem Gebiet hat er, nachdem gesundheitliche Gründe ihn veranlaßt hatten, die Laufbahn eines französischen Marineoffiziers aufzugeben, u. a. folgende Werke veröffentlicht: La mort du Loup; l'Abordage; le cuirassé Philanthropie; le Quart d'heure japonais.**

**Die Schriftleitung**

## Albert Touchard:

**Les conditions et les limites d'une entente franco-allemande me semblent contenues dans cette profonde remarque de mon éminent ami, le docteur Berthold Widmann, à qui je dois le plaisir de m'adresser aux lecteurs de cette Revue.**

**« La politique internationale — me disait-il — n'est pas une simple question d'intérêts économiques; encore moins, d'affinités intellectuelles ou artistiques; c'est avant tout une chose de sentiment. »**

**Ce mot de « sentiment » est vague, confus, complexe. Je l'emploie à dessein. Le vrai n'est jamais simple ni précis. Et « sentiment » exprime très bien ce sens immanent et fatal, qu'un peuple — cette grande existence involontaire — dit un de vos philosophes — a pourtant, des nécessités de son existence et des exigences de son vouloir — vivre. Tout essai d'entente qui transgressera, chez l'un ou l'autre des contractants, cette notion de sentiment, est donc, par avance, voué à l'echec.**

**C'est pourquoi et tout d'abord, je ne ferai point de difficulté de reconnaître les erreurs d'un traité de paix entaché d'idéologie et d'abstractions, faussé par des évaluations chimériques, sans rapport avec la vie et ses possibilités.**

**1°) La question des réparations devait être réglée raisonnablement et rapidement. Si vous voulez abolir l'idée de guerre, commencez par ne pas l'entretenir et la perpétuer.**

**2°) En ce qui concerne le fameux article 231, ou des responsabilités, il est difficile d'admettre l'importance que lui confère la controverse. Un fait émerge du passé: l'Allemagne, qu'elle ait voulu la guerre ou non, a dû accepter les conditions d'un traité. Un fait subsiste dans le présent: l'Allemagne et la France s'efforcent d'adapter ce traité en vue d'une entente cordiale et constructive. L'article 231 ne relève désormais que de la controverse historique.**

**3°) Les colonies allemandes devaient être laissées à l'Allemagne; c'était se montrer généreux à peu de frais; et mieux que généreux: prévoyant et habile.**

**4°) Il y aurait beaucoup à dire sur le « droit des peuples à disposer d'eux — mêmes. » Basé sur uns « vue de l'esprit », dérivée de l'idée de justice, bieu**

plus que sur l'expérience des réalités vivantes, il semble en contradiction avec l'évolution historique de l'Europe. L'avenir dira jusqu'à quel point la métaphysique peut, dans les expériences humaines, se substituer à la biologie.

Quoi qu'il en soit, et si imparfait soit — il, le Traité de Versailles régit provisoirement la personne: Europe. On ne peut ni l'annuler purement et simplement, comme le voudraient certains Allemands, ni lui conférer l'immuabilité d'un statut définitif, comme le voudraient certains Français; on ne supprime pas un état pathologique, pas plus qu'on ne le respecte; on s'efforce à le guérir.

Comment modifier le Traité de Versailles en vue d'une entente franco-allemande?

1°) La question des réparations semble la plus facile à résoudre. « Plaie d'argent n'est pas mortelle », assurent mes compatriotes. S'ils n'ont transigé que de mauvaise grâve sur le chiffre de ces dommages et intérêts, c'est moins, peut-être, en raison de son importance pécuniaire, que parce que les réparations leur apparaissaient comme une assurance, une garantie quasi — symbolique des autres conditions du traité, ou, si l'on veut, la clef de voûte des l'édifice.

Devant l'amplitude et l'intensité de la crise mondiale actuelle, discuter encore de réparations semble presque futile.

2°) La rétrocession des colonies, que semble d'ailleurs laisser l'opinion allemande assez indifférente, ne heurterait, chez nous, aucun sentiment profond.

3°) Beaucoup plus délicate, la question de l'Anschluss. Nous entrons là dans le domaine du « sentiment ». Il est évident que la constitution d'un bloc germanique prépondérant dans l'Europe centrale, ne saurait laisser indifférents le besoin de sécurité, l'instinct de conservation d'autres nations.

Personnellement, je crois que la question ne se pose plus, qu'elle est, dès maintenant résolue. Nul barrage n'empêche, à la longue, un fleuve d'aller à la mer, si la pente y mène. Le Traité de Versailles a créé cette pente. Et, par ailleurs, si l'on opte pour l'Allemagne, pourquoi pas la plus grande Allemagne? « Donner et retenir ne vaut », dit un vieil axiôme de droit français.

4°) Avec le problème du corridor de Dantzig et des frontières germano-polonaises, nous touchons au point sensible et critique, dans l'évolution des rapports franco-allemands.

C'est qu'il ne s'agit plus, ici, d'intérêts économiques, d'idéologie, de controverse historique. Nous sommes en présence de trois réalités, passionnément vivantes, douloureuses, antinomiques.

L'Allemagne, amputée de territoires mis en valeur et faconnés par son intelligence et son labeur, et qu'elle estime « siens », au même titre que le morceau de glaise modelé par le sculpteur devient sa création.

La Pologne, séculairement meurtrie et démembrée; d'autant plus fervente de sa réincarnation; d'autant plus jalouse d'une terre peuplée de ses enfants; d'autant plus consciente de la nécessité d'un débouché à la mer, dont dépend pour elle, la possibilité de s'alimenter, de respirer, de vivre.

La France, alliée de la Pologne, et qui ne saurait admettre aucune modification autre que consentie et contractuelle, à l'intégrité territoriale de son alliée, sans se sentir à ce point lésée dans son honneur, ses responsabilités, sa sécurité, son prestige, — je ne crains pas le mot, car il caractérise, lui aussi, le « complexe » du vouloir — vivre d'une grande puissance — qu'en acquiesçant à cette lésion, elle se renoncerait, ellemême, elle commencerait à mourir.

Tel est le problème qu'on ne peut ni ignorer, ni escamoter. Il porte en soi la crise décisive dont la menace explique le sourd et profond malaise de l'Europe.

De même, certaines lésions pathologiques non déclarées encore, non apparentes, alarment obscurément l'organisme et le mettent en défense.

Ainsi posé, le problème semble insoluble. Si l'on veut que l'Europe vive, il faudra bien en trouver la solution.

Je pris les lecteurs de cette Revue de vouloir bien remarquer que les différentes modifications au Traité de Versailles que j'ai indiquées comme admissibles ou même désirables, procèdent d'un effort unilatéral de la France en vue de la conciliation.

Je les prie encore d'observer qu'il ne s'agit ici que de l'opinion toute personnelle d'un homme de bonne volonté, conquis de tout temps à l'idée du rapprochement, mais sans prétention aucune à refléter l'état d'esprit de ses compatriotes.

Il appartient à mes confrères allemands de rechercher ce qu'apporterait l'Allemagne dans ce qui ne doit pas demeurer un « contrat de droit strict », mais une large et généreuse entente constructive.

Je suggérerai seulement mon point de vue.

Il serait, je crois, nécessaire et suffisant, que l'Allemagne cessât, par ses manifestations, ses revendications, la gestion même de son économie nationale, d'imposer le sentiment de l'insécurité; qu'elle s'abstint d'entretenir ainsi, ce qu'on pourrait appeler: le « complexe catastrophique ».

Mais cela même est — il possible? Et partant, le rapprochement franco-allemand est-il possible?

Il m'arrive d'avoir à me défendre contre une idée singulière et singulièrement désespérante.

Il me semble parfois que l'aversion pour la France pourrait bien procéder, dans le corps allemand, d'une réaction de défense vitale et permanente, du besoin inconscient de ce corps, de secréter un ferment de cohésion assez fort pour neutraliser en lui, des éléments de dissociation toujours latents; il me semble encore que la fiction d'une France, ennemie héréditaire, ennemie nécessaire, pourrait procéder d'un obscur « substratum » psychologique, de ce romantisme essentiel, qui creuse comme un remous, les eaux profondes de l'âme allemande, et qui fait tout ensemble, sa grandeur et sa séduction, son incessant devenir et son danger.

Si cela était......? Mais, de coeur et d'esprit, je crois et j'espère que cela n'est pas.

## Deutsche Übersetzung:

Die Voraussetzungen und die Grenzen einer deutsch-französischen Verständigung scheinen mir durch ein Wort meines deutschen Freundes Dr. B. W. treffend gekennzeichnet zu sein. Er sagt: „Die internationale Politik ist nicht in erster Linie eine Frage wirtschaftlicher Interessen oder gar geistiger und künstlerischer Beziehungen. Sie ist zuerst und vor allem im Gefühl verwurzelt.“

Das Wort „Gefühl“ ist im Deutschen wie auch im Französischen — sentiment — unklar, unbestimmt, vieldeutig. Ich will es trotzdem und gerade anwenden. Denn das „Wahre“ ist nie eindeutig und ohnehin bestimmbar. Und „sentiment“ kennzeichnet am besten die immanente und oft verhängnisreiche Einstellung, die ein Volk — dieses große unwillkürliche Dasein, wie einer eurer Philosophen sagt — gerade gegenüber seinen Lebensgesetzen und -notwendigkeiten hat. Jeder Verständigungsversuch, der bei dem einen Partner dies rein Gefühlsmäßige nicht beachtet oder verletzt, muß von vorneherein zum Scheitern verurteilt sein.

Daher anerkenne ich ohne weiteres die Irrtümer eines Friedensvertrages, dem soviel Ideologien und Abstraktionen anhaften, der durch phantastische Berechnungen verfälscht ist und jede Beziehung zum wirklichen Leben vermissen läßt.

1) Die Reparationsfrage sollte endlich auf eine vernünftige Weise und schnell geregelt werden. Will man den Gedanken an einen Krieg aus der Welt schaffen, so soll man ihn nicht hier weiter künstlich nähren.

2) Dem berüchtigten Artikel 231 über die Kriegsschuld kommt kaum noch die Bedeutung zu, die man ihm heute noch beimißt. Das eine steht fest: wieweit Deutschland Schuld an der Entstehung des Krieges hat oder nicht — es hat die Friedensbedingungen annehmen müssen. Heute hingegen be-

mühen sich Frankreich und Deutschland, diesen Vertrag durch eine Zusammenarbeit zu ersetzen, aus dem wohltuenden Bemühen um ein gegenseitiges besseres Verständnis. Dem Artikel 231 dürfte künftig nur mehr die Bedeutung einer historischen Kontroverse zukommen.
3) Die deutschen Kolonien sollte man Deutschland zurückgeben. Es wäre allein schon ein Gebot der Klugheit, außerdem kostet's nicht viel.
4) Mancherlei wäre zu sagen über das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Es entspringt allerdings mehr einer Idee der Gerechtigkeit als praktischen Erfahrungen und dürfte zur historischen Entwicklung Europas erheblich im Widerspruch stehen. Die Zukunft wird noch lehren müssen, wie weit in allzumenschlichen Dingen die Metaphysik das Spiel biologischer Kräfte zu beeinflussen vermag.
Zweifellos, der Versailler Vertrag weist viele Mängel auf; vorläufig aber bestimmt er das Dasein Europas. Man kann ihn weder einfach zerschlagen, wie es gewisse Kreise in Deutschland möchten, noch ihm die Unabänderlichkeit einer auf ewige Zeit getroffenen Regelung zusprechen, wie es französische Kreise tun. Eine schwere Krankheit sucht man nicht zu unterdrücken oder gar zu übersehen: man bemüht sich um ihre Heilung.

Wie also könnte man den Versailler Vertrag im Sinne einer deutsch-französischen Annäherung ändern?
1) Die Reparationsfrage, scheint mir, ist ohne Schwierigkeit zu einer vernünftigen Lösung zu bringen. „Wunden, die Geld schlägt, sind nicht so schlimm" sagen meine Landsleute. Und wenn sie sich nur schwer über die Höhe der Schadenersatzansprüche haben einigen können, so nicht deshalb, weil sie die finanzielle Seite der Frage für sehr bedeutsam hielten, sondern weil ihnen die Reparationen eine sichere Garantie für die Einhaltung der übrigen Bedingungen des Vertrages zu bieten schienen. Jetzt, angesichts der Weltkrise, will mir ein weiteres Diskutieren über die Reparationen beinahe lächerlich scheinen.

2) Die Rückgabe der Kolonien, zu der übrigens die öffentliche Meinung in Deutschland kaum wesentlich Stellung nimmt, würde bei uns auf keinerlei gewichtige Widerstände stoßen.
3) Heikler ist die Anschlußfrage, die bereits sehr stark zum Bereich des rein Gefühlsmäßigen gehört. Ohne Zweifel würde die Errichtung eines germanischen Blocks in Mitteleuropa Sicherheitsgefühl und Selbsterhaltungswillen anderer Nationen nicht gerade stärken. Persönlich glaube ich, daß die Frage sich überhaupt erübrigt, da sie im Grunde schon heute entschieden ist. Kein Wehr vermag auf die Dauer einen Strom zu hindern, sich ins Meer zu ergießen, wenn sein Gefälle diese Richtung nimmt. Der Versailler Vertrag hat diese Neigung erst eigentlich verursacht. Und wenn man sich schon für Deutschland entscheidet, warum nicht für ein größeres Deutschland? Donner et retenir ne vaut — sagt ein alter französischer Spruch. „Geschenkt ist geschenkt."
4) Mit dem Problem des polnischen Korridors und der deutsch-polnischen Grenzen sind wir bei dem eigentlich kritischsten Punkt in der Frage der deutsch-französischen Beziehungen.

Hier handelt es sich nicht mehr allein um Wirtschaftsinteressen, um Ideologien oder historische Streitfragen. Hier geht es um drei blutig lebendige, schmerzliche, unvereinbare Gegensätze.
Deutschland, um lebenswichtige Gebiete ärmer, die die Klugheit und der Fleiß seiner Bewohner erst zu dem gemacht haben, was sie heute sind, und die es mit dem gleichen Recht für sich beansprucht, wie der Bildhauer den Tonklumpen, den er bearbeitet.
Polen, alle hundert Jahre einmal aufgeteilt und zerstückelt, jetzt um so leidenschaftlicher auf seine Wiederherstellung bedacht; um so eifersüchtiger auf die Scholle, die seine Kinder bewohnen; um so mehr überzeugt von der Notwendigkeit eines Zugangs zur See als einer Lebensfrage der Nation.
Frankreich, unter keinen Umständen bereit, eine gewaltsame Änderung der polnischen Grenzen zu dulden, ohne sich aufs höchste in seiner Verantwortlichkeit leichtfertig, in seiner eigenen Sicherheit und vor allem in seiner Ehre und seinem Prestige (ich scheue diese für den Lebenswillen einer Großmacht charakteristischen Worte nicht) verletzt zu fühlen. Frankreich, das sich selbst verleugnete, sich selbst zum Tode verurteilen würde, wenn es sich eine solche Verletzung gefallen ließe.
Das ist das Problem in seiner ganzen Tragweite. Man kann es nicht übersehen, und die bedrohliche Lage, in der sich Europa gegenwärtig befindet, erfährt an dieser Stelle eine besonders kritische Zuspitzung. Jedoch vielleicht — es sind gerade die ganz schweren Krankheiten, oft noch nicht erkannt, manchmal gar nicht erkennbar, die heimlich den Organismus zum Widerstand alarmieren.
Jedenfalls, so klar gesehen erscheint das Problem zunächst unlösbar. Soll aber Europa leben, muß eine brauchbare Lösung gefunden werden.

Bei alledem bitte ich zu berücksichtigen, daß die verschiedenen Vorschläge für eine Änderung des Versailler Vertrages, wie ich sie für zulässig und wünschenswert aufgezeigt habe, einseitig französische Bemühungen um die beiderseitige Versöhnung darstellen.

Weiterhin bitte ich zu beachten, daß es sich hierbei um die ganz persönliche Meinung eines Mannes handelt, der jederzeit entschieden für den Gedanken der Annäherung eingetreten ist, aber ohne jeden Anspruch, die Meinung seiner Landsleute getreu wiedergeben zu wollen.
Sache meiner deutschen Freunde ist es zu untersuchen, was Deutschland zur Lösung der Krise beitragen kann, um an die Stelle eines strengen und rücksichtslos geregelten Rechtszustandes ein großzügiges fruchtbares Freundschaftsverhältnis zu setzen.
Ich vertrete dabei nur meinen Standpunkt.
Meiner Meinung nach wäre es angebracht, daß Deutschland aufhörte, in seinen Kundgebungen, in seinen Forderungen, vor allem auch in der Führung seiner Wirtschaft das Gefühl der Unsicherheit zu verbreiten und damit gewissermaßen eine Katastrophenpolitik zu betreiben.
Ist das jedoch möglich? Und mithin, ist eine deutsch-französische Annäherung überhaupt möglich? Ich habe mich gegen einen seltsamen, überaus trostlosen Gedanken zu wehren.
Zuweilen nämlich scheint mir, als rühre die Abneigung Deutschlands gegen Frankreich daher, daß der deutsche Körper mit fast zwingender Notwendigkeit ein kohäsives Ferment absondern müßte, um in ihm latente gesellschaftsfeindliche Elemente, Mächte der Zersetzung zu neutralisieren. Und weiter scheint mir, als rühre die Fiktion eines schicksalhaft hinzunehmenden französischen Erbfeindes von einem unterbewußten psychischen Komplex her, von jener wesentlich romantischen Grundstimmung, die wie ein Strudel die verborgenen Tiefen der deutschen Seele aufwühlt, und die Deutschlands Größe und Zukunft wie Verführung und Gefahr ausmacht.
Wenn das nun so wäre . . .? Doch von ganzem Herzen hoffe und glaube ich, daß es nicht so ist.

**Bücher zum Thema der deutsch-französischen Beziehungen, die wichtig und wegweisend sind:** Bergsträsser-Curtius, Frankreich. Dtsch. Verlagsanstalt. — Friedrich Sieburg, Gott in Frankreich? Societätsverlag. — Pierre Vienot, Ungewisses Deutschland. Societätsverlag. — André Siegfried, Das heutige Frankreich. Dtsch. Verlagsanstalt.

# FÜNF MINUTEN PÄDAGOGIK

**August Messer / Pädagogik der Gegenwart.** Alfred Kröner. 3.75.
Ein klarer, sachlicher Führer durch die chaotische Vielgestaltigkeit der modernen pädagogischen Bestrebungen und Probleme. Die objektive Art, in der August Messer allen modernen pädagogischen Richtungen — der Psychoanalyse, der Individualpsychologie, der Landschulheimbewegung, den Entschiedenen Schulreformern usw. — nach ihrer positiven und negativen Seite gerecht zu werden sucht, erzeugt in ihrer weltentrückten Unpersönlichkeit den Eindruck, als schaue der Verfasser von einem hohen Berge aus schmerzlich lächelnd den menschlichen Kämpfen zu. —

**Ch. Glauser / Gedanke und Ausdruck.** Darstellung der sprachlichen Ausdrucksmittel des Französischen. Verlag Moritz Schauenburg, Lahr (Baden). RM. 5.60.
Ein Buch, das die Kenntnis der Grundzüge der französischen Laut-, Wort- und Satzlehre voraussetzt und das vor allem dem Sprachstudium des Erwachsenen, der bereits Verständnis für organische Sprachgebilde besitzt, dienen soll. Es verzichtet auf die bisher üblichen mechanischen Lernmethoden, will den Sinn für das Leben der Sprache wecken, in die kulturellen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes einführen und gleichzeitig durch Vergleich des fremden Kulturstandes mit dem eigenen den geistigen Horizont des Lernenden erweitern. Grammatische Begriffe werden nicht mechanisch in bestimmte Gattungen eingereiht, sondern nach Form, Funktion und Sinn gedeutet. Der Hinweis auf die Wechselbeziehungen von Denken und Sprachform, von Sprache, Kultur und Wirtschaft ist die wesentliche Bedeutung der vorliegenden Arbeit, die durch eine Einführung in die Entwicklungsgeschichte der französischen Sprache von C. S. Gutkind wertvoll ergänzt wird. —

**Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre, Band 14:** La Française d'aujourd'hui. Mit vielen Illustrationen. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. RM. 1.50. —
Ein neues Heft der bekannten Sammlung, die wegen ihrer drastischen Anschaulichkeit und ihrer weitgehenden praktischen Verwendbarkeit bereits überall in den Schulbibliotheken und im Unterricht zu finden und bei vielen Autodidakten beliebt ist. Diesmal ein Heft mit vielen ernsthaften und heiteren Texten aus dem täglichen Leben der Französinnen aller Schichten und Stände, das zur Bereicherung des fremdsprachlichen Kulturunterrichts, vor allem den Lyzeen und Studienanstalten zur Einführung zu empfehlen ist. —

Hans Pech

# NATUR IM BUCH

**Werner Heinen / Der braune Tod.** J. P. Bachem. 4.90.
Die lebendig und spannend erzählte Geschichte von Tick und Tecki, dem furchtlosen, blutgierigen Wieselpärchen, das im gefahrvollen Kampfe mit Eule, Fuchs und Krähe zu unbesiegten Machthabern über alles Getier der Heide heranwächst. Ein Buch von stolzer, tapferer Gesinnung, das mit seinen schönen Aufnahmen von Wald und Moor und Heide in die Hand aller deutschen Jungen gehört, in denen Taten- und Abenteuerlust und unbändiger Freiheitsdrang nicht erloschen sind. —

**Paul Baensch / Tiere hinter Glas.** Velhagen & Klasing. 7.—.
Man hat längst erkannt, daß die Aquarien- und Terrarienpflege keine wertlose Spielerei ist, sondern eine unerschöpfliche Fülle bildender und erziehlicher Werte bietet. Sie weckt die Liebe zu Pflanze und Tier, schult die Beobachtungsgabe und das Verständnis

für das Kleine, Unscheinbare in der Natur und stellt als naturkundliches Lehrmittel ein unersetzliches Anschauungsmaterial dar. Allerdings setzt sie eingehende Kenntnis der Aquarien- und Terrarienkunde voraus; und diese wird durch das vorliegende Buch mit seinen über hundert famosen Tiefdruckaufnahmen in klarer Weise vermittelt. —

**Svend Fleuron / Tyß und Tuff. Die Schlangen der Trollheide. Eugen Diederichs. 4.80.**
„Kainszeichen nannte der Mensch ihr schattendunkles Rückenband; an ihm sollte sie erkannt werden, gezüchtigt und in Fesseln geschlagen. Sie selbst mochte das Gegenteil darin sehen: Die Spur vom Finger Gottes, als er ihr über die Stirne strich; damit hatte seine Hand auch sie gesegnet. Sie war häßlich und gering und dazu verurteilt, unter der Menschen Fuß zermalmt zu werden. Doch leicht sollte es ihnen wahrlich nicht gemacht werden!"
Die meisten Menschen packt Ekel und Grauen beim Anblick einer Schlange, die auf dem Bauche — offenbares Symbol ihrer Verstoßenheit — durch den Staub der Landstraße kriecht oder unheimlich und heimtückisch durch das Dickicht des Waldes huscht und die Beeren- und Kräutersammler ängstigt. Sie alle sollten das Buch Fleurons lesen, sollten das Kreuzotterpaar Tyß und Tuff im nächtlichen Zauber von Heide und Moor erleben, um Sinn und Verständnis zu bekommen für die stolze Schönheit dieser mit Unrecht verachteten und verhaßten Tiere. Bosheit und Tücke in den Schlangenaugen sieht nur der, der sie mit Arglist und Furcht betrachtet: Wer Fleurons Buch gelesen hat, sieht nur ihre funkelnde Wachsamkeit, sieht das sprühende Leben der kleinen schwarzen Zunge, die wie zwei spitze Flämmchen in die Luft züngelt. Eine ganz andere Welt tut sich ihm auf, eine innige Gemeinsamkeit von Mensch und Tier, ohne Falschheit und List, unabhängig von menschlichen Zwecken. Ehrfurcht vor dem Leben lernen wir wieder: und die ist uns allen verloren gegangen. —

**Walther Schoenichen / ABC Naturschutzführer.** Verlag J. Neumann, Neudamm.
Für alle, die die Sache des Naturschutzes vertreten oder sich dafür interessieren, ein praktisch angelegtes, ausführliches Nachschlagebuch über die wichtigsten gesetzlichen Vorschriften, über die Organisation, über Naturschutzgebiete, über die in den einzelnen Teilen Deutschlands geschützten Tier- und Pflanzenarten, über die in der Naturdenkmalpflege tätigen Persönlichkeiten und zahllose andere Dinge.

H. Schuhmacher / Frühlingsblumen. M. 5.—.
H. Schuhmacher / Sommer- und Herbstblumen. M. 5.—.
**Peter Mertes / 300 Heilpflanzen.** M. 6.50.
Sämtlich Otto Maier, Ravensburg.
Ein pflanzenkundliches Werk, teils nach Jahreszeit und Fundort zusammengestellt, teils nach heilkundlicher Verwendungsmöglichkeit ausgewählt, das mit einem alles für Pflanzensammler Wissenswerte eingehend erläuternden Text und einem übersichtlich angeordneten, der Natur treu nachgebildeten farbigen Bildermaterial eine spürbare Lücke unter den naturwissenschaftlichen Lehr- und Anschauungsmitteln ausfüllt. —

Hans Pech

# ANMERKUNGEN ZU NEUEN BÜCHERN

**Stirb und Werde.** Aus Briefen und Kriegstagebuchblättern des Leutnants Bernhard von der Marwitz. Herausgeg. von Harald von Koenigswald. Wilh. Gottl. Korn, Breslau. 5.80. Bernhard von der Marwitz, der 1890 in Großkreutz bei Brandenburg geboren wurde und dessen Zwillingsbruder Gebhard bereits in den Augusttagen 1914 gefallen ist, erlag seinen vorm Feinde erhaltenen Wunden im Feldlazarett zu Valenciennes am 8. September 1918, nachdem er während aller vier Kriegsjahre mit kurzen Urlaubsunterbrechungen im Osten und Westen unentwegt an der Front gestanden hatte. In diesem jungen Sproß aus altem märkischen Adel war der Geist Hölderlins und des klassischen Griechentums lebendig. Bande persönlicher Freundschaft einten ihn mit Rilke. Die Franzosen Rodin und Paul Claudet standen ihm nahe. In ernstem zähen Ringen versuchte sich Marwitz in dichterischen Gestaltungen,

deren Ausreifen und Vollenden der Tod in der Schlacht gehindert hat. Ein Denkmal seines Strebens und Ringens, seiner Hingabe an künstlerisches Schaffen, die er ohne Bedenken zurückstellte, als das Vaterland ihn aufrief, und deren schöpferischen Reichtum er sich dennoch in allem zermürbenden Fronterleben erhielt im Glauben an ein kommendes geistiges Deutschland, dessen Vertiefung die Opfer des Krieges nachdrücklich rechtfertigen werde: hat uns vor Jahren schon Otto Grautoff in dem schmalen Bändchen „Bernhard von der Marwitz, eine Jugend in Dichtung und Briefen" gegeben. Jetzt liegen auf fast 300 Seiten alle wichtigen Aufzeichnungen und Briefe des jungen Künstlers und Soldaten vor. Wir erschauern vor der geistigen Unbedingtheit und der Geradheit des Glaubens, die jede Zeile — auch die in Zweifelsstunden geschriebenen — auszeichnet. Edelstes deutsches Blut zeugt hier für die Kraft seiner Sendung. Im Testament, das er seinen Schwestern hinterließ, lesen wir diese Sätze: „So oft ich auch manchmal geglaubt habe, daß mein Leben von andern freundlichen Sternen geführt werden könnte, so wird doch dieser Tod nicht wie ein fremdes, zerstörendes Schicksal erscheinen, sondern die herrlichste Erfüllung unseres Daseins bedeuten, die wir nach kurzer Mühe erringen dürfen . . ." Und über seinen schriftlichen Nachlaß an Briefen, Tagebüchern und Manuskripten, davon er alles Überflüssige der Vernichtung bestimmt, erklärt er, daß diese „Zeugnisse freilich werden wenig gelten gegen das, was ich auf dem Schlachtfelde erwerben darf, wenn ich für mein Vaterland sterbe". — Da mit billigen und niedrigen Mitteln das Schicksalsgesicht des Krieges und der daran Teilhabenden immer wieder zu verzerren und zu schwärzen versucht wird, erhalten diese vorm Tage und vorm Angesicht des Schlachtentodes geschriebenen Selbstzeugnisse von Gefallenen unseres Blutes vielfach verstärktes Gewicht. In den Aufzeichnungen des Bernhard von der Marwitz ist antike Strenge und deutsche Gläubigkeit vorbildlich vereint. Das Denkmal dieses Briefbandes „Stirb und Werde" wird späteren Geschlechtern gewiß reineres und aufrechteres Zeugnis von der Haltung deutscher Jugend im Weltkrieg geben als alle nachgeschriebenen „verdichteten" Romane und Berichte, die Literatur bleiben, während hier aus einem der Gesegnetsten seiner Zeit das Leben selber zu den Nachlebenden spricht. Karl Rauch

**Menschen, die Geschichte machen.** Viertausend Jahre Weltgeschichte in Zeit- und Lebensbildern, herausgeg. von P. R. Rohden und G. Ostrogorsky. Drei Bände, mit vielen Bildtafeln. Verlag L. W. Seidel u. Sohn in Wien.
Diese volkstümliche Weltgeschichte in Einzelbildern hat eine ganze Menge von Mitarbeitern, zum Teil Männer von Namen, und hat die Vorteile und Schwächen eines solchen Werkes. Es finden sich einzelne Beiträge, sogar viele von hohem Wert und daneben geringere, und wenn ein fortlaufendes Lesen dadurch schon stilistisch unmöglich wird, so erfreut die Sammlung desto mehr beim Nachschlagen einzelner Namen. Es fehlt nicht an professoralen Drolligkeiten. Der Professor, der für die Darstellung Cäsars achtundeinehalbe Seite zur Verfügung hat, verschwendet Zeile um Zeile an Tertianertiraden wie „Der eherne Name Cäsar gehört zu den klangvollsten der Weltgeschichte, und die fascinierende Persönlichkeit seines Trägers vermag noch zwei Jahrtausende nach ihrem tragischen Ausgang die Geister in ihren Bann zu schlagen . . ." etc. etc. Man lacht und blättert weiter, und freut sich dann mehr und mehr über andre, gediegenere Beiträge, und am Ende ist man mit dem Ganzen zwar keineswegs einverstanden, denn wertvolle und starke Bücher werden nie von Dutzenden geschrieben, aber man anerkennt die Umsicht und Sorgfalt der Gesamtredaktion, und benützt das sehr gut ausgestattete Werk als eine Art von großzügigem Geschichts-Lexikon. Hermann Hesse

**Friedrich Griese / Der Herzog.** Ein biograph. Roman. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg.
Dem mecklenburgischen Herzog Karl Leopold sollte es trotz hoffnungsvollen Ansätzen und weitausgreifenden Plänen nicht gelingen, seinem kleinen, nach dem 30jährigen Kriege völlig verarmten Lande Segen zu bringen und seinem eigenen Wirken ein festes Ziel zu geben. Friedrich Griese, der diesen zwiespältigen, von den Historikern seines Landes nicht sonderlich geschätzten Fürsten in den Mittelpunkt eines Romans stellt, hat sich mit den Problemen und Personen, der Politik und der Religion jener bewegten Jahrzehnte um die Wende des 17. Jahrhunderts kaum weniger herumgeschlagen als

sein Held und leider nicht mit viel besserem Erfolg: Die Figur des Herzogs wird von den an sich gut gesehenen und kraftvoll geschilderten Einzelheiten zu sehr überwuchert, als daß sie überragend und führend das vielfältige Geschehen durchweg beherrschen könnte. So sind z. B. die ersten 90 Seiten des Buches fast ausschließlich seinem Vater und Bruder gewidmet. Auch werden die sehr zahlreichen Episoden durch die gleichförmige chronikale Art der Erzählung nicht eben kurzweiliger, wenn man andererseits auch wieder Grieses Darstellungskunst, die selbst durch langwierige Quellenstudien nicht an Kraft verloren hat, in Kapiteln bewundern muß wie dem von dem Jagdgelage des jugendlichen Herzogs Friedrich Wilhelm mit den Adeligen seines Landes in den endlosen Wäldern der Lewitz oder dem farbigen und derb humorvollen Bericht von der Hochzeit Karl Leopolds mit der Nichte Peters des Großen. An solchen Stellen kann Griese auch seine große Kunst, Landschaft und Handlung zu verflechten, erneut zeigen. So ist dieser „biographische Roman" wohl zwar eine Chronik geworden, aber eine, der man hohen dichterischen Wert nicht wird absprechen können.

A. Fratzscher

**Robert Musil / Der Mann ohne Eigenschaften. Ernst Rowohlt.**
Dieser 1000 Seiten starke Roman ist der erste Teil eines geplanten zweibändigen Werkes. Es ist der Roman der deutschen Ordnung — oder Unordnung. Um das vorauszuschicken, Musil gebraucht alle Begriffe ein wenig anders, als wir es gewohnt sind, wie die moderne Photographie die alte Welt durch überraschende Perspektiven neu entdeckt. Schauplatz: Österreich von 1913/14. Altes zerfällt, Neues will ins Bewußtsein treten und die Menschen dieser Zeit wollen Geschichte erzwingen, Bewegungen durch Systeme hervorrufen. Sie besitzen Ordnung, aber zuviel, sie besitzen Unordnung, aber auch davon zuviel — oder von anderen Blickpunkten aus: sie haben beides zu wenig. Ihr Maß ist zerstört, die Wirklichkeit wird durchlöchert. So kreisen alle Gestalten des Buches um Ordnung — Unordnung, begonnen mit Moosbrugger, dem Frauenmörder, der allmählich einem sanften Wahnsinn verfällt bis zu jenem kleinen General, der Probleme und Ideen in Schlachtordnung, mit vielen Buntstiften markiert, gegeneinander aufmarschieren läßt, um Ordnung in den Zivilverstand zu bringen und erkennen muß, daß vollkommene Ordnung Tod und Erstarrung bedeutet. Und dazwischen der „Mann ohne Eigenschaften" nüchtern leidenschaftlich, sachlich phantastisch, aktivistisch und passiv, unpersönlich und individuell, voll der unordentlichsten Widersprüche, wie nur das Leben selbst sie hervorbringt. M. Wagner

**Heinrich Ernst Kromer / Zigeunerfahrt.** Bachem. 6.70.
Zu den vor einigen Monaten an dieser Stelle besprochenen Vagabundenromanen gehört als Typ des Künsterromans auch Heinrich Ernst Kromers liebenswürdiges Buch „Zigeunerfahrt". Ein Junge, kurz vor dem Abitur stehend, läuft aus der Schule davon, um eigentlich nach Spanien zu wandern. Die Unmöglichkeit dieses Planes sieht er schon nach den ersten 24 Stunden ein, als er in Nacht und Nebel ausreißt aus Angst vor zwei Schweizer Gendarmen, er will nicht per Schub in die Heimat gebracht werden. Die Flucht in die Hauptstadt gelingt und nun beginnt der Kampf um die Existenz. Aber so gegenwärtig nah der Hunger auch immer ist, so mühselig Schneeschippen ist und so schwer Käufer für die Zeichnungen junger Talente zu finden sind, so wirkt doch die Erzählung davon versponnen und abseitig sonderlich. Schnurrige Käuze sind die Gestalten des Buches: der „guteste Egon", der Maler Pellegrini, der kunstliebende Graf, der „baron petomane", der „beinelnde" Antiquar Kistenfeger. Ein ganz eigenartiger, merkwürdig kauziger Humor macht das Liebenswerte an diesem Buche aus.

M. Wagner

**Menzel, Gerhard / Wieviel Liebe braucht der Mensch?** Die Beichte eines leidenschaftlichen Herzens. Roman. Wilh. Gottl. Korn. 4.50. Ich kenne keinen Roman, in dem das Liebesproblem unserer Tage mit dergleichen Unerbittlichkeit und tragischen Schärfe dargestellt und gestaltet worden wäre. Welchen Weg die Auflösung einer nicht mehr gültigen Sittlichkeit genommen hat, wissen Tausende von Frauen, die an der Kälte ihrer plötzlichen Freiheit zugrunde gingen. Doch zugleich wird in dieser Erzählung deutlich, daß nicht dem Manne, sondern der Frau die Aufgabe zufällt, dieses Problem in einer für die Zukunft gültigen Weise zu lösen. So wie ihr Herz das Schlachtfeld wurde, auf

dem die alten Liebesinhalte starben, so werden auch die neuen aus der Leidenschaft und der Widerstandskraft ihres Herzens geboren werden. Frank Thieß

**Weiß, Hansgerhard / Was wird aus Benjamin?** Wege einer Jugend in unserer Zeit. Rainer Wunderlich. 4.50. Ein in jeder Hinsicht positives Buch. Ihm die glühende Freundschaft aller gesunden Jungen zu prophezeien, ist kein Kunststück. Ohne Pathos, aber mit sprudelndem Übermut, den er auch in den äußersten Depressionen nicht verliert, erzählt Benjamin von seinen Wanderungen durch die bunte Qual der Gelegenheitsberufe einer harten Zeit, die keine Ideale kennen will und es dem einzelnen überläßt, sich durchzuschlagen oder zu verkommen. Benjamin schlägt sich durch — und mehr als das: in allen Wirren und Irren versteht er es, seine innere Keuschheit zu bewahren. Da geht ein Mensch seinen Weg entschlossen, kühn, sauber und anständig, wert, der besten Jugend Freund zu sein. Karl Rauch

**Hugo von Hofmannsthal, Romanfragment.**

In den ersten beiden Heften der neuen literarischen Zweimonatsschrift „Corona" (Verlag der Bremer Presse) erschien aus Hofmannsthals Nachlaß das Bruchstück eines unvollendeten Romans, der mir zum Schönsten und Reifsten zu gehören scheint, was der große österreichische Dichter — dessen Werk noch immer viel verkannt oder falsch gedeutet wird und der Nation fern steht — uns geschenkt hat. Nach einer redaktionellen Bemerkung der „Corona" ist das Fragment in den Jahren 1912 und 1913 entstanden und stellt wohl mindestens ein Viertel des damals geplanten Ganzen dar. Der ursprüngliche Titel „Das venezianische Erlebnis des Herrn von N." weicht später den Bezeichnungen „Andreas oder die Verwandelten" und „Andreas oder die Vereinigten". Die mitgeteilte Niederschrift trägt die vorläufigen Überschriften „Die Dame mit dem Hündchen" und „Die wunderbare Freundin"; dazu ist als ein Motto aus Ariost notiert:

„Es hat in unsrer Mitte Zauberer
und Zauberinnen, aber niemand weiß es."

In einem Brief an Hermann Bahr von 1918 (Neue Rundschau, April 1930) spricht Hofmannsthal von einem „Roman, nicht breiten Umfanges, Jugend und Lebenskrise eines jungen Österreichers auf einer Reise über Venedig nach Toskana, im Sterbejahr der Kaiserin Maria Theresia; diese Arbeit seit 1911; wird noch 3 bis 4 Jahre zur Vollendung brauchen." Zeitlich wurde das Werk nach dem Kriege in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verlegt, auch in der Anlage umgestaltet, worüber aber nur unfertige schriftliche Angaben vorliegen. Das jetzt zugänglich gemachte Fragment enthält die Episoden seltsamer Erlebnisse des jungen Andreas Ferschengelder auf seiner Reise nach Venedig: die Betrügereien und Schamlosigkeiten eines widerlichen Menschen von Bediensteten, die unfreiwilligen Rasttage in einem kärntnerischen Gehöft, ein unendlich zartes und keusches Liebeserlebnis zwischen dem Helden und der Tochter seiner dortigen Wirtsleute, die Ankunft in Venedig, seltsame Begegnungen und Abenteuer mit merkwürdigen Menschen venezianischer Familien: schönen und skurrilen, anziehenden, adelsstolzen. Die Schilderung von Andreas' Aufenthalt in dem kärntnerischen Gehöft, die in der Hauptsache den ersten Teil der veröffentlichten Erzählung füllt, ist voll verhaltener Lieblichkeit und vergeistigter Schönheit; die Dinge des Lebens erscheinen in einer unbeschreiblichen, fast legendären Würde, das patriarchalische Leben auf dem Hof ist von einem Schimmer mythischer Hoheit umgeben, den zugleich ihre innere Wahrhaftigkeit und Richtigkeit dokumentiert.

In dieser Erzählung erscheint Hofmannsthals geistige Sphäre ganz rein und in sich gesammelt und verdichtet: die heitere und in sich ruhende Geistigkeit österreichischen Wesens, diese vom Lateinischen und Katholischen her bestimmte Kultur, die im theresianischen Barock ihren bezeichnendsten Ausdruck fand. Die Menschen und die Landschaft dieser Erzählung erscheinen transparent, von einer aus dem Inneren hervorbrechenden leuchtenden Klarheit. Die Abenteuer in Venedig haben etwas Traumhaftes: das Aufdämmern eines Gefühls wird vom kaleidoskopartigen Wechsel der Bilder verstellt und verdeckt. Aus der Erinnerung der Kindheit fließt tiefe Sicherheit des Gefühls zugleich mit der Beunruhigung des schmerzhaften Wachstums. Dieser Wechsel von Duft, Farbe, heiterer Anmut und verspieltem Leid weckt in uns eine

ganz leichte und köstliche Trunkenheit des Gefühls, in der wir wachen Sinnes ein Schönes erleben. All' dies ist auch in der Sprache, die graziös-melancholisch, unter Tränen lächelnd, duftig verschwebend, zauberhaft betörend und klangvoll ist, aber einer verhaltenen Ruhe und Sicherheit im Vortrag nicht entbehrt. Sie ist klassisch im Sinne der klassischen österreichischen Kultur, deren Kette über Raimund und Grillparzer zu Hofmannsthal führt.

Diese reine und schöne Dichtung, die in die stillen Bezirke der Seele hinabführt, trifft mit ihrer zaubrischen Melodie seltsam an unser Ohr, das harter Forderung einer aufgeregten Zeit offen steht. Ich zähle sie dem „ewigen Vorrat" deutscher dichterischer Sprachdenkmäler zu, zu dem wir als einem Kraftquell zurückkehren, um wieder Maß und Ordnung in Dingen der Kunst und des Lebens zu lernen. Vielleicht entschließt sich der Verlag der Bremer Presse, das kostbare Bruchstück in einer Sonderausgabe zu veröffentlichen und so dem Schicksal vieler wertvoller Zeitschriftenschätze zu entreißen.

Martin Kießig

# PANOPTIKUM DES BÜCHERWURM

## BEOBACHTEN VERBOTEN?

Der Fall des Künstlers, der vom Bühnendarsteller zum epischen Schilderer des Lebens aufsteigen oder herabsinken wollte und sich dazu in eine Gebärklinik, in der Maske des Mediziners, eingeschlichen hat, beschäftigt gegenwärtig die Intellektuellen und Moralisten, wobei die ersten ihn verteidigen, die zweiten ihn tadeln. Aber er muß getadelt werden! Er hat die Vermessenheit gehabt, einen Akt zu beobachten, der nicht für die Beobachtung da ist, dem nur die zusehen dürfen, die dabei Hilfe leisten, oder die sich zu Helfern ausbilden wollen. Meist ist es ja der größte Schmerz des unbemittelten Kranken, daß er Lernobjekt sein muß; doch fügt er sich entweder in das Übel, oder er erkennt sein Sträuben als ein Vorurteil und überwindet es. Immer aber in der Voraussetzung, daß er nicht der müßigen Neugier Gegenstand ist.

Wollte der fragliche Nichtmediziner dennoch Augenzeuge einer Geburt werden, so durfte er es nur bei der Mutter seines eigenen Kindes oder bei einer Frau, die darein gewilligt hätte. Die Frau in der Gebärklinik ist hintergangen worden!

Die Intellektuellen, die ihn verteidigen, führen nun ins Treffen, daß die armen Dichter überhaupt von der Beobachtung ausgesperrt seien; überall herrsche nur die Zunft, kein Mysterium wolle man dem Laien offenbaren. Lasse man schon den Geburtsakt beiseite, dessen Kenntnis schließlich aus einschlägiger Literatur erworben werden könne — aber wieso vermöge ein Dichter, der etwa das so charakteristische Lebenselement einer Aufsichtsratssitzung zu schildern Sehnsucht trage, davon Kunde zu geben, wo er sie notorisch nicht erlangen kann? Was Wunder also, wenn unsere zeitgenössische Literatur lebensfern sei!

Oh Musen, wohin seid ihr entschwunden! Einst galt nur der als Dichter, auf dessen Lippen ihr den Tau der sanften Überredung träufeltet, daß er Dinge sah und vernahm, deren kein Zusehender und Zuhörender inne wurde. Tiresias erhielt die Sehergabe erst dann, als sein leibliches Auge blind geworden war. Wer weiß, ob Homer, sollte er auch nicht blind gewesen sein, jemals zugesehen hat, wie ein Vater den Mörder seines Sohnes besucht, bevor er den Gang Priams zu Achill schilderte. Dichter sein, heißt: die Gabe des Leids, der Freude, des Erlebens haben. Hölderlin ließ Griechenland vor uns erstehen, und sein Fuß hat niemals diese Erde betreten. Selbst ein Enzyklopädist wie Jean Paul verwendet das Fachwissen nur zum Aphorismus und Gleichnis. Beobachtungen anzustellen, ist im übrigen niemandem verboten; das Theater des Lebens steht sperrangelweit offen und spielt pausenlos. Was speziell eine Aufsichtsratssitzung betrifft, so gehört zu ihrer Schilderung nur Humor und die Erkenntnis des Schwindels, der aller Handelsgeschäfte und aller Politik Geheimnis ist.

Die heutige Literatur ist freilich lebensfern; aber das kommt daher, daß nur Aufsichtsräte dichten!

Emanuel bin Gorion

# EINE AUSWAHL NEUER BÜCHER

**Zur Beachtung: Die kurzen Anmerkungen nach den Titelangaben halten sich an die Voranzeigen der Verleger / es sind Hinweise / nicht Werturteile. Die angegebenen Preise sind Reichsmark und — wenn nicht anders vermerkt — für Ganzleinenband.**

## Romane und Novellen

Bartsch, Rudolf Hans, Der große und der kleine Klaus. Staackmann. Kart. 4.50. Leinen 6.—. Die Gegensätze von Stadt und Land, der Haß zweier Rivalen, prallen in der Erzählung aufeinander, die voller Spannung ist.

Banks, Paul, Das geduldige Albion. Aus dem Englischen übersetzt von K. Kern. Verlag Der Bücherkreis. 4.80. Ein englischer Sozialist sucht deutschen Gesinnungsgenossen das Verständnis für englische Psychologie zu vermitteln. Das Buch wendet sich ausdrücklich an die deutschen Leser.

Bauer, Josef Maria, Die Nothafften. R. Piper. 5.80. Überzeitliches Geschehen, Drängen der großen Lebensmächte ist in diesem Buch: Ein Epos des Bauernlebens.

Beumelburg, Werner, Der Kuckuck und die zwölf Apostel. Stalling. 5.80. Im Rokoko, das uns Heutige so fern und operettenhaft anmutet, spielt Beumelburgs neuer amüsanter Roman.

Böhlau, Helene, Föhn. Deutsche Verlags-Anst. 5.25. Taumel der Revolution, der Inflation im Voralpenlande, nicht weit von München, Rausch der Jungen, der Halbwüchsigen, bis der Föhn hereinbricht, zerstört und säubert.

Brod, Max, Stefan Rott oder das Jahr der Entscheidung. Zsolnay. Kart. 5.—. Leinen 6.80. Ein Entwicklungsroman, dessen Mittelpunkt Stefan Rott, die Symbolgestalt aller suchenden Jugend ist.

Edschmid, Kasimir, Feine Leute oder die Großen der Erde. Zsolnay. 6.50. Ein Querschnitt durch die große internationale Gesellschaft von heute, ein Sittenbild der „Großen der Erde".

Ettighofer, Gespenster am Toten Mann. Gilde-Verlag. Kart. 3.—. Leinen 4.50. Ein neues Kriegsbuch, das man trotz der vielen vorangegangenen Bücher des Krieges lesen soll, weil es sachlich und ehrlich ist, eindringlich stark und erschütternd zu berichten weiß.

Fechter, Paul, Das wartende Land. Dtsch. Verl.-Anst. 7.50. Eine Jugendgeschichte aus dem deutschen Osten um die Zeit vor fünfzig Jahren.

Fräulein Tschang. Ein chinesisches Mädchen von heute. Roman. Aus dem chines. Original übertragen von Franz Kuhn. Zsolnay. 6.50. Ein moderner chinesischer Liebes- und Gesellschaftsroman.

Frenssen, Gustav, Der brennende Baum. Eine Erzählung. Mit 42 Zeichnungen von A. Paul Weber. G. Grote. Geh. 3.—. Leinen 4.50. In Gestalt einer Chronik aus dem 30jährigen Krieg verdichtet Frenssen die alte menschliche Gegensätzlichkeit im Schicksal eines ungleichen Brüderpaares: Der dem Diesseits Verhaftete und der dem Jenseits Verbundene. Der brennende Baum, als heidnische Sitte eine Gotteslästerung in der höchsten Verzweiflung bedeutend, führt aber gerade die Herzen zu Gott zurück und läßt sie von neuem hoffen.

Goote, Thor, Sie werden auferstehen. E. S. Mittler. Kart. 3.80. Leinen 5.—.

Graf, Oskar Maria, Bolwieser. Roman eines Ehemanns. Drei Masken. 4.80. Mit Humor und Ironie zeichnet Oskar Maria Graf das Leben dieser bayerischen Kleinstadt, den betrogenen Herrn Bolwieser und seine betrügende und schließlich auch betrogene Eheliebste.

Hegeler, Wilhelm, Das Wunder von Belair. Ein moderner Gesellschaftsroman. Hanseat. Verl.-Anst. 5.50.

Heyck, Hans, Der Glückliche. Staackmann. Kart. 4.50. Leinen 6.—. Hervorragend geschildert ist die Demokratie des Marius und die Diktatur Sullas in diesem ausgezeichneten historischen Roman.

Hohlbaum, Robert, König Volk. Roman aus der französischen Revolution. L. Staackmann. Kart. 5.80. Leinen 7.50. Das Wesen der Revolutionen ist in diesem Werk außerordentlich erfaßt. Das Ganze ist eine historische Dichtung, die mit leidenschaftlicher Phantasie und Intensität geschildert ist.

Kästner, Erich, Fabian, die Geschichte eines Moralisten. Dtsch.Verlagsanst. 5.75.

Keller, Paul, Michel, der Rächer. Das venezianische Schloß. Bergstadtverl. 5.50. Ein wildes, abgeschlossenes Volk

lebt in Albanien, wohin uns Keller führt in dieser Erzählung, ein altes Volk, dem die Blutrache heiliges Gesetz ist.

Kolbenheyer, E. G., Reps, die Persönlichkeit. Roman in einer kleinen Stadt. Gg. Müller. 4.50. Humor und Satire — eine neue Seite Kolbenheyers offenbart sich in diesem Buch. Tragikomisch hetzt dieser etwas zu kurz und dick geratene Herr Reps durch die Stadt, hinter der Wirkung seiner Persönlichkeit her — oder ihr voraus.

Kurz, Isolde, Vanadis, der Schicksalsweg einer Frau. Zwei Bücher in einem Band. Rainer Wunderlich, Tüb. Geh. 6.40, Leinen 9,60. Ein Frauenleben, aus der ursprünglichen Bahn gerissen, weil ihm andere Höhen und Tiefen bestimmt waren, findet endlich durch das Opfer seine Erlösung. Ein Frauenschicksal wurde hier fraulich erfühlt und gestaltet.

Lernet-Holenia, Alexander, Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Kiepenheuer. Kart. 2.90, Leinen 3.80. Eine amüsante und unterhaltende Erzählung eines jungen Leutnants, der mit Orden, Braut und happy end belohnt wird.

London, Jack, Kid & Co. Universitas. 4.80. Ein Fortsetzungsband von Alaska Kid, der durchaus abgeschlossen und auch für sich allein verständlich ist. Ein echter Jack London voll Lebensfreude und Humor.

Lorenz, Anna, Ernsthaftes Zwischenspiel. D. V. A. 4.80. Ein „Ernsthaftes Zwischenspiel", wie es in jeder Ehe ausgetragen werden muß, wurde hier mit psychologischer Folgerichtigkeit und warmem Verständnis dargestellt.

Lothar, Ernst, Kleine Freundin. Roman einer Zwölfjährigen. Zsolnay. Geh. 3.40, Leinen 5.80. Tiefe Psychologie führt uns in die Seelengeheimnisse eines kleinen Mädchens, das die Hauptgestalt im Scheidungsprozeß seiner Eltern ist.

Marschall, Josef, Die vermählten Junggesellen. Ein fröhlicher Roman um Haydn. E. Staackmann. Kart 4.—, Leinen 5.—. Ein stimmungsvolles Intermezzo aus dem Leben Haydns ist zu einer heiteren und überraschenden Lustspielhandlung gestaltet.

Michaelis, Karin, Eine Frau macht sich frei. (Gunhilds Reife.) Gust. Kiepenheuer. Brosch. 4.—, Leinen 6.—. Der einsame Weg der Frau aus der Tradition hinaus, der schwer ist, der sie aber befreit und beglückt.

Neumann, Robert, Das Schiff Espérance. Zsolnay. 5.—. Eine unheimliche Nacht auf dem Schiff Espérance. Die Fahrgäste treiben übermütig in karnevalistischer Tollheit — und tief unten im Frachtraum empören sich die dort verstauten 800 chinesischen Kulis.

Presber, Rudolf, Der Konrad und die Paula. D. V. A. 6.—. Die amüsante Erzählung eines Junggesellen, die Presber mit Verständnis und seinem bekannten Humor gestaltet hat.

Renker, Gustav, Symphonie und Jazz. Staackmann. Kart. 4.—, Leinen 5.—. Hier wird die musikalische Auseinandersetzung zwischen zwei Musikern, Vater und Sohn, zum Abbild der Zeit.

Schaeffer, Albrecht, Das Opfertier. Inselverl. 5.—. Ein neuer Band Erzählungen des Dichters, in denen ungewöhnliche Erlebnisse seine Menschen bestimmend beeinflussen.

Schickele, René, Der Wolf in der Hürde. S. Fischer. Kart. 6.50, Leinen 8.—. Der dritte, abschließende Band von Schickeles „Erbe am Rhein". Wie das Schicksal eines Landes zum Sckicksal seiner Menschen wird, wie die Landschaft ihrer Heimat das Bestimmende wird im Bild ihres Charakters — das ist das große Thema seines elsässischen Romans.

Sidgwick, Cecily, Töchter — 1/2 Dutzend. Universitas. Biegsamer Pappbd. 3.60. Ein entzückender humoristischer Roman einer Mutter von sechs Töchtern, von denen fünf in heiratsfähigem Alter sind.

Stegemann, Hermann, Das Kind Eva. D. V. A. 5.50.

Vesper, Vill, Das harte Geschlecht. Hanseat. Verlagsanst. 5.50. Vesper erzählt uns aus nordischer Vorzeit. Grönland und Island werden wieder lebendig mit ihren Sagen und Gestalten.

Waggerl, Karl Heinrich, Schweres Blut. Inselverl. 6.—. Zähe sind diese Bauern der Berge, die im Kampf gegen Naturmächte und gegen die mechanisierenden Einflüsse der modernen Technik liegen und selbst in der Niederlage noch weiterkämpfen. Fern dieser Zeit und ihrem Kampf lebt in dem Buch nur ein alter verträumter Vagabund, der dieses Land und dessen Menschen auf seine Weise liebt.

Wöhrle, Oskar, Jan Hus — der letzte Tag. Historischer Roman. Vlg. der Bücherkreis. 4.80. Ein Querschnitt durch die Epoche der mittelalterlichen Kirche. Im Mittelpunkt steht die ergreifende Todesgeschichte von Hus.

Zindler, Erwin, Fünf Brüder Braderup. Koehler & Amelang. 4.80. Das schwere Schicksal einer niederdeutschen Familie, eigentlich einer deutschen Mutter, deren Mann mitgerissen und zerbrochen wird durch das Schicksal des Sohnes und deren andere vier Söhne im Weltkrieg geopfert werden.

## Biographien, Briefe

Endres, Fritz, Knut Hamsun. Welt und Erde. Rainer Wunderlich, Tübingen. Pappband 1.50. Der Verfasser arbeitet klar heraus, wie sich die Spannung unserer Zeit im Schaffen Hamsuns auswirkt und wie aus ihr gerade die Einheit im Hamsunschen Werk hervorgeht.

Engel, Eduard, Selbstgedachtes. Koehler & Amelang. Geheftet 3.—, Leinen 4.50. Die Ernte eines achtzigjährigen Lebens.

Ford, Henry, Mein Freund Edison. List. Kart. 2.—, Leinen 3.20. Der große Wirtschaftsführer entwirft ein liebe- u. verständnisvolles Bild des großen Erfinders.

Götzfried, Hans Leo, Romain Rolland. Das Weltbild ein Spiegel seiner Werke. Engelhorn. Kart. 4.80, Leinen 6.50.

Hesse, Otto Ernst, Isolde Kurz. Dank an eine Frau. Rainer Wunderlich, Tübingen. Pappbd. 1.50.

Müller-Münster, Eugen, Elisabeth Ney. Koehler & Amelang. 6.80. Das Buch erzählt von dem seltsamen Schicksal der Elisabeth Ney, die nicht nur eine bekannte Bildhauerin ihrer Zeit, sondern auch ein herzlicher und gewinnender Mensch gewesen ist und die mit Montgomery Europa verließ, sich im Texas vergrub und dort erst nach Jahrzehnten ihre Kunst wieder aufnahm.

Die große Szene. Begegnungen in Selbstdarstellungen. Herausgeg. v. Fr. Baumann und K. W. Körner. Rainer Wunderlich. 4.80. Begegnungen großer Menschen, von ihnen selbst berichtet, ein lebendiges, weitgreifendes Buch. Es enthält u. a. „Frau von S . . y und Hölderlin", „Stanley und Livingstone", „Rilke und Rodin", „Stefan Großmann und Jean Jaurès" — dies nur als Beispiele für den großen Lebenskreis des Buches.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06727 1703